

Die Gesellschaft

Michael Georg Conrad, Arthur Seidl







Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

Heft 7. * 1887.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.



für

Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

Jahrgang 1887. Zweites Semester.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abel, Dr. Carl, Gegensinn 919
Alberti, Conrad, Berliner Theaterbriefe 904
Amyntor, Gerhard von, Berliner Künstler: Anton von Werner . . . 580, 645
Berg, Leo, Berliner Theater-Quartal 657
Bierbaum, Otto Julius, Die Gemäldesammlung des Grafen Schack in München 948
Bleibtreu, Karl, Nordlandfahrt zu Björnstjerne Björnson 500
Die Gründung des englischen Geistes 506
Aus meinem Tagebuch 513
Biographisches. Mit dem Bild und Faksimile des Verfassers 546
Aus der Werkstatt 653
Boy-Ed, Ida, Zuletzt gelacht. Eine Skizze aus Vierlanden 740
Büchertisch, Vom 590, 673, 748, 828, 908, 982
Conrad, M. G., Meine Erinnerungen an Carlos von Gagern 599
Die Ungespundeten und die Jesuiten 679
Zur Kritik des Münchener Hoftheaters 732
Die Ungespundeten und das Theater 770
Die Ungespundeten und die Liebe der Dichter 877
Münchener Novitäten-Abende 980
— und L. Willfried, Emanzipations-Sport. Lustspielakt 515
Cristaller, G., Zur vergleichenden Kritik der menschlichen Triebe 709
E. v. Wildenbruchs „Sedan“. Ein modernes Epos 892
Dichter-Album, Unser (mit Beiträgen von Wilhelm Arent, Karl Bleibtreu, Georg Bötticher, Karl Maria Heidt, Franz Held, Anna Klie, Detlev von Liliencron, Hermann Lingg, Heinz Offer, Hans Probst, Heinrich von Reder, J. Scharf, Mathieu Schwann, Alfred Teniers, Günther Walling, Wilhelm Wallath, Ernst Ziel u. a. m.) 542, 624, 700, 798, 888, 927
Doehn, Rudolf, Dr. Friedrich Friedrich. Ein litterarisches Charakterbild . . 899
Flürscheim, Michael, Max Nordaus „wirthschaftliche Lüge“ 825
Friedrich, Friedrich, Eine Geopferte. Novelle 850
Sie wünschen Biographisches? Mit dem Bild und Faksimile des Verfassers . 886

Seite

Fuld, Ludwig, Die persönliche Ehre und ihr Schutz 839

Halbe, Max, Der Totengräber. Episode aus dem Trauerspiel „Ein Emporkömmling" 697

Hammer, Fritz, Die Meininger und die Malerei 715

Hartmann, Eduard von, Das Komische 487, 604

Heiberg, Hermann, Lebenszweck. Novelle 618

Hillebrandt, J., Ein Gefeierter und doch Verschollener? 642

Hoff, Bernhard, Schnee 923

Kohut, Adolf, Günther Walling (Carl Ulrici) 718

Krieger, Heinz, Therese. Eine Alltagsgeschichte 727

Kunwald, Ludwig, Ein Held der Feder und des Schwerts. Lebensgeschichte Carlos von Gagerns 628

Liliencron, Detlev Freiherr von, Zwei Geschichten (Der Narr, der Töpfer) 549

Linde, Dr. A., Über Carl Abels sprachwissenschaftliches Wirken 961

Mauerhof, Emil, Lady Macbeth 816

Redaktions-Post 597, 678, 758, 836, 918, 993

Reder, Heinrich von, Kritische Hochsommerbriefe 785

Stahl, Erich, Münchener Privatkunstsammlungen 590, 747

Steinbach, Emil, Über die Pflichten des Besitzes 934

Suttner, Bertha von, Moderne Geister 759

Suttner, A. G. von, Was man erlebt. Mit den Bildern und Faksimiles von A. G. und Bertha von Suttner 776

Urtheile, Pariser, über unsere Litteratur 594

Walling, Günther, Juana la loca. Ein psychologische Studie 688

Wechsler, Ernst, Karl Bleibtreu. Eine litterarische Studie 559

Willfried, L., Baronin Lillis Philosophie 803

Zapp, Arthur, Berliner Skizzen II. Im Geheimraths-Viertel 665

Zuschriften aus dem Leserkreis 834

Porträts: Karl Bleibtreu, Carlos von Gagern, Günther Walling, A. G. und Bertha von Suttner, Friedrich Friedrich, Carl Abel.





Carl Bleibtreu.



Das Komische.

Von Eduard von Hartmann.
(Groß-Lichterfelde.)

Wenn man dasjenige überschaut, was von der bisherigen Ästhetik für die Untersuchung des Begriffs des Komischen geleistet ist, so zeigt sich, daß selbst über die entscheidenden Punkte noch keine Einigkeit erzielt ist, sondern die Ansichten noch weit auseinandergehen.*) Es dürfte daher nicht überflüssig scheinen, wenn ich in dem Nachstehenden den Versuch mache, dem Inhalt dieses Begriffs näher zu kommen.

Man wird zunächst soviel als das Ergebnis der bisherigen Ästhetik des Komischen als ausgemacht annehmen dürfen, daß das Komische nur da eintritt, wo ein Konflikt besteht, und daß es eine der möglichen Lösungsarten des ästhetischen Konfliktes ist, ähnlich wie das Rührende und Tragische. Jeder Konflikt entspringt aus einem relativ Unvernünftigen: dieses Unvernünftige muß früher oder später zu Tage treten in handgreiflich unlogischen Konsequenzen, insofern ihm nicht durch neue relativ unlogische Zwischenfälle der logisch gradlinige Fortgang der Wirkungen abgeschnitten oder umgebogen wird. Nicht jedes Unvernünftige trägt seine Vernunftwidrigkeit offen an der Stirn, so daß sie jedem sofort erkennbar ist; im Gegenteil ist dieselbe meistens mehr oder weniger versteckt oder verschleiert und muß sich erst an den Konsequenzen offenbaren. Die gedankliche Kritik benutzt die Reflexion dazu, um die logischen Konsequenzen einer Voraussetzung zu ziehen und durch offenbare Vernunftwidrigkeit der letzteren die Vernunftwidrigkeit auch der ersteren fest-

*) Vergl. meine Schrift „Die deutsche Ästhetik seit Kant" (Berlin 1886), zweites Buch, Kap. I 3, „Das Komische", S. 411—434.

zustellen, und nennt dieses Verfahren die Zurückführung auf den Widersinn oder die reductio ad absurdum. In solchen Fällen nun, wo etwas Unvernünftiges seine eigenen Konsequenzen für die unmittelbare Anschauung der Sinne oder der Phantasie zieht, kann man sagen, daß eine intuitive reductio ad absurdum stattfindet, oder daß das Objekt sich selbst ad absurdum führt. Die reductio ad absurdum kann der Entwickelung durch eine Reihe von Konsequenzen entbehren, wenn sie dem Denken oder der Phantasie nur einen einzigen Schritt zu thun übrig läßt, zu diesem aber sie gleichsam zwingt; auf diese Weise kann auch das ruhende Wahrnehmungsbild ohne successive Veränderung oder Bewegung sich selbst ad absurdum führen, indem der, der Phantasie aufgezwungene Schritt der unmittelbaren Konsequenzen als ein in der Wahrnehmung schon enthaltener aufgefaßt wird.

Das Unvernünftige als solches ist nun zwar im Konflikt mit dem Vernünftigen als solchen, aber dies ist ein rein idealer Konflikt; damit ein realer Konflikt zu stande kommt, muß das Unvernünftige entweder in seinem unlogischen Thun mit anderen Individuen kollidieren oder doch mit seinen eigenen reellen Absichten kollidieren, oder beides zugleich. Wenn dasselbe durch die Vernunftwidrigkeit seines Gebahrens mit anderen Individuen in Kollision geräth, so gibt das einen rein äußerlichen Konflikt, der als solcher auch kein innerliches Interesse erweckt; wenn es dagegen durch sein unlogisches Thun mit seinen eigenen Absichten in Kollision kommt, so gibt das einen rein innerlichen Konflikt, der als solcher schwer zur sinnlich anschaulichen Darstellung zu bringen ist. Wenn aber der innere und äußere Konflikt als einander gegenseitig bedingende Konflikte zusammentreffen, wenn der äußere Konflikt aus dem innern folgt und sich in das Innere zurück projiziert, dann ist sowohl die anschauliche Darstellbarkeit als auch die innerliche Teilnahmsfähigkeit gewahrt und alle Bedingnngen zum ästhetischen Eindruck vereinigt.

Das bloß Unvernünftige ist in ästhetischer Hinsicht inhaltlich häßlich. Wenn dasselbe in äußere Konflikte eintritt, und in denselben ad absurdum geführt und in seinen unlogischen Bestrebungen annulliert wird, so liegt darin wohl eine theoretische oder moralische Befriedigung, aber noch keine positive ästhetische Bedeutung. Es mag in ästhetischer Hinsicht weniger unbefriedigend und weniger anstößig sein, wenn das Unlogische in seinen äußeren Folgen sich selbst aufhebt, als wenn es ungebrochen weiter besteht; aber so lange im Zuschauer keine ästhetischen Scheingefühle durch Beteiligung an einem inneren Konflikt erregt werden, so lange bleibt auch der ganze Vorgang ästhetisch gleichgültig, und kann in

der Vorführung der reductio ad absurdum des Unvernünftigen keine Rechtfertigung oder Entschuldigung für die Vorführung des inhaltlich Häßlichen liegen. Die reductio ad absurdum des Unvernünftigen im bloß äußeren Konflikt entwaffnet die Antipathie des vernünftig gearteten Zuschauers gegen das Unvernünftige, sie macht seinen Zorn und seinen Wunsch, dasselbe zu bekämpfen, überflüssig, indem sie ihm zeigt, daß der Weltlauf so eingerichtet ist, daß das Unvernünftige sich früher oder später in seinen Bestrebungen selbst aufhebt; aber diese Beseitigung der Antipathie und des Hasses kann noch nicht die Erweckung von Sympathie ersetzen. Diese kann erst eintreten, wenn der äußere Konflikt die Projektion eines inneren ist und sich samt seinen Folgen in das Innere des unvernünftigen Objekts reflektiert.

Der innere Konflikt besteht nun darin, daß das Individuum vernünftig zu verfahren glaubt und dabei unvernünftig verfährt, also sich in einem Irrtum befindet, in welchem es sein unlogisches Thun oder Verhalten für ein logisches hält. Sofern nun dieser Irrtum nach Maßgabe seiner Verstandeskräfte oder seines Kenntnisbereichs unvermeidlich war, wird der Reflex der äußeren reductio ad absurdum nach innen das Individuum schmerzlich affizieren als ein unverschuldetes Scheitern seiner Bestrebungen infolge unverschuldeter Unzulänglichkeit seiner Leistungsfähigkeit. Dieser Vorgang wird im Zuschauer ohne Zweifel Sympathie erwecken, aber eine unlustige; denn mag auch kein besonderer Schade für das Individuum dabei herausgekommen sein, so ist doch das Scheitern seiner Bestrebungen ebenso unerfreulich, als dessen Grund, nämlich das Unterworfensein unter die Unzulänglichkeit des menschlichen Denk- und Erkenntnisvermögens. Die Gleichgültigkeit des äußeren Vorganges, welche die Vorführung des inhaltlich Häßlichen nicht zu rechtfertigen vermochte, wird nun vermehrt um die Unerquicklichkeit des Mitgefühls mit dem schuldlos in seinen Bestrebungen Gescheiterten und um die Unerquicklichkeit der Erinnerung an die unentrinnbare Irrtumsfähigkeit des beschränkten Geistes; der Gesamteindruck bleibt danach ein inhaltlich häßlicher.

Dieses Resultat wird nur in dem besonderen Falle ein anderes, wenn die Denk- und Erkenntnisfähigkeit des Individuums allerdings hingereicht hätte, den Irrtum zu vermeiden, wofern nur ein ausreichender und vorsorglicher Gebrauch von derselben gemacht worden wäre. Wenn das Individuum den Irrtum sich selbst, nämlich seinem Mangel an Aufmerksamkeit, Vorsicht, Sammlung, Besonnenheit, Überlegung u. s. w. zuzuschreiben hat, dann kann es seine Fahrlässigkeit nicht damit entschuldigen, daß es unter dem allgemeinen Gesetz menschlicher Irrtums-

fähigkeit gestanden habe, dann kann es sich nicht darüber beklagen, wenn es die Folgen seiner Fahrlässigkeit zu tragen hat, und kann für das Scheitern seiner Bestrebungen keine Sympathie mehr in Anspruch nehmen. Wenn die Vernunftwidrigkeit seines Thuns eine selbstverschuldete, wenn auch nur durch Fahrlässigkeit verschuldete, war, so kann es nur heilsam für die künftige Schärfung seiner Aufmerksamkeit und Vorsicht sein, daß sein Thun sich selbst ad absurdum führt, und daß demselben durch seine Konsequenzen die illegitime Maske der vermeintlichen Vernünftigkeit abgerissen wird.

Das Unvernünftige, das nichts dafür kann, ist inhaltlich häßlich; das Unvernünftige, das vernünftig sein könnte und sollte, aber doch unvernünftig ist, und noch dazu sich als vernünftig geberdet und als solches respectirt sein will, ist inhaltlich häßlich in höherer Potenz. Aber während die reductio ad absurdum des ersteren uns ästhetisch gleichgültig läßt, weil sie über ein unverschuldet Verkehrtes wie ein notwendiges, aber doch unverdientes Schicksal hereinbricht, erfüllt diejenige des letzterem uns mit ästhetischer Genugthuung, weil das mit falschen Ansprüchen auftretende auch anders sein könnende sich selbst als ein logisch nicht sein Sollendes und Absurdes entlarvt. Wir haben in solchem Falle zwar nicht Sympathie mit dem Individuum, das ausessen muß, was es sich eingebrockt hat, wohl aber Sympathie mit der Selbstrektifikation, welche es sich vermittelst seiner Verkehrtheit angedeihen läßt; wir empfinden nicht mit ihm die Beschämung, die es über seine Dummheit empfindet, oder doch empfinden sollte, sondern wir freuen uns über die Einrichtung des Weltlaufes, welche es zwingt, sich dieselbe wider Willen selbst angedeihen zu lassen. Wenn z. B. durch die Lüge einer sonst glaubhaften und ernsthaften Persönlichkeit jemand zu einer unbequemen Mühewaltung veranlaßt wird, die sich dann als vergeblich herausstellt, so finden wir, daß solche Lüge, auch wenn sie am 1. April vorgebracht wird, ein schlechter Spaß ist, bei dem „kein Witz ist“, bei dem vielmehr der Spaß aufhört, so lange die Lüge derart war, daß sie dem Geprellten durchaus glaubhaft erscheinen mußte. Der Spaß fängt erst da an, wo die Lüge so beschaffen ist, daß sie bei einiger Aufmerksamkeit und Überlegung hätte als Lüge erkannt werden müssen, so daß nun der Geprellte seinen „Reinfall“ der eigenen fahrlässigen Leichtgläubigkeit zuzuschreiben hat.

Es liegt in der Freude über die unwillkürliche Selbstrektifikation mittelbar auch ein Gefühl der Überlegenheit über den „Hereingefallenen“ und dieses Gefühl der Überlegenheit ist um so stärker, je höher die

Intelligenz des Hereingefallenen im allgemeinen ist; damit ist aber schon gesagt, daß dieses Gefühl der eigenen Überlegenheit ein reaktives Gefühl ist, das sich erst nachträglich einstellt, jedenfalls also nicht zur Erklärung der ästhetischen Lust an diesem Vergang mit herangezogen werden kann. Die Lust an der Selbstaufhebung der fahrlässig verschuldeten Unvernunft ist wesentlich eine Befriedigung des Vernunfttriebes, also sofern man die Vernunft zur intellektuellen Seite der menschlichen Natur rechnen kann, eine intellektuelle Lust zu nennen; die Lust an der eigenen Überlegenheit dagegen ist eine Befriedigung des Ehrgeizes oder der Eitelkeit, also wenn nicht eine moralische, so doch eine praktische Lust zu nennen. Die Lust an der Selbstaufhebung der fahrlässig verschuldeten Unvernunft ist eine objektive, auf die Einrichtung des Weltlaufs bezügliche Lust: die Lust an der eigenen Überlegenheit dagegen eine subjektive, auf die eigene Person bezügliche Lust. Deshalb ist es der ersteren sehr leicht, sich zum ästhetischen Scheingefühl zu läutern und zu verklären, der letzteren sehr schwer, wo nicht unmöglich; die eigentlich ästhetische Lust ist mit der ersteren abgeschlossen, während die letztere einen außerästhetischen Zusatz von realer Lust bildet, der besonders bei realen Vorgängen, seltener bei künstlerischem Schein, zu Tage tritt. Die Lust an der eigenen intellektuellen Überlegenheit ist prinzipiell ebensogut eine Störung der ästhetischen Lust, wie die Beschämung und der Ärger des Hereingefallenen es sind; sie ist nur nicht in gleichem Grade störend und zerstörend für die ästhetische Auffassung und den ästhetischen Genuß, weil sie erstens ein gleich gerichtetes, nicht entgegengesetzt gerichtetes Gefühl (Lust und nicht Unlust), und zweitens ein bei weitem nicht so intensives Gefühl wie diese ist.

Diese eigentliche ästhetische Lust wird nun eine Rechtfertigung für die Vorführung des inhaltlich Häßlichen, das im Unlogischen gegeben ist; wo sie zu der Gleichgültigkeit der äußerlichen Selbstaufhebung hinzutritt und keine unlustige Sympathie mit dem hereingefallenen Individuum ihr entgegenwirkt, da haben wir diejenige Modifikation des Schönen vor uns, welche man das Komische im weiteren Sinne des Wortes zu nennen pflegt. Das Komische und die Lust am Komischen sind ihrem Wesen nach durch die angegebenen Bedingungen erschöpft; der positive Grund des Komischen liegt in der Selbst-reductio ad absurdum der fahrlässig verschuldeten Unvernunft, und nur eine negative Bedingung für die ungestörte Wirksamkeit des Komischen ist es, daß nicht ein Grad von Mitleid im Beschauer Raum gewinnt, der die ästhetische Lust am Komischen beschränkt oder überwiegt. Dazu gehört, daß der etwaige Schaden, durch

welchen der unlogisch Handelnde „klug gemacht" wird, nicht so erheblich sei, um ihm ein nennenswerthes Leid zu bereiten, weil sonst das Mitleid sofort Platz greifen müßte.

Je nach dem Grade der Feinfühligkeit des Zuschauers sowohl als auch des komischen Individuums ist nun aber die Grenze, „wo der Spaß aufhört," sehr verschiebbar; ein rohes Publikum versagt selbst noch solchen Mißhandlungen, von denen der Gebildete sich empört abwendet, sein Mitleid und lacht über dieselben, und ein recht dickfelliger Bursch achtet dieselben Püffe und Prügel für nicht der Rede werth, die ein feiner organisirter höchst schmerzlich und kränkend empfindet. Soll der Eindruck des Komischen für ein feinfühliges Publikum ungestört bleiben, so ist es eine Hauptsache, daß die Geschädigten selbst sich leicht und mit guter Laune über ihren Schaden hinweg setzen; denn wenn man sieht, daß sie selbst kein Leid empfinden, so kann man nicht wohl dem Mitleid Raum geben, auch dann nicht, wenn man selbst den gleichen Schaden als ein sehr schmerzliches Leid empfinden würde. Aber auch ein und derselbe Zuschauer würde je nach seiner Disposition und augenblicklichen Stimmung bald mehr, bald weniger geneigt sein, Mitleid zu empfinden, und demgemäß denselben Vorgang bald bedauernswerth, bald komisch finden. Ja, noch mehr, der Grad der Mitleidserregung hängt wesentlich ab von der Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit des sinnlichen Eindrucks, und es kann deshalb dieselbe Person bei gleicher Stimmung sich an dem dichterisch vermittelten Phantasieschein derselben Handlung als an einem Komischen erfreuen, dessen Wahrnehmungsschein (z. B. in mimischer Darstellung) sein Mitgefühl zu sehr erregen würde, um den Eindruck des Komischen aufkommen zu lassen.

Ähnliche Unterschiede ergeben sich für verschiedene Behandlungsweisen desselben Subjektes innerhalb des Wahrnehmungsscheines oder innerhalb des Phantasiescheines; es liegt in der Hand des Künstlers, die mitleiderregenden Momente hervorzukehren oder in den Schatten zu rücken, während der Kern der Handlung derselbe bleibt. Hiermit ist die Möglichkeit gegeben, denselben Vorgang entweder in rührendem oder in komischem Lichte zu zeigen. Was das Mitleid verstärkt, ist die zeitliche Gegenwart, die räumliche Nähe und sinnliche Lebendigkeit und Farbigkeit des Vordergrundes; soll deshalb ein Vorgang, der an sich mitleiderregend ist, in komischem Lichte gezeigt werden, so muß er in zeitliche, räumliche und vorstellungsmäßige Ferne gerückt und gleichsam durch die Luftperspektive dieser dreifachen Ferne abgeblaßt werden. Beim Augenschein verzichtet man deshalb gern auf die Farbe und bietet das Bild lieber

in abstrakten Umrissen; auf diese Weise wird in grober Holzschnitt-illustration manche Roheit erträglich, die als farbiges Bild ausgeführt unerträglich wäre.

Im Phantasieschein der Dichtung oder der reproduktiven Geschichtsauffassung wird der Blick um so freier, je mehr man die an sich leidvollen und traurigen Vorgänge aus der Vogelperspektive auffaßt; je mehr man sich auf diese Weise der Betrachtung sub specie aeternitatis annähert, desto fähiger wird man dazu, das Komische zu erkennen und zu genießen, das die Individuen, die Geschlechter und die Völker durch ihre Verkehrtheit sich selbst bereiten, und dessen reductio ad absurdum sich meist in Strömen Blutes und in unsäglichem Massenelend vollzieht. Dabei darf man aber nicht zur abstrakt-reflektierenden Gedankenbetrachtung übergehn, denn sonst verschwindet das Komische ebensowie das Furchtbare und Mitleiderregende, sondern man muß innerhalb der anschaulichen ästhetischen Betrachtung stehen bleiben, aber seinen Standpunkt so hoch und seinen Horizont so weit nehmen, daß man der Enge einer gemeinen Theilnahme entrückt ist und die irdischen Dinge gleichsam im Licht der Ewigkeit anschaut. Dies ist nun freilich nicht jedermanns Sache, noch weniger jeder Frau Sache; wer aber dazu fähig ist, die fortlaufende Kette von Thorheit, verkehrtem Verstandesgebrauch, Selbstverblendung und eigensinniger Verbohrtheit in der Geschichte zeitweilig unbeirrt von Mitleid aufzufassen, der wird an der unwillkürlichen reductio ad absurdum, welche überall die schuldvoll Irrenden sich selbst oder ihren Nachkommen bereiten, einen ästhetischen Hochgenuß haben, indem er das Komische dieses Prozesses erfaßt. Zur ästhetischen Feinschmeckerei wird dieser Genuß des geschichtlich Komischen, wo er sich auf die Verkehrtheiten des zeitgenössischen Parteitreibens richtet, die mit besonderer Aufdringlichkeit der Anschauung entgegentreten, während das Unheil, das sie anrichten, sich teils der unmittelbaren Wahrnehmung entzieht, teils in zweifelhaftem oder doch nicht so leicht übersehbarem Kausalzusammenhange mit demselben steht; deshalb tritt hier die Beeinträchtigung der komischen Wirkung durch das Mitleid ganz von selbst in den Schatten, während die Komik des Parteitreibens um so zu befreiender und kathartischer wirkt, je widerwärtiger und wichtigthuerischer dasselbe sich spreizt und der Anschauung aufdrängt.

Die vorstehenden Bemerkungen dürften genügen zum Erweise des Satzes, daß das Komische an sich ganz unabhängig ist von dem Grade des Schadens, durch welchen die reductio ad absurdum des unvernünftigen Strebens sich vollzieht, daß die objektive Kleinheit dieses

Schadens keineswegs ein integrierender Bestandteil im objektiven Wesen des Komischen ist, sondern daß vielmehr nur die subjektive Wirkung des Komischen durch eine Präokkupation der Seele von Seiten des Mitleids beeinträchtigt oder verhindert wird. Sobald das subjektive Zustandekommen eines störenden Grades von Mitleid durch irgend welche innere oder äußere Gründe ausgeschlossen ist, hört auch die Größe des objektiven Schadens oder Leidens auf, ein Hindernis für die komische Wirkung zu sein, wodurch deren objektive Gleichgültigkeit für das Wesen des Komischen an sich klargestellt ist. Nicht Kleinheit des Schadens oder Leides ist ein positiver Faktor des Komischen, sondern die Ausschließung des störenden Mitleids ist eine negative Bedingung der subjektiven komischen Wirkung. Außerdem ist noch zu beachten, daß das Zutagetreten eines Schadens für den verkehrt Handelnden nur eine Art der reductio ad absurdum unter vielen anderen möglichen, daß sie insbesondere auf komische Reden oder symbolische Gesten nicht Anwendung findet und selbst beim Handeln nur da die Verkehrtheit der Absicht herausstellen kann, wo das bewußte Ziel des Handelns der eigene Nutzen oder Vorteil ist, aber nicht wo das Handeln ein aufopferndes Streben für Andre z. B. eine durch Einseitigkeit und Überspannung unvernünftig gewordene Tugend ist.

Wir sahen oben, daß die Selbst-reductio ad absurdum nur in dem Falle aus dem Gebiet des ästhetisch Häßlichen heraus und in dasjenige des ästhetisch Schönen eintritt, wenn das Unlogische im ästhetischen Objekt ein irgendwie selbstverschuldetes ist und bei besserem Gebrauch der zu Gebote stehenden Intelligenz hätte vermieden werden können. Diese Bedingung (von Jean Paul und Vischer in nicht unbedenklicher Ausdrucksweise als das Hinzukommen des subjektiven Kontrastes zum objektiven bezeichnet) scheint nun das Komische auf ein verhältnismäßig enges Gebiet zu begrenzen, nämlich zunächst auf den Kreis der Gattungen und Individuen, deren Intelligenz schon ziemlich hoch entwickelt ist, und innerhalb dieses Kreises wiederum auf diejenigen Fälle, bei welchen das Durchschauen der unlogischen Velleität mit den zu Gebote stehenden Verstandeskräften und Erfahrungskenntnissen möglich ist. In der That ist das wahrhaft und eigentlich Komische auf dieses Gebiet beschränkt, innerhalb dessen das Individuum zur Durchschauung seiner Vernunftwidrigkeit nicht nötig hat, sich vom Zuschauer einen höheren Grad von Intelligenz oder Erfahrungswissen leihen zu lassen, als es wirklich besitzt; nur innerhalb dieses Gebietes sind die Faktoren des Komischen im ästhetischen Objekt als solchen vollständig und ohne künstliche und willkürliche

Hineintragung gegeben. Die Erfahrung zeigt aber, daß das Komische in der ästhetischen Auffassung weit über dieses Gebiet hinausgreift und Grenzprovinzen annektiert, die ihm von Rechts wegen gar nicht zukommen. Dies geschieht dadurch, daß der Zuschauer leihweise eine Intelligenz in das intelligenzlose und einen höheren Grad von Intelligenz in das mit einem geringeren nicht ausreichenden Grade behaftete Objekt hineinträgt und auf diesem Wege ein relativ Unlogisches aus bloßer Naturnotwendigkeit zu einem Unlogischen aus fahrlässiger Verschuldung erhebt. Während die Selbst-reductio ad absurdum des unverschuldet Unlogischen teils ästhetisch gleichgültig teils bedauerlich ist und keinesfalls die inhaltliche Häßlichkeit des unlogischen Objekts wett machen oder deren künstlerische Vorführung und Darstellung rechtfertigen kann, wird das Objekt durch das leihende Hineintragen eines Intelligenzgrades, der seine Vernunftwidrigkeit zur selbst verschuldeten stempelt, in die Sphäre des komisch Schönen emporgehoben, sofern es nur zugleich die unwillkürliche Selbstaufhebung seiner Vernunftwidrigkeit versinnlicht.

So erobert sich die komische Auffassung einen breiten Umkreis, der eigentlich nicht zu ihrem Gebiet gehört, und dringt dabei nicht nur ins niedere Tier- und Pflanzenreich vor, sondern auch in die Sphäre der körperlichen Erscheinung im Menschenreich, welche dem bewußten Wollen wie dem Irrtum gleich entrückt ist. Das Verfahren des leihenden Hineintragens ist dabei kein anderes, als wie es überall stattfindet, wo ein ästhetisches Objekt, das einer niederen Konkretionsstufe des Schönen angehört, durch subjektive Zuthat der ästhetischen Auffassung auf eine höhere Konkretionsstufe emporgehoben wird; ebenso ist der Wunsch nach einer möglichst ästhetischen Ausbeutung der gegebenen Objekte als Motiv des Leihens und die erleichternde physiologische Vorbedingung einer anthropomorphisch-anthropopathischen Anschauungsweise der Völkerkindheit und Einzelkindheit in beiden Fällen gleich. So wichtig es einerseits ist, diese Gebietserweiterung des Komischen durch Leihen eines höhren Intelligenzgrades zu würdigen, ohne welche ein großer und grade der am häufigsten vorkommende Teil des Komischen unerklärlich bliebe, so verkehrt wäre es andererseits, zu verkennen, daß diese in die Dinge erst hineingetragene Komik eine in andern Objekten wirklich liegende zur Voraussetzung hat, daß also das eigentliche Gebiet des vollständig gegebenen Komischen erst da beginnt, wo man dem ästhetischen Objekt nichts zu leihen nötig hat.

Es gehört zum Komischen nicht bloß, daß es unlogisch ist und sich schließlich als solches selbst entlarvt und aufhebt, sondern auch, daß es

sich als ein Logisches geberdet, und sich selbst dafür ausgibt, weil es sich dafür hält. Die bloße Dummheit oder Albernheit, welche völlig sinnlose Verkehrtheiten zu Tage fördert, hat nichts Komisches, weil es ihr an jedem Vorwand gebricht, sich selbst für logisch zu halten, und an jedem Mittel, sich vor anderen für logisch auszugeben. Das bloß Unlogische ist zwar in einem objektiven Konflikt zwischen dem, was es thatsächlich ist, und dem, was es logischer Weise sein sollte; aber es fehlt hier der subjektive Konflikt zwischen dem, was es sein will und zu sein beansprucht und vorgibt, und dem, was es thatsächlich ist. Dieser letztere Konflikt aber ist es erst, für den wir uns ästhetisch interessiren, weil erst aus seiner Lösung die ästhetische Lust entspringt. Der Anspruch auf Vernünftigkeit darf, wenn er nicht ganz und gar haltlos erscheinen sollte, einer gewissen Plausibilität nicht ermangeln; sonst wäre es unverständlich, wie das ästhetische Objekt zu dem Glauben an seine Vernünftigkeit käme, und wie wir dazu kämen, uns auch nur einen Augenblick in irgend welchem Maße dieser Zumutung zu fügen. Je plausibler die Motivation für den Glauben des ästhetischen Objekts an die Vernünftigkeit seines Verhaltens ist, und je versteckter der Irrtum in dieser Begründung liegt, desto schärfer wird der subjektive Konflikt und desto durchschlagender seine Lösung.

Wenn demnach das Komische vollständig sein soll, d. h. alle seine Faktoren lückenlos und ohne Ergänzungsbedürftigkeit durch die Phantasie in sich enthalten soll, so muß es drei Momente in sich schließen, welche sich als drei allerdings blitzschnell aufeinander folgende Perioden in der ästhetischen Auffassung reflektieren. Das erste Moment ist das Objekt in seiner anscheinenden Vernünftigkeit, an die man wenigstens einen Augenblick muß glauben können, um zur vollen Wirkung des Komischen zu gelangen; diese Hingebung des Beschauers an den Anspruch des Objekts auf ausnehmende Vernünftigkeit erfolgt jedoch von vornherein nicht ohne das begleitende Gefühl, daß die Sache nicht geheuer ist, und daß in diesem Anspruch irgend ein Irrtum stecken muß. Dieses Gefühl für die Paradoxie des Objekts, die Ahnung, daß die anscheinende Vernünftigkeit mit einer thatsächlichen Verkehrtheit und Vernunftwidrigkeit des Objektes im inneren Konflikt liegt, diese gefühlsmäßige Ahnung in noch unentwickelter Form hat einerseits etwas Spannendes, weil sie auf eine Entwickelung von Konflikten hinweist, andererseits etwas Unbehagliches, weil der Beschauer der anscheinenden Vernünftigkeit des Objektes trotz der Plausibilität ihrer Motivation kein rechtes Vertrauen zu schenken wagt, und doch außer Stande ist, sich deutliche Rechenschaft darüber zu

geben, warum er das Vertrauen versagt. Das plötzliche Auftreten dieses Gefühls wirkt im ruhigen Fluß der ästhetischen Auffassung als ein Choc, vor dem man stutzt. Ist der Irrtum in der Begründung sehr geschickt versteckt, so daß mehr als ein Augenblick dazu gehört, um von diesem ersten Moment zum zweiten überzugehen, so wird das Stutzen zum Verblüfftsein. Dieses erste Moment ist entschieden unangenehm und erfordert seine Rechtfertigung durch den Fortgang zur Lösung, dem es als spannende Vorbereitung und Relief dient; wer also zu diesen weiteren Momenten fortzuschreiten unfähig oder widerwillig ist, der wird vom Komischen nicht erheitert und erfreut, sondern nur von dessen Paradoxie choquiert und irritiert werden.

Das zweite Moment am Komischen ist das Durchsichtigwerden der Vernunftwidrigkeit und ihres Konfliktes mit der anscheinenden Vernünftigkeit, welche im ersten Moment nur erst geahnt wurden. Dieses Durchsichtigwerden erfolgt plötzlich, wie wenn eine vorher dunkle Gegend durch einen jähen Blitz erleuchtet wird. In diesem zweiten Moment liegt die Bestätigung für das im ersten Moment auftretende dunkle Gefühl des Mißtrauens in die zur Schau getragene Vernünftigkeit, die deutliche Einsicht in den Irrtum, welcher in der Begründung der anscheinenden Vernünftigkeit steckt, und in die ganze Größe des Konfliktes zwischen dem, was das Objekt vorstellen will, und dem, was es ist. Dieses Moment ist auch als der Gegenchoc bezeichnet worden; indessen hebt es das Choquante des ersten Moments nicht auf, sondern bestätigt die Vermutung des in dem Objekte steckenden Widerspruchs, ohne einen Choc anderer Art oder ein zweites Choquantes herbeizubringen. Die blitzartige Plötzlichkeit der Erleuchtung über die widerspruchsvolle Beschaffenheit des Objekts rechtfertigt nicht einmal die Bezeichnung „zweiter Choc“, geschweige denn „Gegenchoc“.

Diese Erleuchtung kommt zu stande durch die Selbst-reductio ad absurdum des Objekts: diese Art der Vermittelung läßt schon hier im zweiten Moment vorausahnen, daß die Selbstvernichtung des Widerspruchs gegeben ist und beugt damit jeder Beunruhigung über den durchschauten Konflikt vor. Aber wie im ersten Moment der Widerspruch nur gefühlsmäßig geahnt wurde, so auch im zweiten Moment die Lösung; denn die reductio ad absurdum kann erst dann als Lösung erfaßt werden, wenn der Konflikt als solcher schon durchschaut ist. Im zweiten Moment aber ist der Konflikt als solcher noch nicht durchschaut, sondern wird es erst; die reductio ad absurdum dient also hier zunächst bloß als Mittel zur Durchschauung des Konflikts, und erst nachdem sie diese

Leistung vollbracht hat, kann sie auch als das, was sie im Verhältnis zu dem durch sie ans Licht gestellten Konflikt ist, d. h. als Lösung in Betracht kommen.

Damit ist aber schon der Übergang zum dritten Moment vollzogen, welches eben darin besteht, daß die Selbst-reductio ad absurdum in der oben erörterten Weise als Lösung des Konfliktes empfunden und genossen wird. Wenn das erste Moment unangenehm war, so ist das zweite von Gefühlen gemischter Art, das dritte von Lust begleitet. Im zweiten Moment tritt nämlich erstens die subjektive Genugthuung hervor, daß das Mißtrauen beim ersten Anblick des anscheinend vernünftigen Objektes wohl begründet war, was aber eigentlich ein außerästhetisches, reales Gefühl aus der befriedigten Eitelkeit vor sich selbst ist; zweitens steigt die im ersten Moment angebahnte Spannung des Konflikts auf ihrem Höhepunkt und erzeugt das Mißfallen an der inhaltlichen Häßlichkeit dieses Widerspruchs; drittens aber wird diesem Mißfallen schon wieder seine Spitze abgebrochen dadurch, daß es die Selbst-reductio ad absurdum ist, welche seine Erkenntnis vermittelt, also die Lösung schon gleich mit gegeben ist. Diese Lösung als solche wird nun im dritten Moment genossen und damit auch die Spannung und das Choquante des ersten Moments überwunden. Das klare Bewußtsein der als Lösung gegebenen Lösung bricht ebenfalls plötzlich und blitzartig hervor, und zwar in dem Augenblick nachher, nachdem vermittelst der Selbst-reductio ad absurdum der widerspruchsvolle Konflikt in seiner ganzen Tragweite erkannt und durchschaut ist.

Die Bewältigung der Bedeutung der Lösung durch das Bewußtsein vollzieht sich aber so, daß das den Prozeß genießende Subjekt von dem nunmehr errichteten Standpunkt wiederholentlich auf die beiden ersten Momente und ihre Aufhebung im dritten zurückblickt, d. h. die anscheinende Vernünftigkeit und Plausibilität des Objekts und seine tatsächliche Absurdität als die Glieder des Konflikts mit der Lösung oder Selbstvernichtung des Unlogischen konfrontiert. Dieser Rückblick vollzieht sich ebenfalls mit blitzartiger Geschwindigkeit und zwar nicht bloß einmal, sondern mehrere Male hintereinander mit abnehmender Intensität. Wie die Entladung der Elektrizität im elektrischen Funken oder Blitz eine einmalige zeitlose zu sein scheint, und doch als eine zeitliche Reihe wiederholter Entladungen von abnehmender Intensität nachgewiesen werden kann, so ist es auch mit dem Rückblick auf die drei Momente und mit deren synthetischer Verknüpfung zum einheitlichen Eindruck des Komischen. Das wiederholte Hin- und Herspringen zwischen dem anscheinend Logischen

und thatsächlich Unlogischen, zwischen dem Widerspruch und seiner Lösung, zwischen Spannung und Entladung, entzieht sich der unmittelbaren Selbstbeobachtung des Bewußtseins und ist nur dadurch zu erhärten, erstens daß die Erinnerung das Vorhandensein jedes einzelnen dieser Momente im Komischen konstatiert, zweitens daß die Reihenfolge dieser Momente logisch bestimmt ist, drittens daß die Synthese derselben als zum Zustandekommen eines einheitlichen Eindrucks unentbehrlich vorausgesetzt werden muß, viertens, daß die Seele bestrebt sein muß, den in der Synthese gehabten Genuß durch rückblickende Wiederholung zu verstärken, bis die Abstumpfung die weitere Wiederholung nicht mehr lohnend erscheinen läßt, und fünftens, daß diese rasche Oscillation zwischen Lust- und Unlustgefühlen im stande ist, die körperliche Begleiterscheinung des Komischen, das Lachen, wenn auch nicht zu erklären, so doch der Erklärbarkeit näher zu rücken.*)

Diese Erklärung wirklich zu liefern, ist nicht Sache der Ästhetik, sondern der Physiologie, so wie umgekehrt die Erklärung des Komischen nicht Sache der Physiologie, sondern der Ästhetik ist. Das ästhetische Problem des Komischen wird durch den Hinweis auf die körperliche Begleiterscheinung des Lachens ebensowenig gefördert wie das ästhetische Problem des Rührenden durch den Hinweis auf die körperliche Begleiterscheinung des Weinens. Vor einer Vermengung der physiologischen und ästhetischen Probleme und vor Grenzübergriffen der verschiedenen Wissenschaften in einander kann im Interesse der Klarheit der Begriffe nicht dringend genug gewarnt werden. Wohl aber kann man von der Ästhetik und der Physiologie erwarten, daß sie einander in die Hände arbeiten. Was die Physiologie von der Ästhetik erwartet und braucht, ist der Nachweis einer oscillatorischen Bewegung der Vorstellung und des Gefühls, eines raschen Hin- und Herspringens zwischen Gegensätzen, damit der psychische Reiz des komischen Eindrucks dem physiologischen Nervenreiz des Kitzels angenähert werde. Diesem Anspruch ist die deutsche Ästhetik bereits durch Jean Paul gerecht geworden, wenn auch die Glieder des Gegensatzes, zwischen denen die Vorstellung hin- und herspringt, sowohl bei ihm, als auch bei seinen Nachfolgern noch nicht ganz richtig und nicht genau genug bestimmt worden sind. (Schluß folgt.)

*) Vergl. die Schrift von Ewald Hecker: „Zur Physiologie des Lachens und des Komischen".



Nordlandfahrt zu Björnstjerne Björnson.

Von Karl Bleibtreu.
(Charlottenburg.)

Wir kappten in der Frühe die Seile. Bald nachdem wir die Anker gelichtet, glitten St. Paulis Mastenwälder hinter uns weg und Leuchttürme tauchten bald empor.

Die Elbe warf schon bei Kuxhaven Wellen. Das Wasser trug jene schmutziggelbe Färbung, die es nach aufwühlender Erregung wie eine Art maritimer Gelbsucht zu bewahren pflegt. Verdrießlich und mürrisch starrte die Nordsee uns an, als wir jenseits der roten Flaggentonnen, einige Stunden hinter Helgoland, endlich das offene Meer erreichten. Die Feldstühle fielen um, die Maschine stampfte gefährlich, die salzig bittern Seufzer der Meersirenen dunsteten über Bord. Doch die Wasserhölle beruhigte sich zusehends, ein heitrer Abend brach herein.

Immer vorwärts in der blauen Einsamkeit. Auf Schaum gewiegt, von Träumen geschaukelt, spinnt die Seele sich ein, in der es märchenstill wird in dem Einerlei der Meeresruhe.

Selbst die alte Jungfer aus Stavanger zankt nicht mehr mit ihrem Freund, dem Herrn Kapitän, und dieser schweigt noch beredter wie gewöhnlich. Der Handelsagent aus Altona trinkt unmenschlich viel Toddy, um seinem rührigen Mundwerk eine Ersatzbeschäftigung zu bieten, denn zu schwatzen wagt er nicht recht. So majestätisch dröhnt der hörbar lautlose Psalm, der feierlich zum Himmel emporsteigt. Ein einziges Gebet scheint rings der Hauch des Alls. Der Weltengeist schwebt über den Wassern. —

Die bewegte See erschien nach Nord, Süd und Ost in einförmige Bleifarbe getaucht. Im Westen aber glitt ein silberiger Lichtstreif über die öden Wasser hin und brandete mit der durchsägten Woge an den Schiffsbord, den er warm bemalte. Es war, als wolle er das einsame Schiff, dem auch nicht das kleinste Segel am unermeßlichen Horizonte grüßend winkte, gleichsam verbinden mit einer lichteren Welt — wo aus den smaragdgrünen und azurblauen Durchblicken des dunstfleckigen Äthers ein sanfter Strahlenregen herabrieselte.

Einen Teppich goldener Fäden breitete die westliche Sonne vor sich her, die in einem gelben Fluidum langsam verschwimmend wie ein güldnes Heiligenbild über dem Wasserspiegel hing — mit einem Nimbus umwoben von unerträglichem Glanz. Die Strahlen spielten in der flüssigen Tiefe wie Goldfischchen hin und her — bis auf einmal der Sonnen-

ball zu einer roten Scheibe einschrumpfte und endlich wie ein flimmernder Glühwurm erlosch.

Die erste Nacht auf See in beklemmender Wasserwüste ängstigt stets die ungewohnte Brust. Alles sonnige Grün des Lebens scheint zu versinken, alle Schatten verschollener Leiden quellen aus dem Hades empor und geben unserm Kiel Geleit als nächtige Schatten. Man fühlt sich sturmverschlagen.

Der kraftstrotzende überfütterte Holsteiner, der aussah, als sei die Seele von tausend verspeisten Ochsen und Hämmeln in ihn gefahren, mochte gut versichern, daß er jährlich zehnmal hin und herfahre auf der berüchtigtigten Seeroute Hamburg-Christiania. Schon bei der Mittagstafel hatte er uns durch seinen urwüchsigen Appetit nicht mehr zur Nacheiferung anspornen dürfen. Jetzt lag er wie ein Erschlagener in seiner Koje. Auch der gelehrte Bremenser, der prahlte, daß er als echter Sohn des Meeres wider alle Neptunische Tücke gefeit sei, brachte schon lang dem Poseidon beträchtliche Opfergaben.

Es schaukelte etwas, die See ging hoch. Ich aber, am Steuerbord auf ein Pack Taue hingelagert, plauderte gemütlich mit meiner Zigarre von alten stürmischen Fahrten, wo der Wind rauher pfiff als heut und meine Seele hochging in dunkeln Wogen, die jetzt gleichgültig ermattet. Die scharfe Kühlung drang durch mein Plaid, durchsiebte meine Haare und wusch mir die Augen klar. O welche Frische, welche stählende Reinheit! Wenn das taktmäßige Aufrauschen der zurückgeschleuderten Wogen, die der Kiel durchschneidet, durch die Nacht ertönt, dann braust eine ungeahnte Kraft in meinem Innern empor. —

Der Mond ging auf. Er hatte eine karmoisinrote Färbung, welche sich allmählich ins Violette, dann ins Safrangelbe, dann ins Olivenfarbige verlor, bis er auf einmal in gespenstiger Helle weiß und voll auf seinen Wolkenthron emporstieg. Aber eine breite Schattenwand türmte sich langsam am Horizont entlang. In der Ferne huschte über die gekräuselten Wogen, dort wo sie genau unter der Leuchtwirkung des Gestirns zu ruhen schienen, ein spukhafter Glast dahin und zirkelte einen runden Strahlenkreis, der in rastloser Bewegung sich um sich selber drehte. Es war, als ob die Meerjungfrauen vor ihrem leuchtenden Herrscher mit silbernen Füßen in verwirrend hurtigem Reigen tanzten.

Das Meer holte voll und tief Atem und sang in mächtigen Rhythmen.

O allgewaltig harmonisches Brausen, o Wiederhall der ewigrollenden Sphären! Eine frische Brise fährt durch meine Seele, die mir den Hut

vom Kopfe reißt und die Haare zerwühlt, und fegt allen Alltagsstaub von hinnen. Sanft schläft sich's in der engen Koje, wie ein Kind in der Wiege geschaukelt von der alten greisen Amme mit dem grauen Wellenhaar. Und sanft erwacht sich's, wie wir einlaufen in die Bai von Christiansand, die uns endlich empfängt nach so langer Irrfahrt. Das Wappen Norwegens weht in Lüften, wir betreten wieder den Boden des alten Norge, der Vikingsheimat. Und dann steuern wir wieder drauf los, erst die Küste entlang, dann ins Skagerak hinein, wo meist kein Fleckchen Land zu entdecken und die Flut tückischer stößt, als draußen in der offnen See.

Die Schären reihten sich im Mittagsschein aneinander. Ihre glatten nackten Wände strahlten wie Brennspiegel und die weißen Schwingen der Möven, die dort nisteten oder auf den Kämmen der Brandung sich schaukelten, blitzten in stäubenden Funken. Kieferbewachsene Kuppen krönten die Ufer; sie stiegen terassenförmig auf und nieder, wie eine höhere Fortsetzung der auf und ab rollenden Meereswogen. Über dem Allen schwebte ein seliger Friede mit säuselndem rosigem Fittich dahin.

Im Hafen lag Schiff an Schiff. Auch solche, die Havarie gelitten. Aus den alten runzeligen Häusern lugten hübsche Frauenköpfe. In grünangestrichenen Booten fuhren junge Mädchen, allein, kräftig mit den Rudern ausholend und ihre breiten gelben Strohhüte hebend und senkend. In der Ferne sah es aus, als schwämmen Butterblumen auf dem Wasser.

Aber bald verloren wir die Küsten aus dem Auge und das breite Skagerak versetzt uns wieder ins alte Einerlei grenzenloser Einsamkeit zurück. Die Mannschaft kommt in Bewegung, der Kapitän schneidet ein finstres Gesicht und beantwortet meine Frage, ob e r denn wirklich heraufziehe, mit einem kalten Blick seiner wasserblauen Fischaugen und einem süßlichen Zuspitzen seiner schwermütigen Lippen: „Ja wohl!“ Er — das soll nämlich heißen: der N e b e l.

Alles veränderte sich. Ein plötzlich auftauchender Dunst, der wie die weiße Kapuze eines Troll über das Skagerak hinflatterte, kroch bäuchlings über die Flut und verwischte Nähe und Ferne. Das Schiff verlangsamte sein Tempo, wie ein Roß aus scharfem Galopp sich zum Trapp mäßigt und endlich sogar in Schritt verfällt. Lange Minuten hindurch, wo der Nebel uns völlig rings umschlossen hielt, stoppte der Dampfer gänzlich und tastete sich Schritt vor Schritt, Kiellänge für Kiellänge, durch den Dunstkreis. Dazu das Schrillen der Kapitänspfeife, das Läuten der Nebelglocke, die Pfiffe der Dampfmaschine, alles um

etwaige Schiffe aus unserer Nähe fortzuwarnen. Doch die Gefahr, die der Seemann hundertmal mehr fürchtet als den Orkan, ging vorüber. Der Nebel fiel mehr und mehr, verzog sich und wich hinter uns zurück. So jäh und in so undurchdringlicher Masse tritt er selten auf, außer in diesen norwegischen Gewässern.

Schon legten wir in Arendal an, wo sommerliche Luft die hügeligen Gassen mit traulichem Schimmer übergoß. Der frische Geruch aufgestapelten Holzes mischte sich dem feinen Salzgeruch des Fyords. Wir drangen in eine Konditorei ein, wo die Ladenjungfer am Klavier saß und eine Sonate spielte — ein rechtes Bild für die beschäftigungslose Behäbigkeit einer Stadt, die keinen Bettler und lauter wohlhabende Bürger zählt. In einem „Buch der Sehenswürdigkeiten" blätternd, stießen uns sofort die Porträts Ibsens, Wergelands und des gewaltigen nordischen Tör, Meister Björnsons, auf. Glückliches harmloses Völkchen, das noch Zeit hat, an seine großen Dichter zu denken! —

Acht Jahre sah ich nun den Hochlandriesen nicht, dessen Schöpfungen wie Bergrutsche und Lawinen herniederdonnern. Das Genie begreift man wie die Alpen am besten aus der Ferne. In der Nähe verliert man den Überblick, sieht nur unförmliche Felsklumpen voll Schnee und Eis.

Ein frostiger Frühmorgen sah uns in Christiania (abgekürzt für den Kundigen: „Xania") landen. Gott grüß, breite freundliche Carl Johannsgade, wir kennen uns wieder. —

In Norwegen erinnern die Einrichtungen, Verkehrsmittel, offiziellen Uniformen weit mehr an England-Amerika, als an Deutschland. Auch die Eisenbahn, mit der ich dem Mjösensee ins Innere des Landes entgegenfliege. In Hamar endet dieses Bahngeleise und zweigt sich von da nach Drontheim ab. Während die anderen umsteigen, überlege ich, ob ich bis morgen auf Ankunft des Dampfers, an den ich Anschluß versäumt habe, hier warten soll. Nein, ich werde den Mjösensee entlang mit Skyds, den altvertrauten zweirädrigen Carriolen, nach Lillehammer fahren. Ein freundlicher Norweger, hilfsbereit wie sie alle, führt mich zu einem Wagenbesitzer. Dieser rothaarige sommersprossige Bauer mit echtnordischem hartlistigem Ausdruck verlangt einen ziemlich hohen Preis, aber es scheint wirklich eine endlose Strecke. Um 5 Uhr Nachmittag starten wir und erst um 2 Uhr Nachts sollen wir in Lillehammer anlangen. Das Pferd sieht kräftig aus und hat gut gefuttert. Wir preschen los.

O namenloses Hochgefühl ungebundener Freiheit, so hinzutraben

thalauf thalab durch Halde und Forst, in immer tieferer Einsamkeit! Hier und da grüßt zu Seiten des Weges eine Hütte, karmoisinrot angestrichen, wie alle Blockhäuser im nordischen Hochland. Das Gehölz wird spärlicher. Manchmal reckt sich nur eine hohe Tanne an steiler Felswand aus wildem Geröll, wie ein großer Gedanke, alle Trümmer überlebend, sich in verwüsteter Seele erhebt. Die letzten Strahlen der Sonne spielen durchs hohe Riedgras und, von goldigen Lichtern überzittert, schaukeln sich die Halme im leisen Wind.

Ja, der Fjord begleitet unsere endlose Fahrt. Unablässig sehen wir durchs struppige Ufergebüsch sein glänzendes Auge auf uns gerichtet. Wir hemmen etwas die allzu scharfe Gangart des Rosses. Es wird immer stiller, immer dunkler. Nur weiße Wölkchen darüber und silberne Sterne.

Um 11 Uhr Nachts hielten wir vor einer Skydsstation, um noch etwas Abendbrot aufzutreiben. Es gab uralten Schinken, der wie steinharter Bärenschinken, also wie getrocknete Schuhsohle, schmeckte; Eier von zweifelhafter Frische, für die man einen verbogenen Kupferlöffel mit einer Rinde von vorsündfluthlichem Schmutz erhielt; vorzügliche Milch und ranzigen Käse von rötlicher Farbe und süßlichem Geschmack, wie man ihn nur im Norwegischen Hochland findet. Der Skydsvorsteher und mein Führer unterhielten sich über die Verrücktheit des Engländers, der mit Skyds das ganze Mjösen-Ufer abrase. Sie wunderten sich baß, als ich in das Stationsbuch meine deutsche Herkunft einschrieb. Aber nur weiter, weiter! Immer hinein in die ahnungsvoll dämmerige Nacht!

Tausend Erinnerungen quirlen durch mein Hirn, während mein Auge das Mähnenflattern des rüstigen Rosses verfolgt.

Um halb zwei Uhr Nachts — es wurde schudderig kalt — hielt der Wagenlenker plötzlich die Zügel an und erklärte, daß wir unmöglich bis zum Morgen nach Lillehammer gelangen könnten; das Pferd sei zu erschöpft. Wir machten also zu Gjövik vor der nächsten Skydsstation Halt und klopften die Leute aus dem Schlaf. Ich erhielt wirklich ein uraltes Himmelbett und versank in unruhigen Schlaf. Die Fremdenstube roch nach Farbe, ich mußte daher bei offenem Fenster schlafen und draußen rauschte ununterbrochen ein schelmischer Elv (Thalfluß.) Um 6 Uhr in der Frühe erschien nach nordischer Sitte die dicke Wirtsmagd vor meinem fürstlichen Lager mit starkem Kaffee und warmem frischgebadenem Spritzkuchen. Bald hockte ich wieder auf der Karriole. Diesmal aber führte das Söhnchen des Wirts als Skydsbub die Zügel und



plauderte unverdrossen in den lichten Morgen hinein, selbst ein kleiner Morgenelf mit rosigen Bäckchen und wasserblauen Augen. Wir fuhren fröhlich hindann.

Um Mittag langten wir wirklich in Lillehammer an, mit einem Hunger erster Güte. Dort auf der Plattform des Hotels hoch oben die Thäler des Mjösenfyords überschauend, genoß ich die letzten Stunden des Tages mit unsäglichem Wohlgefühl.

Tausend Sonnenpünktchen flimmerten über der spiegelglatten blauen Fläche des Sees. Doch die Schatten stiegen von den Bergen tiefer und tiefer, bis sie den Wasserspiegel berührten. Das schäumende Wehr glitzerte wie flüssiges Silber, Wiesen und Haferfelder in grellem Grün und Gelb. Meilenweit schlangen sich die Höfe, so schmuck und zierlich, als wären sie buntlakirte Papphäuschen aus einer Spielzeugschachtel. Und dann überlief den See plötzlich eine tiefgrüne Färbung, aus der sich nur in lichtem Grunde die abgespiegelten Waldwipfel abhoben. Die Berge in der Ferne tauchten sich in Violett und Dunkelblau. Ununterbrochen brauste das Wehr durch die schweigende Waldesnacht. Der spitze grellschwarze Schieferthurm der alten Kirche, der in der Abendröte silbergrau geschillert, ragte jetzt mit kalter Schärfe in die durchsichtige Dämmerluft, während das stumpfe Ziegelrot des Kirchenrumpfes sich zu blassem Rosa abtönte.

Heidi, schon wieder traben, traben in die junge Sonne hinein! Nach Gausdal zu Björnsons Hof Aulestad.

Wie mein Rößlein wiehernd die Mähne schüttelt und wie ich jodele vor eitel Pläsir am Gefühl des Lebens! Abgewaschen, weggepustet aller Staub und Schmutz des Weltgetriebes in dieser Urnatur!

Am Wege schritt ein Mädel im Nationalkostüm vorüber: mit rotem viereckig ausgeschnittenen Mieder, weißem Unterkleid, geblümtem Hemd, geflochtenen Zöpfen, metallenem Brustschmuck und hoher Sammetmütze. In ihren großen blauen Augen liegt eine Welt sehnsüchtiger Fragen.

Ach, wenn man nur Zeit und Geld hätte, hier ewig umherzustreifen! Wie, Zeit und Geld, bedarf es dessen? Könnte man doch alles, alles abthun, was uns fesselt an den Pferch der Gesellschaft, und hier als schlichter Tagelöhner sein Brot verdienen, wie Burns hinter dem Pfluge herschreiten über die dampfende Wiese! Welch ein elendes Leben führen wir Städter, wir Kulturfexen, wir Schneidergesellen der Feder! Wozu das alles, wozu auch das Schreiben, statt sich auszusingen in die freie Luft, unbekümmert ob die Welt es höre! Gesund sein und leben, leben und lieben, — das sind die höchsten Güter, wenn

man sie zu genießen weiß — Gold, Macht und Ruhm schmälern und verbittern nur dies stille Genügen. — Ha, da — ein weißes Haus, eine hölzerne Veranda, eine breitschultrige hohe Gestalt, die mit dem Taschentuch winkt, allein . . Hurrah, Björnson!

Die Gründung des englischen Geistes.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

I.

„Horch, hört ihr den rauschenden Regen, den wilden Orkan,
Und hört ihr das Krachen der Eichen in Sturmeswut?
Und seht ihr das Land überströmt von der wogenden Flut?
Und seht ihr zerrüttet des Himmels unendlichen Plan?
Und seht ihr die Sonne entrückt ihrer luftigen Bahn,
Und seht ihr im wirren Gedräng der Gestirne Heer?
Verachtet ihr Gottes Geheiß in unseligem Wahn,
Und sehet ihr furchtbar das Ende der Tage nicht nah'n?"

Also ertönte das Bardenlied des Gruffud ab yr Enad Coch in erschütterndem Weh, als der letzte Fürst der Walliser, Llywelyn, den Heldentod starb auf der Walstatt von Buellt. Die alten Briten, die unter Karaktakus den Legionen Roms die nackte Brust entgegenwarfen, irrten flüchtig in den Gebirgen. Aber nur zu bald sollte ein gleiches Los ihre Unterdrücker, die schönhaarigen Sachsen, vernichten. Auch diese ehrten ihre Barden, welche sie Skopas (Schöpfer) benamsten, und brachten aus ihrer jütischen Heimat altnordische Epen wie den Beowulf. Weder die britische noch die angelsächsische haben das Geringste mit der englischen Litteratur zu schaffen, und wir übergehen sie daher vollständig, da nur die Philologie an diesen Denkmalen einer untergegangenen Kultur ihren Scharfsinn erproben mag.

II.

Es war am 14. Oktober anno domini 1066, am Tage vor St. Calixtus, als an der Küste Englands das Getöse einer Landung sich erhob. Indes man die Boote und Taue niederließ und anrannte mit dem Kiel und die Anker warf, schritt der Führer der Flotte durch die Brandung ans Land. Dabei strauchelte er und fiel. Aber da sein

Gefolge stutzte vor dem bösen Omen, rief er beherzt: „So küß ich meines Reiches Boden und fasse dich mit beiden Händen, Engelland!“ Da erscholl weithin begeisterter Heilruf: „Ha Rou, ha Notre Dame!“

Nie sah wohl bis dahin diese Insel solch Rüstzeug, nimmer ein Feldherr solch glänzendes Heer unter seinem Panier. 78000 Gerüstete ergab die Musterrolle. Hunderte von Bannern und Lanzenfähnlein mischten sich den bunten Wimpeln der Maste, tausend Hörner und Trompeten dem Befehlwort der Matrosen. Von den Spitzen zahlloser Speere spielte der Sonne Schimmer über die blanke Schildburg hin. Wohl lachte sie fröhlich auf die Blume christlicher Ritterschaft. Da waren sie alle, die Harste von Maine und Anjou, Poitou und Bretagne, die Freiwilligen aus Flandern, Aquitanien und Languedoc. Welch ein Kreuzzug hatte sich gesammelt in der Normandie! Jeder Port in Neustria war geschäftig von schreckbarem Leben; in jedem Wald fällte die Axt Planken der Schiffe, auf jedem Ambos formten sich zahllose Helme

Und der Heilige Vater in Rom sandte selbst Wilhelm dem Normannen die Bulle, die den Sachsenkönig Harold exkommunizierte, und das Banner der Kirche, geheiligt vom Erben der Apostel.. Wer konnte jetzt von Wilhelms Sache weichen! Wer seinen Lehnsherrn verläßt, ist nur ein Feigling; wer der Kirche Gebot nicht ehrt, ein Apostat. So spie denn jedes Drachenboot seine Mannschaft aus. Schon ehe sie erobert, waren die schönen Felder Englands von Wilhelm in normännische Lehen abgeteilt. Daher hatte dieser wohl recht, wenn er scherzte: Harold habe gar nicht die Geistesstärke, das Geringste von dem zu versprechen, was ihm (Wilhelm) gehöre; er hingegen habe das Recht zu versprechen, was Harold gehört: da müsse der wohl Sieger sein, der wegschenkt sowohl was ihm selbst als was dem Feinde gehört.

Mittlerweile rückte der Sachsenkönig mit Macht heran. So blies man denn zum Aufbruch und entfaltete die Banner. Die biederen Krieger des Kreuzes begrüßten mit ernsten Hymnen die Ketzerhunde. An der Vorhut aber sang der normännische Hofminstrel Taillefer die alten Mären von Roland und Charlemagne und den Toten, die ewig lebend zu Ronceswall gefallen.

Bei Tagesanbruch verlasen die ehrwürdigen Bischöfe von Bec, Coutance und Bayeux die Messe und segneten die Heerscharen. Der demütige Kirchenhirt Lanfranc von Canterbury zog gerüstet in den Reihen, das Kreuz in der Hand. Fußvolk und Bogner bildeten die ersten Treffen. Dahinter folgte der Kern der Reiterei, diese Reisigen, wo jeder Reiter ein Ritter, jeder Führer ein Prinz, die Crême der normännischen Rasse,

dieser Rasse der Rassen. All die alten Namen, die einst das Baltische Meer mit Schrecken füllten, die Söhne Rous wollten Wunder verrichten unter dem Sohne Robert des Teufels. Das Kirchenbanner, das Gonfannon, sollte wehen, ehe die zweite Sonne sank, über die Brauen eines Königs. Mit bloßem Haupt zog er ins Gefecht, auf daß jeder Feigling sein Antlitz schaue — er Wilhelm der Norman, Graf von Rouen in der Falle, Herzog der Normannen im Feld und Antwart aller Reiche von Anglia. Was er gewann, sollten sie alle teilen. Darum war jeder entschlossen, sein Bestes zu fechten — kein Rückzug, kein Pardon! Durch den Sieg winkten Rache, Ruhm, Ehren, Land und Beute. Vor ihnen der Feind, hinter ihnen der Ozean. Nicht sollten die Stammesbrüder, die unter Robert Guiscard gefochten, sie beschämen — hier winkte ja ein noch reicheres Sizilien.

Endlich mußte das Normannentum doch eine Heimat finden. Das Schiff war früher sein Haus. So wanderte dieser Stamm dahin wie ein rastloser Ahasver des Meeres, überall eingenistet und doch nirgends daheim. Wo's zu rauben gab, da mochte er Hütten bauen. Von Cypern bis Island keine Insel, die nicht gebrandschatzt von wilder Vikinggier. Auch den Rhein fuhren sie hinunter auf ihren Booten — da kam der Kaiser Arnulf und zerbrach ihre Fischbeinbogen in der Schlacht bei Löwen. Und soeben noch hatten sie's gewagt, den Humber hinaufzufahren ins Reich der Angeln — das war König Harold Hardrada, genannt der Harte, Norwegens Riesenkönig. Aber er traf auf Härteres, auf sächsische Eichenherzen. Auf seine Frage, wieviel Land man ihm einräumen wolle, donnerte ihm ein anderer Harold die Antwort entgegen: „Sechs Fuß englischer Erde, oder, da du höher denn Menschenmaß, sieben Fuß.“ Und Harold der Sachse fiel über sie auf der Haide von Stanford, und zertrat ihr Rabenbanner „Land-Eida“, was da heißet „Weltverwüster“. Aber Harold Hardrada hatte fallend als Leiche noch den Boden in Besitz genommen für andere Normannen, die ihm folgen sollten. Von Süden her schwamm ein Löwe heran aus dem Hafen von Cherbourg und Harfleur. Das war jenes französische Normannentum, das später auch in den Kreuzzügen seine Abenteuerlust austobte und selbst die asiatischen Gestade des Mittelmeers mit einem Kranz von Raubburgen umgürtete — eine unersättlich Europa umringelnde Midgardschlange. Welteroberer von Gottes Gnaden, erfüllte dieser Seekönigsstamm eine hohe weltgeschichtliche Mission. Wie er dem Morgenland die spätere Renaissance-Kultur für Europa abrang, so war er auch bestimmt, bei Hastings ein Grenzmal der Geschichte zu setzen, mit Blut

begossen wie ein Opferstein, das noch heut als ein Wendepunkt der Weltgeschichte gelten darf.

Einer gegen vier wagte Harold der Sachse mit seinem Bauernheer die Schlacht. Der englische Adel hatte den Basileus der Briten in der Stunde der Gefahr verlassen, nur die freien Sachsen hielten zum König ihrer Wahl. Dem Adel aller Länder, dem die anglische Freiheit längst ein Dorn im Auge, bot der Volkskönig Trutz mit seinen Blondköpfen, unter das Banner Hengists und Horsas mit dem weißen Roß im Wappen geschart.

Ob die Posaunen der Normannen auch dröhnten, als wollten sie die sächsische Wagenburg wie Jerichomauern wegfegen vom heimischen Boden, so schnitt die Phalanx der sächsischen Äxte doch tapfer durch der Feinde Herz, bis der Feinde Übermacht sie erdrückte. Hoch schwirrte die Keule Wilhelm des Eroberers, hoch glänzte das Goldkreuz in den Händen des Bischofs Lanfranc, aber noch verderblicher sauste die Axt des heldenhaften Sachsenkönigs, vor der die stolzesten Paladine zu Boden rollten. Da flog es herab, das gefiederte Geschoß, hinein in sein furchtloses Auge. Da stürzten von beiden Seiten Verzweiflung und Siegesfreude ins Gefecht, und ehe man die Leiche berührt, war sie turmhoch bedeckt von gefallenen Recken.

Aber mit dem letzten Sachsenherrscher fiel nicht das Sachsentum selber. Bald kehrten die normännischen Geschlechter ihr Schwert ins eigene Eingeweide und die englische Erde jauchzte auf, da ihr trotziges Gebein sie nährte. Aber für ewig blieb doch hier heimisch und vererbte sich der echte normännische Eroberergeist. Ein neues Volk erhob sich aus dem Schoße der Zeit und eine neue tönende Sprache.

III.

Mit der Schlacht von Hastings beginnt die englische Geschichte. Aber noch lange nicht die englische Sprache und Litteratur. Bis zum Ende der Plantagenets konnte von einer Mischung der heterogenen Elemente, der Eroberer und Unterdrückten, gar keine Rede sein. Es scheint ein verbreiteter Irrtum, die Normannen als ebenso gute Germanen aufzufassen, wie die Sachsen selbst. In Wahrheit waren nicht nur die Ritter der Normandie vollständig französiert, sondern diese bildeten auch nur einen kleinen Bruchteil der neuen Herren und Einwanderer, die England überschwemmten: diese bestanden zum allergrößesten Teil aus echten Nationalfranzosen.

Noch Heinrich V., der Sieger von Azincourt, trug sich ganz fran-

zösisch. Heinrich II. und Graf Gottfried Plantagenet stritten sich mit Fulko von Anjou um die Ehre, die französische Mode der Schnabelschuhe erfunden zu haben.*) Das Französische wurde zur offiziellen Staatssprache nicht nur, sondern auch zur Gesellschaftssprache erhoben. Das Sächsische verwilderte immer mehr, und schien bald, aus der Schriftsprache verdrängt, zum Provinzialdialekt geworden. Für die Skopas, die wandernden Harfner der Sachsen, traten die Minstrels (Menestriers, Trouvères, Jongleurs) der Normann-Franzosen ein. Da wurden altfranzösische Romane und Epen neu aufgewärmt, und der biedre Sir John de Mandeville erwies sich in seinen Reise-Aufschneidereien als gelehriger Jünger der französischen Fabliaux-Schule Durch die Lateiner kam auch die Neigung zur phantastischen Allegorie in das altgermanische Litteraturleben hinein und sowohl „Die Visionen des Pierce Ploughman“ wie die entsetzlichen Moral-Allegorieen des John Gower (Mitte und Ende des vierzehnten Jahrhunderts) lassen jede Einsicht in das wahre Wesen der Dichtung vermissen.

In Wahrheit gab es lange Zeit keinen König von England, sondern einen Herzog der Normandie, der auf Englands Throne saß, sich aber meist in seinen französischen Besitztümern aufhielt oder in französischen Fehden tummelte. Wie die deutschen Kaiser ihre Kraft in Italien vergeudeten, so blieb bei den fränkischen Königen von England Dreh- und Angelpunkt ihres Denkens ihre angebliche Anwartschaft auf den Thron Frankreichs. Daher rechnet Macaulay die Zeit nach der Schlacht von Hastings bis zur Magna Charta nicht einmal zur englischen Geschichte. Er meint, daß den Engländer der Glanz und Verfall der Plantagenets so gleichgültig lassen könne, wie einen französischen Kolonialneger die Größe Ludwigs XIV. In der Zeit Richards I. war die übliche Verwünschung eines Edelmanns: „Mag ich zum Engländer werden!“ Die Thaten des Richard Löwenherz vor Askalon scheinen uns in der That kaum wichtiger für die britische Geschichte, als die Bertrand Duguesclin's.

Auch sind wir nicht sicher, ob Macaulays Unterscheidung zwischen der französischen Politik des Schwarzen Prinzen und Heinrichs V. und dem früheren Streben der Plantagenets ganz stichhaltig sei. Wohl aber erkennen wir die Tragweite der Bemerkung, daß es das englische Fußvolk der sächsischen Yeomen war, was den englischen Heeren ihre Überlegenheit verschaffte, während die beiderseitige Ritterschaft französischen Geblüts sich ebenbürtig blieb.

*) Siehe „Deutsche Trachten- und Modenwelt“ von Jakob Falke, I. Band S. 245.

Ähnlich wie die scheinbar romantischen, in Wahrheit ultra-praktischen Ritterthaten der Normannen sind auch die der französisch-normänischen Aristokratie zu verstehen. Der verzehrende Hunger, den das englische Klima bedingt, diese zu stark genährte Überkraft trieb den Insulaner zum Kampf, weil noch keine Industrie seine Arbeitslust konsumierte. Und sobald diese sich entwickelte, betrieben die Plantagenets und ihre Barone ebenso wie später die Pitts und Wellingtons einfach die Geschäfte der Londoner Wollhändler. Daher sagt der geistvolle Michelet in seiner französischen Geschichte:

„Eine solche Mischung von Industrie und Chevalerie verleiht dieser ganzen Geschichte ein wunderliches Ansehen .... Diese Ritter sind im Grunde nichts anders, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs, als käufliche Söldner."

Die Industrie und Schiffahrt nahm nach dem Krieg der beiden Rosen einen ungeahnten Aufschwung. 1553 führt Englands Handelsflotte 40000 Stück Tuch aus. Binnen zwei Jahrhunderten verdoppelte sich die Bevölkerung, welche Mitte der neunziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts schon fünf Millionen ausmachte. — Heinrich VIII. besaß ein einziges Kriegsschiff und paktierte noch mit der deutschen Hansa. Bald aber in der Not des Augenblicks, ähnlich wie die hölzernen Mauern des Themistokles gegen die Armada des Xerxes erstanden, führten Howard und Drake 150 Schiffe gegen die spanischen Gallionen.

Gewaltige Kolonial-Handelskompanieen entstehen, durchaus keine Schwindelunternehmungen wie Laws Mississippiaktien oder die spätere Südseekompanie. Einer anglo-russischen Vereinbarung dieser Art folgt später die Gründung der Ostindischen Kompanie. Sir Walter Raleigh entdeckt Virginien, Sir Francis Drake umschifft die Erde.

Dies war die Zeit, wo auch die englische Geisteskultur sich zu einer wahren englischen Nationallitteratur kristallisierte — in dem nationalen Drama, als dessen Gründer Marlowe, als dessen Vollender Shakespeare erstand.

Durch Luthers Bibelübersetzung war jener alte Prozeß wiederholt, den wir in dem ältesten Dichtwerk deutscher Zunge, dem „Heliand", bewundern. Dort erscheint der Heiland mit seinen Aposteln als sächsischer Herzog unter seinen Recken und Mannen. In dieser Dichtung gewann das Altdeutsche seine Abrundung. Und grade aus diesem sächsischen Idiom, nicht aus dem Mittelhochdeutschen des südlichen Deutschland, erwuchs das Neuhochdeutsche, indem Luther, die Evangelien in unsre Muttersprache umdichtend, seine sächsische Mundart als Grundlage seiner

Sprachschöpfung wählte. Ein wunderbares Symbol für die stete innige Verflechtung des Christentums mit dem Germanentum.

Diese Luthersche Bibelübersetzung spielt aber für unsere Litteratur eine so bestimmende Rolle, daß wir die Verkrüppelung und Verkümmerung unsrer in Hutten aufblühenden neuen Litteraturblüte durch die folgenden Kriegsstürme kaum beklagen dürfen. Es ist wahr, unsre klassische Periode moderner Litteratur wurde um Jahrhunderte neben der anderer Länder verzögert und unsrer geistigen Renaissance fehlt daher fast gänzlich der unvergängliche Schimmer, den nur die Kunst verleihen kann. Aber für die allgemeine Entwickelung des deutschen Geistes hat uns Luther dieselbe Bedeutung wie Shakespeare, oder noch genauer ausgedrückt, wie Shakespeare und Cromwell zugleich, wie denn Luther und Friedrich der Große stets die bestimmenden Mittelpunkte deutschen Geistes- und Staatslebens bleiben werden.

Aus diesem Grunde gilt, was man über das Verhältnis Frankreichs und Deutschlands, des reiferen Staates und unreifern Volkes zum reiferen Volk und unreiferen Staate, urteilen mag, auch für England mit. Von einer wirklichen kirchlichen Reformation konnte nur in Deutschland die Rede sein. Nur in Schottland hat John Knox eine wirkliche protestantische Geistesrichtung erzeugt. In England aber haftet der Hochkirche noch heut gar vieles an, was durchaus mit den Prinzipien der römischen Kirche übereinstimmt. Und nicht nur der Hochkirche, sondern der ganzen englischen Gesellschaft mit ihrem pharisäischen Buchstabenglauben und Formeldienst.

Aus Laune und Hochmut hatte ein Despot (Heinrich VIII.) von Rom sich losgerissen und wesentlich aus Gründen schmutziger Habgier, um sich mit den Gütern der Geistlichkeit zu bereichern, sein Land „reformiert". Eine solche Reformation konnte nur eine äußerliche bleiben. Es bedurfte der Puritaner, um den Protestantismus in England heimisch zu machen. Wie mit Shakespeare die englische Litteratur beginnt, so mit Cromwell die englische Politik und die Grundrichtung des angelsächsischen modernen Geisteslebens, wie noch jüngst die Gestalt Gordons, des letzten Puritaners, erwies.

Aus meinem Tagebuch.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Alles begreife ich. Aber die Keckheit, womit der Gewöhnliche über den Ungewöhnlichen urteilt und an Ausnahmenaturen denselben Maßstab legt, wie an den Dutzendmenschen, ohne je die menschlichen Schwächen

der Größe psychologisch zu begreifen — diese Keckheit allerdings verstehe ich nicht. Wenn man mir bewiese, Shakespeare habe gestohlen, so würde ich ehrerbietig mich jedes Urteils enthalten.

Wie nennt man Mittelmäßigkeit? Reife. Was heißt Genie? „Sturm und Drang.“.

Was heißt Freundschaft? Die Fehler und Schwächen eines Menschen durch genauere Kenntnis desselben ausspähen. Was heißt Dankbarkeit? Sich durch die Erinnerung empfangener Dienste belästigt fühlen. Wohlthat ist Beleidigung.

O Gott, wenn künftige Goethe-Pfaffen mit ähnlicher Beharrlichkeit auch in modernsten Waschzetteln wühlen sollten! Der Mutigste schaudere bei diesem Gedanken!

Jede Sünde sei vergeben, nur nicht die wider den heiligen Geist. Und diese begeht die Welt unter allen Sünden am häufigsten.

Die Heuchelei mancher Menschen grenzt an Genialität, denn sie ist naiv-unbewußt.

Mißtraue keinem und vertraue keinem! Vor allem: laß dir nicht in die Karte gucken!

Die schwerste Tugend ist die Gerechtigkeit. Strebe am ersten nach ihr und alles andere wird dir von selber zufallen! Aber diese strenge königliche Tugend schleicht auf Erden als Aschenbrödel umher. Niemand will sie. Lobt sie, so war's nie genug; tadelt sie, heißt sie gehässig. So kommt es, daß man den Gerechten am leichtesten der Widersprüche zeihen kann.

„Lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke sein!“ heißt es im Hamlet. Aber Richard III. ist ein polternder Biedermann: „Sie thun mir Unrecht und ich will's nicht dulden.“ Man kann grob-brutal und doch ein Schurke sein.

Die Zunge zum Lecken 'raus nach oben und den Stiefelabsatz drauf nach unten — so, mein Sohn, wird dir's wohlgehn und wirst du lange leben auf Erden.

Das auszeichnendste Merkmal des Durchschnittsmenschen bilden Klatschsucht und Verlogenheit. Alles wird gelenkt von einem großen Gesetz der Lüge. Selbst übersprudelnder Wahrheitsdrang muß lügen, dem Trieb der Selbsterhaltung gehorchend. Man müßte ein Engel oder ein Esel sein, um stets zu sagen, was man denkt. Und Naturen wie Dante, Michel Angelo, Beethoven, Swift, Hutten, Rousseau, Lessing waren auch wirklich — Esel, vom weltlichen Standpunkt aus. Goethe

log meisterhaft — das sichert ihm noch in der Nachwelt die Ehrfurcht aller Schulmeister und Weltmänner.

Ein Dichter, der nicht Stadien einer krankhaften Zerrüttung durchzumachen hatte, der nie im weltlichen Sinne sich wie ein Verrückter gebärdete — ein solcher Dichter möge sich der hochlöblichen Regierung als Hilfsarbeiter melden.

„Ist dann vielleicht ein großer Mann gewesen,
Zum Dichter aber war er nicht erlesen."

Selbst der junge Goethe litt an hochgradiger Welt-Unfähigkeit, d. h. an der Unmöglichkeit, das wahre Dichtertum mit dem realen Leben zu vereinen. Je weiter er sich von wahrer Dichterkraft entfernte, desto höher stieg sein weltliches Ansehen und seine olympische Weisheit, ein Wohlgefallen vor Gott und den Menschen. Erst der erlauchte Greis, auf den Höhen des Lebens angelangt, griff zu dem Streben seiner Jugend zurück und empfand mit abgeklärtem weihevollem Schmerz seinen „Faust". Hätte seine robuste physische Konstitution ihm aber nicht das Ausruhen einer so langen Lebensdauer zur Schöpfung seines größten Werkes gewährt, so würde er ewig als ein Abtrünniger vor uns stehen, der den Titanismus seiner Jugend nicht zu bewahren wußte. Wäre andrerseits Byron nicht so früh dahingegangen, so würde das unreife Urteil, das nicht im „Don Juan" die Fortentwickelungs-Keime einer höchsten Shakespearischen Reife zu erkennen vermag, ihn nicht als eine fragmentarische Erscheinung betrachten. Nur Rafael und Mozart schieden in gleichem Alter als innerlich Vollendete, auch Burns lebte seine lyrische Naturanlage bei frühem Tod genügend aus, ebenso wie Schiller seine theatralische. Auch der Größte, Shakespeare, hatte wohl nichts Wesentliches mehr zu sagen, als er in der Blüte der Mannheit weggerafft wurde. Und nun daneben Marlowe und Kleist! Ach, vielleicht gehört es mit zum Genie, in hartem Selbsterhaltungstrieb sich zu behaupten. Auch hier gilt der Satz: Der Stärkere hat Recht. Wer sich physisch oben erhält, bleibt Sieger.

Bedenkt man alle Dummheiten seines Lebens, selbst die tollsten, so erkenne jeder, daß er unter gleichen Umständen sich wieder ebenso gebärden würde. Nichts ist lächerlicher als die Phrase: „Wie der Mensch sich geändert hat!" Der Mensch ändert sich nie, die in ihm liegende Vererbung entwickelt sich logisch fort und die Umstände beeinträchtigen sie nicht. Ein Hitzkopf bleibt ein Hitzkopf, ein kalter Weltmensch bleibt ewig derselbe; alles andere ist äußere verbrämende Maske.

Man warnt vor den Tugendheuchlern — mit Recht. Aber man folgert daraus, daß die leichtsinnigen Tom Jones auch immer die Gut-

herzigkeit gepachtet hätten — mit Unrecht. Joviale Genüßlinge, denen ihr Vergnügen über alles geht, sind innerlich kalt. Die Faulen und Dummen taugen selten etwas. Fleiß und Energie sind Eigenschaften, welche auf die allgemeine Moral günstig zurückwirken. Ich traue einem fleißigen Streber mehr, als einem faulen Impotenten.

„Sieht Er, mit solcher Kanaille muß Ich mich herumschlagen!" Aber der brave Pandur, der auf den Helden des Jahrhunderts die Flinte anlegte, sah nur einen gar kleinen Mann in schmutzigem Anzug mit Krückstock und Schnupftabaksdose. „Kein Held ist ein Held für seinen Lakaien" — noch für Lakaien überhaupt.

Ein Genie ohne eine gewisse Streberhaftigkeit (ich erinnere an Richard Wagner) ist ebenso undenkbar, wie ein großer Mann der That ohne Opportunismus und despotische Gesinnung. Dieser Naturtrieb wird zu einer Tugend. Denn das Genie fühlt instinktiv, daß es sich ja nicht zu dem, was es werden soll, entwickeln könne ohne äußeren Erfolg. Und seine Entwickelung scheint ihm mit Recht identisch mit der Entwickelung seiner Kunst oder Wissenschaft. Daher glaube ich ebensowenig, wie an ein sogenanntes „faules Genie" (Genie ist Fleiß), an ein Genie, das nicht in gewissem Sinne erfolgsüchtig ist — weit mehr als ruhmsüchtig. Denn der Ruhm im höheren Sinne des Wortes scheint ja dem Genie ohnehin erb- und eigentümlich.

„Rege dich nicht auf, ich bin Philosoph!" Wenn ich derlei höre, muß ich mir auf die Lippen beißen, um nicht hellaufzulachen. Ich sah noch keinen, der nicht die Leidenschaften und Leiden anderer recht mit philosophischer Geduld belächelt hätte noch keinen, der diese Geduld an sich selber erprobte. — Die Mutter der Weisheit ist die Thorheit. Nur aus Most wird Wein.

Emanzipations-Sport.

Lustspiel-Akt von M. G. Conrad und L. Willfried.

(München.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Dieser Akt ist unserm neuen Lustspiele in vier Aufzügen „Die Emanzipierten" (Manuskript), das nächstens an die Bühnen versendet wird', entnommen. Er ist künstlerisch so abgerundet, daß er auch in dieser Einzeldarbietung vollkommen verständlich und nicht ohne erheiternde Wirkung sein kann. Wir teilen hier noch, zur Anreizung der Phantasie unserer bühnenkundigen Leser, das vollständige Personen-Verzeichnis mit:

Graf Egon Meierfels. Gisela, seine Frau. Baron Felix Babenhausen, sein Onkel. Professor Ernst Moldau, sein Freund. Baronin Kamilla Hornberg. Emil von Stolzenwart, Gardeleutnant. Dr. Heinrich Dreher, Redakteur des „Familiengartens“. Miß Eveline Webster, Fräulein Theophraste Zausig, Fräulein Lipski, Fräulein Lemoir — Mitglieder des Emanzipations-Klubs. Christian Fürchtegott, Diener bei Graf Meierfels. Friedrich, Neger bei Baronin Hornberg. Damen vom Emanzipations-Klub.

Geräumiger, heiterer Gartensalon bei Meierfels, als Schießstätte für Zimmerstutzensport eingerichtet. Schützen-Embleme an den Wänden, Schützenlisl-Bild. Im Hintergrunde offene Veranda mit komischen Scheiben — flammende Herzen, Klowns, die ein Rad schlagen, Leutnants, die ins Knie sinken, sich kugeln u. s. w. — davor Schießstände. Links Thür in den Garten, rechts hinten Thür ins Haus, rechts vorne Tapetenthür, Gewehrschrank, Zeitungsständer, Feldtisch, einige zusammengeklappte Feldstühle. Links Büffet mit einem Faß Bier, Maßkrüge, Seidel.

1. Szene.

Olga, Theophraste, Fräulein Lipski, Fräulein Lemoir und andere Damen vom Emanzipations-Klub (sämtlich in sportsmäßigem Kostüm) in voller Schützenthätigkeit. Christian Fürchtegott (am Büffet, mit einem Maßkrug, aus dem er immer heimlich trinkt). Nachdem das Tableau einige Zeit gestanden, plötzlich lebhaftes Schießen von allen Seiten.

Lemoir (zielt lange und schießt in grotesker Stellung).

Alle lachen.

Theophraste. Donner und Doria! Zum neunundneunzigstenmal daneben!

Olga (ergreift Lemoirs Büchse, sie komisch von allen Seiten musternd). Die scheint wirklich nur auf Sandhasen eingerichtet —

Theophraste (mit Emphase). Nun komm ich an die Reihe! (Zielt.) Sperrt die Augen auf! (Schießt, ein Klown springt hinter der Scheibe hervor, und schlägt einen Purzelbaum.)

Alle. Getroffen! Bravo!

Theophraste (verächtlich). So streck ich das gloriose Mannsvolk in den Sand.

Olga (ein großes Notizbuch auf dem Tisch befragend). Noch einen solchen Meisterschuß, Theophraste, und du bist Schützenkönigin.

Theophraste. Das Vergnügen sollt Ihr haben. (Zielt auf die Herzscheibe.)

Alle. Mitten durchs Herz!

Theophraste (schießt, ein Hanswurst springt aus der Scheibe empor) Der ist blamiert!

Olga. Schützenkönigin!

Alle. Schützenkönigin hoch! (Stellen sich in Reih und Glied und präsentieren lachend die Flinten vor Theophraste.)

Christian Fürchtegott (für sich) Ja, gilt's einen Hanswurst, trifft Fräulein Zausig immer. O Weiber! O Ideale! (Trinkt einen tiefen Schluck aus dem Maßkrug.)

Theophraste (triumphierend ans Büffet tretend Nun habe ich mich aber durstig geschossen. (Burschikos gebietend.) Christian Fürchtegott, einen frischen Krug.

Christian (setzt hastig seinen Krug ab). Zu Befehl, gnädiges Fräulein! (Ergreift drei Krüge zugleich und füllt sie am Hahnen.)

Olga (zu Christian). Du kneipst wohl schon wieder heimlich, Christian Fürchtegott? Weißt du nicht, daß der Trunk ein Laster ist? (Trinkt einen tüchtigen Schluck)

Lipski (sich das kleinste Gefäß wählend). Seine Wiege scheint im Keller gestanden zu sein —

Lemoir. Hart am Spundloch!

Christian (komisch protestierend). O meine Damen, verhöhnen Sie das Schloß meiner Väter nicht! Ich habe mir nur ein wenig Kourage getrunken. Ich kann das viele Schießen nicht vertragen.

Theophraste (ironisch) Ein Kellner, aber ein Löwe! (Klopft Christian auf die Schulter.) Wir ehren Ihre Gefühle!

Olga (Zigaretten anbietend). Etwas Haschischin gefällig? (Die Damen zünden ihre Zigaretten an, Christian serviert Bier.)

Theophraste. Prosit, Kameradinnen! (Mit der etwas verstimmten Lemoir anstoßend — deklamatorisch.) Wem der große Schuß gelungen, mische seinen Jubel ein!

Alle. Prosit! (Stoßen an, setzen ab, nach Art des Salamander-Reibens.)

Olga. Eins — zwei — drei! (Stoß auf den Tisch, klappern mit den Krügen.

(Längeres stummes Spiel. Gruppenweises Rauchen und Trinken, Einige der jüngeren Damen machen sich an ihren Flinten zu schaffen. Eine trällert das Liedchen: Freut Euch des Lebens; andere summen halblaut mit und klopfen den Takt mit den Krügen; Christian im Bierbaß singt gleichfalls dazwischen: Weil noch das Lämpchen glüht.)

Theophraste (dem Diener strafend zurufend). Christian Fürchtegott, willst du gleich stumm sein, du übertünchtes Grab?

Alle (lachend durcheinander). Bravo! O Christian! O Fürchtegott!

Christian (in komischer Auflehnung für sich, mit Geste gegen den Spottchor) Werft das Scheusal doch gleich in die erste beste Wolfsschlucht!

Olga (hoheitsvoll, gebietend). Achtung!

Lemoir. Bravo! Mannszucht ist die Hauptsache.

Lipski (naiv) Ohne Disziplin kein Vergnügen!

Olga (behaglich). Übrigens ein reizender Aufenthalt unser Schießsalon, nicht? Mein Kompliment, Theophraste, für das famose Arrangement! Kameradinnen, Theophraste Zausig, sie soll leben! (Erhebt den Krug.)

Alle (einige schwingen die Gewehre, andere die Krüge). Hoch!

Theophraste. Nicht der Mühe wert. Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Lipski. Ja, es ist flotter Geschmack in der Einrichtung, großer Stil.

Theophraste. Der Stil ist das Weib -- le style, c'est la femme, wie der verbesserte Busson sagt.

Christian (spöttisch nachahmend, beim Einschenken, für sich). Der Busson, das Buffet — soviel französisch weiß unser eins auch — das verbesserte Buffet (trinkt heimlich) ist die Hauptsache in allen Sprachen.

Theophraste (nach einem strafenden Blick auf Christian). Die Hauptsache war, daß der gräfliche Haushofmeister Schmied —

Christian (am Büffet, oppositionell, für sich). Schmitt, mit hartem T!

Theophraste (mit erhabener Stimme fortfahrend). Daß Schmied sich so rasch in die Anordnungen des Herrn Grafen Maierfels fügte —

Christian (wie oben). Meierfels, mit hartem Ei!

Theophraste (zornig). Hartes Ei oder weiches Ei, wir verbitten uns das Gegacker!

Olga (mit Humor). Christian Fürchtegott, behalte deine Eier für dich und schenke ein (mit dem Krugdeckel klappernd), blindes Huhn!

Christian (will protestieren).

Alle (durcheinander). Ordnung! Manneszucht! Disziplin! (Einige dringen auf ihn ein.)

Theophraste (wie oben). Hat man je so ein widerspenstiges Möbel gesehen? Donner und Doria, der Mensch hat doch gar keinen Stil. (Gelächter.)

Christian (nachdem er Olga bedient, brummend abgewandt, für sich). Der Stil ist das Weib — und ich bin ein Mann!

Olga (begütigend). Laßt ihn, sein Geschlecht und sein Alter plädieren für Milderungsgründe. — (Zündet sich eine frische Zigarrette an.) In der That, es ist sehr liebenswürdig von Graf Egon von Meierfels, daß er uns Garten und Gartenhaus zur Verfügung gestellt hat.

Lipski (neugierig). Wie sieht denn der Graf aus? Ist er nett?

Olga (mit Wärme). O, er ist ein scharmanter, reizender Kavalier, ein Bild von einem Mann — ein Apoll!

Theophraste. Olga! Ist das dein Ernst? Wie kann man einen männlichen Menschen überhaupt reizend finden! Apoll — geh mir doch! Das ist auch nur klassische Aufschneiderei, mit der man Backfische und Pensionsäffchen narrt.

Christian (mit erhobenen Armen vor dem Bild der Schützenliesl). O Schützenliesl!

Lipski. In meines Vaters Studierzimmer steht Homers Büste. Das ist gewiß ein alter Klassiker — und ich muß sagen, der imponiert mir doch.

Theophraste (nachlässig ironisch). Mir auch —

Olga (einfallend). Weil er blind ist, natürlich!

Alle (lachend). Bravo!

Olga (rasch fortfahrend). Aber ich sage euch, Graf Meierfels hat Augen — o, Augen, von einem Zauber —

Theophraste. Bekenntnisse einer schönen Seele! Es ist jammervoll (schleudert den Zigarrettenstummel fort). Du kannst dich eben nie auf die Höhe der Situation schwingen. Siehst du, ich verachte die Männer aus Prinzip. Gegen das rücksichtslose Geschlecht hilft nur absolute Rücksichtslosigkeit.

Lipski (naiv). Da stimme ich bei. Man hat schändliche Beispiele, schon in der klassischen Mythologie. Wenn ich zum Exempel bedenke, welche Rücksichtslosigkeiten sich ein Zeus zu schulden kommen ließ, der in Gestalt eines Ochsen seine Braut besuchte —

Olga. Hätte er etwa in Lackstiefeln, Glacéhandschuhen, Frack und Cylinder kommen sollen?

Lemoir. Lipski hat Recht: schon von vornherein mit Hörnern auf dem Kopfe vor seiner Braut zu erscheinen, das ist wahrhaftig zu klassisch.

Lipski. So etwas ließe sich heute kein Professor der griechischen Archäologie von seinem Schwiegersohn bieten.

Theophraste. An meine Brust, Lipski! (Umarmt sie.)

Lemoir. Die Geister platzen auf einander. Einen frischen Schluck, Christian Fürchtegott!

Theophraste. Laß' sie uns verachten, die Männerwelt, sowohl aus mythologischer Wissenschaft, wie aus Prinzip.

Olga. O ich verachte sie auch, nicht aus Mythologie und Wissenschaft, sondern aus Erfahrung. Das ist jedenfalls das Stärkere, weil es das Vernünftigere ist.

Lipski Hat der Graf Meierfels unsere Installation schon gesehen?

Theophraste. Bewahre. Das soll eine Überraschung für ihn sein. Ich habe den Schlüssel zu diesem Pavillon nicht aus den Händen gegeben. Natürlich habe ich den Grafen zu unserem heutigen Probeschießen eingeladen — aus Höflichkeit.

Lemoir. Und der Herr Graf wird von der Einladung keinen Gebrauch machen — ebenfalls aus Höflichkeit, oder?

Olga (wegwerfend). Du lieber Gott, wenn man erst kaum acht Tage von der Hochzeitsreise zurück ist, hat man eben Wichtigeres zu thun.

Theophraste. Morgenregen und Liebesträume dauern nicht lange, und zumal bei einem Exwitwer!

Lemoir (zu Olga). Ei das wäre?

Lipski (sich neugierig hinzudrängend, geheimnisvoll forschend). So? Was denn? Ach, das ist interessant (Flüstern zusammen.)

Theophraste. Unsinn! Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. Ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre alt, Gott sei Dank!

Olga (heimlich zu Lipski). Gestern war sie noch dreißig!

Theophraste (Die Zigarrette im Munde, mit einer Flinte zielend). Ich habe mich nie dafür interessiert, was junge Ehepaare in den Flitterwochen treiben. (Mit der Flinte im Arm.) O, wenn ich mir denke, daß sich die Frau zur Sklavin des Mannes erniedrigt, statt die Freiheit des kommenden Jahrhunderts vorbereiten zu helfen! Liebe, Ehe — was für Fesseln, was für Zeitverderb, was für Vorurteile! So wird die Kette unserer Knechtschaft in alle Ewigkeit verlängert. (Immer deklamatorischer. Christian, der vor seinem Fasse, mit einem Maßkrug auf dem Schoß, eingeschlafen, reibt sich die Augen und horcht). Bei den alten Hebräern, bei den Griechen, bei den Römern, welche entwürdigende Rolle spielt die Frau! Altes Testament, neues Testament, es ist immer das nämliche Lied: Dienen lerne das Weib und schweigen. Selbst der alte Herrgott war mit unserer Urmutter kurz angebunden. Im Schöpfungsbericht heißt es: „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte und siehe da, es war sehr gut.“ Nach der Erschaffung des Weibes aber, der Krone der Schöpfung, da hatte er kein Wort des Beifalls mehr für sein Werk, da schlug er sich seitwärts in die Büsche und der Rest war —

Christian (einfallend). Schweigen! Das war freilich sehr bezeichnend.

Olga. Um Gotteswillen, unterbrecht sie, sonst erzählt sie uns das ganze alte Testament.

Lipski (nimmt der Theophraste die Zigarrette aus dem Mund und die Flinte aus dem Arm) Ach, wir wissen ja die bösen Geschichten. Haben es die Römer besser gemacht? Kaum hatten sie mit Ach und Krach ihr bischen ewige Stadt gebaut, da inszenierten sie den Raub der Sabinerinnen. Kann man sich ein unverschämteres Verlobungsfest denken? Darum nichts mehr von diesen trostlosen Ehesachen. Wollen wir nicht lieber noch ein wenig schießen?

Theophraste Möchtest wohl auch mal ins Schwarze treffen, kleine Ungeduld? Ruhig Blut und feste Hand!

Lipski. Die Gewöhnung ist schwer. Ich bin noch zu nervös von dem vielen Klavierspielen.

Theophraste. Welches moderne Weib wird auch Klavier spielen, dieses Verhockungs-Instrument? Auf der Höhe der Situation geigt man die Violine, womöglich die erste; man bläst die Posaune, die Tuba —

Olga (lustig einfallend). Die Querpfeife, den Dudelsack —

Lemoir. An die Gewehre!

Mehrere (einfallend). An die Gewehre, an die Gewehre!

Lipski. Noch ein Wort: wann halten wir denn unseren verabredeten Commers?

Olga. Das wissen die Götter! Man hat uns das Stammlokal gekündigt, angeblich wegen nächtlicher Ruhestörung.

Theophraste (gekränkt). Aber ich habe den Wirt auf Pistolen gefordert.

Lemoir. Geht er denn los?

Theophraste. Fällt ihm gar nicht ein. Jeder Zoll eine Memme. Auf Kochlöffel wolle er sich das Duell überlegen!

Lipski. Wir gelten diesem Spießbürger-Genie vielleicht gar nicht für satisfaktionsfähig!

Verschiedene (ungeduldig). An die Gewehre! An die Gewehre!

Theophraste (eine neue Scheibe aufsteckend: Kopf mit Zipfelmütze). Lockt Euch der Biedermann? Los!

(Unter fröhlichem Lachen nehmen die Damen der Reihe nach die Schießstände ein.)

Zweite Szene.

Vorige. Egon und Gisela.

Egon und Gisela haben bei den letzten Worten die Tapetenthür rechts vorn halb geöffnet und blicken neugierig und verwundert herein. Sie halten sich umschlungen. Gisela im Gegensatz zu den „Emanzipierten" fast gesucht einfach gekleidet. Die Tapetenthür muß sich nach außen öffnen, so daß Egon mit Gisela nur vom Publikum gesehen werden können.

Gisela (schreit beim ersten Schuß leise auf). Ach!

Egon (schließt ihr den Mund mit einem Kuß). Schrei nicht mein Herz, Du verrätst uns!

Olga (schießt als Letzte, trifft den Punkt; eine Leutnantskarrikatur springt empor und sinkt ins Knie).

Alle. Bravo! Olga Tureschkoi hoch!

Olga (entzückt). Ein Leutnant vor mir auf den Knieen — reizend! Was für ein jämmerliches Gesicht er macht!

Christian (der wieder fortgesetzt heimlich getrunken, jetzt aber neugierig hingesehen). Das machte ich auch, wenn ich vor der auf den Knien liegen müßte. O Schützenliesl!

Theophraste. Der Schuß erhebt dich zur Meisterin in unserer Schützengarde. Aber nun laß die unzeitgemäßen Leutnantssympathieen, Donner und Doria! (zu Christian, der ihr einen Krug darreicht). Pereat allen Männern mit und ohne Uniform!

Gisela (leise). Dieser Männerhaß! Das ist ja fürchterlich, armer Schatz!

Egon. Nimm dirs nur nicht zu sehr zu Herzen (küßt sie wiederholt.)

Theophraste (lauschend). Was war das? Seltsames Geräusch! Wie von dem Aufschlagen einer Fliegenklatsche!

Alle (durcheinander). Wie? Was? Fliegenklatsche?

Theophraste. Jetzt wieder. Hört Ihr denn nichts? Abscheulicher Spektakel — es ist ja nicht möglich! — wie von einem Kuß.

Lipski. Kuß? Das ist interessant. (Alle lauschen.)

Lemoir. Aber es ist ja kein wirklicher Mann da! (Mit einem he ausfordernden Blick auf Christian.)

Christian (schneidet eine verzweifelte Grimasse, halblaut). O Gott, o Gott; an den Galgen oder an solche Weiber kommen, ist dasselbe.

Theophraste (immer erregter). Wer sollte sich einen so reglementwidrigen Scherz erlauben?

Alle (durcheinander, entrüstet). O, keine von uns; sicher nicht!

Egon (küßt Gisela geräuschvoll die Hände).

Theophraste (schreit plötzlich). Wo ist Olga? Die ist noch schwach in solchen Dingen. Olga! Donner und Doria, wenn die sich noch als verliebte Naschkatze entpuppte. Olga!

Olga (neben Christian, sich mit einem Deckelkrug in Christians Händen zu schaffen machend). Hier!

Theophraste (in höchster Entrüstung). Olga und Christian! O Schwachheit, dein Name ist — (sich unterbrechend) Olga Tureschkoi! Ja schämst du dich denn nicht?

Christian (mit Selbstgefühl). Meine Herrschaften, wenn auch die Dame schwach geworden wäre, ich wäre stark geblieben. Ich weiß, was ich der Emanzipation schuldig bin! (Thut einen Schluck.)

Olga. Aber mir eine solche Geschmacklosigkeit zuzutrauen! Dieser Mohikaner wär mir der letzte —

Lipski (einfallend). Ungezogene Liebling der Grazien!

Theophraste. In der Not frißt der Teufel Fliegen!

Gisela. Schönes Bild. (Umschlingt Egon, ausgelassen, küssen sich laut).

Lipski. Jetzt hörte ich's auch, das war unverkennbar ein Kuß!

Lemoir. Schon mehr ein ganz gewöhnlicher Schmatz! Wie das schnalzte und knallte!

Alle. Skandal!

Theophraste. Hausfriedensbruch! Wo ist denn mein Schlüssel? (Sucht verzweifelt in den Taschen in der Tournüre.)

Olga (ironisch). Tempelschändung!

Lipski. Verliebte sind in der Nähe!

Lemoir. Ruft die Polizei! (Im Garten fällt ein wirklicher Pistolenschuß.)

Theophraste. Wilderer! Aufbruch!

Alle (in komischer Verwirrung). Fort, Fort! (Legen ihre Flinten weg, entfernen sich eilig links, einige lassen ihre Hüte liegen.)

Olga (sucht noch geheimnisvoll herum.

Theophraste. Komm doch! Wir decken den Rückzug.

Olga. Ich möchte doch wissen, ob —

Theophraste (ironisch zornig einfallend). Für dich nicht auch ein Kuß abfällt? Nichts da! Vorwärts! (nimmt sie energisch unter den Arm, führt sie ab.)

Dritte Szene.

Egon. Gisela. Christian.

Egon (zieht die scheu sich wehrende Gisela lachend in den Vordergrund, küßt sie). Siehst du, wie ein rechtschaffener Kuß den tollen Spuk verscheucht?

Christian (für sich). Wohl bekomm's! (Trinkt den Rest.)

Gisela (sich neugierig umsehend). Also hier haust die wilde Kompanie? Mordwaffen, Patronen, Tabaksdampf und ein Faß Bier. (hinzutretend. Christian Fürchtegott, was machst du denn da?

Christian (komisch jämmerlich). Nichts als die Nagelprobe.

Gisela. Wie, du kneipst hier im Salon, unter diesen Damen?

Egon (gleichzeitig). Du bist ein Trinker?

Christian. Aus purer Verzweiflung. (Die Hände ringend.) O Herr Graf, wie sollte ich sonst die Emanzipation vertragen? Dieses Geschieße, dieses Gejohle, diese Manieren! O Herr, der Zeitgeist ist fürchterlich!

Gisela. Das glaube ich fast auch. (Giebt ihm flüsternd einen Auftrag.)

Christian. Sehr wohl, Frau Gräfin.

Egon (her rufend). Christian Fürchtegott! (Leise.) Hol beim Gärtner das bestellte Boukett und brings her!

Christian. Sehr wohl, Herr Graf. (Ab nach rechts.)

Vierte Szene.

Egon. Gisela. Später Christian (stumm in der Thür).

Gisela (die zu den Scheiben getreten). Furchtbar komisches Zeug, das! (Nach rückwärts eilend und ein Gewehr ergreifend.) Soll ich mal probieren, ob ich auch einen Leutnant zum Purzeln bringe?

Egon. Spiele nicht mit Schießgewehr. (Ihr mit komischem Ernst das Gewehr aus der Hand nehmend.) Es könnte am unrechten Ende losgehen! (Umherblickend) Gar so toll hab ich mirs doch nicht vorgestellt.

Gisela. Eigentlich ists shocking! (Probiert einen der liegengebliebenen Hubertushüte). Nein, 's ist zu dumm.

Egon. Ja man muß ein faible für die großen Bewegungen der Zeit haben, um den Fortschritt auch in seinen Extravaganzen zu ertragen. Der Emanzipationssport ist mir eigentlich antipathisch, und doch interessiert er mich als Experiment. Und gar diese Schießkomödie — die ist wirklich nicht vornehm.

Gisela (mit naiv-komischer Grandezza). Hör' mal, dann scheint mir's um so verdächtiger, daß du diesen verschossenen Damen ein Asyl gewährtest, in deinem Hause, das heißt in unserem Hause, Graf Egon Meierfels!

Egon. Was nicht gar! Ein unschuldiges Interesse an sozialen Experimenten. Meine Mittel erlauben mir den Spaß.

Gisela. Aber wenn das in die Zeitung käme!

Egon. Das würde mich wenig anfechten. Ich teile die Furcht vor dieser sogenannten Großmacht nicht!

Gisela. Oder wenn ich eifersüchtig wäre?

Egon. Aber das bist du nicht. (Küßt sie.)

Gisela. Wer weiß!

Egon. Und dann hast du ja selbst deine allerhöchste Erlaubnis dazu gegeben. Du, du bist eine Großmacht, die ein entscheidendes Wort hat, süßes

Weib! (Küßt sie.) Weißt du, wie mir Fräulein Theophraste Zausig den zwölf Seiten langen Brief schrieb, „dem (pathetisch) hochgeborenen Förderer des internationalen Frauenrechts?“ Wie flehentlich sie um Überlassung dieses Gartensalons bat?

Gisela. Ja, ja. Man muß die obdachlose Emanzipation unter die Haube bringen, sagtest du.

Egon Und du sagtest Ja und Amen dazu.

Gisela. Du lieber Gott, was gestattet man nicht alles auf der ersten Hochzeitsreise! Aber jetzt bin ich zurück und sehe mit Entsetzen, wie andere Frauen in meinem Hause hausen!

Egon (lachend). Aber das sind ja gar keine Frauen, das sind höchstens veredelte Versuchstiere, soziale Vivisektionsopfer!

Gisela (eifrig fortfahrend) Und dann hast du mir auch vorgeschwindelt, es seien lauter passierte Damen, so zwischen 35 und 50 Jahren, — das ist gar nicht wahr! Eine ist darunter, die ich kaum auf dreißig schätze!

Egon. Was du nicht sagst! So frühreife Jugend habe ich unter diesen Damen nicht bemerkt. Mir deuchten sie lauter verblühte Herbstrosen.

Gisela. Du guter, unschuldiger Mann! (Küßt ihn.) Ach, ich hab dich so lieb, so lieb! (Hält ihn umschlungen ihren Kopf an seiner Brust bergend, dann mit einem leisen Schrei auffahrend) O das wilde Weiberheer, ich glaubte, es stürme herein — — Was wissen die von Liebe! (Ihn selig anblickend.) Nicht wahr, die wissen nichts davon?

Egon (schlägt einen Feldsessel auf, zieht Gisela auf seinen Schoß). Nein, die wissen nichts davon, wie schön das ist (küßt sie). Du meine holde Frühlingsknospe. Die haben Eisbäche in den Adern und Frostbeulen im Herzen, und ihr Gemüt ist vergletschert. Doch geht ihr Verstand auf große Ziele der Menschheit.

Gisela (träumerisch). Menschheit — Menschheit — die kenne ich nicht und liebe ich nicht — Menschheit! Du bist meine Menschheit, meine Welt und dich allein liebe ich (sich innig an ihn schmiegend). Dich ganz allein! Und darum bin ich auf alles eifersüchtig, auf alle Damen deiner Bekanntschaft, auf diese weibliche Schützenkompanie, auf deine erste Frau, auf Lebendige und Tode, auf alles, alles! Gott sei mir gnädig!

Egon. Süßer Schatz, deine Eifersucht ist grundlos. O neige dein Haupt meinem Ohr (leidenschaftlich flüsternd), daß mein Geheimnis den verborgenen Weg zu deinem Herzen finde: meine Liebe zu dir ist höher und feuriger als aller Sonnen und Sternen Licht, tiefer als des Meeres Quellen, stolzer als des Adlers Flug —

Gisela. O wie bin ich glücklich! — Und hast du wirklich keine je so geliebt wie mich?

Egon. Du kennst ja die Geschichte meiner ersten Jugendliebe, ich habe dir nichts verheimlicht — das war ein toller Wirbelsturm, ein Orkan, aber er sauste im Nu dahin und dann war alles, alles vergangen, die Liebe und die Trauer. Tempi passati.

Gisela (neckisch). Du sprichst wie ein Poet, und die Poeten lügen oft ganz greulich.

Egon. Oho! Nun will ich wie ein Gelehrter sprechen: Nach der Periode der Passion kam die Periode des Experiments, aber das Ergebnis

interessierte nur meinen Kopf und ließ mein Herz kalt — dann kam ungesucht und ungerufen die große, göttliche Offenbarung der Natur: deine Liebe!

Gisela (springt auf, altklug gouvernantenhaft). Alle Hochachtung! Deine erste Jugendliebe hat dich furchtbar unglücklich gemacht, deine erste Ehe dich nicht übermäßig beglückt — dann kam ich: ein neues Pflaster auf alte Wunden. Ist's so, Herr Experimentator?

Egon (komisch pathetisch). Ja, es ist so, hochgelahrte Frau Gräfin.

Gisela. Großer Gott, wie sind die Männer so entsetzlich schlecht!

Egon. Die anderen, ja, ich — nein.

Gisela. Man hat mir haarsträubende Geschichten im Pensionat erzählt —

Egon. Vom Ritter Blaubart und anderen gestiefelten Katern — —

Gisela (rasch). Spötter! Also ich brauche auf deine Jugendgeliebte nicht eifersüchtig zu sein? Ganz und gar nicht?

Egon. Nicht so viel! Ich habe die Dame seit acht Jahren nicht mehr gesehen; inzwischen hat sie sich verheiratet, ich habe mich verheiratet —

Gisela. Du sogar zum zweitenmal. Aber wo ist sie jetzt?

Egon. Ich hörte, sie befinde sich auf einer Vergnügungsreise in Deutsch-Afrika.

Gisela. Gott sei Dank, das ist weit. Mögen die Reize von Land und Leuten sie dort festhalten und glücklich sein lassen bis an ihr Ende. Amen!

Egon. Jawohl, Amen, Selah. Lassen wir die alten dummen Geschichten ruhen. Unser Leben liegt vor uns wie ein neues herrliches Buch und wir stehen noch beim ersten entzückenden Kapitel.

Gisela (rasch und lustig). Mit der Überschrift: „Der Himmel voller Geigen!"

Egon (küßt sie).

Gisela (sich flink losmachend und gen Himmel blickend und deutend). Aber, sehe ich recht, eine Geige ist darunter, eine große, dicke, alte Baßgeige, die brummt ganz verstimmt: (komisch nachahmend) ich kann nicht, ich mag nicht, ich will nicht, brumm, brumm brumm — —

Egon (lachend). Onkel Babenhausen!

Gisela. Jawohl, dein verehrter Onkel Babenhausen!

Egon. Zubenannt: das pessimistische Ungeheuer! Eine einzig sehenswürdige Rarität in unserer Familie. Drum thut mir's auch leid, daß du ihn in natura noch nicht kennen gelernt hast.

Gisela. Brumm — brumm — brumm —

Egon. O wenn du diese Brummgeige in gute konzertmäßige Normalstimmung bringen könntest, Weibchen, das wär' eine Prachtleistung! (Er küßt sie.)

Christian (erscheint in der Thür mit einem in Papier gehüllten Boukett, betrachtet die Gruppe kopfschüttelnd vergnügt, wagt sich nicht hinein, zieht sich nach einigem Zaudern wieder unbemerkt zurück).

Gisela. Will mir alle Mühe geben, obwohl er mich tief gekränkt hat.

Egon (macht eine besänftigende Geste).

Gisela. Oder war's keine Kränkung, die Einladung zu unserer Hochzeit abzulehnen, die wiederholte, herzliche Bitte um einen Besuch in unserem

Heim unbeantwortet zu lassen? — Wie lang ist's her, daß du ihm geschrieben?

Egon. Fast vierzehn Tage. Ich legte dem Briefe gleich ein Repertoire kulinarischer Meisterwerke bei, die seiner harrten in unserer Küche — denn die Gastronomie ist seine Achillesferse.

Gisela (in die Hände klatschend). Aber die Kochkunst, Gott sei Dank, nicht die meinige! Ich habe nicht umsonst fünf Dutzend Küchenschürzen bei meiner Aussteuer — ich will sie alle vorbinden und wahre Mustervorstellungen in der klassischen Kochkunst geben.

Egon. Onkels merkwürdig ausgebildetes Geruchsorgan müßte eigentlich alle diese leckeren Verheißungen schon aus weiter Ferne wittern.

Gisela. Wie so?

Egon. O, er ist ein zu komischer Kauz: eingefleischter Junggeselle, Schopenhauerianer schwärzester Richtung, Gourmand und Geruchshalluzionist.

Gisela. Was ist denn das, Geruchshalluzonist?

Egon. Ich weiß nicht, ob Schopenhauer auch philosophische Abhandlungen über Geruchshalluzinationen geschrieben oder die letzteren sonstwie kultiviert hat. Nachdem es Menschen giebt, die alles sehen, alles hören, wovon andere keine Ahnung haben, warum soll es nicht welche geben, die alles riechen?

Gisela. Und das thut der Onkel?

Egon. Sein Geruchsinn hat die sonderbarsten Einfälle zwar, allein auf dem Wege des Experiments hat er ihn zur überraschendsten Entwickelung gebracht. Er hat die denkbar raffinierteste Nase; die riecht **alles**.

Gisela. Auch die Küsse? (Küßt ihn.)

Christian (erscheint unter der Thür, wie oben).

Gisela. Nun da will ich seinem Geruchsorgan die möglichsten Konzessionen machen. Was hat er denn sonst noch für Besonderheiten, dieser merkwürdige Onkel?

Egon. O, eine Unmenge. So geht z. B. seine Verehrung für den philosophischen Pessimistenhäuptling so weit, daß er sich à la Schopenhauer frisiert, à la Schopenhauer die Kravatte knüpft, sich einen großen Smaragd vorsteckt —

Gisela. Wie komisch! Reichen zu einer Schopenhauerfrisur denn seine eigenen Haare? Da muß er ja einen Schopf wie ein Klown haben. Und hält er sich auch einen Pudel, und spielt er auch nach Tisch die Flöte à la Schopenhauer?

Egon. Die Flöte spielt er nicht, aber ein viel schrecklicheres Instrument: Die Maultrommel, worauf er jedermann zur Zeit und zur Unzeit die Romanze von der „grande passion de ma vie“ zum Besten gibt.

Gisela. Wie ist das?

Egon. Wie jeder enragierte Weiberfeind, hat er nämlich auch seinen obligaten, uralten Liebesroman, schauerlich rührend, zum Umfallen komisch, selbstverständlich. Den erzählt er jedermann —

Gisela. Das ist interessant, erzähl geschwind!

Egon. Um Gotteswillen! Den wirst du einst von ihm selbst noch oft genug vorgejammert bekommen. Wir haben jetzt viel Interessanteres zu thun, süßer Schatz. (Zieht sie auf den Schoß und küßt sie.)

Fünfte Szene.

Vorige. Ernst Moldau. Christian (mit einem Bouket und einem Päckchen von rechts II).

Ernst (a tempo eintretend). Pardon, wenn ich störe! (beiseite) Wann stört man die nicht? (Leise zu Christian). Warum hast du mich nicht gemeldet?

Christian (jämmerlich). Ich trau mich schon selbst nicht mehr hinein, wenn sie allein sind!

Gisela (verlegen aufstehend und Ernst die Hand reichend). Willkommen, lieber Professor! Welch angenehme Überraschung!

Ernst (beiseite). Bin überzeugt! (Laut ihr die Hand küssend.) Gnädige Frau, verzeihen Sie den Einbruch, Christian Fürchtegott trippelte verzweifelt im Garten umher und wies mich pantomimisch hierher (sich verwundert umsehend). Eigentlich weiß ich zwar nicht recht, wo ich mich befinde — —

Egon. In Teophraste Zausigs Sanktuarium, im Schießsalon der „Emanzipierten".

Gisela. Ich kann Ihnen nicht einmal einen ordentlichen Stuhl anbieten. — Christian Fürchtegott, bring' Sessel aus dem Garten.

Christian (nachdem er Bouket und Päckchen abgegeben, links ab).

Ernst (nach den Scheiben gehend). Nein, das geht über die Schnur der gewöhnlichen Vernunft. Leutnants, Harlekins, Luftgymnastiker, — was haben die mit der Emanzipation zu schaffen?

Egon (zu Gisela ihr das Bouket überreichend). Teures Weibchen, zur erstmonatlichen Jubelfeier unseres Ehebundes diesen Strauß und — diesen Kuß!

Ernst (sich umwendend). Du — (sieht das Küssen, dreht sich auf dem Absatz, sich wieder mit den Scheiben beschäftigend). Ach so! Enorm drollige Dinger, das!

Gisela. Tausend Dank! Ich habe den Tag des feierlichen Ereignisses auch nicht vergessen. Hier! (reicht ihm das Päckchen.)

Egon (wickelt ein gesticktes Notizbuch heraus). Wie reizend! Ich danke Dir! (Zu Ernst.) Sieh mal her, was mir mein Weibchen zur monatlichen Wiederkehr unseres Hochzeitstages geschenkt hat!

Ernst. Wiederkehr? Ach so, wir leben im Zeitalter der Jubiläen! Auch meine Gratulation dem würdigen Jubelpaar! Schon ein ganzer Monat? Fabelhaft wie die Zeit vergeht. (Das Notizbuch betrachtend) Sehr hübsch! Das wird mit der Zeit eine sehr interessante Familienbibliothek — ein Band pro Monat!

Christian (bringt Rohrfauteuils, dann rechts ab II).

Gisela (ladet zum Sitzen ein). Bitte!

Ernst. Und nun gleich ein Wort des Vorwurfs, lieber Egon, wie kannst du Fräulein Zausigs überspannte Einfälle auf eine solche Weise unterstützen?

Egon. Daß ich die Emanzipation unter Dach und Fach brachte und einmal recht nach Herzenslust zum Schuß kommen ließ?

Ernst. Solche Extravaganzen müssen doch den Ruf der Emanzipation untergraben.

Egon (lachend) Siehst du, Weibchen, das ist der Dank der Emanzipationsapostel! Nun werde ich vom Hirten gescholten, daß ich seiner Herde in kritischer Zeit einen Unterschlupf gewährte. Eigentlich hab ich's doch ihm zu liebe gethan.

Ernst. Mir zu lieb diese Schießstätte mit allem Firlefanz?

Egon. Gewiß, insofern du mich für die soziale Gleichberechtigung der Geschlechter so lebhaft zu interessieren wußtest. Einmal über die gelehrte Exposition hinaus, will ich nun auch die amüsante dramatische Steigerung haben und womöglich etwas Katastrophe mit ansehen — vorausgesetzt, daß sie nicht gar zu sehr kracht, — sonst gehorsamer Diener! Vorerst also steht das Experiment so: Gleiche Rechte, gleiche Schieß-Prügel!

Gisela (lachend). Besonders Prügel! Na, ich danke.

Ernst. Hochverehrte Freunde, scherzt nicht so grausam, ich nehme die Emanzipationssache wirklich ernst.

Egon. Vielleicht zu ernst. Ich kann von meinem Standpunkte als Mann —

Gisela (rasch). Und Ehemann!

Egon. Den ich eigentlich doch nicht gut verlassen kann, schwer begreifen, wie du unseren Feindinnen, denn das sind die Emanzipierten, in ihrem Kampf gegen die Oberherrschaft der Männer —

Gisela (scherzhaft drohend). Du!

Egon. Nein, Herz, du stehst im Lager der Männer! — (fortfahrend) Also ich begreife schwer, wie du das Weibervolk ernsthaft und nachdrücklich zum Kampfe gegen die bestehende Gesellschaftsordnung einexerzieren magst. Ein lieber, schmucker, zur Herrschaft geborner Mann in deinen besten Jahren! Ja, ja, du bist eigentlich ein Abtrünniger, ein Überläufer, ein Fahnenflüchtiger! Nicht wahr, Gisela?

Ernst. Bitte! Ich erhöhe die Männer, indem ich das Weib zu ihnen herauferziehe. Ich bin ein Mann des Morgigen, nicht des Ewiggestrigen!

Egon. Ich auch. Nur habe ich kein Zeug zum Agitator. Ich sehe es gern, wie die Dinge sich von selbst entwickeln — und bleibe Philosoph, wenn es sein muß, kühl bis ans Herz hinan.

Ernst (spottend). Das ist die rechte Temperatur für die Neuvermählten! Übrigens habe ich immer die virtuose Technik bewundert, mit der du dein Schicksal spielend bezwingst.

Gisela. O Männer, machen die sich Komplimente!

Ernst. Gewiß Frau Gräfin, Ihr Gatte verdient es, wie ein vornehmer Zuschauer aus der Loge auf den Ringkampf der Arena herabzusehen, da er nie vergißt, was er im Fall der Not als Protektor den andern schuldet. Unser einer aber muß mitten hinein in die reißende Strömung, bald da, bald dort kämpfend eingreifen, bis ihm der Atem versagt. — Ach, die Rolle des genießenden Zuschauers ist freilich die schönere!

Egon. Nur keine Fanfaren der Eitelkeit geblasen! Jeder leistet, was er kraft seiner Natur leisten muß —

Gisela (einfallend). Sehr richtig. Oder meinen Sie, lieber Professor, unser eins sei bloß zum Vergnügen auf der Welt, zum bon plaisir? Wie uns jetzt z. B. schon unsere Ehe in Anspruch nimmt, das ist gar nicht zum glauben!

Ernst (lacht). Ich glaub's, ich glaub's!

Gisela. Davon verstehen Sie ja gar nichts. Als Vorkämpfer der Emanzipation sind Sie der natürliche Feind der Ehe — und sie ist doch unser schönster Beruf.

Ernst. Gnädige Frau, halten Sie mich für keinen Barbaren. Ich bin nicht gegen die Ehe an sich, sondern nur gegen gewisse Formen der Ehe —

Gisela. Keine Ausflüchte! (Schelmisch.) Rund heraus, könnten Sie sich verlieben, wissen Sie, so recht gründlich, könnten Sie —?

Ernst (verlegen) Ich habe mich bis jetzt nur theoretisch mit der Liebe beschäftigt, praktisch hatte ich noch keine Gelegenheit dazu —

Egon (spottend). Aus Mangel an Damenbekanntschaft, wie's im Heiratsannoncenstil heißt.

Gisela. Sie, der Sie berufsmäßig mit so vielen Damen verkehren?

Ernst. Eben darum! Das sind Kameradinnen, Kampfgenossinnen — die sind total ungefährlich.

Egon (triumphierend). Hörst du Schatz, die sind ungefährlich — auch für ihn. (Zärtlich vorwurfsvoll.) Und du wolltest vorhin schon etwas eifersüchteln.

Ernst. Sehen Sie, meine Gnädige, wie die Mehrzahl der Männer vor emanzipierten Frauen zurückscheut, so fürchte ich die andern, die eigentlichen Frauen. Das nicht emanzipierte Weib allein ist das gefährliche Weib — für uns Männer! Vor der Emanzipierten ist man leicht auf seiner Hut, das greift von vorn an, derb, mit weithin sichtbaren Waffen, es ringt offen um Herrschaft. Aber das andere Weib fällt uns heimlich an, mit unscheinbaren Waffen, es umgarnt, es überlistet uns, und bereitet uns eine Niederlage, ehe wir's ahnen —

Egon. Ei, ei, ei! Wie ihm das von der Leber weggeht!

Gisela (lachend). Laß ihn nur! So gefällt er mir, der Frauenapostel!

Ernst. Also könnten Sie sich doch für die Frauenfrage interessieren, meine Gnädige?

Gisela (fein). Das will ich mir noch vorbehalten, Herr Professor!

Ernst. Ich habe ein paar Werke darüber geschrieben, die ich mir erlauben werde, Ihnen vorzulegen.

Egon. Gisela, wenn du die liest, lass' ich mich von dir scheiden! Die sind so gelehrt und so dick (macht eine Spanne) du brauchtest mindestens sechs Wochen, sie durchzustudieren — da müßte ich mich inzwischen zu tot langweilen. — Höre, Ernst, mache meiner Frau noch einmal solche Anträge — und mit unserer Freundschaft ist's aus!

Ernst. Im Gegenteil will ich jetzt erst recht an deine Freundschaft appellieren — und an Ihre Vorurteilslosigkeit, Frau Gräfin! Sie beide besitzen ja das feinste Verständnis für die großen Fragen der Zeit, dazu die vornehme Unabhängigkeit —

Egon. Er schmeichelt: nun wird Unerhörtes kommen.

Ernst. Geradeheraus, gnädige Frau: ich bin so kühn, Sie um ein großes Entgegenkommen zu bitten. Öffnen Sie Ihren Salon den Vertreterinnen der Emanzipation!

Gisela. Weiter nichts? Unter der Bedingung jedoch, daß ich mich nicht selbst zu emanzipieren brauche? Herzlich gern. Meinen Mann interessiert's, und ich amüsiere mich vielleicht auch dabei. Donnerstag ist unser Jourfix; führen Sie ein, wen Sie wollen, Ihr Name ist uns Bürge genug.

Ernst (küßt ihr dankend die Hand).

Christian (von rechts II). Hm, hm, (für sich.) Jetzt küßt der auch. Das ist die reine Kuß-Epidemie. (laut.) Es ist eine Dame draußen, die den Herrn Professor zu sprechen wünscht. (Überreicht Egon eine Karte, die dieser an Ernst weitergibt.)

Gisela (schalkhaft). Herr Professor!

Ernst. O, etwas ganz Harmloses — nur eine Kameradin! Erlauben Sie?

Gisela. }
Egon. } Selbstverständlich, mit Vergnügen. (Zeichen des Eintretenlassens an Christian.)

Christian (zögernd). Ich erlaube mir zu bemerken, daß die Dame sehr merkwürdig aussieht, so fremdländisch, so, so, (Geste) noch ärger, als die andern.

Egon. Wir werden ja sehen.

Ernst. Eine Engländerin — Miß Webster.

Christian (im Abgehen für sich). Gottes Tiergarten ist groß.

Egon. Eine Engländerin? Da laufen allerdings sehr sonderbare Exemplare mitunter.

Ernst. Miß Webster ist zwar ein Original, ein waschechtes, aber für unsere Sache eine phänomenale Kraft.

Gisela Ich betrachte mir auch gern eine phänomenale Kraft — ich erinnere mich nicht, je eine gesehen zu haben — darf ich hier bleiben, Herr Professor?

Ernst. Miß Webster wird es sich zur großen Ehre schätzen, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden.

Gisela (zu Egon). Daß du mir sie nicht zu viel anguckst, die phänomenale Kraft, hörst du?

Sechste Szene.

Vorige. Miß Webster (von rechts II)

Egon (bei ihrem Eintritt sich abwendend). O, die seh' ich überhaupt nicht an.

Webster (eine Vierzigerin mit kurz geschorenem Haar, Brille und Zwicker, fast männlich und gesucht prunklos gekleidet, große Mappe unterm Arm. Spricht mit stärkstem englischen Accent, aufdringlich und burschikos). Professor hier? Gut' Morgen! Ich bin so kurzsichtig. (Operiert mit dem Zwicker.)

Gisela (zu Egon halblaut). Da wird mir die Emanzipation schon eher begreiflich.

Ernst. Hier! Erlauben Sie, daß ich die Herrschaften vorstelle: Miß Webster, eine der eifrigsten Verfechterinnen der Frauensache —

Webster. Sagen Sie die allereifrigste.

Ernst. Mein Freund Graf Meierfels und seine Gemahlin.

Webster (betrachtet beide sehr nahe, reicht beiden die Hände hin, schüttelt sehr stark). Sie haben schon gehört von mir?

Egon (heiter). Das Allerbeste — soeben von Herrn Christian Fürchtegott.

Webster. Kenn' ich nicht. Verzeihen Sie, ich bin sehr kurzsichtig. Erlauben Sie, daß ich in zwei Worten meine Biographie erzähle? Miß Eveline Webster, neunundreißig Jahre, Tochter von Landpfarrer bei Manchester, ganz jung schon für Emanzipation, in Tavisstockhouse in London gehalten Jungfernrede, riesig Aufsehen, vor Staats-Anwalt zitiert, drei sensationelle Prozesse wegen Ehrenbeleidigung, selbstverteidigt, freigesprochen, zwölf

Werke geschrieben, davon bereits sechs konfisziert, reise jetzt als Repräsentant des englischen Emanzipationsklubs durch alle Erdteile. Nähere Notizen über mein Leben in „Englische Frauenrechts-Zeitung" mit meinem Porträt und Faksimile (ihre Mappe öffnend) hier ein Exemplar (es Egon überreichend).

Egon. Danke. Gefälligst Platz nehmen?

Webster (es überhörend, umherblickend). Was ist das für sonderbare drawing-room?

Ernst. Der Herr Graf hatte die Güte, diesen Pavillon für Fräulein Zausigs Schützenklub als Schießsalon einzurichten. Sie wissen ja, Fräulein Zausig schwärmt für Knalleffekte.

Webster (auf die Mappe klopfend) Wort, Buch, Zeitung das sind die rechten Knalleffekte. Fräulein Zausig ist verrückt. Schießen ist Unsinn. Tingeltangel. Schöner Pavillon, sehr gut für weibliches Klubhaus. Herr Graf, Sie sind Gentleman, Sie überlassen uns diesem Salon. Scheiben, Gewehr, hinaus! Tintenfaß, Schreibpult, Ballen Papier herein! Herr Graf, Sie sind der Unsrige! (Sucht seine Hand zu ergreifen.)

Ernst (verlegen). Aber Miß Webster, wir haben doch unser Klublokal im Hotel International?

Webster. Haben gehabt. Haben nicht mehr. Deswegen ich bin gekommen hierher. Wir sind hinausgeworfen — oder gewerft? geworfen! Baroneß Olga Tureschkoi dem Kellner Ohrfeige gegeben. Kellner Skandal gemacht. Wirt uns gekündigt, Gegner von Emanzipation.

Ernst. Freilich, wenn die Extravaganzen so weit gehen. Das ist nun in einem Jahr das zehnte Lokal, aus dem wir auslogiert werden.

Webster. No, no! Wir sind provoziert. O man muß diese Männer bekämpfen überall bis auf's Blut! (zu Egon) Sie haben nichts dagegen, Herr Graf, daß ich die Männer aus Herzensgrund hasse?

Egon (höflich). O nicht das Mindeste.

Webster. All right! Also Sie wollen überlassen uns diese Pavillon für unsere Sitzungen.

Egon. Wenn es Fräulein Zausig erlaubt, mit Vergnügen!

Webster. Very well! (Setzt sich auf den Feldstuhl und schlägt am Tisch ihre Mappe auf.) Professor, hier einige englische Berichte, die müssen sofort in das Druckerei (reicht Ernst Papiere, die er widerwillig verlegen annimmt) hier eine Agitations-Novelle „The cry of a womanheart", Schrei von ein Frauenherz, gleich zu übersetzen — hier Rechenschaftsbericht, Klub kein Geld mehr, Geld schaffen, Professor, Geld! Woher?

Ernst (sich in die Haare fahrend). Oh, oh! (rückt einen Stuhl herbei, setzt sich zu Miß Webster, vertiefen sich in den Kalkül, wobei Webster den Mappendeckel hochhält.)

Webster (plötzlich ungeduldig laut). Antworten Sie doch!

Egon (der Gisela zu sich gezogen, halblaut). Ein süßer Kuß ist die beste Antwort, wie schon der weise Salomo gesagt.

Egon und Gisela (küssen sich rasch, hinter der Mappe)

Webster (hat den Kuß gehört, schlägt die Mappe entrüstet zu, zuerst den erschreckten Professor, dann den Grafen wütend fixierend). Shocking! Ein Kuß! Very shocking!

Gisela (mit einem Ruck am andern Ende des Tisches auffahrend, die beiden Frauen einander scharf gegenüber, einen Moment sich messend). Ha, ha, ha. Ein Kuß in Ehren ist niemals shocking, my dear lady, am wenigsten da, wo er Hausrecht ist. Komm Egon, noch einen.

Egon (sanft abwehrend). In der That, Miß Webster, Ihre Ansicht ist sehr anfechtbar.

Ernst (sitzt verlegen da, blättert in der Mappe, hustet) hm, hm.

Webster (legt kühl die Hände auf den Rücken, schreitet auf und ab, zuweilen stehen bleibend, und Egon anstierend, im Dozententon, kurz, trocken). Meine Ansicht anfechtbar? Well! Was ist ein Kuß? Eine symbolische Handlung? Dann ist's keine rechte Kuß! Dann ist's ein stilles Zeichen, mehr für das Auge, als für das Blut. Kuß ist der Ausdruck einer Leidenschaft — (Egon scharf fixierend) einer erotischen Leidenschaft — schon der leise Kuß — eine Verführung! — Küssen sich die Männer? Ja, aber das ist eine Idee, und schmeckt schlecht. Wenn Weiber sich küssen, schmeckt es noch schlechter. Der erotische Kuß aber ist süß wie Gift —

Egon (überlegen lächelnd). Aber, meine Gestrenge, lassen Sie auch den ehelichen Hauskuß nicht gelten? Ist der auch nicht giftfrei?

Webster (sich besinnend). Ja, nach der Mahlzeit, wenn Mann und Frau sich gegenseitig den Mund mit den Lippen abwischen, weil sie keine Serviette haben.

Ernst (lustig auflachend). Also der Serviettenkuß — Prost Mahlzeit!

Egon und Gisela (lachen mit).

Webster (steht wie in Gedanken verloren, steif).

Ernst. Ich denke, damit ist der Zwischenfall erledigt. Miß Webster wird uns einmal in einer interessanten Streitschrift ihre Theorie des Kusses ausführlich entwickeln.

Gisela (geht auf Miß Webster zu, reicht ihr lächelnd die Hand). Die Ehe heiligt auch den Kuß, wenn er einer Heiligung bedarf, und nimmt ihm das Schockinghafte.

Webster (etwas milder). Darüber habe ich nun einmal andere Gedanken.

Siebente Szene.

Vorige. Babenhausen. Christian (von rechts II)

Christian (in der Thür, erregt). Gnädiger Herr, gnädige Frau, eine große Überraschung — wer hätte das gedacht!

Babenhausen (schiebt Christian von der Thür weg, tritt ein, im Reiseanzug, bepackt, polternd). Überraschung, was? Unsinn! Ich bin da. Das ist alles. Ah! (schnauft geräuschvoll auf.)

Egon (auf ihn zueilend, umarmend). Onkel Babenhausen, du? Endlich! Welche Freude!

Gisela (aufspringend, jubelnd). Der Onkel?! (Mustert ihn aus der Ferne.)

Babenhausen (zu Egon). Nun ja! Sprich nicht soviel. Ich bin zu erschöpft.

Webster (sich vordrängend, trocken). Ich bin Eveline Webster, alter Herr! (schüttelt ihm sehr kräftig die Hand.)

Babenhausen (vor Schmerz aufschreiend). Au!

Webster (sieht ihm nah in's Gesicht). Verzeihung, ich bin sehr kurzsichtig.

Babenhausen (unwirsch). Ich auch. Seh' aber immer noch zu viel! (Sich umsehend.) Das ist ja eine Schießbude hier! Bin wohl irr gegangen? Adieu! (dreht sich um, geht zur Thür)

Egon. Christian Fürchtegott, laß ihn nicht hinaus!

Christian (stellt sich mit ausgespreizten Armen vor die Thüre).

Babenhausen. Erst nicht herein, jetzt nicht hinaus? Das ist ja ein Narrenhaus!

Gisela (nähert sich ihm schmeichelnd). Herr Baron, darf ich Sie vielleicht bitten zu bleiben? Ich werde auf's Beste für Sie sorgen!

Babenhausen (nach denmmig). Wer sind Sie denn?

Gisela. Egons Frau, mit Ihrer Erlaubnis.

Babenhausen (unwillkürlich schmunzelnd). So eine — Unbegreiflich! Hat der Mensch Glück! Viel zu jung und hübsch für ihn! (Zu Gisela.) Wie können denn Sie meinen Neffen mögen?

Gisela (faßt Egon bei der Hand, drückt sie fest, streckt die andere Babenhausen entgegen.)

Babenhausen (die beiden betrachtend). Na, mir kann's recht sein. Ich bleibe, weil ich einmal da bin.

Gisela. Wollen wir nicht ins Speisezimmer gehen, Onkel? Dort ist's gemütlicher. Sie sind gewiß recht hungrig —

Babenhausen. Hungrig? Halb verhungert! Aber trotzdem keinen Appetit, mein altes Übel.

Egon (will ihn fortführen). Komm, Onkel! Diese Schießbaracke —

Babenhausen. Ist mir zum Ausruhen gut genug. Ich bin von der Reise so ermüdet. (Legt mit Hilfe Egons und Giselas ab.)

Gisela. Wie Sie wollen, lieber Onkel! Christian Fürchtegott, rasch einen Imbiß! (Gibt ihm leise Aufträge, dann Christian mit Gepäck rasch ab rechts II.)

Ernst (Babenhausen begrüßend). Erinnern Sie sich meiner noch, Herr Baron?

Babenhausen (seine Hand drückend). Natürlich, Sie sind ja ein ganz patenter Mensch. Haben Sie aber an Leibesschwere zugenommen! Noch unverheiratet?

Ernst. Jawohl.

Babenhausen (klopft ihm freundschaftlich auf die Schulter). Bravo! Sind ein Pfiffikus! Unter uns: Die Ehe ist ein ganz lebensgefährliches Institut. Man darf nicht zu laut reden, die junge Frau da könnte es übel nehmen — (hinüberschielend). übrigens ein hübsches Figürchen, was? — (Plötzlich abbrechend ingrimmig) Schopenhauer, Professor, Schopenhauer nie vergessen! Sie verehren seine Philosophie doch auch?

Ernst. Mit Auswahl.

Gisela (schiebt Babenhausen einen Rohrfauteuil neben Miß Webster, die wieder in ihre Mappe versunken) Machen Sie sich's bequem, liebster Onkel.

Babenhausen (rückt brüsk den Stuhl weit ab mit mißtrauischem Blick auf Miß Webster, setzt sich). Was ist das eigentlich für ein Schießplatz?

Ernst. Hier übt sich der Damen-Zimmerstutzen-Klub.

Babenhausen (schnüffelnd). Übrigens riecht's hier famos nervenstärkend, liegt etwas Heroisches in der Luft: Pulver — Tabak — Bier — eine Idee Jasminblüte. — Origineller Aufenthalt (auf die Scheiben deutend) Automatenkabinett gratis —

Ernst. Haben Sie eine gute Reise gehabt, Herr Baron?

Babenhausen (jämmerlich) Eine ganz entsetzliche! Afrikanische Hitze, deren sich die ältesten Kameele nicht entsinnen können, miserable Bahnhofskost, grobe Beamte, scheußlicher Koupeenachbar, der mir die ganze Zeit vorsintflutliche Witze erzählte; ich lieh ihm meinen Schopenhauer, den ich immer bei

mir führe (zieht das Buch aus der Rocktasche) um den Kerl zum Schweigen zu bringen, aber selbst über Schopenhauer machte er Witze, und die niederträchtigsten Kalauer über Schopenhauers Pudel. Es gibt Menschen, denen nichts heilig ist. — (Sich in seinen Stuhl zurücklehnend, das Buch mit beiden Händen auf dem Schoß, plötzlich) Sind Sie verheiratet, Miß Wespe?

Webster (steif aufschauend). Wespe? Miß Webster, Webster, if you please! Wo denken Sie hin? Der Mann müßte erst geboren werden, der die Kühnheit hätte, zu werden wollen mein Mann. Ich kann Ihnen meine Biographie mit zwei Worten erzählen: Ich have neunundbreißig Jahre, bin die Tochter eines Landpfarrers bei Manchester —

Babenhausen. Kenne ich, Strumpfwaarenfabrikation! Berühmte Manchester-Schule — laisser faire, laisser aller und so weiter.

Webster (fortfahrend). Ganz jung schon für Frauenemanzipation, Jungfernrede in Tavisstockhouse in London — riesig Aufsehen —

Egon (rasch Babenhausen die Zeitung in die Hand drückend). Hier kannst du Miß Websters Biographie gedruckt lesen, englische Frauenzeitung, Porträt und Faksimile auch dabei.

Babenhausen (das Blatt rasch zurückgebend). Dann dank' ich! Was halten Sie von Schopenhauer, Miß Webster?

Webster. Unverdaulich als Philosoph, unverdaulich als Mann, ich hasse ihn. (Aufstehend und ihre Mappe zusammenklappend). Ich muß mich leider empfehlen, ich habe ein Rendezvous!

Babenhausen (ironisch verwundert). Sie?

Webster (mit strenger Miene). Ja, mit Redakteur von unserem Kluborgan.

Gisela. Donnerstag ist unser Jourfix, wollen Sie mit Ihren Kolleginnen unser Gast sein?

Webster. Gern, ich werde kommen mit Baronin Tureschkoi, Fräulein Zausig, Lipski, Lemoir —

Babenhausen. Lauter internationale Damen?

Webster. Ja.

Babenhausen. Und so viele Sprachen wie beim Turmbau zu Babel? Angenehme Konversation!

Egon. Beruhige dich, Onkel, wir führen Volapük ein.

Webster (drückt Gisela und Egon die Hand). Ich habe die Ehre, Mylady, Mylord! (Auch Babenhausen die Hand hinstreckend). Schlimmer Onkel —

Babenhausen (ängstlich die Hand zurückziehend). Ich bin noch zu angegriffen von der Reise! Adieu!

Ernst (sich empfehlend). Meine Herrschaften! (Mit Webster ab rechts II.)

Achte Szene.

Babenhausen. Egon. Gisela. Dann Christian.

Babenhausen. O heiliger Schopenhauer! — Wie kommt Ihr denn zu dieser englischen Vogelscheuche? Besucht Euch die regelmäßig? Dann reise ich sofort wieder ab.

Egon (schüttelt den Kopf). Oh — Übrigens finde ich, daß diese Dame einen geradezu sittlichen Anblick gewährt!

Gisela. Wir bitten Sie tausendmal um Verzeihung des unfeierlichen Empfangs wegen. Wenn wir geahnt hätten —

Babenhausen. Daß ich käme, hättet Ihr mir die Zimmer austapeziert mit Grünzeug und Fahnen und Inschriften, wie „Mensch, ärgere dich nicht“ oder „Nur für Natur!“ oder „Willkommen!“ Das kann ich nicht leiden. Ich hasse alles, was an den Leichtsinn des Lebens erinnert. Ich bin Pessimist, Schopenhauerianer, ich durchschaue diese grenzenlose Nichtigkeit — (traurig) dieses unstillbare Leid alles Daseins —

Christian (von rechts II). Der Imbiß ist bereit; wo soll er serviert werden?

Babenhausen (plötzlich lebhaft). Hier, natürlich hier! Ich bin ja halb verhungert.

Egon. Würdest du nicht vorziehen —

Babenhausen. In Euer stilvolles Speisezimmer — fällt mir nich ein! Hab' mich jetzt an die Sonderbarkeit dieses Raumes gewöhnt, 's ist ein fideles Memento mori mit seinen Mordswaffen — zur Tafelmusik könnt Ihr mir etwas vorschießen —

Gisela (Christian winkend). Nun denn, in Gottes Namen!

Christian (rechts ab II). Zu Befehl!

Gisela. Wissen Sie, Onkelchen, daß ich Grund hätte, Ihnen recht böse zu sein?

Egon. Freilich, warum bist du nicht zu unserer Hochzeit gekommen?

Babenhausen. Weil ich dergleichen Festivitäten zum totschießen albern finde. Hochzeit! Trübseliger Spaß! Schopenhauer bemerkt sehr treffend —

Gisela (einfallend). Bitte, erst nach dem Imbiß. Mit hungrigem Magen darf man Schopenhauer nicht zitiren. Das soll sehr ungesund sein; erst wenn man satt ist.

Babenhausen (sieht sie verwundert an ob ihrer Kühnheit, dann pedantisch). Liebe Nichte, entschuldigen Sie, das verstehen Sie nicht.

Egon (leise zu Gisela). Vorsichtig! Nicht zu keck!

Gisela (leise, überlegen). O, laß mich nur, ich werde schon mit ihm fertig. (Lauter) Brumm — Brumm —

Babenhausen. Was? Brumm? Ich habe einen schönen Schreck gekriegt, als ich Eure Verlobungsanzeige öffnete. Macht der Mensch tolle Streiche, verheiratet sich zum zweitenmal!

Egon. Einmal ist keinmal, sagt das Sprichwort. Da mußte ich wohl ein zweites Mal — um des Experimentes willen —

Babenhausen. Ein tollkühnes Experiment. Deine erste Ehe war doch jammervoll langweilig —

Egon. Vornehm, Onkel, tadellos vornehm —

Gisela. Die zweite wird nicht langweilig, dafür garantiere ich! Ich bin zwar weniger vornehm, dafür desto lustiger! Gewiß, ein lange Ahnenreihe ist etwas Imposantes — ich mache meine unterthänigste Reverenz vor den ehrwürdigen Perrücken! Aber ich sollte meinen, Lieb' und Treue und frohe Laune wären doch auch etwas — und die wachsen nicht ausschließlich auf den uralten Stammbäumen! Nun, laßt die Frankfurter bürgerliche Kommerzienratstochter nur einmal machen, sie wird sich ihren Adelsbrief schon verdienen —

Egon (zärtlich ihr die Hand drückend). Schatz!

Babenhausen (erstaunt). Alle Wetter! Ja, die Frankfurterinnen! Blut der alten freien Reichsstadt. Dazu das Nest Goethes, die Truhe Rothschilds, die Einsiedelei Schopenhauers — alle Hochachtung vor Frankfurt — immer noch viel Geld, viel Geist — wenn auch ein wenig stark mit Judentum und Demokratismus behaftet.

Gisela (schelmisch.) Ich bin aber kein bischen stolzer deswegen. — Ach der Imbiß, Onkelchen!

Christian (bringt mit einem anderen Diener ein Dejeuner auf einem gedeckten Tisch, setzt diesen in die Mitte und serviert).

Babenhausen Das sieht ja recht einladend aus — aber Kinder, ich werde kaum etwas essen können, bei meinem ewigen Appetitmangel.

Egon. Versuch's nur, Onkel! Der Appetit kommt mit dem Essen. (Drückt ihn in den Sessel und schenkt Wein ein.)

Babenhausen (zieht den Schopenhauer aus der Tasche und legt ihn neben sich). So! Freund Schopenhauer ersetzt das Tischgebet.

Gisela (sitzt rechts von Babenhausen, Egon links).

Gisela (schiebt das Buch ein wenig von sich weg). Guten Appetit! (Während Babenhausen drauflos kaut, spricht Gisela, als ob sie mechanisch eine Lektion aufsagte, folgende Schopenhauerische Zitate.) „Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist . . . (Mit etwas mehr Betonung.) Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht, das schön nennen, konnte nur der . . . umnebelte männliche Intellekt . . . Einzelne Ausnahmen ändern die Sache nicht; die Weiber sind und bleiben die unheilbarsten Philister . . . Ihr Vorherrschen und Tonangeben ist der Verderb der modernen Gesellschaft . . ." finden Sie nicht, Onkel, daß der Mann, der das behauptet, weniger Frankfurter, als schon viel mehr ein — recht artiger Sachsenhäuser ist?

Babenhausen (eifrig essend). Ah, Sie zitieren Schopenhauer!

Gisela (aufspringend, kokett). Bitte, sehen Sie mich an: Bin ich schmalschultrig, breithüftig, kurzbeinig, ein unheilbarer Philister?

Babenhausen (verlegen, gutmütig sie von der Seite ansehend). Ich kann das jetzt nicht recht beurteilen. Mir gefallen Sie — obwohl das Gefallen am Weibe meiner Philosophie widerstrebt — ganz gut!

Gisela (mit Beziehung). Es giebt auch Frauen, welche ohne Rankūne die Männer für das schönere Geschlecht erklären.

Egon (sein Glas gegen Babenhausen erhebend, fröhlich). Auf dein Wohl!

Gisela (desgleichen, neckisch). Und auf das Wohl Schopenhauers aus Frankfurt-Sachsenhausen!

Babenhausen (unwillkürlich lächelnd). Ja, er lebe, Ihr berühmter, unsterblicher Landsmann, Sie kleiner Tollkopf!

Gisela. O, Sie verletzen den Comment, Onkelchen! Beim Toasten muß man sich in die Augen sehn! (hält ihm ihr Glas entgegen und lächelt ihn schelmisch an).

Babenhausen (gehorchend, schmunzelnd). Nun, ist's so recht? (für sich) Wirklich auffallend hübsche Augen — das müßte ihr selbst Schopenhauer lassen.

Christian (mit Speisen, unter anderen eine verdeckte Schüssel; setzt alles auf den Tisch, trägt die vorigen Gerichte ab).

Babenhausen (schnüffelnd). Ich wittere Gansleberpastete.

Gisela (den Deckel aufhebend). Erraten.

Babenhausen. Auf zwei Dinge in der Welt kann ich mich verlassen, auf Schopenhauer — und auf meine Nase.

Gisela (lachend). Darf ich Ihnen vorlegen?

Babenhausen. Nicht so viel, mein Kind, nicht so viel! Ach wenn ich nur einmal ordentlich Appetit hätte. Ich esse und trinke — ja, aber ohne jeden Genuß! (haut tapfer ein) —

Gisela (einfallend). Nur aus purem Erhaltungstrieb würgt man sein bischen Essen hinunter — mein Gott, das ist die Schattenseite des Pessimismus.

Egon. Mit Vergnügen essen, ist eben eine gemeine optimistische Kunst. Wer kocht Ihnen denn zu Hause, Onkel?

Babenhausen. Ein alter Stockfisch von einem Diener, kreuzbrav, aber blitzdumm. Der macht lauter schwerverdauliche, schwarzsaucige Sachen! Höllische Schauergerichte, weiß der Teufel!

Gisela. Na, warten Sie nur, bei uns ist alles kreuzfidel: Die Köchin und der Küchenzettel!

Babenhausen. Ja, ich kann nicht umhin, die Pastete zu loben. Ich nehme noch ein Bröckchen.

Egon. Immerzu, Onkel! Alles zur größeren Ehre Schopenhauers; der aß auch widerwillig sein Hotelmenü ab, aber tapfer, rücksichtslos, wie es einem Verächter des Daseins geziemt. Er hat dabei ein hohes Alter erreicht.

Babenhausen. Lumpige 72 Jahre 6 Monate 29 Tage (immerzu essend.)

Gisela (lachend.) Der selige Methusalem ist freilich älter geworden. Schade, daß der keine Philosophie hinterlassen hat — und kein Kochbuch.

Babenhausen. Ihr beide seid ja mordsmäßig vergnügt. Sagen Sie 'mal Nichte, ist Ihnen denn Graf Egon nicht zu alt? Sie könnten ja seine Tochter sein.

Gisela. Aber Onkel, Sie scheinen mich beinah für ein Wickelkind zu halten? Bin schon zwischen 17 und 18, mit Respekt zu melden. Egon ist allerdings etwas älter.

Babenhausen. Etwas? Viel! Das Doppelte, volle 35! (schnüffelt.)

Gisela (verliebt.) Aber ist er nicht ein schöner, wunderbar konservierter Mann? O, ich wäre gestorben, wenn er mich nicht genommen hätte, so entsetzlich lieb hatte ich ihn gleich —

Babenhausen. Hm! (schnüffelnd). Habt Ihr Heliotrop hier? Das ist so ein verliebtes, penetrantes Parfüm.

Egon. Ich rieche nichts.

Babenhausen. Weil Du keine Nase hast. Ich rieche ganz deutlich Heliotrop.

Christian (tritt ein mit einer Platte).

Babenhausen (zu Christian). Haben Sie Heliotrop an sich?

Christian. Nein, Herr Baron — gebratene Krametsvögel!

Gisela (vorlegend). Das wird vom Nachbarsgarten herüberkommen.

Christian (im Abgehen für sich). Der ist eine halbe Stunde entfernt Ist die schlau!

Egon (wählt eine andere Sorte Wein, schenkt ein).

Babenhausen (zugreifend). Bei Westwind sind meine Geruchsnerven besonders fein. Es ist eigentlich unrecht, daß es mir so schmeckt. Na, ausnahmsweise! — Seht ich war auch einmal ein andrer Mensch, heiter, leichtlebig, glücklich. — Auch ich habe einst ein Weib geliebt. (essend) Die Kramets-

vögel sind sehr gut gebraten — aber dieses Weib — hat mich verraten — (den Wein kostend) hm, Chateau Lafitte — und so bin ich dem Pessimismus in die Arme gesunken —

Egon (Gisela zunickend, für sich). Ach, jetzt kommt die „grande passion" —

Babenhausen (fortfahrend). Es war eine starke Leidenschaft, la grande passion de ma vie. Meine Braut war ein Prachtexemplar der Gattung —

Gisela (einfallend). Nicht schmalschultrig? kurzbeinig? —

Babenhausen (ernsthaft). Ein imposantes Geschöpf — und dabei zärtlich liebend. So schien's wenigstens. Aber Schopenhauer hat recht: Das Weib ist von Natur aus falsch, verlogen, treulos, undankbar, verräterisch. Und sie war's natürlich auch. Eines Tages, ich vergesse ihn mein Lebenlang nicht —

Egon (für sich) Es war der 22. Februar —

Babenhausen. Es war der 22. Februar — merkwürdigerweise Schopenhauers Geburtstag — da sollte ich sie zu einem Ball abholen. Tagsüber hatte ich sehr wichtige Geschäfte, ich war Gesandtschaftsattaché. Die bestimmte Stunde kommt, es blieb kaum Zeit mich passend umzukleiden, um rechtzeitig bei Eulalia vorzufahren, von einer vorherigen kleinen Restaurierung des Magens war natürlich keine Rede mehr — halb nüchtern —

Gisela. Armer Onkel!

Babenhausen. Kurz: endlich sind wir glücklich im Ballsaal — tanzen Tour um Tour — ich bin todt vor Walzen, Hunger und Durst — Eulalia fühlt nichts dergleichen, immer drauf los gewalzt, gepolkt, gehopst, — und das nennt sich das schwache Geschlecht! Endlich erschnappe ich einen glücklichen Moment — Eulalia ist mit einer Freundin in ein tiefsinniges Gespräch über die neueste Chignonmode verwickelt — ich echappiere ans Büffet, esse ein paar Kleinigkeiten — (trinkt).

Egon (dazwischen mechanisch). Ein Dutzend Austern, Portion Salm in Gelee.

Babenhausen (fortfahrend). Ein Dutzend Austern, Portion Salm in Gelee, Viertel Fasan getrüffelt, zum Schluß etwas Fromage de Brie — damals schmeckte es mir noch — ich war vergnügt wie ein Mops, schlank wie ein Zahnstocher. Kurz: ich weiß nicht auf die Sekunde wie lange ich am Büffet arbeitete — plötzlich steht die göttliche Eulalia zornfunkelnd vor mir: „Was, du schwelgst hier" — schwelgst, sagte sie! — „und ich bin unterdessen zwei Touren sitzen geblieben, bin kompromittiert vor Gott und der Welt" — — Aber Allerbeste, Angebetete — wollte ich sie unterbrechen, allein schon bei der „Allerbesten" schnitt sie mir das Wort ab: „Schweig, dein Benehmen ist haarsträubend, teuflisch, wir sind geschieden für immer!" Und fort war sie — und ich vernichtet! Wir haben uns seitdem nie wieder gesehen — — (Auf das Buch schlagend.) Ist das nicht eine lebendige Illustration zu Schopenhauer? He? Einen Mann zu vernichten, weil er Trüffelfasan und Fromage de Brie gegessen? He?

Gisela (die zuletzt nur noch mühsam an sich gehalten, in das Taschentuch gebissen, losplatzend). Hahahaha!

Babenhausen (entrüstet). Sie lachen? Lachen über die schauerlichste Katastrophe meines Lebens?

Gisela (aufstehend, hinter seinem Stuhl, schmeichelnd). Nicht böse sein, Onkel-

36*

chen! Das passiert mir immer so, wenn ich zum erstenmal was recht Urtrauriges höre. Wenn Sie mir Ihre Geschichte ein paar mal erzählt haben werden, lache ich gewiß nicht mehr.

Egon. Starke Gemütsbewegungen pflegen sich bei Gisela immer in so zwerchfellerschütternder Weise zu äußern. Weißt du, eine Eigentümlichkeit, Onkel —

Gisela und Egon (küssen sich hinter Babenhausens Rücken).

Babenhausen. Aber sitzen geblieben ist die imposante Eulalia doch!

Gisela. Bravo! (küßt wieder.)

Babenhausen (sich räuspernd). Frivoles Gesindel! (dreht sich auf seinem Stuhl)

Egon. Wittert deine Nase wieder 'was?

Babenhausen (entrüstet). Trauben!

Gisela (lustig). Saure oder süße, die zu hoch hängen?

Egon. Bei Gott, da sind sie schon. Deine Nase ist bewunderswert, Onkel.

Cristian (tritt a tempo mit Nachtisch und einem Aufsatz mit großen Trauben ein. Räumt die vorigen Gänge ab).

Egon. Ein Gläschen Chartreuse?

Gisela (neckend). Und zum Schluß etwas Fromage de Brie?

Babenhausen (trinkt). O Eulalia, o Schopenhauer!

Christian (abräumend, erwischt das Buch mit und will damit abgehen).

Babenhausen. Unglücksmensch, mein Schopenhauer, wohin damit? (packt ihn beim Frack)

Christian (nicht verstehend) In die Küche!

Babenhausen (nimmt das Buch vom Präsentierbrett, legt's wieder auf den Tisch). Ignorant! (setzt sich.)

Christian (ab).

Babenhausen. Ich lese nach Tisch regelmäßig ein Kapitel — (ein Gähnen unterdrückend) zwar, wenn man sich so satt gegessen hat, wie heute —

Egon. Verschläft man lieber das Kapitel!

Babenhausen. Verehrte Frau Nichte, Ihre Küche ist wirklich gut.

Gisela. „Verehrte Frau Nichte!" Warum so feierlich? Nennen Sie mich doch „Du!" Wir sind nun einmal Verwandte, Onkelchen! Wollen wir Smollis trinken, ja?

Egon (hat aus einer Karaffe zwei Gläschen vollgeschenkt).

Gisela und Babenhausen (trinken übers Kreuz).

Gisela (hält ihm den Mund zum Kuß hin).

Babenhausen (macht ein verwundertes Gesicht, überlegt, wendet sich dann energisch ab, hält ihr die Hand hin, drückt die ihrige stark).

Gisela (kichernd). Du, Onkelchen, eigentlich ist das ein wenig feig! Nun sag' mal deinen Vornamen!

Babenhausen (brummig). Felix.

Gisela. Felix — der Glückliche!

Babenhausen. Ja, hat sich was mit dem Glück! (Heiterer.) Und doch muß ich sagen: heute —

Christian (von rechts II). Die Zimmer für den Herrn Baron stehen bereit.

Babenhausen. Schön — schön — Ich komme gleich — Was wollt' ich sagen? (Nachsinnend mit ermüdetem Kopf.) Ich find's nicht. So wollen wir Schopenhauer nach dem Stichwort fragen. (Schlägt das Buch auf Geratewohl auf, liest:) „Ganz glücklich in der Gegenwart hat sich noch kein Mensch ge-

fühlt: er wäre denn betrunken gewesen!“ Kinder, so müßt ihr mich stark angesäuselt haben, denn heute — fühle ich mich — Schopenhauer sei's geklagt — just nicht ganz unglücklich!

Gisela und Egon (umringen ihn freudig, fassen ihn am Arm, drücken ihm die Hand).

Babenhausen (schwerfällig, schläfrig gemütlich). Also einstweilen, liebe Nichte —

Egon. Ich will dich hinausbringen, Onkel! (Gehen gegen die Thür.)

Gisela. Onkel, ich hätte dir heute so gern einen Willkommenkuß gegeben — läßt sich das jetzt nicht geschwind nachholen? Darf ich?

Babenhausen (sich umwendend, gemütlich). Na, wenn du's durchaus nicht anders thust —

Gisela (küßt ihn).

Babenhausen (guckt sie schmunzelnd an). Verführerin! (Plötzlich küßt er sie wieder.) Da hast du deinen Kuß zurück, ich will von den Weibern nichts geschenkt haben! (Geht.)

Gisela (die an den Tisch zurückgegangen, nachrufend). Onkelchen, du hast deinen Schopenhauer vergessen! (Läuft ihm mit dem Buch nach.)

Babenhausen (nimmt es hastig). Um Gottes willen! (Ab mit Egon, rechts I.)

Neunte Szene.

Gisela. Dann Christian.

Gisela (fröhlich). Triumph, Triumph, den krieg' ich noch herum! Diesen Brummbär richt' ich mir zum allerfidelsten Optimisten ab. Schopenhauer, dich schlag ich mit dem Kochbuch! — Nein, was das heute für ein amüsanter Tag ist! Erst die Sportsdamen, piff, paff! dann der Professor! (imitiert ihn gravitätisch) Dann (mit englischem Accent.) Miß Webster, neununddreißig Jahre alt, aus Manchester! Dann der unglaubliche Onkel (wirft ihm eine Kußhand nach) und nun — (ist zur ersten Thüre rechts gegangen.)

Christian (a tempo von rechts II). Eine verschleierte Dame, die den gnädigen Herrn zu sprechen wünscht —

Gisela (ihn lachend unterbrechend). Sagte ich's nicht, heute ist ein amüsanter Tag? Gott, ist der Ehestand lustig: eine Überraschung schlägt die andere. Wie wär's daheim bei Kommerzienrats langweilig dagegen! Hier geht's klipp, klapp wie in einer Komödie!

Christian. Gnädige Frau —

Gisela (rasch). Ich höre schon. Eine verschleierte Dame, die zu meinem Mann will?

Christian. Ausdrücklich zum Herrn Grafen.

Gisela. Ihr Name?

Christian. Den wollte sie nicht nennen.

Gisela. Wie sieht sie denn aus?

Christian (trocken) Verschleiert.

Gisela. Ach so! Na, die ist gewiß noch über 39 und noch häßlicher, als die Webster, wenn sie ihre Physiognomie eingewickelt trägt. Sicher eine Emanzipierte ältesten Kalibers! — Da wird sie sich hier gleich angeheimelt fühlen! Führ' sie herein, ich will selbst meinen Mann benachrichtigen. Wenn sie sich langweilt, kann sie unterdessen ein wenig schießen zum Zeitvertreib.

Christian (rechts II ab).

Gisela (in die Hände klatschend). Ach ein lustiger wundervoller Tag heute. (ab nach rechts II.)

Zehnte Szene.

Kamilla von Hornberg (reisemäßig, einfach gekleidet, verschleiert). Christian (hinter ihr, von rechts II.)

Christian. Gnädige Frau möchten die Güte haben, einen Augenblick hier zu warten; der Herr Graf wird gleich erscheinen. Wenn Sie sich langweilten, könnten Sie unterdessen ein wenig schießen!

Kamilla. Was?

Christian (nach den Scheiben deutend). Schießen — dort — die Dinger knallen doch recht hübsch — Sie können noch einen Hanswurst oder Leutnant treffen — angenehmer Sport für Damen — Bier ist auch noch da —

Kamilla (verwundert). Ich danke!

Christian (geschäftig). Wie Sie wollen. (Schiebt ihr einen Sessel hin, geht zum Eßtisch, räumt die Tafelreste zusammen, rückt den Tisch in eine Ecke, macht sich sonst zu schaffen, ohne die Dame zu beachten.)

Kamilla (schlägt den Schleier zurück, sieht sich verwundert um). Sonderbarer Ort! (lächelnd.) Ja so, ich darf nicht vergessen, daß ich mich in dem Hause eines Junggesellen befinde! — (Setzt sich, bewegt.) Acht Jahre! O eine Ewigkeit für mein ungeduldiges Herz. Und jetzt werde ich ihn endlich wiedersehen — Wo er nur bleibt? — Ich zittere, wenn er in einer Minute vor mir steht, und kann's doch kaum erwarten. O mein Egon, was habe ich inzwischen alles um dich gelitten! — — (zu Christian) Christian Fürchtegott, kennt Ihr mich denn nicht mehr?

Christian (kommt näher, sieht sie an, erschrickt). Ach, Fräulein von Hilmann — Pardon, Frau Baronin Hornberg! — Ja, sind Sie's denn wirklich? O Gott, es geschehen Zeichen nnd Wunder!

Kamilla. Bin ich so alt und schrecklich geworden?

Christian (ängstlich stotternd). Nein, nein! Aber, wie konnt' ich denken — daß Sie noch einmal in unser Haus kommen! — O der Herr Graf wird sehr überrascht sein!

Kamilla (heiter). Das soll er auch!

Christian (fassungslos). So — so, ja freilich, der Herr Graf wird sich sehr freuen.

Kamilla (glücklich). Glaubst Du? Ich hoffe auch. (Erregt aufspringend.) Ich höre kommen! Geh, geh!

Christian (für sich, im Abgehen). Na, wer da mehr überrascht sein wird: er, sie oder es, — das junge Weib! (Ab rechts II.)

Elfte Szene.

Kamilla. Egon (von rechts I).

Kamilla (eilt ihm jubelnd entgegen mit ausgestreckten Armen). Egon! Egon!

Egon (erstarrt zurückweichend). Kamilla! Nun fällt der Himmel ein!

Kamilla (seine Hände haltend, sieht ihm glückstrahlend tief ins Auge). Egon, mein Herz zerspringt! (Weich, zärtlich). O Du herrlicher Mann! — Acht Jahre! Aber wir haben sie mutig durchgekämpft. Und was das Schicksal einst so schmerzlich getrennt, das führt es jetzt wieder selig zusammen. Egon mein Egon, wir sind die Alten geblieben, nicht wahr?

Egon (der sich vergebens zu fassen sucht). Gewiß, Kamilla, gewiß aber ich bin so überrascht —

Kamilla (die seine Hand noch nicht losgelassen, lächelnd). Ich merke es. Komm' laß uns niedersitzen — O, daß ich wieder an Deiner Seite bin, es ist wie ein Traum!

Egon (selbst nach Fassung ringend, verzweiflungsvoll). Ein schöner Traum!! Fasse dich!

Kamilla. Wie ich durch den Garten schritt, schien mir jeder Baum, jeder Strauch zuzurufen: „Willkomm, daß du wiederkehrst, er erwartet dich längst!" — Weißt du die glücklichen Stunden, die wir da draußen verträumt? (sich umsehend, plötzlich sehr ernst). Aber hier, in diesem Pavillon wurden wir von deiner Mutter überrascht; hier war der furchtbare Auftritt, hier wurde ich, deine stille Braut, verflucht; hier brach ich jammervoll zusammen —

Egon. O schweig, die Erinnerung foltert mich! (beiseite). Das gibt ein blutiges Experiment.

Kamilla. Vorüber, vergessen! Ich habe der Toten verziehen. Unseren Schwur ewiger Treue haben wir ja doch gehalten, trotzalledem. Und jetzt sind auch die Fesseln der Konvenienzehe gefallen, die uns elterlicher Machtspruch aufgezwungen. Wir sind frei! O es waren schwere, schwere Jahre für mich an der Seite des greisen, ungeliebten Manns — Gatte war er mir ja niemals, stets ein Fremder —

Egon. Armes Weib!

Kamilla (in heiteren Ton umschlagend). Aber, lassen wir die Toten ruhn! Jetzt bin ich glücklich — und du bist's doch auch?

Egon (verlegen). Gewiß, Kamilla. Ich freue mich sehr, dich so frisch und heiter wiederzusehen.

Kamilla. Und ist das nicht natürlich? Am Ende schiltst du mich, weil ich nicht verbergen kann, wovon mein Herz überströmt? Aber warum bist du nicht zu mir gekommen, du wußtest doch, daß ich Witwe ward!

Egon. Ich erfuhr's — und bald darauf starb meine Frau — und — ich wollte —

Kamilla (einfallend). Das Trauerjahr abwarten. Ich dachte mir's so und fand's edel von dir. Mich aber verzehrte die Ungeduld; ich durchstürmte die halbe Welt, nur um meinen Sinn von dem einen brennenden Gedanken abzulenken, ich war in Afrika, in der Sahara, am Kongo — (lachend) ich bin eine ganze Abenteurerin geworden!

Egon. Ich hörte davon.

Kamilla (scherzend). Also nachspioniert hast du mir doch! Warum hast du mir nicht ein einziges Mal geschrieben?

Egon. In die Sahara? an den Kongo?

Kamilla. O ich bin schon seit einem halben Jahre zurück. — Und diese Zeit über habe ich dich täglich, stündlich erwartet, aber du kamst noch immer nicht — (einfach, innig) da mußte ich wohl zu dir kommnn.

Egon. Ich wußte nicht, wie du mich aufnehmen würdest —

Kamilla (heiter). Mit offenen Armen, so (will ihn umschlingen) — das wußtest du ganz gut. Sieh, ich habe nie daran gezweifelt, daß du mich immer lieben würdest. Ich habe mir ja ein heiliges Recht auf dein Herz erworben. Wir gehören zusammen in Ewigkeit — und hätten uns hundert konventionelle Heiraten getrennt!

Egon (aufstehend, gequält). O liebe Kamilla, wie soll ich dir sagen —

Kamilla (gleichfalls aufstehend, glücklich). Sage mir gar nichts, dich macht die Freude stumm, mich macht sie beredt. — Nun, küsse mich Geliebter — und alles ist in seligster Ordnung! (nähert sich ihm, leidenschaftlich seine Hände fassend.)

Zwölfte Szene.

Vorige. Gisela (von rechts).

Gisela (von außen, näherkommend, in singendem Ton). Egon, mon chéri, Onkelchen schläft, allons faire une tour de promenade!

Egon (beim Ton ihrer Stimme zusammenschreckend). Gisela!

Gisela (erscheint im Promenadenkostüm, Schirm unterm Arm, auf der Schwelle). Willst du, liebes Männchen? — Ah, pardon, Madame!

Kamilla (ist schon bei den ersten Worten Giselas erstarrt, sieht Egon, welcher den Blick vor ihr senkt, scharf an, begreift allmählich, läßt seine Hände los, unmittelbar vor Giselas Eintritt — betrachtet dann diese mit einem langen, schmerzlichen Blick. Pause, tonlos gebrochen zu Egon). Deine zweite Frau?

Egon (nickt). Oui Madame. (beiseite) Jetzt freue dich, Onkelchen Schopenhauer!

Dreizehnte Szene.

Vorige. Eine Gruppe von „Emanzipierten".

(Einige strecken links neugierig die Köpfe herein, treten dann auf den Zehenspitzen weiter vor und winken den Draußenstehenden.)

Kamilla (stolz und eisig, halblaut). Leben Sie wohl! (Geht nach rechts.)

Gisela (macht Platz zum Hinausschreiten, naiv verdutzt). Adieu! (Die beiden Damen verneigen sich flüchtig.)

Kamilla (wieder verschleiert, ab rechts II).

Gisela (starr). Egon, was soll das? (Momentane Pause, mit groteskem Pathos und entsprechender Geste). Ehebrecher?! (Folgt rasch Kamilla, ab rechts II.)

Egon (steht in komischer Verzweiflung nach Fassung ringend). Ich brenne durch! (Wendet sich rasch nach links.)

Eine Emanziparte, Lipski. Die Luft ist rein!

(Die Empanzipirten stürzen Egon entgegen, umringen ihn lachend, einen Kreis um ihn bildend.)

Egon (mit erhobenen Armen). Kinder, rettet mich!

Die Emanzipierten. Zu den Waffen! Zu den Waffen!

(Unter hellem Lachen der „Emanzipierten" fällt der Vorhang rasch.)



Unser Dichter-Album.

Memento mori.

Hier werden andre wandeln durchs Revier,
Wir kamen hierher, andre werden kommen,
Denselben Traum des Glücks zu träumen hier.
Doch diesem Traum kann kein Erwachen frommen.

Denn nichts auf Erden sich vollendet, nichts.
Alles beginnt, um nimmermehr zu enden.
Der Tod uns weckt wie Gruß des Morgenlichts,
Und Leben heißt an Schatten sich verschwenden.

Sturmverschlagen.

Strandlose Ewigkeit brandend verwischt
Die Spuren an der Vergangenheit Strand.
Der Leuchtturm hinter mir erlischt
Und nirgends seh' ich Land.

Dumpf ahne ich mein Verderben nah'n,
Auf allen Seiten es lauernd droht.
Schiffbrüchig auf zerschelltem Kahn
Irr' ich durch Nacht und Not.

Müde.

Die Erde schlummert leise
Und ich, ich suche Ruh.
Mir und der müden Sonne
Fallen die Augen zu.

Was rollt ohn' Ende die Erde
Durch rollende Ätherflut?
Nur den wiegt feste Ruhe,
Wer unter der Erde ruht!

Skydsfahrten in Norwegen.

1.

Mit der frischen Kinderstimme
Plauscht mein Skydsbub lieb und laut,
Und der Hengst gelassen schlendert
Durch das feuchte Farrenkraut.

Eine Alte dort schleppt mühsam
Berghinan den schweren Sack.
Auf der Halde springt ein Bübchen
Mit der Schwester Huckepack.

Hyazinthen, rotgelockte,
Blühen wild am Wege hin —
Eine bleiche Hyazinthe
Schwankt mir immerdar im Sinn.

Einsam an der Waldesecke
Grüßt ein Haideröslein nur —
Ob ich wohl ein Haideröslein
Finden mag auf dieser Flur?

2.

Deiner Lippen Erdbeerblüte
Duftet aus der Wälder Kranz.
Deiner Augen blaue Wunder
Bergen einer Perle Glanz.

Liebe mag der Fischer heißen,
Dem einst glückt der holde Fund,
Dem der tiefen blauen Wunder
Perlenschätze werden kund.

3.

Gleich der Welle, auf und nieder
Biegt die Straße sich durchs Thal.
Wie die Welle, auf und nieder
Zuckt mein Herz im Abendstrahl.

In der dämmerblauen Ferne
Tauchen Berg an Berg empor.
Also tauchen die Gedanken
Aus der Zukunft Nebelflor.

Rosige Gluten sich verbluten
Droben wo der Adler kreist.
Wie das Meer in Mondscheinnächten,
Um die Erde rollt mein Geist.

4.

Hellgrün gelbgesprenkelt wallen
Weit die Felder auf der Hald.
Spukhaft bleiche Schatten schleichen
Zum Flor vom Tannenwald.

Ja, das sind die alten Berge,
Die mein Knabenmut durchstreift.
Und ein Gruß von Geisterhänden
Leise meine Wangen streift.

Traulich raunt geheimen Zauber
Diese schweigende Natur.
Und es rauscht der Strom: Willkommen!
Kennst du wieder deine Spur?

Dieser Bilder bunte Fülle
Jäh dir einst vorüberfloh
Auf der Nordlandsfahrt der Jugend,
Als dein Herz noch hell und froh.

Wie die schlanke Edeltanne,
Wuchs dein Sinn so hoch und stolz.
Doch der Blitze Glut verkohlte
Dir das saftig grüne Holz.

5.

Wo mein Pilgerstab gewandert
Von den Alpen bis zum Belt,
Vor der schäumenden Aluta
Bis zu Fingals Höhlenzelt —

Jedes Landes innerst Wesen
Wurde meinem Innern kund,
Forschend nach dem Gottgedanken,
Der verknüpft der Völker Bund.

Ja, den Bergquell meiner Adern
Noch das Meer, das alte, speist,
Glorreich dieses All durchflutend,
Der urewige Schöpfergeist.

Alles totenstarr und lautlos
In der dunkeln Einsamkeit.
Der Fjord nur traumhaft flimmert,
Wie versunk'ne Sagazeit.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Soldatenleben.

1.

Nach der Schlacht.

Ein stiller Tag, ein Totentag
Ohn' Sonnenlicht und Freude;
In grauem Brodem Pulverrauch
Zieht träge durchs Gestäude.

Zerstampftes Gras, verschoss'nes Blei
Auf all' den blut'gen Pfaden; —
Ich irr' allein auf weitem Plan,
Such' meinen Kameraden.

Noch brennt mich mein zerhackter Arm
Trotz Pflaster, Kraut und Binde;
Mich grämt es nicht, — wenn ich den Hans
Den Hans nur wiederfinde!

2.

Heimweh.

In dunkler Nacht an stiller Glut
Hock ich noch wach am Lager;
Mein Aug' ist starr, verraucht mein Mut,
Mein Antlitz fahl und hager.

Der Posten Ruf von ferne schallt, —
Er ist so traurig heute! —
Der Wolf heult tief im Föhrenwald
Und sucht nach guter Beute.

O Mutter mein, o Vater mein!
Wär ich noch euer Bube!
Und könnt' ich mit euch fröhlich sein
In unsrer trauten Stube!

Wien. Karl Maria Heidt.

Der Zigeuner.

Auf der endlos öden Haide,
Wo die grauen Wölfe jagen
Und die Gabelgeier streichen,
Hab' ich jetzt mein Zelt geschlagen.

Seit der grimme Haß der Menschen
Mich aus Stadt und Dorf getrieben,
Ist von allem, was ich hatte
Nur die Geige mir geblieben.

Und ich spiele, wenn die Geier
Hungrig durch die Lüfte kreischen,
Wenn die Wölfe, heiser bellend,
In dem Föhricht Beute heischen.

Wolf und Geier, sie verstummen
In der Luft, im Buschgezweige,
Wenn ich von dem Haß der Menschen
Spiel' das Lied auf meiner Geige.

München. Heinrich v. Reder.

Biographisches

Von Karl Bleibtreu.
(Charlottenburg.)

(Mit dem Bild und Facsimile des Verfassers.)

Lieber Herausgeber!

Du bist so gütig, eine Autobiographie von mir zu wünschen? Was haben denn die Dichter groß zu erzählen! Ihr Leben spinnt sich heimlich nach innen fort, äußerlich verläuft es meist ganz unscheinbar. Ihre Lebensereignisse liest man in ihren „sämtlichen Werken“. Aber zu einer direkten Selbstbeschreibung und biographischen Beichte werden sich wohl wenige bereit finden — die am meisten innerlich erlebt haben, am wenigsten. Selbst ein kleinstes Stück-eigenes Leben getreu erzählen, wird zu einer „Prostitution des Herzens“, zu einem Wühlen in den eigenen Eingeweiden.

Ich bin geboren am 13. Januar 1859, mit Spreewasser getauft, und verlebte meine ganze Jugend in Berlin. Meine Familie stammt vom Rhein.

Einen wichtigen Teil meiner Jünglingsjahre verlebte ich in London. Außerdem bin ich mannigfach umhergekommen — in Schottland, Norwegen, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w.

Seit frühester Jugend war ich von dem Bewußtsein und Bestreben erfüllt, mich zum Dichter auszubilden. Daß sich unter mancherlei Kämpfen und Leiden meine dichterische Entwickelung vollzog, versteht sich von selber. Obschon seit 1878 ununterbrochen thätig, bin ich doch erst spät in das sogenannte „litterarische Leben“ eingetreten. Unter all den Klatschweibern und Spekulanten, für welche die Litteratur nur die melkende Kuh bedeutet, fühlt man sich leider manchmal wie ein Fremdling aus anderen Welten, wie ein Mensch unter Larven und Mollusken. Zur Feder griffen diese Leute, wie ein Andrer zum Schusterpfriemen. Sie kennen keine andren Dichterschmerzen, als die ums „tägliche Brot“. Was kann man von einer solchen Geschäftslitteratur auch anders erwarten, als — nun, als das, was wir ja vor uns sehen.

Zwei Extreme sind es meines Erachtens, die unser „litterarisches Leben“ vergiften: Die vermögenden Dilettanten und die bedürftigen Lohnschreiber. Die ersteren rufen gemeine Interessen wach — um sich zu einer Stellung hinaufzuschwindeln, die ihnen nicht gebührt. Die letzteren aber appellieren an unsre humanen Mitleidsgefühle und erschwindeln auch so oft Förderung und Ehre, die weit über ihr Verdienst.

Neidlose Anerkennung, Verständnis für das Höhere, Gerechtigkeit — das sind Dinge, die man überall eher suchen muß, als im plump-nüchternen neudeutschen Litteraturleben. Glücklich, wer diesem Sumpfe sich fernhalten darf — wenn auch um den Preis, von den wichtigsten Zeitungsschmierern des Jahrhunderts mit dem Interdikt des Totschweigens belegt zu werden!

Das Byronsche Wort: „Ihr nennt mich einen Menschenhasser — weil ihr mich hasset, ich nicht euch!“ möchte ich für mich in Anspruch nehmen. Es kann nichts Lächerlicheres geben, als die Vorwürfe, die man meiner Herbheit und rücksichtslosen Schärfe hinterm Rücken zu machen pflegt. Meine persönlichen Bekannten und meine Anhänger wissen ja am besten, daß ich eher mit zu günstigen Vorurteilen den Menschen entgegentrete und allem nur leidlich Tüchtigen mein warmes Wohlwollen widme. Meine Richtschnur wird ewig bleiben: Die Gerechtigkeit. Meine strenge Schroffheit ist eine natürliche Folge gerechter Verbitterung. Ich gebe es zu, ich habe mich nie als Bürger und sozusagen als Mensch, sondern immer nur als Dichter gefühlt, dem Dämon meiner inneren Mission alle Säfte meiner Jugend geweiht. So fehlt mir denn die lieblichste Tugend: Die Lebensklugheit. Alles, was in ihren Kräften stand, haben daher meine lieben Mitmenschen von jeher aufgeboten, um mein Aufstreben niederzuducken. Denn wer herrschen will, muß dienen, schmeicheln, eine lebendige Lüge sein. Wie selten habe ich Menschen gefunden, die gleich mir um der Sache willen das Bedeutende anerkennen, in welcher Gestalt auch immer — allerdings auch schonungslos den Größenwahn der Windmacher geißeln! Ich kenne nur sehr Wenige, denen ich irgenwie zu Dank verpflichtet wäre, Zahllose, denen ich mit Fug und Recht heimzahlen würde, was sie an mir verbrachen — wenn nicht meine Verachtung stets meinen Haß im Keim erstickte.

Wir gehen einer ernsten furchtbaren Zeit entgegen, wo der hohle Schönheitskultus, die ästhetische Formsexerei sich endlich verkriechen müssen. Nur die Feder gilt dann noch, welche von Stahl ist — Gänse- und Schwanenfedern zerbrechen. In Bereitschaft sein ist alles.

Ich grüße deine Schwertfeder!



Zwei Geschichten.

Von Detlev Freiherr von Liliencron.
(Kellinghusen, Holstein.)

1. Der Narr.

Wir belagerten die große Festung.

Ich hatte den Befehl erhalten, um Mitternacht mit drei Unteroffizieren und dreißig Mann den vor unserer Postenlinie liegenden Hof La Grenouille anzuzünden. Bald lag der Feind, bald steckten wir darin. Es war ein ewiges Gezänk. Nun sollte dem ein Ende gemacht werden.

Um zehn Uhr abends ließ ich antreten, und war nach einer Stunde, nachdem ich die nächstliegenden Feldwachen in Kenntnis des mir gewordenen Auftrages gesetzt hatte, vor den Doppelposten.

Ja, wie soll ich sagen: So etwas, als wäre ich jetzt außerhalb der Erde, in der Luft, abseits unsers Planeten im Weltraum. Wir waren so allein; keine Fühlung mehr. Die Schleichpatrouillen, hatte ich die Feldwachkommandeure gebeten, nicht ins Vorland gehen zu lassen, um nicht zu Verwechselungen Veranlassung zu geben. Und nun war alles so stumm um uns.

Wir hatten wachsenden Mond. Der alte Onkel hatte die Liebenswürdigkeit, sich gänzlich hinter Wolken zu verbergen. Ich sandte ihm für seine Artigkeit eine Kußhand: Denn es war dunkel, doch nicht in dem Maße, daß alles unerkennbar verschwamm.

Los ... Schst ... Katzen auf dem Raubzug ... Kein Geklirr ... Vorsichtig, vorsichtig, langsam schleichend, zuerst lange Zeit in einem Graben, dann längs einer Garteneinfassung, Mann hinter Mann, zuweilen „auf allen Vieren", zuweilen kopfüber der Landstraße, Pst, wieder gebückt wie ein Apotheker im Moor, Halt ... vorwärts ... Was war das? Langer Halt. War nichts ... wieder weiter ... „Nach rückwärts geben, leise: Meier soll nicht so prusten" ... Weiter ... Pst ... „Halt" ... und — Langer Halt ... Ganz leise: „Sergeant Barral!" „„Hier, Herr Lieutenant!"" „Schreien Sie doch nicht so ... Hansen her." Einer drängt sich an mich ... „Vorwärts." Ich immer voran. Den Revolver hielt ich bereit. (Meinen Säbel, als überflüssig, hatte ich zurückgelassen.) Hinter mir Sergeant Barral und Gefreiter Hansen.

Weiter ... Lautlos ... Katzen auf dem Raubzug ... Kein Geklirr ... „Halt" (leise nach rückwarts gebend; einer poltert auf den andern). „Ruhig, Kerls ..."

Vor uns tauchten, dicht vor uns, auf: das Schlößchen La Grenouille und zwei Nebengebäude, alles in einem großen Garten ...

Ist es besetzt? ... Halt ... Tiefe Stille: Man hätte den Kaiser

von China und seine erhabene Mutter, die Kaiserin, von Peking her nießen hören können.

Ich krieche allein vor ... Was ist das? Eine Barrikade. Verflucht. Zurück. Im Flüsterton: „Vorwärts.“ Wieder an der Barrikade. Ich fange an zu klettern. Sachte, sachte ... Jeden Augenblick kann mir ein feindlicher Schuß in den Rippen sitzen: Der Feind kann's bemerkt haben; läßt uns erst alle in die Mausefalle. Es knackt etwas: Ich bin mitten auf der Barrikade mit einem Stiefel zwischen die Speichen eines Rades geklemmt. Es gelingt mir, mich zu befreien ... Mein Kommando krabbelt nach ... Nun sind wir alle drüber weg; wir stehen im Hofe. Der Feind ist nicht da ... Nun aber muß alles blitzschnell gehn. Ich nehme Barral und zehn Mann, um mich gegen den Feind, vor den Gebäuden, als Sicherheit für das Brandkommando aufzustellen ...

Ich lauschte atemlos in die Dunkelheit hinein. Neben mir links steht Barral, rechts Hansen. Einen Augenblick tritt der Mond vor. Ich sehe Barral an, ich sehe Hansen an: Ihre Gesichter sehen fahl aus, aber gespannt. Hansen sagt leise: „Herr Lieutenant, Herr Lieutenant.“ Was ist? „Da sind Spahis vor uns.“ Unsinn, Hansen ...

Noch kein Brandschein ... Da blitzt es in den Forts vor uns auf, und, wie auf ein gegebenes Zeichen, fliegen hoch über uns in das weit hinter uns liegende Lager, ungeheure Granaten. Sie hinterlassen einen langen feurigen Streifen. Blaues Licht scheint, bald hier, bald dort in den Kasemattenluken ...

Da steigt eine einzelne grasgrüne Rakete; dort, eine halbe Meile davon eine purpurrote ... Und ist doch Alles so still, so still ...

Nun bricht hinter uns die Flamme aus ... Unterdrücktes Schreien ... Ein Schwein grunzt kläglich. „Hansen, gehen Sie sofort zurück: Das Schwein soll lautlos erwürgt werden.“ Zu Befehl, Herr Lieutenant.

Knister, Knaster ...

* * *

Mein Auftrag war erfüllt. Ich hatte meine Meldungen erstattet. „Wissen Sie schon, daß Helmsdorff diese Nacht schwer verwundet ist durch einen Granatsplitter,“ sagte mir der Oberst. Nein, Herr Oberst, ich hörte nichts. Ist die Wunde tötlich? „Wir erfuhren es nicht. Ich habe ihn außer Granatbereich nach Grand Doubs bringen lassen.“ Ich bin eng mit Helmsdorff befreundet. Gestatten mir Herr Oberst, auf einige Stunden hinüberzureiten? „Ich bitte darum. Wollen Sie mir nach Ihrer Rückkehr Bericht über seinen Zustand geben.“ Zu Befehl, Herr Oberst.

* * *

Um den Herd des Hauses in Grand Doubs finde ich eine alte Großmutter, die einen Schnurrbart hat und Gebete murmelt, zwei Kinder und einen finster blickenden Mann. Alle starren in die Flamme. Es sind die Bewohner. Der Vater zeigt wortlos, den Daumen seiner rechten Hand als Richtung nach rückwärts in Bewegung setzend, auf eine Thür. Ich trete hinein. Auf einem breiten französischen Bett liegt Helmsdorff. Er schläft. Sein Gesicht ist gelbgrau. Er rührt sich nicht. Drei Ärzte stehen an seinem Bett und zwei graue Schwestern aus Deutschland. Ein Lazarethgehilfe, in beiden Händen eine große Schüssel tragend, die mit Blut (— oder Weinsuppe vielleicht —) bis an den Rand gefüllt ist, will gerade hinaustreten. Über den Arm trägt er in Purpur getauchte Handtücher. Die rote Masse (— vielleicht Weinsuppe —) schwappt gallertartig und nimmt immer dunklere Farben an bis zum tiefsten Schwarzblau.

Die Ärzte ziehen sich zu einer letzten Beratung — der eine von ihnen, der bisher Rock- und Hemdsärmel über die Knöchel zurückgebogen hatte, glättet sie wieder nach vorn und schließt die Knöpfe — zurück. Ich bitte die Schwestern — Deutschland, küsse ihnen den Saum ihrer Gewänder; sie sind in den Kriegen deine Engel — auf einige Zeit der Ruhe zu pflegen: Ich würde wachen.

Dem jungen Offizier hat der Granatsplitter das Fleisch vom rechten Oberschenkel völlig weggerissen.

Ich bin allein mit ihm.

Ich knie an seinem Lager nieder, nehme des Schlafenden Hand in die meine, und lege meine Stirn auf sie. Meine Gedanken sind ein Gebet, eine flehentliche Bitte zu Gott: Nimm ihn noch nicht zu dir; er ist ja mein einziger, bester Freund.

Nun richt' ich mich auf, lasse aber seine Hand nicht frei. Über sein Gesicht spielt es oft wie matte Irrlichter. Es huscht etwas darüber hin: Wie der Schatten eines fliegenden Vogels. Er schläft so ruhig; seine Atemzüge gehen regelmäßig.

Auf dem Nachttischchen an seinem Kopfende brennt die Lampe. Sie ist mit einem Schirm bedeckt. Auf diesem, mir zugekehrt, tanzt ein Narr in der Schellenkappe; mit einem geschlossenen Fächer schlägt er auf eine kleine Handtrommel. Er hat ein widerwärtiges Gesicht.

Ich starre und starre, bewegungslos: um den Verwundeten nicht durch die leiseste Regung zu wecken, auf die Lampe. Seine Hand liegt immer noch in der meinen. Eine nicht mehr zu bewältigende Müdigkeit überkommt mich: die vielen Feldwachen, mein letztnächtliches Kommando, die furchtbaren Anstrengungen, das tagelange Liegen in den nassen Gräben zu

steter Abwehr, die Eindrücke auf das junge Herz ... aus den Schlachten ... Ich kann ... den ... Kopf ... nicht ... mehr ... hoch .. Er sinkt.

* * *

Und vor mir tanzt und springt der Narr ho und heidi. Wie ausgelassen dieser dumme Kerl ist. Wie er sein breites Maul grinsend verzerrt. Und ich tanze ihm nach; ich muß alle seine Bewegungen mitmachen.

Aber ich will nicht, und ich muß ...

Das Scheusal hält an, steht still. Auch ich bin wie gebannt. Der Narr beugt seinen Kopf. Was will er? Einen Erde aufwerfenden Maulwurf beobachten? Eine Blume wachsen sehen? Den Eilweg eines Käfers verfolgen? ... Er winkt mich heran. Ich folge, und schaue mit ihm in ein tiefes, großes Grab. Und viele tausend nackte Arme (— in hechtgrauer Farbe —) mit ineinander gekrampften Fingern strecken sich mir entgegen. Solche Arme sah ich oft auf den Schlachtfeldern ...

Und der Narr lacht und lacht und schlägt Purzelbäume wie ein Clown, und lacht, und zeigt hinunter ...

Ich will ihn schlagen ... Ich ... kann ... nicht ... von ... der ... Stell ... e ... Hund, verfluchter ... deck' zu, deck' zu ...

* * *

Ich wache jählings auf; ich kann keine fünf Minuten geschlafen haben. Ich reiße den Kopf in die Höhe. Die Hand meines Kameraden liegt noch in der meinen. Herr Gott, was ist das? Sie ist feucht, schleimig, nicht kalt, nicht warm ... ein bischen letzte Wärme noch, wie der erkaltende Ofen ... Sein Gesicht ist auf der linken Seite etwas nach oben verschoben ... Die Augen ... „Helmsdorff, Helmsdorff," schrei' ich, und werfe mich über ihn ...

Die Thür öffnet sich. Die barmherzigen Schwestern erscheinen sanft, liebevoll ... Die eine, die ältere, beugt sich über mich ... Ich liege wie ein Sohn in Mutterarmen. Sie sagt mir so gütige, beruhigende, tröstende Worte; immer im gleichen Tonfall spricht sie. Und an ihrer Brust schluchz' ich wie ein zehnjähriger Knabe ...

---

2. Der Töpfer.

Berlin, 1. November.

Mein geliebtes Weib!

Nun bin ich zwei Tage hier. Du wirst meinen kurzen Gruß, der Dir meine Ankunft meldete, erhalten haben. Ich wohne im Kaiserhof. Zweimal hatte ich schon versucht, Wiemann zu sprechen. Beim dritten Betreten seines Hauses, in der Tiergartenstraße, fand ich ihn. Er nahm

eine hochmütige Miene an, begläselte mich durch sein Lorgnon, und sagte im näselnden Tone, langsam:

„Ah, Sie sind zu mir gekommen, Herr vom Damme, um mir Ihre Zeichnungen vorzulegen.“

Ich antwortete dem Lümmel — mich in einen Stuhl werfend, da er mir keinen angeboten hatte, und ihn dann, als wär' ich der Hausherr, mit einer Handbewegung einladend, Platz zu nehmen — ich antwortete ihm: Ich bin hier, um Ihnen meine Zeichnungen, die Sie schon kennen, noch einmal vorzulegen und sie Ihnen zum Kauf anzubieten.

„Und der Preis?“

Zehntausend Mark.

Nun geschah etwas Seltsames: Er wollte mir hastig antworten, mäßigte sich aber sofort, ließ sein Augenglas fallen, und sagte dann schläfrig:

„Tausend Mark.“

Ich erhob mich, steckte meine Zeichnungen wieder ein und empfahl mich ihm. Er machte mir eine äußerst höfliche Verbeugung, und sagte, mir die Hand entgegenstreckend, die ich nicht annahm:

„Sie werden wiederkommen.“

Und nun sitze ich auf meinem Zimmer und will Dir einen langen Brief schreiben.

Gibt mir Wiemann nicht zehntausend Mark, so nehme ich die mir angebotenen tausend. Dann — es muß sich morgen früh entscheiden — fahre ich zu Dir zurück: Wir bezahlen unsere Klipperschulden — vergiß doch die alte Krause nicht, die noch vierzig Pfennig für Suppenkraut erhält, — leben noch einmal vierzehn Tage in unserer glücklichen Liebe, schreiben letzte Briefe, verbrennen, was sich an Schriften, an meinen Entwürfen und Arbeiten aufgehäuft hat, und gehen dann, wie wir's schon so lange verabredet, gemeinsam in den Tod. Wir wollen nicht mehr hungern, nicht länger das unerträgliche Leben weiter führen.

Mein süßes Weib, Du, meine Gusti: Ich liege Dir zu Füßen, und Deine sanften Hände auf meinem Haupte, will ich Dir zum letztenmal heiße Liebes- und Dankesworte geben. In wie unbeschreiblicher Güte hast Du meinen Lebensweg begleitet. Nur Trost und wieder Trost hast Du mir geflüstert, wenn immer und immer wieder jedes fern auftauchende Hoffnungsland in Nebel versank. Nur Du hattest Verständnis — o, Du liebe, liebe Heuchlerin — von meinen Plänen, von meinen Zeichnungen. Ohne je zu murren, hast Du mit mir gehungert und gefroren.

Grausamer ist die Natur niemals gewesen, als sie mir jene unverlöschbare, unausrottbare Leidenschaft zur Töpferkunst in die Wiege legte.

Ich muß Dir meinen gestrigen Tag erzählen:

Es war kalt; die Pflastersteine sahen so weiß aus; der Wind wirbelte die auf der Straße vertrocknete, in Staub zerteilte Spreu den Menschen in die Augen.

Ganz früh war ich schon in der keramischen Abteilung des Museums für Kunst und Gewerbe. Es war ein Henri deux-Gefäß ausgestellt (Preis 320,000 Mark). Ich erblickte im Leben zuerst ein solches. Nicht satt sehen konnte ich mich an der wunderlichen, originellen Schönheit. Wir kennen den Künstler nicht. Vielleicht hatte er dasselbe Schicksal wie ich. Dann war ich im Saale der deutschen Steinkrüge, wanderte weiter zu den Abteilungen für Majolika und Fayence, aus der ich mich mit schwerster Mühe losreißen mußte. Namentlich eine Zusammenstellung französischer Fayence-Öfen fesselte mich. Endlich, vieles überschlagen müssend, machte ich Schluß vor einer wundervollen Sammlung von Meißner Porzellan ... Doch ich will Dich nicht weiter langweilen; wie oft, wie oft hast Du mit Engelsgeduld derartigen begeisterten Schilderungen zugehört.

Im Café Bauer traf ich unsern dicken Bernhard. Er ist noch immer derselbe aus Fett und Selbstbewußtsein zusammengesetzte Mensch. Bernhard zeigte mir an einem andern Tische Hermann Heiberg. Wie gerne hätte ich mich ihm vorgestellt, um ihm tiefsten Dank zu sagen für die Sonnenstunden, die er unsern grauen, trüben Tagen entrissen hat. Ich hätte es um so lieber gethan, weil es zu Deutschlands eigentümlichsten Vorzügen gehört, seine Dichter nur ja nicht zu ermuntern, sie höchstens durch Nörgeleien zu ärgern. Aber ich dachte an meine Lage, und unterließ es. Denke Dir Heiberg als einen Riesen mit den anmutigsten Bewegungen. Du würdest ihn zweifellos für einen Garde-Kavallerie-Offizier in Zivil halten. Die greuliche „wallende Dichterlocke" fehlte ihm Gott sei Dank. Unaufhörlich gingen seine Augen umher. Und wie freundlich sie schauten. Oft machte aus ihnen ein allerliebster kleiner Kobold nach allen Seiten seine Verbeugungen und — lange Nasen. Alles schien unser Dichter zu beobachten. Eintretende, Fortgehende: Kurz alles, was da „lebte und webte" im Café, zog durch die Rundbogen seiner Augen in die Speicherkammern seiner Seele. So viel ich sehen konnte, hatte er eine Melonenschnitte in der Hand. Einer überreichte ihm Zucker. „Aber, Bester, Bester, Peffer, Pfeffer will diese Frucht," hörte ich ihn lachen. Und dann sagte er zu einem Nachbar: „Etwas Bisam, lieber Apotheker, etwas Bisam."

Später fand ich das in Kremnitz' Salon ausgestellte herrliche Bild von Emil Neide: „Die Lebensmüden." Natürlich (siehe Deutschland!)

ist es nicht mit einem ersten Preise bedacht worden. Der Vorwurf war den Richtern vielleicht zu unmoralisch ... Wie lange, wie lange hab' ich vor dem Gemälde gestanden. Aber ich sagte mir, daß das Paar, das im Begriffe steht, sich von einem Steg in den wild aufrauschenden Strom zu stürzen, diese That nicht aus Geldnot vollführen will. Die Dame hat ein zu „schönes“ Kleid an. Dies „gute“ Kleid, wird der Schritt aus pekuniären Sorgen gethan, wäre längst versetzt gewesen ... Aber sich den Tod zu geben aus andern Gründen, wie unsinnig! Das übrige Leben — um sich gegen den ewig hungrigen Wolf Mensch zu schützen — ist doch, bei Gesundheit und „Genußfähigkeit“, ein so leichtes: Takt, ein wenig Trotz, Selbstbewußtsein, auf die große Zehe treten — und man kommt schon durch!

Abends war ich im „Deutschen Theater“. Es wurde Calderons: „Das Leben ein Traum“ gegeben. Du glaubst nicht, wie mir das Stück ins Herz griff. Es ist mir stets unbegreiflich geblieben, wie der urkatholische Calderon uns zuweilen solches innerstes Menschenleben schenkt. Sein Genie brach sich immer wieder Bahn. Du erinnerst aus dem Drama die herrlichen Verse:

Was ist das Leben? Raserei.
Was ist das Leben? Hohler Schaum,
Ein täuschend Bild, ein Schatten kaum,
Spottwenig kann das Glück uns geben,
Denn nur ein Traum ist alles Leben,
Und selbst die Träume sind ein Traum.

Und weil's das ist, so laßt von Wonne jetzt
Uns träumen, die doch einst in Leid sich wandelt ...
In Leid sich wandelt ...

Nun will ich schlafen.

Gute Nacht.

Berlin, 2. November.

Mein Weib!

Unser Todesurteil ist gesprochen. Nun lehne Dich einmal ruhig zurück und decke die Hände vor Dein süßes Gesicht ... Ich will Dich nicht rauh und roh in diesem Briefe mit Einzelheiten quälen. Das wollen wir alles zu Hause besprechen ...

Und so verlief mein heutiger Tag:

Ich traf Wiemann um zwölf Uhr. Ich mußte einige Augenblicke warten. Dann trat er herein. Er kaute noch etwas und arbeitete mit der Zunge in seiner rechten Backe. Das war mir so widerlich.

Ah, Herr vom Damme, Sie haben sich entschlossen?

„Und Sie bieten?“

Tausend Mark. Doch eins noch: Ich gebe Ihnen fünfhundert Mark mehr, wenn Sie mir alle in Ihrem Besitze befindlichen, von Ihnen verfertigten Thon-Formen, Modelle, alles das, was von Ihrer Hand geknetet und in diesem Augenblick in Ihrer Wohnung, und nicht von Ihnen anderweitig etwa schon verschenkt oder verkauft ist, ausliefern ... antwortete mir Herr Wiemann.

... Liebe Gusti! Ich sah ein Beil von weitem blitzen, das uns beiden das Haupt abschlug ...

Ich erwiderte Herrn Wiemann, daß ich bereit sei; aber dann konnte ich mich nicht länger beherrschen: „Sie wissen genau, daß Sie das Hundertfache wieder bekommen. Statt fünfzehnhundert Mark haben Sie vielleicht in zehn Jahren hundertundfünfzigtausend Mark verdient ...“

Und darauf Wiemann: Wollen Sie doch bedenken, Herr vom Damme. Ist es denn nicht überhaupt unerhört, daß ein Mensch nur für Zeichnungen fünfzehnhundert ...

„Und für die Modelle und Thonformen ...“ fiel ich ihm ins Wort.

Nun gut, wenn Sie wünschen, auch für Modelle und Thonformen: fünfzehnhundert Mark anbietet? Wer sagt Ihnen denn, Herr vom Damme, ob Ihre von Ihnen vertretene Richtung je ...

Ich hatte genug, liebe Gusti. Ich verließ den Menschen. Ich weiß genau, daß er meine Entwürfe und Knetungen verschließen wird wie der Landesverräter die Risse heimlich gezeichneter Festungslinien, bis er sie eines Tages mit großem Vorteil verkauft.

Also morgen Abend acht Uhr achtzehn Minuten erwarte mich auf der Station. Dann schicken wir mein Gepäck mit der Post voraus und gehen, zärtlich wie Brautleute, langsam nach unserer Villa. Aber es muß ein so warmer Novemberabend sein wie heute.

Gusti, Gusti, hast Du Furcht? Die weißen Pülverchen schmecken wie Zucker ... und keine Qual ... so lange Zeit nur, um das Glas wieder auf den Tisch zu setzen ... und dann sind wir frei ... Kein Hungern mehr, kein Frieren ... und das Lachen der Menschen hören wir nicht mehr, das grausige ...

Aber volle vierzehn Tage wollen wir noch leben, leben wie die andern Menschen: essen und trinken Dann wird das Geld nicht mehr reichen, und ... der Rest sind zwei weiße Pülverchen.

Dein Wulf.

* * *

Vor der kleinen Stadt Heikendorf liegt ein verfallen Haus im blätterüberdeckten Garten. Keine Hand hat an der Villa in den letzten Jahren die Kelle gebraucht, hat in den Steigen und Beeten die Harke in Bewegung gesetzt. Die beiden Lärchen haben ihre Nadeln abgeworfen. So reizend dieser Baum im Frühling, im Sommer ziert, so trübetümpelig und nackt trauert er im Winter. An den Kastanien hängen noch viele braune, feuchte, oft durchlöcherte und zerrissene Blätter. Über den Bach, an ihm, hängen, stehen die Weide schon kahl, die Esche und die Erle noch im Schmuck. Alles ist in liebelosen, totstillen Nebel gehüllt.

Ein Zimmer drinnen ist bewohnt, die andern sind leer. Die Gläubiger, die Gerichte, die Offenbarungseide haben ihnen alles genommen. In der einen Stube stehen ein Tisch, zwei Stühle, zwei Betten. Auf dem Tisch, der mit Papier bedeckt ist, schläft im Glase ein dürftig Blumensträußchen: was der November noch schenkt: Rothe Berberitzen, Epheu, Immergrün, weiße „Knallerbsen", ein Zweiglein einer Edeltanne, Strohblumen, schmelzlose Stiefmütterchen.

An den Wänden liegen, geordnet, Bücher und Briefe und aufeinandergestapelte Familienbilder.

Eine lebenbringende Wärme durchzieht den trostlosen Raum. In ihm wandeln langsam auf und ab ein junges, hochgewachsenes Ehepaar. Der Mann hat seinen rechten Arm um die Schulter seiner Frau gelegt; in seiner Linken hält er ihre Rechte.

Der letzte Gang vorm Tode. Heute Abend sollen die Briefe und Bilder verbrannt, die letzten Abschiedsschreiben geschrieben werden. Die kleinen Schulden — die großen verzeiht selbst der liebe Gott im Himmel, aber die kleinen, die kleinen, das sind die Lebensversüßer — sind alle berichtigt; kein Hökerweib, kein Handwerker, kein Krämer ist vergessen. Für die größeren Summen werden nach dem Geschehnis die reichen Verwandten sorgen. Sie werden — aber nicht eher — die Schmach und die Schande der ewigen Geldnot verstehn ...

Und plötzlich heult ein Sturm bei den Fenstern vorbei: es ist die wilde Jagd: und brausend ist sie verflogen, nur in weiter Ferne jauchzt es fröhlich: Halali, Halali ...

Vor seinem Weibe kniet Wulf. Sie hat ihre Hände auf sein Haupt gelegt; er schaut leuchtend zu ihr empor: Dank, Dank, letzten, heißen Dank für Deine Liebe.

* * *

Was ist da weiter zu berichten. Die Zeitungen brachten eine Mordsgeschichte. Widerlich. Die lieben Menschen sprachen drei Tage in der bekannten Weise von dem „schauervollen“ Ereignis. Noch widerlicher. Die Verwandten schrieen: Den „Affront“ hätten sie uns auch ersparen können. Einer von ihnen, ein reich gewordener Bäckermeister aus Hamburg, sagte: Das finde ich aber höchst unmoralisch. Da hätte ich anders gehandelt, sicher. Ich hätte mich anständig zu Tode gehungert, und schließlich auf einem Zettel hinterlassen: „Am Magenkrebs gestorben.“ Das hätte ich gethan.

Ein anderer Vetter, ein sehr wohlhabender Viehhändler aus der Nähe von Breslau, meinte: Mein Gott, ich habe ihm mehr als einmal eine Agentur für Bunzlauer Kaffeekannen zu verschaffen gewußt. Das war doch sein Geschäft. Aber er wollte sie nicht annehmen. Was soll man da machen. Man muß eben zugreifen im Leben. Arbeiten muß man, arbeiten, arbeiten. Ja, ich ...

Am Grabe war keiner. Natürlich. Und das darf uns Menschen auch nicht verargt werden. Wir leben einmal, und im Leben müssen wir vorsichtig und — weltklug sein. Was würden auch die Nachbarn sagen.

Daß ich nicht lüge: es stand doch, außer den Sargversenkern, einer am offenen Schlund. Die Erde verzerrt sich jedesmal zu einem breiten Grinsen, wenn sie die Kiefer für einen Toten aufreißt. Dieser eine war ein alter Baron, der, ein früherer dänischer Oberst, in der Stadt seine Pension verzehrte. Er sprach in seiner drolligen, geziert klingenden deutsch-dänischen Ausdrucksweise, nachdem er die berühmten drei Handvoll ins gähnende Loch geworfen: „Sso ssollen, mein Sseel, der beiden ikke (nicht) ohne der Gefolge ssu Grabe gehen. Die Mensch sein ein Plebs, daß ihm ikke folgt. Sso ssei die Frieden mit ssie ...“

Dann wandte er sich an die Kuhlengräber und gab jedem ein Zweimarkstück:

„Trinken Ihnen ein Snaps for das.“

Der alte Oberst war längst gegangen. In der engen Gaststube bei Hinrich Ohrt saßen die beiden Maulwurfsverwandten. Sie spielten Karten. Der eine sagte zwischendurch einmal, lachend: „Dat's doch 'n ganz verrückten Kierl, de ol Oberst.“



Karl Bleibtreu.

Eine litterarische Studie von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Es geht jetzt eine merkwürdige Bewegung durch die Litteratur, ein revolutionärer Zug gibt ihrer Physiognomie einen eigenartigen Reiz. Wieder waren es Einflüsse von außen, welche diese Art von Sturm und Drang erzeugt haben; große fremdländische französische, russische und nordische Schriftsteller gaben den Ruck zur jetzigen Bewegung; Zola, Dostojewski und Ibsen sind es in erster Linie, deren Werke in unsere Litteratur neue Elemente brachten. Eine Anzahl deutscher Autoren hebt bald den einen bald den anderen der genannten Poeten himmelhoch empor und preist ihn als den Messias einer neuen großen Litteratur. Das Erscheinen dieser drei markanten Persönlichkeiten auf der Bildfläche der europäischen Litteratur muß gewiß bewillkommnet werden, ob ihr Einfluß auf uns ein heilvoller ist, bleibt noch unentschieden, vorläufig hat die maßlose Anerkennung und Nachahmung ihrer Werke mehr Schaden angerichtet; nur ganz wenige Talente haben wir bis jetzt kennen gelernt, die in günstiger Weise von ihnen befruchtet werden, und wir sehen gerne über den Schaden hinweg, wenn diese Talente sich bewähren. Die Masse der halben Talente aber, aus denen sich so manches hätte entwickeln können, wurde von dem großen fremdländischen Litteratur-Triumvirat zum großen Teile vernichtet; ihr bischen Kunstanschauung ging in einer heillosen Verwirrung zu grunde, und es ist vorläufig noch nicht abzusehen, wie viele dieser neuen Bewegung zum Opfer fallen werden. Erklärlich ist dieses Massensterben hauptsächlich dadurch, weil die Meisten nicht wissen, daß das Erscheinen eines großen Dichters bei uns von ganz anderen sozialen und politischen Bedingungen abhängig ist als in Frankreich, Rußland oder etwa Dänemark; daß gerade die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten jener drei Poeten nur in auf unsere Verhältnisse übertragener Weise das Gedeihen heimischer Talente beeinflussen dürfen; daß die realistische Kunst eines deutschen Dichters anders gestaltet sein muß als die eines russischen; daß der Realismus in unserer Sprache ganz anders geformt sein muß als in französischer; daß derselbe Inhalt in dänischer Sprache anders wirkt als in russischer. Jene Halbtalente ahmen bei uns russischen oder französischen Realismus sklavisch nach, und wissen nicht, daß sie die deutsche Sprache mißhandeln und sich wider den deutschen Volksgeist versündigen. Selbstverständlich ist es, daß sie auf Irrwege geraten und nimmermehr den Pfad zu ihrem schöpferischen Selbst

finden, welches sich nur von jenen drei anregen und befruchten lassen aber nicht verleugnet werden darf.

Natürlich stößt der Siegeszug Zolas und der übrigen Dichter-Götzen auf erbitterte Gegner ihrer unbedingten Verehrer, von denen alles aufgeboten wird, daß wir uns von dem tausendjährigen Bann der Antike befreien, uns aus dem Frühlingsglanze hellenischer Daseinsfreude reißen; daß wir unsern Mann stellen für die Kämpfe der Gegenwart und dem modernen Sphinx, dem Sozialismus, fest ins Auge sehen können. Die strengen Gesetze der Form sollen durchbrochen werden, der Vers muß als literarische Kuriosität in die Rumpelkammer wandern, die Fanfaren der Zukunftsmusik begrüßen die Zukunftsdichtung, welche sich nur mit unseren momentanen Leiden und Freuden, mit den gegenwärtigen Lebensverhältnissen in jeder Schattierung zu beschäftigen hat. Das ist Alles recht schön und erwägenswert; eine solche Bewegung ist unserer Litteratur, die sich einer großen Stagnation zu nähern im Begriffe gewesen, sehr heilsam. Aber alle diese großen, sich oft merkwürdig durchkreuzenden und einander auflösenden Streitfragen haben sich zu einer Pointe zugespitzt, welche der ganzen Bewegung eine verwirrende und durchaus nicht befriedigende Richtung zu geben scheint. Die durcheinander schwirrenden Prinzipien haben die Schlagwörter „Realismus“ und „Idealismus“ aufs Tapet gebracht. Eine Unsumme von Geist wird verschwendet, um theoretisch festzustellen, was das Eine und was das Andere ist, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt und daß die genannten drei Dichter den Realismus eigentlich erschaffen haben, welcher berufen ist, den ganzen idealistischen Kram zu verdrängen. Viel ist bei all' diesen Erörterungen nicht herausgekommen, und es ist ganz selbstverständlich, da es sich eigentlich um jene vermeintlichen Gegensätze im letzten Grunde auch gar nicht handelt. Ein jedes echte Talent wird jene köstliche Mischung von Realismus und Idealismus erzeugen, welche für ein Kunstwerk notwendig ist; kein wirklicher Dichter ist nur idealistisch oder nur realistisch, sondern beides zugleich, und jene beiden Dinge genau auseinanderhalten zu wollen, gleicht dem Beginne der Kinder, welche die Drehorgel zerbrechen, um zu wissen, woher die schöne Musik kommt. Thatsache ist, daß die moderne deutsche Litteratur allzuviel idealistisch, allzuwenig realistisch, also verlogen war, daß die einzelnen Produkte ein Zerrbild des Lebens geben. Manche Rücksichten wie etwa die auf Familienblätter, welche von unfreiwillig jungfräulichen Federn verdorben wurden, sind äußere Gründe, warum die letzte Litteratur mit der Entfaltung des modernen Lebens nicht Schritt halten konnte, sondern sich nur in den

engsten Grenzen bewegen durfte, wollte sie nicht den Geschmack des Publikums verletzen. Als nun die Produkte jener großen Ausländer, welche ungenirt und wahrhaftig das moderne Leben schilderten, zu uns drangen, war es kein Wunder, daß sie als der Beginn einer neuen Kunstform, einer neuen Litteratur betrachtet wurden; mißlich aber war es, daß man sie bei uns blindlings nachahmte, damit das Publikum erschreckte und die größte Erbitterung in litterarischen Kreisen hervorrief, umsomehr als man die festbestehenden Autoritäten mit mehr oder weniger Höflichkeit und Berechtigung lebendigen Leibes ad acta legen wollte. Daß in der Hitze des Gefechtes schreiende Ungerechtigkeiten begangen wurden, ist bedauerlich, doch kann man hoffen, daß jene Sünden, wenn die Wogen geglättet sind, gut gemacht werden.

Der Streit um Realismus und Idealismus ist also ein künstlicher, der schließlich in jeder guten Leistung seine befriedigende Lösung erreicht; mich dünkt, daß der Zank in Wahrheit sich um andere Dinge dreht. Er ist eigentlich ein Kampf mit dem Publikum, dessen verdorbener Geschmack geheilt werden soll. Es ist ein trotziges Aufbäumen gegen alle Konzessionen, die das Publikum verlangte und welche von den Autoren bisher gewährt wurden. Man feuert nur Schreckschüsse gegen die Antike ab, denn der Feind, den man niederringen will, ist auch ihr Feind: das Philistertum, die falsche Prüderei. Diese beiden edlen deutschen Eigenschaften, welche die Antike und die Klassiker teilweise stumpf gleichgültig betrachten oder verachten, möchten die „Neuen" unter den modernen Poeten mit Feuer und Schwert vernichten. Es ist also ein litterarischer Strike gegen Familienblätter, gegen den Zuckerwassergeschmack der meisten Leser, und die Strikenden wollen mit aller Gewalt dem Naturalismus oder der realistischen Behandlung des modernen Lebens Schritt für Schritt einen Boden in Deutschland erobern, die Berechtigung des Realismus nachweisen und die große Masse an ihn gewöhnen. Wie dieser Kampf enden wird, ist vorläufig noch nicht zu bestimmen; vielleicht kommt eine Art Ausgleich zu stande, daß das Publikum sich allmählich stärkere Kost gefallen läßt, indem die Familienblätter gefahrlos auch etwas Ernsteres als sentimentale Gouvernantengeschichten oder Erlebnisse „unverstandener Frauen" bringen dürfen. Darum ist das Entstehen solcher Organe, wie etwa „Die Gesellschaft" freudig zu begrüßen, welche gleichsam eine Brücke bilden, um einen gesunden Realismus in die breiteren Volksschichten einzuführen.

Diese Nummer leitet das Porträt Karl Bleibtreus ein und diese Zeilen sollen dazu dienen, auf Grund des Gesagten, einen Führer durch

Bleibtreus Werke zu bilden, zählt doch sein Schaffen schier mehr Bände als sein Leben Jahre. Wir wollen aus der Fülle des Stoffes nur das Markanteste charakterisieren. Fast auf allen Gebieten der Litteratur hat sich Bleibtreu mehrmals versucht; ein Genre hat er sogar in die Litteratur eingeführt: das dichterische Schlachtendiorama in Prosa, welches nur wenig Ähnlichkeit mit den Schöpfungen Scherenbergs hat.

I.

Der Lyriker Karl Bleibtreu ist bis jetzt mit drei Bänden: „Lyrisches Tagebuch" (2. Auflage, Berlin Steinitz und Fischer, 1885), „Lieder aus Tirol" (1885, ebenda), „Welt und Wille" (Dessau, 1886 Paul Baumann) vor die Öffentlichkeit getreten. Jedoch enthalten die drei Bücher nicht durchaus Original-Gedichte, viele Poemata findet man zugleich in einem und dem andern der drei Sammelwerke und sehr viele trifft man in den Prosa-Schöpfungen Bleibtreus. Trotzdem ist die Zahl der Original-Gedichte eine sehr große,*) wenn man bedenkt, daß die Lyrik dem Umfange nach das von ihm am wenigsten bebauten Feld der Litteratur ist. Schon in seiner Lyrik findet man die seltene Vielseitigkeit, die ein hervorstechender Zug von Bleibtreus litterarischer Physiognomie ist. „Echte Lyrika sind Tagebücher in aphoristischer Form, Hieroglyphen für unendliche Begriffe," mit diesem Ausspruch hat Bleibtreu den Kernpunkt seines lyrischen Talentes berührt. Er ist weit in der Welt herumgekommen, hat sich in mancherlei Disziplinen vertieft; diese beiden Umstände haben das Meiste zur Entfaltung seines Talentes beigetragen, unterstützen sich gegenseitig, stehen sich auch manchmal im Wege und verhindern so das Hervortreten einer reinen ursprünglichen Stimmung, die eigentlich das tiefste Wesen der Lyrik ist. Angesichts einer schönen landschaftlichen Szenerie gibt er sich höchst selten ihrem Eindruck unmittelbar hin, entweder erwachen historische Reminiscenzen oder die blühende Herrlichkeit erweckt in ihm philosophische Ideeen, und so gibt er uns historische Fresken, reflektierende Poesie, selten aber ein reines, sangbares Lied. Aus dem Gewirre historischer Züge und philosophischer Tendenzen hören wir selten das Herz des Dichters pochen. Es entwickelte sich bei ihm eine eigentümliche Art von Lyrik, die philosophisch-historische Touristenlyrik, Reisebeschreibungen eines gebildeten Mannes in poetischer Form. Er durchstreift Schottland, Norwegen, Tirol, Böhmen, Siebenbürgen, besingt die historischen Stätten, die be-

*) Es kommt hinzu ein Epos „Gunlaug Schlangenzunge" (2. Auflage 1879).

treffenden Persönlichkeiten, sucht sich namentlich in eine ihrer Situationen hineinzuleben und sie aus dieser Stimmung heraus angesichts der historischen Lokalität zu gestalten; wo dies nicht der Fall ist, wird ihm eine Naturschönheit zu einem philosophischen Rätsel, das der Tourist in einem Gedicht löst. Wir wollen nicht leugnen, daß diese Manier manchmal zu originellen Resultaten führt, aber das, was wir gemeiniglich unter Lyrik verstehen, bringt sie nicht zu stande. Seine historischen Studien sind in bezug auf die Lyrik schließlich auch nichts andres als touristische Ausflüge in die Geschichte; was ihn anregt, fesselt, erschüttert besingt er, gleichsam als stünde er vor der historischen Thatsache wie vor einem Natur-Ereignis; Napoleon, Washington, Hannibal, Cortez, Pizzaro, und gar viele andere Persönlichkeiten werden von ihm in der Weise behandelt und oft in ganz merkwürdige Beleuchtung gerückt. Ein Seitenstück hierzu bilden die zahlreichen orientalischen Gedichte in ihrer kalten Farbenpracht. Das moderne Leben, namentlich in politischer und sozialer Hinsicht, hat Bleibtreu durchaus nicht vergessen; sie nehmen sogar eine bedeutende Stellung ein. Schließlich geht seine Lyrik ganz in Philosophie auf, die letzten und höchsten Fragen der Menschheit beschäftigen ihn. Ein tiefer Ernst, ein mächtiges, titanisches Ringen geht durch seine Verse. Es klirrt und dröhnt wie Schwertgerassel und Kanonendonner in seinen Strophen. Die Wirkung auf den Leser ist nicht die, welche wir von lyrischen Gedichten erwarten. Die Fülle des Details in jeglicher Beziehung läßt uns nicht zu Atem, zu behaglichem Genuß kommen; wir werden ungestüm von einem Eindruck in den andern geschleudert; man staunt den Verfasser an, man bewundert ihn, aber er rührt uns nicht. Wir begegnen loderndster Farbenpracht, heißester Glut, aber es fröstelt uns dennoch. Wir haben das Gefühl, als durchwanderten wir einen feenhaft ausgestatteten Palast, aber zehntausend Meilen unter der Erde, unzählige Flammen durchleuchten die Gemächer, aber das erwärmende Sonnenlicht ersetzen sie nicht. Bleibtreus Naturschilderungen sind sehr schön, voll plastischer Kraft; jedoch glauben wir nur eine elektrisch beleuchtete Grotte zu sehen, deren wunderbare Gebilde in blitzenden Farben funkeln, aber die milde, blaue Luft, der goldene Tag ist oben, hochoben. Seine Sprache ist nicht melodisch, kaum ein halb Dutzend seiner Lieder könnte man komponieren, teilweise hindert daran die spröde Form, teilweise der überlastende gedankliche Inhalt. Auch sprachliche Unvollkommenheiten finden sich, wie das ungebührlich oft auftretende Setzen des Prädikats an den Schluß des Verses, das macht schwerfällig und stört auch sehr. Bleibtreu

hat selber erkannt, daß er auf dem Felde der Lyrik nur ein Gast ist, er geht dann soweit, den Vers für die Gestaltung eines modernen Kunstwerks auszuschließen. Hierin schießt er übers Ziel weg. Aus dem Umstande, daß bisher noch kein Dichter aufgetreten sei, welcher ein tadelloses modernes Kunstwerk in gebundener Form leistete, darf noch nicht geschlossen werden, daß ein solcher überhaupt nicht erscheinen könnte. — Nicht übersehen dürfen wir an dieser Stelle Bleibtreus zahlreiche Übersetzungen fremdländischer Dichter wie Bayard Taylor („Ausgewählte Gedichte“ 2. Auflage 1879), Burns, Duplessis, Poe, Tennyson, Shelley, Moore, Byron, Shakespeare, Musset u. s. w. Er zeigt dabei ungemein poetische Feinfühligkeit, wie sie Übersetzern selten eigen ist; die meisten seiner Arbeiten in dieser Richtung kann man als sehr gelungen bezeichnen.

II.

Bleibtreu als Erzähler präsentiert sich uns in noch viel günstigerem Lichte als in seinen lyrischen Gedichten; auch hier tritt das touristische Element seines Wesens, das Byronartige Weltbummlertum stark in den Vordergrund, was seinen Leistungen den interessanten Charakter der Vielseitigkeit, sowohl der koloristischen Seite als der psychischen Vertiefung nach, gewährt. Der Aufenthalt im Norden hat ihm nicht nur seine lyrische Mappe bereichert, sondern auch den Stoff für zwei Bände Novellen gegeben: Die „Kraftkuren“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und die drei Erzählungen „Aus Norwegens Hochlanden“. (Ebenda). Die „Kraftkuren“ sind ausgiebige Kraftproben eines bedeutenden darstellenden Talentes, aber nicht viel mehr. Die zwei längsten Pièçen „Wandlungen“ (Aus der Londoner Welt und Halbwelt) und das Seestück „Metaphysik der Liebe“ sind auch die bedeutendsten des Buches. In den „Wandlungen“ versucht eine aristokratische Dame aus der Halbwelt einen jungen unverdorbenen Verehrer dadurch von dem Vorsatz, sie zu heiraten, abzubringen, indem sie ihm ihre sehr interessante Geschichte erzählt; wie sie von Stufe zu Stufe gesunken, die Erbärmlichkeit und Falschheit der Welt kennen gelernt, dabei aber selbst ihre teuersten Güter, Gemüt und Unschuld, verloren habe. Die Sache, namentlich mit dem drastischen Schluß, ist packend und mit anschaulicher Kraft erzählt. Die „Metaphysik der Liebe“ ist in ihrer Anlage recht hübsch und bekundet des Verfassers Kenntnis vom Seeleben, aber sie leidet an großen Unwahrscheinlichkeiten. Bis zum Sturm geht alles vortrefflich, der Gegensatz zwischen dem romantischen Weltmann und dem aufrichtig-derben Realisten ist gut

angedeutet; wie sich dann der erstere als unpraktisch, der andere als Lebensretter erweist, wie die Leute auf dem Schiff während des Sturmes hin und her rennen, dies ist alles Lobes wert, aber daß dann die Hauptgestalten in denkbar unbequemster Position und angesichts des unvermeidlichen Todes philosophieren, oft sogar ihren Meinungen satirischen Ausdruck geben, das kann der Leser nicht glauben und darum läßt ihn auch der zweite Teil der Geschichte kühl.

Weit höher stehen die Erzählungen „Aus Norwegens Hochlanden", das sind Leistungen von echt künstlerischem Gepräge. Daß man bei diesem Buche an Björnson denken muß, ist ja selbstverständlich, aber Bleibtreu braucht den Vergleich mit dem großen nordischen Novellisten nicht zu fürchten. Seine Gestalten sind in Konturen gehalten, die wie bei Björnson das Maß des Natürlichen zu überschreiten drohen, aber mit der großartigen Natur des Landes im Einklang stehen. Wenn die Gestalten beider Dichter aneinandergeraten würden, müßten schier die Björnsons den Kürzeren ziehen, aber eine Prügelei ginge los, deren Schilderung das National-Epos jenes riesigen Volksschlages werden müßte. Zerbläut doch in der ersten Novelle ein frommer Gottesmann ein halb Hundert handfester Bauern, in der dritten bringt ein demütiger Schulmeister den gefürchtetsten Räuber, von uneinnehmbarstem hohen Versteck herab, gebunden vor das Volksgericht. Und doch ist das keine Parodie, sondern ernste Poesie. Diese Leute können nicht anders sein, als sie uns Bleibtreu schildert, und ihre Seelenkämpfe, ihre trüben Schicksale verlangen zu deren Austragung und Duldung solch' körperliche Kraft. „Auch ein Kulturkämpfer" ist eine prächtige Episode aus dem Leben eines einsamen Dorfgeistlichen gegenüber wüster, roher Gewalt der Bauern. „Wie's im Liede heißt", ist eine Ehebruchstragödie von ergreifender Wirkung. Die landschaftliche Scenerie ist von Bleibtreu meisterhaft geschildert, die Konflikte ebenso einfach wie wahr, ein Zug der Größe geht durch das Ganze, es ist, als hätte Volker, der Fiedler, eines seiner Lieder angestimmt. „Unter den Gletschern" gehört ebenfalls zu dem Ausgereiftesten und Abgerundetsten, was uns die Bleibtreusche Muse bisher beschert hat. Der Räuber, der nur vor seinem Todfeinde, dem gewaltigen Schullehrer, Respekt hat, und der Schullehrer selbst sind zwei prächtige Gestalten; auch hier bewährt sich des Autors bewunderungswertes Geschick für landschaftliche Schilderung. „Aus Norwegens Hochlanden" macht von Anfang bis zu Ende denselben günstigen Eindruck, trägt dieselbe gelungene Darstellung und Charakteristik und den harmonischen Zauber eines echten Kunstwerkes.

Sehr zu beklagen ist es, daß diese Gleichartigkeit in der Aventiure „Der Nibelunge Not“ (Berlin, A. B. Auerbach, 1884) nicht zu finden ist. Die Grundidee, die das Werk ins Leben rief, ist eine so edle und originelle, eines echten Poeten so würdige, daß wir Bleibtreu raten möchten, seine Schöpfung umzuarbeiten und sie namentlich von dem Kardinalfehler zu befreien, der eigentlich an dem geringen Erfolge derselben im Publikum Schuld trägt. Daß die Darstellung archaistisch ist und oft ganze Sätze, zahllose Ausdrücke dem Nibelungenlied entlehnt, wäre ja nicht schlimm, aber sie ist sehr unglücklich durchgeführt. An vielen Stellen gemahnt sie oft an eine Parodie, sie erschwert nicht nur dem Gebildeten wegen ihrer Ungelenkigkeit den Genuß, sondern auch dem gewöhnlichen Leser jegliches Verständnis. Dazu kommt, daß Bleibtreu verschiedene Stilarten durcheinander mengt, Leute in einem Ton reden läßt, den die Welt erst einige Jahrhunderte später angeschlagen hat. Die schöne Dichtung mußte an ihrer unseligen Form scheitern, welche offenbar nicht einmal Bedürfnis des Autors war; dieselbe schmiegt sich nur widerwillig dem Inhalte an, oft vergißt Bleibtreu ganz seine angenommene Manier, wie in den Liebes- und Herzensszenen, wo seine Sprache natürlich hervorquillt, und da erzielt er auch die gewünschte Wirkung; daß die Naturschilderungen, die kulturhistorischen Stellen trotz der Manieriertheit, der geschraubten Kaprice sich wunderschön ausnehmen, beweist nur Bleibtreus darstellendes Talent, das durch alle Verirrungen hervorschimmert. Seine Eigentümlichkeit, mit Gedichten Prosaarbeiten zu verbrämen, zeigt sich auch hier, aber gerade in dem Buche ist sie meistenteils nicht angebracht, ja sogar schädlich. Denn die mitgeteilten Gedichte sind überwiegend Form und Inhalt nach modern und nehmen sich höchst seltsam und störend in der archaistischen Prosa aus.

Müssen wir also die Form als eine verfehlte bezeichnen, so können wir nicht genug Zweck und Inhalt der Dichtung loben. Bleibtreu konnte sich nicht mit den bisherigen Ergebnissen der germanistischen Philologie, daß das Nibelungenlied das Erzeugnis des Volksgeistes sei, zufrieden stellen; seine Phantasie erwog rastlos den Gedanken, daß die größte deutsche Dichtung in ihrem kunstvollen gigantischen Aufbau, in ihren tragischen Konflikten, in ihren Seelenkämpfen von nie erreichter Größe unmöglich die Emanation der naiv schaffenden Volksseele sein könnte; während nun die Wissenschaft den Spuren des Gedichtes im Wuste vergilbter Manuskripte nachging, versenkte sich der Poet in das tiefste Wesen der Dichtung selber; mit der Feinfühligkeit des Künstlers, welche eben dem Gelehrten nimmer gegeben ist, ging er dem Ursprung des Gedichtes

in jenen Teilen nach, die entschieden irgend eine geheimnisvolle Wechselbeziehung zu den persönlichen Schicksalen des unbekannten Dichters haben müßten. Dabei leitete ihn der allerdings richtige, nicht immer aber sich bewahrheitende Grundsatz, daß jedes Kunstwerk eine Art persönliche Selbstbeichte sei, daß alle Erlebnisse des Poeten, innerer und äußerer Natur, eine köstliche, von allen Schlacken des Staubes und niedriger Gelüste gereinigte Wiedergeburt in den höheren Regionen der Kunst erleben müßten, daß die Schöpfungen der Kunst zu den Schicksalen ihres Urhebers in jenes geheimnisvolle Wunder-Verhältnis gestellt werden sollten, wie es etwa zwischen dem Jenseits der Seligen und dem Jammerthal ihres irdischen Wandels bestände. Die Resultate Bleibtreus waren Inspirationen zu dem vorliegenden Werke. Seine Ergebnisse waren Schicksale solcher Art, daß sie, wenn sie eine mächtige Künstlernatur heimsuchten, dieselben entschieden zu einem gigantischen Kunstwerke, einer erhabensten Selbstbeichte, begeistern könnten. Bleibtreu hat sich also an der Hand seiner Prinzipien, aus dem Nibelungenlied heraus, eine Gestalt konstruiert, die ganz gut als der Schöpfer des Liedes gelten könnte, allerdings so lange nur im Reiche der Phantasie, bis die Resultate der Wissenschaft die Existenz einer solchen Gestalt konstatieren könnten. Wunderbarerweise scheint sich der dichterische Instinkt Bleibtreus mit der Forschung gedeckt zu haben, denn F. X. Wöber, Skriptor der k. k. Hofbibliothek in Wien versucht in scharfsinniger Weise und mit einer Fülle merkwürdig zutreffenden Materials in einer Schrift: „Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied (J. Plant, Meran) nachzuweisen, daß der Schöpfer des Nibelungenliedes Heinrich von Stein ist. Selbstverständlich geht Bleibtreu in einem begeisterten Essay darauf ein*); inwieweit aber das Buch Wöbers Wert hat, können wir hier nicht auseinander setzen. Die Thatsache darf eben hier nicht verschwiegen werden, daß Bleibtreus Phantasie ein Echo in der Wissenschaft gefunden hat. Daß in Bleibtreus Buche der Dichter nicht dieselbe Gestalt ist wie in dem Wöbers, darf selbstverständlich niemand Wunder nehmen. Bleibtreu senkt die Seele des Dichters in den Schreiber und Kanzelar Konrad von Bechelaren, welcher die Überrumpelung von Richard Löwenherz auf österreichischem Gebiete verursacht, später als Kanzler die unglückliche Gemahlin des gewaltigen Hohenstaufen Heinrich VI. nach Italien begleitet. Ein Gemälde von grandioser historischer und landschaftlicher Perspektive wird uns entworfen; Szenen voll Glut, Leidenschaft und Farbenpracht ziehen

*) In der Studiensammlung „Das Geheimniß von Wagram" (Dresden, Pierson).

an uns vorüber, eine Fülle plastischer Gestalten tritt auf, der getreue Kanzelar erlebt das Traurigste und Erschütterndste, alle die Seelenkonflikte, welche wir in dem Nibelungenliede bewundern, erlebt er an sich und anderen, unfreiwillig wird er zum Mitschuldigen an dem Morde, den die gekränkte Herrscherin an ihrem Gemahl begeht. Wie geschickt Bleibtreu in diese historischen Thatsachen ein menschliches Schicksal verwebt und aus diesem das Entstehen des Nibelungenepos erklärt, wie schön er den Umstand begründet, daß der Schreiber seinen Namen verheimlicht, so daß sein Werk nur für die gewaltige Dichterflamme, die in ihm loderte, zeugte, ohne daß man wußte, wem sie das Herz versengte — dies wird man bei der Lektüre dieses Buches selbst am besten erkennen. Ein kühnes litterarisches Experiment, eine gewichtige dichterische Beglaubigung einer interessanten Idee. Wenn auch der Eindruck der Dichtung durch die mangelhafte Form geradezu erstickt wird, so muß man doch die vollsten Sympathieen einem Poeten zu wenden, der sein bestes Können an einen so tiefen wie edlen Stoff gewendet, der trotz der vielen Abstecher in fremde Länder, fremde Litteraturen seine Nationalität so echt bewahrt hat.

Nun kommen wir zu Bleibtreus eigentümlichstem Buche, das mit all seinen Fehlern und Vorzügen zu den merkwürdigsten Schöpfungen moderner Litteratur zählt, ein echtes documentum temporis ist und als der getreueste Abglanz der neuesten Strömung in unserer Litteratur bezeichnet werden muß. Ich meine die Novellensammlung: „Schlechte Gesellschaft“, welche im vorigen Jahr bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen ist. Hier sucht Bleibtreu durch die künstlerische That zu beweisen, was er in seiner kritischen Kampfschrift: „Revolution der Litteratur“, auf die wir später zurückkommen werden, theoretisch verficht. Wollte man bei der „Schlechten Gesellschaft“ den üblichen Maßstab ästhetischer Kritik anwenden, dann müßte man dieses Buch in Grund und Boden hinein verdammen, was auch von vielen redlich gethan wurde. Aber dieses ist ungerecht, denn Bleibtreu will einmal eine neue Richtung einschlagen und begehrt dafür eine neue Kritik; um eine solche fällen zu können, muß man sich erst objektiv vergegenwärtigen, was eigentlich Bleibtreu bezweckt. Er sagt an zwei Stellen seiner Vorrede: „Gerade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Roheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen des Menschen bei jedem denkenden Beobachter wachruft,“ dann „Dies Buch ist nur ein Ausschnitt gewisser Gemütszustände, die besonders in jugendliche Idealisten den Keim einer moralischen Schwindsucht pflanzen. Mit solchen Einzelstudien

des neudeutschen Daseins muß begonnen werden, ehe es gelingt, die komplizierte Mechanik der Gesellschaftsordnung analytisch in ihre Teile zu zerlegen.“ Man muß zugestehen, daß diese beiden Sätze in ihrer lapidaren Klarheit zu denken aufgeben und thatsächlich gewichtige Punkte eines neuen litterarischen Programms aufstellen. Also „völlig ungeschminkt dargestellte Roheit des realen Lebens“ — das ist Zola; gegenüber „die höchste Sentimentalität“ — hier könnte man glauben, Bleibtreu will den deutschen Idealismus mit Zola-Gift impfen, Bleibtreu will den Zolaismus mit deutscher Sentimentalität vereinigen; dem ist aber nicht so: ihm schwebt die träumerisch-phantastische und doch dabei höchst realistische Sentimentalität Dostojewskis vor. Eine Vereinigung von Zolaismus und russischer, allerdings mit dem deutschen Wesen wohlverwandter Sentimentalität soll der deutsche Realismus von nun an sein, er soll unerbittlich jenen unheimlichen Eindruck erzeugen, denn der Mensch, ein zwischen tierischer Bestialität und göttlicher Gedanken- wie Gefühlswelt hin und her schwankendes Wesen, hervorruft. Das ist an sich sehr schön, aber Schule machen darf diese Ansicht beileibe nicht. So zu schaffen ist nicht jedermanns Sache; man kann ganz gut diese Theorie gelten lassen, nur wenn sie wenig Anhänger findet. Sie würde bei allgemeiner Verbreitung Anarchismus, Kommunismus, Nihilismus, eine alles Bestehende niederstürzende revolutionäre Gesinnung zur Folge haben. Wie gesagt, in beschränkter Ausdehnung ist uns diese Art von Poesie sehr willkommen; auch wäre es zu wünschen, daß ein kleiner Teil ihres Wesens sich in die allgemeine Litteratur mischte, um sie von Verlogenheit, Verschrobenheit und zuckersüßer Pseudo-Idealität zu reinigen.

Der zweite Satz Bleibtreus spezialisiert den ersten allgemeinen und gibt zugleich den Typus der Leute an, welche Bleibtreu uns zu schildern verspricht: sein Buch ist nur ein Ausschnitt gewisser Gemütszustände, die besonders in jugendliche Idealisten den Keim einer moralischen Schwindsucht pflanzen. Einen solchen jugendlichen Idealisten mit dem Keim einer moralischen Schwindsucht hat vor etwa hundert Jahren Goethe bereits behandelt in den Leiden des jungen Werther; und in merkwürdiger Weise erinnern auch die Hauptpiècen der „Schlechten Gesellschaft“ an Werther. Bei Goethe und Bleibtreu sind die Helden junge, nach Liebe schmachtende Leute, die an einer unglücklichen Neigung mit sich, der Welt zerfallen und sich umbringen. Bei Goethe ist die Heldin ein unverdorbenes, schmuckes Bürgermädchen, dessen natürliche Anmut, dessen traute Häuslichkeit im Herzen Werthers die begreiflichsten Gefühle nach Liebesglück und traulich-geselligem Hausfrieden erweckt; bei Bleibtreu ist

die Heldin — eine Kellnerin, die längst weiß, wie der verbotene Apfel schmeckt, die in einer verpesteten Atmosphäre leben muß, die Männer von ihrer erbärmlichsten Seite kennen lernt, der längst der Blütenduft keuscher, geheimnisvoll-hinreißender Anmut verflogen ist, und die dennoch einen jungen Menschen so fesselt, daß er sich das Leben nimmt. War es wilde unbefriedigte sinnliche Liebe? Nein, seine Neigung war ein Zerrbild reinster Herzenstriebe — und daß dieses Zerrbild mit verblüffender Naturwahrheit dargestellt wurde, macht mir die „Schlechte Gesellschaft" so interessant. Ich möchte die Liebe des jungen Mannes als ein Surrogat (heutzutage wird ja schier alles gefälscht) jener echten Gefühle nennen, die Werthers Herz erfüllten.

An zwei Beispielen zeigt uns Bleibtreu die moderne Wertherliebe: in der „Prostitution des Herzens" und im „Raubvögelchen". In der ersten lernt ein junger Lyriker eine Kellnerin kennen, faßt eine Art krankhafter Zuneigung zu ihr, sinkt von Stufe zu Stufe, sie begreift selbstverständlich nicht sein seltsames, zerfallenes äußeres Gebahren und die widersprechenden Gefühle seines Herzens, — die unselige Liebesgeschichte endet mit dem Selbstmord des Helden. Daß sich die Kellnerin ebenfalls umbringt, ist nur ein Beweis, wie blitzartig das Verständnis der Sachlage sie durchzuckt hat, kommt aber hier nicht in Betracht; besser, schneidender wäre es gewesen, wenn Bleibtreu uns über das Schicksal des Mädchens sowohl wie über das der Heldin in der zweiten Novelle ganz im Unklaren gelassen hätte. Das „Raubvögelchen" behandelt eine ähnliche Affaire, diesmal betrifft sie einen wohlhabenden bekannten jungen Komponisten aus den besten Ständen; die Konflikte sind hier reicher und komplizierter, die Staffage bunter. Der Liebhaber der Schenkmamsell aus Tirol wird von ihrem „ersten Verhältnis", einem österreichischen Kavalier im Duell erschossen. Daß sich Bleibtreu zwei Heldinnen aus derselben sozialen Kategorie holt, ist lediglich Absicht und er hat es verstanden, zwei grundverschiedene Mädchen mit erstaunlicher Sicherheit zu gestalten. Ich behaupte, daß die „Schlechte Gesellschaft" abgesehen von ihrem rein litterarischen Wert oder Unwert eines der interessantesten modernen Werke ist, welche sich einen kulturhistorischen Wert beilegen dürfen. Denn das Buch ist eine schreiende Anklage gegen moderne soziale Zustände, welche die natürlichen, die edlen Triebe der Jugend verkümmern lassen, diese selbst aber den beklagenswertesten geistigen und körperlichen Verirrungen preisgeben. Es gibt eine Periode in der männlichen Jugend, welche den Verkehr (in reinster Weise aufgefaßt!) mit feinen Frauen zum unabweisbaren Bedürfnis macht; die jugendliche Seele sehnt sich mächtig,

den Reiz, den das weibliche Geschlecht ausströmt, auf sich wirken zu lassen, diese Sehnsucht ist gewissermaßen das Wetterleuchten der späteren vollbewußten Männlichkeit; wie viele edlen Eigenschaften würden im Herzen der Jugend geweckt, wie reicher, wie schöner würde sich ihr Seelenleben entfalten, wie ganz anders würde sich ihr späterer Umgang mit Frauen gestalten, wenn der Jugend beiderlei Geschlechts in jenen Jahren Gelegenheit geboten würde, in ungezwungener, heiterer Geselligkeit ihre Ecken abzuschleifen. Mit wenigen Ausnahmen wird dies mit größter Scheu verhütet; die Erziehungsweise, die Verhältnisse der Großstadt müßten ferner in Betracht gezogen werden. Aber es genügt, einfach auf diese Umstände hinzuweisen und zu sagen, daß sich unsere Jugend ebenfalls mit Surrogaten behelfen muß und den Drang erwachender Männlichkeit (im reinsten Sinne genannt) dort befriedigt, wo sich am leichtesten Gelegenheit dazu findet. Bleibtreu will Berliner Sittenbilder schreiben und sucht jenes Thema zu gestalten, das eben dieses Surrogat behandelt. Daß in Berlin die Mädchenkneipe ein Hauptort ist, wo junge Leute sich dem Zauber der „Jungfräulichkeit" ungeniert und unbeobachtet, ob man „eine gute Partie ist oder nicht", hingeben, ist bekannt; aber das Verhängnisvolle an der Sache ist, daß die Bier-Heben, wenn zwar nicht direkt Dienerinnen der Venus vulgivaga, so doch nicht viel weit davon entfernt sind, daß sie das Gift der Roheit und Blasiertheit in erschreckendem Maße ihren „Freunden" beibringen und zu der Entnervung und Verdorbenheit der jungen Generation ein rechtschaffen Teil beitragen. Aber nicht nur junge Leute, denen noch kaum der Flaum auf der Backe sproßt, sind auf den Besuch der Mädchenkneipen angewiesen, sondern auch Männer, denen die sogenannte „Gesellschaft" ihre Pforten nicht öffnet und Leute, welchen die Mädchenkneipen zu den problematischen Genüssen der Salons einen wohltuenden Gegensatz bilden. Kurz, diese Worte sollen nur in flüchtigsten Umrissen darthun, welch wichtiges Element die Mädchenkneipen in dem Leben der Männerwelt aller Alters- und selbst Rangschattierungen sind und daß unter Umständen mancher Kellnerin jene verhängnisvolle Bedeutung zugesprochen werden muß, die Zolas Nana besitzt.

Über den rein litterarischen Wert der „Schlechten Gesellschaft" läßt sich nichts Abschließendes sagen, derselbe wird bestimmt von der Entwickelung der Richtung, der das Buch angehört. Absolut gut ist die Konsequenz der Handlung, die unerbittlich strenge Charakteristik; daß Bleibtreu zur Verschärfung der Gegensätze Gedichte hineinflicht, verstehen wir wohl; doch hat er entschieden des Guten zu viel gethan. Auch Bleibtreu verschont uns nicht mit ekelerregenden Dingen wie Zola, aber er stattet damit nicht

die jeweilige und vorübergehende Situation, sondern die Hauptgestalten aus, und unser Interesse an einer Person, vor der wir uns einmal ekelten, erleidet notwendigermaßen einen harten Stoß. Selbst an großartigen und tiefgehenden Stellen fehlt es diesem Buche nicht: der Schluß des „Raubvögelchens "ist von hoher, pathetischer Sprache und bezeugt deutlich das Streben Bleibtreus, seinen Stoffen einen weiten Hintergrund zu geben.

Große Erfolge hat Bleibtreu mit seinen militärischen realistisch-phantastischen Poesieen („Dies irae" Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan; Stuttgart, Krabbe. — „Napoleon bei Leipzig". Berlin, Luckhardt". — „Deutsche Waffen in Spanien". Berlin, Eisenschmidt. — „Wer weiß es?" Berlin, Steinitz u. a. m.) geerntet, welche eine Spezialität seines Schaffens bilden. Es scheint, daß er die Lust an der Darstellung kriegerischer Ereignisse von seinem Vater, dem berühmten Schlachtenmaler, geerbt hat. Da ich von militärischen Dingen so gut wie nichts verstehe, so kann ich selbstverständlich auch nicht urteilen, ob diese Werke wahrheitsgetreu oder wahrscheinlich sind. Aber das Schilderungstalent Bleibtreus, gepaart mit reichem historischen und militärischen Wissen, kommt hier glänzend zur Geltung. Hier ist die Gedrungenheit, Knappheit seines Stils, das Dröhnende, Klirrende seiner Sprache im rechten Element; seine Lyrik hat unter diesen Eigenschaften genug zu leiden. Zwei Dinge sind es vor allen, die mich in diesen Schriften unendlich bestochen haben: Die glühendste hinreißendste Vaterlandsliebe, die geradezu geniale Charakteristik Napoleons I., die schier dämonische Vorliebe für ihn. Scheinbar widersprechen sich diese beiden Dinge und doch lassen sie sich aus dem Wesen Bleibtreus heraus genügend erklären. Byron und Napoleon, von Shakespeare jetzt abgesehen, üben einen bezwingenden Einfluß, der eine als Held des Gedankens, des Geistes, der andre als Heros der That, auf Bleibtreu aus; Napoleons Natur rüttelt Bleibtreus Inneres in seinen tiefsten Tiefen auf, es läßt ihn nicht ruhen und rasten, bis er dieselbe bis in ihre kleinsten Züge erfaßt hat; sein Ingenium zwingt ihn, diese Gestalt dichterisch wiederzubeleben und sie in ihren Schicksals-Wendepunkten darzustellen. Dem Sichversenken in das Wesen des thronstürzenden Korsen hält sein lodernder Patriotismus stand, oft entsteht ein Kampf zwischen diesen beiden Gefühlsströmungen, von dem seine Arbeiten den schönsten Nutzen ziehen. Es ist eigentlich schwer zu beschreiben, wie prachtvoll oft das divinatorische Darstellen und Bewundern Napoleons gepaart mit edelster Vaterlandsliebe wirkt, es vollzieht sich da vor demjenigen, der zwischen den Zeilen lesen kann, ein merkwürdiger seelischer Konflikt, dessen

edle Schlichtung sehr zu Gunsten Bleibtreus stimmt. In diesen Schriften scheint Bleibtreu thatsächlich einen neuen Ton angeschlagen, ein neues Genre eingeführt zu haben, was allerdings nur sehr wenige bebauen können. Sie zeigen das Talent Bleibtreus von einer neuen überraschenden Seite und sind entschieden die charakteristischsten Erzeugnisse unserer Militärära seit dem Jahre 1870. Der bärbeißige Humor, der sich in der „Schlechten Gesellschaft", in einigen seiner Dramen, in den „Kraftkuren" zeigt, tritt auch hier hervor und stimmt vortrefflich in den Kanonendonner, das Trompetengeschmetter hinein. In eins der Bücher („Wer weiß es") verwebt er sogar ein tragisches Novellenmotiv, in dem der Weltbummler und Dichterlord Byron eine zweite Rolle spielt.

III.

Byron und Napoleon findet man selbstverständlich auch in den Dramen Bleibtreus; sie sind sogar Helden selbständiger Stücke („Lord Byron", „Schicksal", bei Wilhelm Friedrich in Leipzig). Byron und seine Tochter werden uns vorgeführt und zwar von einem echt dramatischen Standpunkt aus. Bleibtreu behandelt „Byrons letzte Liebe" — ein Gedanken-Drama in der Manier Grabbes; obwohl theatralisch gut angelegt, so rangiert es doch in die Gruppe der bei uns mit Unrecht verpönten Buchdramen. Mit dichterischer Wahlverwandtschaft entwirft Bleibtreu die Gestalt des großen Poeten; wenn es auch litterarisch über dem folgenden steht, so ist „Lord Byrons Tochter" mir persönlich dennoch lieber, da es eine sehr schöne und hoch dramatische Idee behandelt: Die einstmalige Gemahlin Byrons, nun seine erbittertste Feindin, erzog ihre Tochter bei strengster Vermeidung jeglicher Erinnerung an ihren Vater; diese Methode geht soweit, daß das Mädchen gar nicht einmal ahnt, daß Lord Byron je einen Vers geschrieben, geschweige denn ein großer Dichter gewesen. Nun tritt die junge Dame zum erstenmal in die Gesellschaft ein, aller Blicke wenden sich auf sie, als den Sprößling des berühmten und berüchtigten Mannes, zahlreiche versteckte und offene Anspielungen werden laut, das Mädchen bemerkt wohl, daß sie Gegenstand allgemeinster Beachtung und Zielscheibe so mancher Bemerkung ist, aber sie weiß keinen Grund dafür, und ihre Mutter gibt sich alle Mühe, daß ihre Tochter noch fernerhin im Dunklen gelassen werde. Selbstverständlich ist das auf die Dauer nicht gut möglich; je mehr die Tochter sich beeifert, den Spuren ihres Vaters nachzugehen, dessen Bedeutung und Leben sie bewundernd und erschreckt erkennt, desto

rascher und deutlicher entwickelt sich ihr bisher schlummernder, unterdrückter Charakter, der Charakter ihres Vaters. Die wissenschaftliche Theorie der Vererbung ist hier in einem interessanten Fall dichterisch siegreich beglaubigt. Wir können hier nicht jeglicher Szene des wirklich gelungenen Stückes folgen, sondern wollen ein wenig bei dem verunglückten Schluß verweilen. Ada, so heißt die Heldin, stirbt im Grabgewölbe des Vaters die Strophe citierend, die der Todte an sein Kind richtete, stirbt an — einer geborstenen Ader. Ist schon der Tod in psychischer Hinsicht nicht motiviert, so ist die physische Todesart mehr als bedenklich. Und wenn bei einer Aufführung das naheliegende Wortspiel: „der Ada ist die Ader gesprungen" entstände, so könnte das Stück sehr leicht durchfallen. Ändert Bleibtreu diesen Schluß nur halbwegs befriedigend, dann bin ich überzeugt, daß unsere Bühne um ein sehr wirksames Drama höherer Gattung bereichert worden ist.

Napoleon erscheint auf der Bühne im Schauspiel: „Schicksal". Viele haben diese Schöpfung als das gelungenste Werk Bleibtreus erklärt; sicherlich gehört es wie die Novellensammlung: „Aus Norwegens Hochlanden" zu den Werken, an denen man am wenigsten etwas auszusetzen hat. Auch hier eine große Idee, ein mächtiger Entwurf, eine Vertiefung des Gewöhnlichen — Bürgen für Bleibtreus hochernstes Streben. Napoleon tritt im „Schicksal" als Anfänger, zu Beginn seiner märchenhaften Karriere auf, wo er als entlassener Offizier beim Konvent um eine Stelle bettelt. Die Freundin des Präsidenten Barras, Josephine de Beauharnais, interessiert sich sehr für ihn, er schlägt ihre Protektion rundwegs aus, weil er ein Frauenverächter ist, und weil er spürt, daß diese Dame im stande ist, ihn von dieser Abneigung zu heilen. Ein Volksaufstand bricht aus, der Konvent schwebt in äußerster Gefahr, Napoleon übernimmt im Momente größter Verwirrung das Kommando, schlägt das Volk zurück — er ist ein gemachter Mann. Durch sein eisernes Regiment macht er sich beim Volk verhaßt, durch seinen Ruhm beim Konvent mißliebig, während dieser fatalen Situation steigt immer und mehr seine glühende Liebe zu Josephine, eine Erklärung findet statt, Josephine spielt die Rolle der schlauen Liebenden, sie erklärt Barras, sie könne sich ihm nur dann gefahrlos hingeben, wenn ihr Ruf hergestellt werde; sie wolle heiraten und ihrem Strohmann Hörner aufsetzen. Entzückt geht Barras auf diesen Plan ein, Josephine wählt den nach der Meinung Barras höchst ungefährlichen — Napoleon, um ihn aber recht weit weg zu haben, übergibt man dem frohlockenden Napoleon das Kommando über die Armee in Italien. Die Trauung wird vollzogen,

Napoleon schlägt eine siegreiche Schlacht nach der anderen, Josephine bleibt ihm treu und Barras hat das Nachsehen. Mit dem Einzug des zu stolzer Popularität gelangenden Napoleon in Paris schließt das Schauspiel. Wie in den militärischen Prosa-Schilderungen findet man auch hier eine glänzende Charakteristik Napoleons, und zwar von neuen Seiten: er wird uns als Werdender hingestellt, den die Weihe der echten Liebe zu den mächtigsten Thaten anspornt. Auch „Schicksal" wie „Seine Tochter" sind bühnengerecht aufgebaut. Was seiner Lyrik gewaltig schadete, seinen Prosa-Schriften — wie bereits gesagt — sehr zu Gute kommt, erweist sich im Drama als besonderer Vorzug: das Tumultuarische, halb Unausgesprochene, Spröde, Brüchige; es klingt wie Erz in seiner Sprache und das macht sich gerade bei diesem Stoffe sehr gut. Nur möge Bleibtreu bei Neuauflagen seiner Dramen jene Stellen streichen, in welchen seine Helden zu viel von ihrer historischen Mission und den Intentionen des Dichters sprechen.

„Vaterland" (bei Wilhelm Friedrich in Leipzig) heißen Bleibtreus drei letzte dramatische Schöpfungen: „Harold der Sachse", „Der Dämon", „Volk und Vaterland", deren Pointen der gemeinsame Titel andeutet: Liebe zum Vaterland, selbst auf Kosten des Glücks, des Lebens. Das erste „Harold der Sachse" behandelt einen bedeutsamen, historischen Stoff: Harold, Schwager des englischen Königs, Eduard des Bekenners, der eigentliche Herrscher des Landes, weilt bei Wilhelm, Herzog der Normannen, um den Frieden beider Staaten zu sichern. Der ehrgeizige Wilhelm, dem, der schwache Eduard bereits die Nachfolge auf Englands Thron zugeschworen, befürchtet die gefährliche Nebenbuhlerschaft seines Gastes, zwingt ihn, sich mit seiner Tochter Adeliga zu verloben und hofft vom Schwiegersohne statt Feindschaft Unterstützung seiner Pläne. Durch den Druck der Umstände bewogen verlobt sich Harold thatsächlich, obwohl er schon aus politischen Gründen nicht gewillt ist, sein Wort einzulösen, zudem hat er sich bereits mit der Heldin der Tragödie verlobt. Dieses erzwungene Wort ist die dramatische Schuld Harolds, Liebe und Vaterland die Motoren der Handlung. Eduard stirbt, Herold wird gewählt, es kommt zwischen ihm und Wilhelm zum Krieg, in welchem Harold geschlagen und getötet wird. Es ist ein Stück edler, echter Poesie, das uns Bleibtreu bietet. Voll Leben und Feuer bewegt sich die oft drastische Handlung (Harold Hardrada ist eine prachtvolle Episodenfigur) vorwärts, die Gestalten sind keine Schemen, sondern echte wirkliche Menschen, deren Schicksal uns mit großer Teilnahme erfüllt. Zu wünschen wäre gewesen, daß Harold, als über ihn der Bann ausgesprochen wird, seinen miß-

trauischen Kampfgenossen die Gründe des Meineids auseinandersetzte, statt in trotzigem Schweigen zu verharren.

Das zweite Stück, der „Dämon“, ist der Dämon der Renaissance, in der Gestalt Cesare Borgias verkörpert. Es ist der „Daimon“ des Sokrates, der in jedem Auserkorenen lebt und ihn vorwärts treibt zum Guten und zum Bösen. Burckhardt widmet ein Kapitel seiner meisterlichen „Geschichte der Renaissance“ dem Größenwahn dieser Zeit, der, wenn nicht als Alexander, selbst als Herostrat glänzen wollte! Sogar der Tyrannenmord, die eitle Nachäffung des römischen Brutus, war ein typisches Phantom dieses Größenwahnsinns. Konnte man nicht Cäsar spielen, so mußte man Brutus werden oder sogar Catilina. Machiavelli hat in seinem „Il Principe“ dem Cäsar Borgia den Einheitsgedanken untergeschoben. Diese Auffassung benutzte Bleibtreu. Seine Fabel ist frei erfunden und historisch unrichtig, entbehrt aber weder der Wahrscheinlichkeit noch der höheren Wahrheit, welche die historische Dichtung verlangt. Dies alles deutet Bleibtreu im Vorwort zum „Dämon“ an und wir unterschreiben jeden seiner Sätze. Ich halte den „Dämon“ für die beste Schöpfung des „Vaterlandes“, das Spezifische der Bleibtreuschen Muse tritt darin am meisten hervor. Die Gestalt des Cesare Borgia in ihrer schlangenhaften Schlauheit, löwenhaften Verwegenheit ist vorzüglich durchgeführt; Michel Angelo, Raffael hat er famos charakterisiert, die Künstlerszenen im ersten Akte sind mit drastischer Lebendigkeit hingestellt; der Höhepunkt der Handlung, zugleich auch das Bedeutendste des Stückes ist das Gespräch Cesare Borgias mit Maria, wie er ihr seine Pläne enthüllt und warum sie zusammen sterben müßten. Über alle Maßen kühn und doch menschlich ergreifend sind diese Stellen. Auch der „Dämon“ hat entschieden eine große Zukunft auf der Bühne. Nicht das Gleiche könnte man vom letzten Stücke: „Volk und Vaterland“ behaupten. Bleibtreu trifft nicht immer glücklich den modernen Ton, wenn auch die Handlung sehr lebendig und wirksam ist. Ferner wird im „Volk und Vaterland“ nicht so wie es bei den übrigen Stücken der Fall ist, von allem Anfang an auf die Darstellung jener Idee hingearbeitet, die der ganzen Sammlung zu Grunde liegt. Ja es scheint, daß gewisse Stellen, namentlich gegen den Schluß zu, nur deshalb da sind, daß das Stück in die Sammlung hineinpasse.

Bleibtreus bisherige dramatischen Hervorbringungen berechtigen zu den schönsten Hoffnungen; für das dramatische Feld bringt er gewichtige und ungewöhnliche Fähigkeiten mit: historischen Blick, schneidige Diktion, Energie in der Charakterzeichnung und eiserne Kon-

sequenz in der Durchführung der Handlung. So originelle Stücke wie „Seine Tochter", „Schicksal", „Der Dämon" sollten sich die besseren Theater wahrhaftig nicht entgehen lassen.

IV.

Von den kritischen Schriften des Dichters*) seien nur folgende genannt: „Revolution der Litteratur", eine bei W. Friedrich in Leipzig erschienene Broschüre, welche in der litterarischen Welt viel von sich reden machte. Das Büchlein hat zwar den Zweck moderner Arbeiten, stark bemerkt zu werden, erreicht, aber ich muß im Interesse Bleibtreus bedauern, daß er dasselbe in vorliegender Gestalt veröffentlichte, denn es hat weder ihm, noch der Sache, die er verficht, sonderlich genutzt. Vor allem fehlt dem Heft der einheitliche Charakter, der Stempel der Klarheit; es ist ein Durcheinander von vortrefflichen, absurden, sich widersprechenden litterarischen Vorschriften, Aphorismen und Urteilen, aus denen nur die unerschrockene Wahrheitsliebe des Autors spricht, aber kein geordnetes Darstellen seines Wollens, kein „litterarisches Programm". Da ist das Vorwort zur „Schlechten Gesellschaft" ungleich besser geraten. Nur an wenigen Stellen spricht Bleibtreu deutlich aus, was er unter der Dichtung der Zukunft, der „Neuen Poesie" versteht: Realismus und Romantik derartig zu verschmelzen, daß die naturalistische Wahrheit der trockenen und ausdruckslosen Photographie sich mit der künstlerischen Lebendigkeit idealer Komposition verbinde. Das Hauptерfordernis des Realismus sei die Wahrhaftigkeit des Lokaltons, der Erdgeruch der Selbstbeobachtung, die dralle Gegenständlichkeit des Ausdrucks. Das ist sehr vernünftig, aber diese Regeln haben doch bisher alle echten Dichter befolgt. So vortrefflich auch einige Stellen sind, so werden sie doch verwischt von dem Wust der Ungerechtigkeiten, maßlosen Ausfälle, teilweise sogar persönlichen Charakters; obiges Citat paßt wunderbar auf Keller, wie aber versündigt sich Bleibtreu gegen ihn, wie gegen Männer wie Frenzel, Hamerling, Spielhagen, Storm u. s. w. Dann wieder bringt er Dinge und Namen vor, die gar nicht hinein gehören, es scheint, als wäre das Ganze in einer erregten Stunde niedergeschrieben, ein kritisches Capriccio; wenn Bleibtreu ruhig seine Ansichten vorgebracht hätte, wäre die Wirkung der Broschüre, wenn auch keine so laute, aber eine so tiefere geworden. Bleibtreu hat sicher ein litterarisches

*) „Paradoxe der Konventionellen Lügen", eine Schrift gegen Nordau, hat großen Erfolg erzielt.

System, er weiß, was er will, aber aus seinen kritischen Arbeiten kann man es viel weniger erkennen, als aus seinen Werken; wie sehr aber seine mißgestimmten Kritiken ihm geschadet haben, werden wir am Schlusse dieses Aufsatzes auseinander setzen.

Bleibtreus letzte kritische Arbeit ist die „Geschichte der Englischen Litteratur“ (in zwei Bänden, bei Wilhelm Friedrich in Leipzig). Wir müßten diese Studie ungebührlich ausdehnen, wollten wir das genannte Buch genauer prüfen. Wir erwähnten das ausführliche Werk deshalb, weil es ein „notwendiges Glied eines festbestimmten Systems bildet und kritisch die eigenen Hervorbringungen des Autors ergänzt“. Es ist für denjenigen, der Bleibtreus Dichtungen kennt, kein Wunder, daß er plötzlich mit einer solchen Arbeit hervortritt. Er hat sich längst als genauen Kenner englischer Litteratur erwiesen, er hat einen Teil seines Lebens in England zugebracht, mit Byron und Shakespeare treibt er einen schier abgöttischen Kultus, viele seiner Werke fußen auf englischem Boden oder haben Engländer zu Helden — es war also zu erwarten, daß er nun seine Erfahrungen, Ansichten und Studien in einem größeren Werke vereinigt. Welchen Wert dieses für die Wissenschaft hat, das zu beurteilen, muß man den Sachverständigen überlassen. Das Buch ist geistvoll, interessant geschrieben, es trägt durch und durch die Physiognomie seines Urhebers, der diesmal wieder glänzende Proben seiner Uebersetzungskunst geliefert hat.

* * *

Es war unmöglich, uns mit allen Werken Bleibtreus*) zu befassen, wir haben nur die bedeutendsten, markantesten herausgegriffen, um vermittelst derselben Bleibtreus Eigenart zu skizzieren. In ihm ist uns eine außerordentliche dichterische Kraft erstanden, welche in jungen Jahren überzahlreiche und ausgiebige Beweise ihres Daseins geliefert hat. Bleibtreu ist als Lyriker eine achtenswerte, selbständige Erscheinung, als Novellist ist er ein Original, als Dramatiker eines der größten Talente. Auf dem Gebiete der Novelle und des Dramas hat er eine Zukunft, wie wenige seiner Zeitgenossen. Wenn wir bei einem Autor von mehr als zwei Dutzend Bänden noch von einer Zukunft sprechen, so liegt dies einerseits in der Jugend des Dichters, andererseits in den Mängeln seiner Werke. Ein Dämon treibt ihn von einer Arbeit zur anderen, wir finden bei Stellen höchster Schönheit geschmacklose, verfehlte, unausgereifte Partieen. Ist die Rastlosigkeit seines Schaffens,

*) Ein Roman „Der Traum“, den wir nicht kennen, wird sehr gerühmt.

die schier ans Unheimliche grenzt, einerseits Zeichen eines gewaltigen Wollens, so könnte sie anderenteils zu seinem Unheil werden. Sie hindert ihn, die letzte Hand an seine Werke zu legen, sie verzögert die Klärung seines Innern, sie macht ihm den Blick auf die Außenwelt befangen und muß notwendigerweise einen üblen Einfluß auf seine körperlichen Kräfte ausüben, die ja mit den seelischen im engsten Zusammenhange stehen. Eine bei weitem größere Gefahr für seine große Zukunft liegt in den Verirrungen und Ausschreitungen seiner kritischen Thätigkeit. Ich möchte beileibe nicht, daß er selbe ganz aufgebe, ich freue mich seiner polemischen Natur — aber das Nervöse, Reizbare seines Wesens, sein Schießen mit Kanonenkugeln gegen Spatzen, das muß seine wirklichen Freunde beängstigen. Jede Kleinigkeit, die ein anderer achtlos abschüttelt, erweckt in ihm ein donnerndes Echo, seine Empfänglichkeit und Empfindlichkeit hierin ist bis ins Maßlose gesteigert, und diese verleitet zu derben Angriffen, und macht ihm unzählige Feinde. So fügt er sich selbst den größten Schaden zu: er hat sich in eine einsame Position gedrängt und häuft Vorurteil auf Vorurteil über sein Schaffen; man liest dadurch seltener seine Werke, man bemüht sich nicht, den Dichter vom Kritiker auseinander zu halten. Und wie wenige wissen, daß der verhaßte verlästerte Kritiker Bleibtreu eine hochherzige, wahrheitsliebende Natur, welcher der freie Blick durch tausend Nebendinge leider verdunkelt wird, und ein eminentes dichterisches Talent ist. Ich kann es nicht genug wiederholen, wie viel edle Seiten seine dichterische Natur hat: seine lodernde, heutzutage so seltene Verehrung großer Dichter, seine mächtige Begeisterung fürs Vaterland, seine erstaunliche Vielseitigkeit, sein wirklich ehrliches, mächtiges Streben, und selbst seine Überfruchtbarkeit ist nur ein Zeichen seines Wollens und Könnens.

Seine Verbitterung ist ja teilweise gerechtfertigt, aber wem blieben üble Erfahrungen, herbe Enttäuschungen erspart? Er werfe doch all' das ab, was ihn ärgert: all sein Verbohrtsein in kleinliche persönliche Angelegenheiten gebe er auf! Er soll kritisieren, aber nur sachlich; er soll ein Kämpfer sein, aber er vergesse nicht die Ritterlichkeit, selbst die grimmigen homerischen Helden, die Nibelungen-Recken haben diese in der Hitze des Gefechtes nicht unterlassen. Bleibtreu hat, wie jedes große Talent, eine Mission, die er in dichterischen Thaten, nicht im kritischen Hader erfüllen muß. Er soll ein Pionier der Zukunft sein, sehe aber nicht nach links und rechts, halte sich nicht mit kleinlichen Scharmützeln auf, denn sie verzögern nur die Erreichung seiner Ziele. Er lasse auch das gelten, was nicht mit ihm

eines Sinnes ist, er lasse sich durch prinzipielle Gegnerschaft nicht beirren, sein Ansichten kann weder er noch ein anderer theoretisch durchsetzen, sondern sie müssen dichterisch bewiesen werden.



Berliner Künstler.

Anton von Werner.

Biographisch-kritische Skizze von Gerhard von Amyntor.

(Potsdam.)

Es war im Apollo-Saale des Neuen-Palais. Durch die Flucht der festlich erleuchteten Räume konnte man bis nach dem Grottensaal mit seinen muschel- und edelsteinverzierten Wänden blicken. In einer Fensternische stand der nun schon verewigte Prinz Karl und erzählte einem kleinen Kreise gespannt aufhorchender Zuhörer, zu denen zu gehören auch ich die Ehre hatte, in seiner trockenen, kaustischen Weise eine drollige Geschichte von einem Baukünstler. Dieser brave Mann war bei der feierlichen Gelegenheit einer Grundsteinlegung mit dem Könige Friedrich Wilhelm IV. in die Baugrube hinabgestiegen und hatte auf die Frage des Monarchen, wie der Akt der Grundsteinlegung nun zu bewerkstelligen wäre, diesem sehr gemütlich erwidert: „Janz simpelmang, Majestät! Erst nehmen Sie den Hammer und kloppen dreimal und denn kloppe ick! un dabei können Se sagen, wat Se wollen." — Wir lächelten, und der mittelgroße befrackte Herr, der neben mir stand, zog dazu die Schultern hoch und konnte einen halb zweifelnden Ausdruck seines etwas blassen Gesichtes nicht ganz beherrschen. „Sie wundern sich?" wandte sich der Prinz an denselben, „ich könnte Ihnen noch mehr solcher Stückchen von ihm erzählen — er war ein sonderbarer Heiliger. Haben Sie ihn nicht gekannt?" — „Nicht von Person, Königliche Hoheit," antwortete der Gefragte. Und nun ging die Unterhaltung auf andere Gegegenstände über, und der Zufall fügte es, daß ich in die Lage kam, auch an meinen Nachbar unmittelbar das Wort richten zu müssen. Da ich nicht wußte, wer er war, that ich dies mit einiger Befangenheit. Der Prinz, der meine Unsicherheit bemerken mochte, fragte plötzlich: „Kennen die Herren einander nicht?" und als ich dies verneinte, hatte er die Liebenswürdigkeit, uns mit einander bekannt zu machen. Er nannte meinen Namen und fuhr dann fort: „Unser Direktor der Akademie der bildenden Künste, Meister Anton von Werner." Aufs Angenehmste überrascht, verneigte

ich mich; ich pries im stillen die Gunst der Stunde, die mir die Bekanntschaft mit einem Manne verschaffte, dessen Name seit kurzem in aller Munde war, hatte er doch die hohe Würde eines Akademie-Direktors schon in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre erreicht.

Der Prinz hatte seinen Platz in der Fensternische längst verlassen und war zu den erlauchten Wirten des Hauses herangetreten, als ich noch immer mit Herrn von Werner plauderte und mir das Bild des seltenen Mannes einzuprägen versuchte. Besonders fesselten mich seine blauen, hellen Augen, in denen so gar keine Schwärmerei, nicht die Spur von Hinneigung zum Romanticismus lag; klar und scharf, oft mit einer unerbittlichen Strenge, blickten sie in die Welt der Erscheinungen; das waren die Seelenspiegel eines Realisten, der die Dinge nur so sehen will, wie sie wirklich sind — eines Realisten, der Thatkraft und schnelle Auffassung in sich vereint, der einem Objekte nicht erst mit den Laufgräben peinlicher Meditation und sonstigen umständlichen Angriffswerken planmäßig zu Leibe geht, sondern es im ersten Anlaufe stürmend und mit siegessicherer Hand zu nehmen weiß. Nur das lange Haar verriet den Künstler; hätte er es gekürzt getragen, man würde ihn für einen schneidigen Diplomaten der Bismarckschen Schule gehalten haben. So, ganz so mußte der Mann aussehen, der den Heldenkaiser und seine Paladine bei den entscheidendsten Haupt- und Staatsaktionen belauscht und das Charakteristische ihrer Erscheinungen so glücklich zu erfassen und festzuhalten gewußt hatte; das war der Mann, wie ihn gerade die Zeit, die große Zeit des französischen Krieges, gebraucht hatte, um die vaterländische Kunst von Zopf und Perücke, von Erstarrung und Schematismus, von konventioneller Schablone und saft- und kraftloser Unnatur zu erlösen und ihr heiliges Gefäß wieder mit einem würdigen, lebensprühenden Inhalt zu erfüllen. Das war der inkarnierte Realismus, der sich von keinen Spuk- und Wahngebilden in ein kunstwidriges Wolkenkuckucksheim verlocken, aber auch nie in die Niederungen des Platten und Gemeinen hinabziehen läßt — der allein wahre und berechtigte Realismus, dem ein Gott die Augen geöffnet hat, die Welt in der unvergänglichen Schöne der Wahrheit zu erkennen, dessen Blick aber nicht nur an der Schale der Erscheinungen haftet, sondern hindurchdringt bis in die Tiefen des Kernes, und der, indem er das Leben mit photographischer Treue auf die Leinwand bannt, doch unendlich mehr thut als die bildreproduzierende Camera obscura des Photographen, da er gewissermaßen einen Auszug der gesamten seelischen Eigenschaften seines Gegenstandes gleichzeitig mit zur Darstellung bringt.

Wahrhaft erfrischt und beglückt durch den Eindruck, den seine vornehme interessante Persönlichkeit auf mich gemacht hatte, wagte ich zum Abschiede an Herrn von Werner die Bitte zu richten, er möchte mir gütigst gestatten, daß ich ihn einmal in seinem Atelier besuchen dürfte. Mit der verbindlichsten Bereitwilligkeit gab er mir die Erlaubnis. Es sollten jedoch Jahre vergehen, ehe ich von dieser Erlaubnis Gebrauch machen konnte.

Inzwischen hatte ich mich mit dem Lebensgange des großen Meisters so weit bekannt gemacht, als dies unsere Konversations- und Künstlerlexika gestatten. Es war viel und wenig, was ich da gefunden hatte, wenig, insofern das Mitgeteilte meine rege Wißbegier noch lange nicht befriedigte, viel, insofern auch die knappen Notizen über Werners Vergangenheit ihn in einem ganz besonderen Lichte erscheinen ließen. Er hatte eben erst die ersten Stadien einer ruhmreichen Laufbahn zurückgelegt, und, wie alles Bedeutende, das sich emporringt, begeisterte Bewunderer, aber auch schon kleinliche Widersacher und bissige Neider gefunden. Diese Gegnerschaft war hier und da um so erbitterter, je weniger es in Werners Charakter lag, durch schwächliche Nachgiebigkeit und schlaue Liebedienerei sich Freunde machen zu wollen. Er war jung und feurig, erfüllt von hohen Idealen, und griff rücksichtslos zu und durch, besonders wo es galt, den Augiasstall der verlotterten und versumpften Akademie zu reinigen und ihn seiner ursprünglichen Bestimmung, der Förderung des Schönen und Wahren in der bildenden Kunst, zurückzugewinnen. Jene absprechende, nörgelnde, auch das nicht wegzustreitende Verdienst nur widerwillig anerkennende Beurteilung des jungen Akademie-Direktors gedieh besonders auf dem heißen Berliner Boden, der sich mit seinem kritischen Negativismus allzeit der Förderung des Talentes nur wenig günstig erwies, der aber jede trotz seiner Sterilität ausgereifte Frucht am Baume des Ruhmes um so begehrlicher und hochmütiger als eigenes Erzeugnis anzusprechen und mit ihr zu prahlen pflegt. Ein Dokument aus jener Zeit widerwilliger Anerkennung findet sich unter andern noch in einem Künstler-Lexikon vom Jahre 1882, wo die Fächer Werners, in denen er nach Ansicht des Referenten weniger erreicht hat, mit Vorliebe an den Fingern hergezählt werden, wo sein Monumentalgemälde für die Halle der Siegessäule als „bar des einheitlichen Charakters" recht absprechend behandelt, aber kein Wort der Bewunderung laut wird für das große Fach, das Werner mit Männern wie der gewaltig packende Bleibtreu, wie Adam, Camphausen und anderen erst entdeckt und bis zu unübertrefflicher Meisterschaft entwickelt hat: das Fach der malerischen Darstellung und

Deutung unserer neuesten preußisch-deutschen Geschichte. Wer heute jenen Artikel liest, der zuckt freilich mit den Achseln und fühlt ohne weiteres, daß der Urheber desselben die Löwenpranke an der schlichten Erscheinung des großen Künstlers nicht erkannt hat; damals aber mögen die Angriffe, die Werner von verschiedenen Seiten zu erdulden hatte, ihm manchesmal ein verächtliches Lächeln oder einen Seufzer der Ungeduld entlockt und auch ihn von der Wahrheit überzeugt haben, daß der Weg zum Erfolge mit Dorngestrüpp besetzt sei, unter dem gelegentlich Nattern und Skorpione lauern. Das ist aber das Zeichen einer gottbeglaubigten Mission, daß sie weder durch die spanischen Reiter des Unverstandes, noch durch die Wolfsgruben des Übelwollens aufgehalten wird, sondern unentwegt zum Ziele weiter schreitet und durch keinen Beifall übermütig, aber auch durch keinen Widerspruch ermüdet und gelähmt wird. Zu diesem zähen Beharren auf dem steilen Pfade des Ruhmes mußte gerade ein Mann beanlagt sein, der schon in seiner frühesten Jugend mit den Dämonen der Armut und allerkleinlichster Lebensverhältnisse siegreich gekämpft hatte. Das Wernersche Geschlecht hatte über ein Jahrhundert lang zum diplomatischen und militärischen Dienste der Krone Preußens sein Kontingent gestellt, bis ein Sproß desselben, in der gedrückten Zeit der Befreiungskriege, völlig verarmt an Mitteln und helfenden Freunden, das Tischlerhandwerk ergriff, um sich recht und schlecht durch die Welt zu schlagen. Diesem Tischler Werner, der aus der Not eine Tugend gemacht und sein Adelsprädikat abgelegt hatte, wurde in Frankfurt a. O. am 9. Mai 1843 ein Söhnlein geboren, das auf den Rufnamen Anton getauft wurde. Hätte dieser junge Anton nie das Geräusch der Hobel und der Sägen in der väterlichen Werkstatt gehört, hätte er nicht in seinem vierzehnten Jahre in die Lehre eines gewöhnlichen Stubenmalers treten müssen, um sein Brot zu verdienen, wer weiß, ob er je den scharfen Blick gewonnen hätte auch für die Erscheinungen des Volkslebens, wie sie uns aus seinen größeren Werken mit so wunderbar packender Natürlichkeit und so überzeugender Gewalt entgegentreten. In der That, das Schicksal hat ihn eigenartig, aber gerade so geführt, wie das Genie meistens geführt sein will: per aspera ad astra, durch Enge und Dunkel der Niedrigkeit hinauf zu den lichten Sternenhöhen des eine Welt mit seinem Glanze erfüllenden Erfolges! Und wie sein und schmeichelnd weiß solch selbstverdienter Erfolg den mutigen Kämpfer zu trösten für Unbill und Entbehrung, die sein Feuergeist schon in jungen Jahren hat erdulden müssen! Ist es nicht eine merkwürdige Fügung der ausgleichenden Gerechtigkeit des Fatums, die

sich in folgender Thatsache ausspricht?: Im Jahre 1704 wurde dem bei der Krönung des ersten Preußenkönigs geadelten Stammherrn des Wernerschen Geschlechtes, Gottfried von Werner (er war 30 Jahre lang kurbrandenburgischer Envoyé in Warschau gewesen) eine Tochter geboren, Luise Charlotte, die Stammmutter der Anton von Wernerschen Linie. Bei ihrer Taufe am 10. Juli 1704 in Königsberg standen nach dem Taufschein folgende Herrschaften als Gevattern: „Ihre hochfürstliche Durchlaucht die Herzogin von Holstein; Ihre hochgräfliche Gnaden Frau Landvogt von Tettau; das hochgräfliche Fräulein von Wallenrodt; die Frau Wittin, Ratsverwandtin in Kneiphof; Seine Exzellenz der Herr Kanzler von Creitzen; der Vogt von Fischhausen von Wallenrodt; die Frau Obristin von der Gröben." Der Ur-Urenkel dieser hochvornehmen Gesellschaft, der Sohn des Tischlermeisters, der im staubigen Winkel der väterlichen Werkstatt auf diese Notizen einer alten Familienbibel oft wie auf ein Märchen aus Tausend und einer Nacht träumerisch und weltverloren hingestarrt haben mag, malt heute, 186 Jahre später, die Krönung des ersten Preußenkönigs in der preußischen Ruhmeshalle zu Berlin, und auf diesem Krönungsbilde erstehen unter seinem klassischen Pinsel zum Teil dieselben Gestalten, die als Taufzeugen seiner Stammmutter in die alte Familienbibel eingetragen sind!*) Das ist eine Fügung, die einem das Herz bewegt, und sie muß dem Meister Anton eine größere Genugthuung bereiten, als alle Anerkennungen und Huldbeweise der Großen dieser Erde! Auch Menschenschicksal, so starr und unerbittlich es sich gelegentlich zeigt, hat seine Stunden, wo es den Staubgeborenen wie eine liebende Mutter tröstend und erhebend ans Herz zieht. Jene vornehmen Paten aber haben es sich gewiß nicht träumen lassen, daß einst nach zwei Jahrhunderten ein Nachfahr des Täuflings in ihre Gruftgewölbe sein schöpferisches-gebietendes „Stehet auf!" rufen und ihnen durch den Zauber seiner Palette eine irdische Auferstehung und eine voraussichtlich lange, lange Fortexistenz in einem Gebilde der historischen Farbendichtung verleihen würde.

Anton von Werner hatte als zarter, schwächlicher, noch kaum erwachsener Jüngling als Geselle im Dienst eines Stubenmalers Bleiweiß beuteln, den Kameraden das Vesperbrot auf die Gerüste reichen und Leitern und Farbkübel hin und herschleppen müssen; aber die heilige Glut in seinem Innern war nicht gedämpft worden, und in den kargen Mußestunden hatte er Geschichte und neuere Sprachen getrieben und zur

*) Das Gemälde ist gegenwärtig vollendet.

Förderung seiner heimlichen Versuche im Zeichnen nach der Natur sich mit Mathematik und Perspektive beschäftigt. Sechzehn Jahre alt erhielt er von seinem Lehrherrn den Gesellenbrief und eilte nach Berlin, um die Akademie zu besuchen. Vorerst wollte er durch solchen Besuch nur ein sehr kurz gestecktes Ziel erreichen; die Kunst als solche erschien dem mittellosen jungen Manne noch zu hoch und unerreichbar; seine Absicht war eine viel bescheidenere: er wollte Dekorationsmaler werden. In diesem Bestreben gewann er aber durch die Gunst eines der wenigen begabteren Akademielehrer schon die ersten Einblicke in die Gesetze der historischen Komposition; auch benutzte er die Monumente und die Kunstsammlungen der Residenz zum Studium und übte sich im Aktmalen. Des Lebens Notdurft zwang ihn aber nebenher zu allerhand Arbeiten, die einen unmittelbaren Gewinn abzuwerfen vermochten; er versorgte verschiedene Journale mit Illustrationen und lieferte auch für seinen früheren Brotherrn gelegentlich dekorative Entwürfe. Es war die Zeit der Armee-Reorganisation; er durfte sich an einer größeren Arbeit über die Uniformierung des preußischen Heeres beteiligen, lithographierte auch eigenhändig einen Teil der betreffenden Blätter und betrat damit, freilich noch unbewußt, einen Punkt derjenigen Linie, auf der er später in bewußtem künstlerischem Schaffen zu seiner ruhmreichen Lebensaufgabe vordringen sollte. Natürlich waren ihm auch Menzels Bilder zur Geschichte Friedrichs des Großen in die Hände geraten; er verschlang diese Offenbarungen eines unvergleichlichen Genies mit trunkenen Blicken, studierte sie Zug um Zug und Linie um Linie und gewann eine solche Verehrung, aber auch eine so heilige Scheu vor diesem Altmeister der Kunst, daß er sich nicht getraute, einen Empfehlungsbrief, den ihm ein Gönner an denselben übergeben hatte, an seine Adresse gelangen zu lassen.

Von der Unruhe des eigenen Genies erfaßt, sann und sann der achtzehnjährige Jüngling, wohin er sich eigentlich wenden, welche Ziele er denn mit der Beharrlichkeit seines eisernen Willens endgültig anstreben sollte. Noch stand sein Lebensdrama erst im zweiten Akte, und schon sollte die Peripetie desselben eintreten — ein Beweis, daß das Schicksal bedeutender Männer seine eigenen Entwickelungsgesetze hat und sich nur selten nach der Schablone gestaltet. Werner hatte die humorvollen Schöpfungen Ad. Schrödters, die Illustrationen nach Szenen aus „Don Quijote“, die „Weinprobe“, „Zwei Mönche im Klosterkeller“, das „Wirtshausleben am Rhein“ kennen gelernt und sich sofort für dieses ungemein vielseitige Talent begeistert. Er faßte sich ein Herz und sandte mehrere seiner Arbeiten diesem ausgezeichneten und liebenswürdigen

Künstler mit der Bitte ein, ihm Rat und Gunst nicht vorenthalten zu wollen. Mit diesem Schritte entschied sich sein Schicksal. Schon im Oktober 1862 siedelte er nach Karlsruhe über und fand im Hause des als Lehrer am dortigen Polytechnikum wirkenden Professors Schrödter eine zweite Heimat. Wenn sich Schrödter nicht selbst als Maler, Illustrator, Kupferstecher und Holzschnittzeichner, als politischer Satiriker und Schriftsteller, als Botaniker und Schöpfer der reizvollsten Ornamente, und — was nicht weniger sagen will — als echter, deutscher, hochherziger Mann einen Namen gemacht hätte, er würde schon durch die Förderung, die er dem neunzehnjährigen Anton von Werner angedeihen ließ, gerechten Anspruch auf unsere Verehrung und Dankbarkeit haben. Auch Schrödters Gattin, Alwine, geborene Heuser, die geist- und gemütvolle Blumen- und Arabeskenmalerin, deren älteste Tochter später der Schüler als Ehefrau in sein eigenes Heim entführen sollte, nahm sich des jungen Mannes mit mütterlicher Liebe und Hingebung an.

Durch den Verkehr im Schrödterschen Hause knüpfte Werner fruchtreiche Beziehungen mit dem berühmten Lessing, mit Gude, Keller, Eduard Devrient und mit manchem ausgezeichneten badischen Staatsmanne an; er wurde bald als einer der talentvollsten jüngeren Künstler in der großherzoglichen Residenz geschätzt und als solcher auch von dem kunstliebenden großherzoglichen Paare mit Gunst beehrt, die ihm eine mächtige Förderung auf seinem späteren Lebenswege werden sollte. Vor allem aber verband er sich zu jener Zeit mit Viktor von Scheffel zu inniger, auf gegenseitige Hochachtung begründeter Freundschaft, die immer fester und fester, für beide Teile gleich fruchtbar und anregend wurde und bis zum Tode des zu früh geschiedenen Lieblingsdichters des deutschen Volkes gewährt hat. Hier ist ein selten schönes Beispiel gegeben, wie Maler und Dichter einander befruchten und ihren Ruhm gegenseitig steigern können; die Illustrationen zu „Frau Aventiure“, zu „Juniperus“, besonders aber die unübertrefflichen Bilder zum „Ritter von Rodenstein“ und „Gaudeamus“ haben Scheffels Dichtungen gewiß auch in solchen Kreisen heimisch gemacht, die sonst wenig oder kein Interesse an der zeitgenössischen Litteratur nehmen und beschränkt-einseitig nur für bildende Kunst oder Musik Anteil und Verständnis heucheln. Fr. Pecht sagt von den Bildern zum Rodenstein, daß sie das Beste sind, was wir überhaupt in dieser Art besitzen, und so steht hinwiederum der Maler mit einem, wenn auch kleinem Teile seiner Unsterblichkeit auf den Schultern des Dichters, der ihm in diesem Falle die Anregung zum Schaffen gab. Das aber ist das Kennzeichen des Genies, daß es nicht in der be-

sonderen Art seiner Kunst aufgeht und darüber das Verständnis für die Schwesterkünste verliert oder überhaupt nie erwirbt; die Kunst ist ein Einziges und Einheitliches, wie das farblos ungebrochene Sonnenlicht, und der echte Künstler verehrt sie in allen ihren bunten Strahlen, sie mögen nun den Zauber der Poesie oder Plastik, der Farbendichtung oder Musik erzeugen. Ein Künstler, der nur Marmorblöcke meißelt, für das Wunder der Farben aber kein Auge hat, oder ein Dichter, der nur Romane über Romane schreibt, in der Musik aber nichts anderes hört als ein sinnlos störendes Geräusch, ist nimmermehr ein Künstler in des Wortes voller Bedeutung, denn der normale geistige Wuchs ist ihm verkrüppelt und wenn er auch ein einzelnes ihm wohlgebildetes Glied zu höchster Leistungsfähigkeit entwickelt, die volle, mitten ins Herz treffende Wirkung seiner besonderen Kunstveranlagung wird er nie erreichen, da er nicht aus dem Urquell jener Erkenntnisart zu schöpfen vermag, die das Wesentliche aller Erscheinungen der Welt gleichviel in welchem Stoffe, sei es in Ton, Wort, Farbe oder Marmor, wiederholt und die das keinem Wechsel Unterworfene und daher für alle Zeit mit gleicher Wahrheit Erkannte auch in den Ton-, Wort-, Farbe- und Marmordichtungen anderer zu entdecken und zu schätzen weiß.

Durch seinen „Luther vor Cardinal Cajetan“, ein Jugend-Erstlingswerk, das Fr. Pecht einen „jedenfalls interessanten koloristischen Versuch“ nennt, gewann Werner, der Zweiundzwanzigjährige, von der Berliner Akademie den Preis der Michael Beer-Stiftung, der ihn zu einem einjährigen Aufenthalte in Italien verpflichtete. Zunächst aber ging er 1867 nach Paris, wo er trotz zahlreicher Verlockungen zur Zerstreuung mit wahrem Rieseneifer arbeitete, mehrere Gemälde für die Berliner Ausstellung vollendete und hauptsächlich den „Trompeter von Säckingen“ illustrierte. Nach einer mit Viktor Scheffel gemeinsam ausgeführten Reise verlebte er den Winter von 1868 zu 69 in Rom, wo er sich mit Entwürfen zu zwei Wandbildern für das neue Kieler Gymnasium beschäftigte: „Luther auf dem Reichstage zu Worms“ und „Die nationale Erhebung von 1813“. Der Sommer 1869 fand ihn auf Studienwanderungen im Sabiner- und Albanergebirge, in Neapel, Sorrent und Capri, dann in Orvieto, Siena, Florenz und Venedig. Weihnachten 1869 kehrte er nach Karlsruhe zurück. Nachdem er noch „Don Quixote und die Hirten“ und „Irregang“ geschaffen hatte, machte er sich im Frühjahr 1870 an die Ausführung seiner Kieler Wandgemälde, seiner ersten Monumentalarbeit, in welcher Fr. Pecht die in überraschendem Grade bethätigte Fähigkeit eines großen Künstlers erkennt, „wahr-

haft lebendige Menschen mit all der Bedingtheit ihrer Zeit und gesellschaftlichen Stellung wie persönlichen Eigenschaften zu schaffen".

Jetzt waren die Tage gekommen, wo die große That, die „am Busen der Zeit, der Schläferin", geschlafen hatte, endlich aufwachen sollte, um mit ehernem Tritt über Frankreichs feindliche Gefilde zu schreiten und den tausendjährigen Volkstraum der Germanen unter dem Donner der preußisch-deutschen Batterieen zu erfüllen. Jetzt sollten auch unserm Werner jene Beziehungen, die er in Karlsruhe angeknüpft hatte, die reichsten Früchte tragen und ihn der eigentlichen Bestimmung seines Lebens zuführen. Denn alles, was er bisher geschaffen hatte und es ist Schönes, Großes und Bleibendes darunter — waren doch nur Präludien zu der eigentlich thematischen Durchführung seiner Hauptaufgabe: ein nationaler Maler, ein Ausleger und Verherrlicher der deutschen Geschichte der Gegenwart, zu werden. Mit dem Empfehlungsschreiben der Großherzogin von Baden das er deren erlauchtem Bruder, dem preußischen Kronprinzen, dem Sieger von Wörth, nach Versailles überbrachte, trug Werner die Berufung zu dieser seiner Lebensaufgabe in der Hand. Was Werner im Hauptquartiere der deutschen Heere vor Paris gewonnen hat, das hat er dem deutschen Volke und der deutschen Kunst gewonnen, indem er die letztere wieder national machen half. Wir hatten nachgerade genug Dichter, die uns mit italienischen Novellen und lyrischen Verherrlichungen französischer Grenadiere beschenkten, genug Bildhauer, die uns griechische Götter und Heroen meißelten, genug Maler, die sich mit dem unfruchtbaren Versuche abquälten, die Heiligenbilder des Cinquecento nachzuahmen, und sich darüber in schwächliche Darstellungen des uns durchaus fremden, altjüdischen Lebens verirrten. Nächst Menzel sollte nun Werner einer der berufensten Wiederhersteller nationaler Kunst werden, und wenn sich Menzel namentlich als Interpret der Friedericianischen Zeit unsterblich gemacht hat, so war es Werner vorbehalten, den Pulsschlag der Gegenwart zu belauschen und Kaiser Wilhelm und seine Paladine in so verblüffend wahren und gewaltigen Schöpfungen zu verherrlichen, daß Werners Bilder eine der ergiebigsten Quellen für jeden künftigen Erforscher und Bearbeiter der Geschichte unserer Tage sein werden. Der Auftrag des Kieler Kunstvereins an Werner den „General Moltke, mit seinem Stabe vor Paris anlangend" zu malen, veranlaßte zunächst den jugendfrischen, erst 27 Jahre zählenden Künstler alle jene Verbindungen anzuknüpfen, und alle jene Studien und Arbeiten zu machen, die, nach Pechts Worten, seiner gesamten künstlerischen Thätigkeit die Richtung weisen und die Wege bahnen sollten. Mit Recht sagt der

klar blickende und verdiente Kunstschriftsteller: „Man hätte in der That keinen Geeigneteren zu diesem Zwecke wählen können, denn hier bei ihm traf alles zusammen, was die Situation erheischte, die rascheste Auffassung, der feinste Blick für das Individuelle, dabei Bildung und Patriotismus genug, um die Wichtigkeit des Moments vollkommen einzusehen. Endlich eine niemals versagende Produktionskraft. Hier war er so sehr der rechte Mann, daß es für sein ganzes Leben entscheidend ward. Denn sowohl durch seine Stellung im Hauptquartier, als durch sein frisches keckes Wesen fand er nun täglich Gelegenheit, große Menschen im Handeln und Thun, in den verschiedensten Situationen, ja in weltgeschichtlichen Momenten zu betrachten, was den wenigsten Künstlern jemals zu teil wird. Er machte sich denn auch alsbald an die Arbeit, alle berühmten Führer dieses ruhmvollen Feldzuges in sein Portefeuille zu versammeln und entwarf eine Menge von Kompositionen, unter denen der vom Kieler Kunstverein als Ölbild bestellte „Moltke vor Paris“ die berühmteste ist.“

Mit dem zwanzig Fuß breiten Velarium, das er binnen acht Tagen für die Einzugsfeier des siegreichen Heeres schuf, trug Werner seinen Namen auch in die weiteren Kreise des Volkes. Von diesem Velarium sagt Pecht in seinem Lebensbilde Werners:* „Es erregte durch seine kühne Komposition die allgemeine Bewunderung. Hat Werner in hohem Grade jene Fähigkeit des echten Historienmalers, sich über das Zufällige zum Wesentlichen, zum Grundgedanken einer Erscheinung emporzuschwingen, so that er dies hier in eminenter Weise, indem er die tausendjährigen Kämpfe der beiden Nationen charakterisiert in diesem neuesten. Man sieht hoch zu Roß den Kronprinzen als Singer in den Feind stürmen, sein Volk zum Kampfe rufend, Napoleon III. zu seinen Füßen niedergeworfen, im Hintergrunde die Borussia und Bavaria die Streiter antreibend. Es ist eine dämonische Wucht und Leidenschaft in dem Bilde, etwas so überwältigendes, daß Werner von dem Moment an neben Menzel das Haupt der Berliner Künstlerschaft wurde, die es lediglich diesen beiden Männern verdankt, wenn sie ihre Charakterlosigkeit allmählich verlor und sich zu einer wirklichen Schule zu bilden angefangen hat.“ (Schluß folgt.)



Münchener Privat-Kunstsammlungen. I.

Von Erich Stahl.

Es ist für jene Besucher Münchens, welche nach der Durchmusterung der öffentlichen Kunst-Sammlungen und -Ausstellungen noch Zeit und Lust für den Besuch der zahlreichen privaten Sammlungen erübrigen, gewiß erwünscht, auf die interessantesten derselben rechtzeitig aufmerksam gemacht zu werden. Indem wir uns dieser Aufgabe mit Vergnügen unterziehen, machen wir heute den Anfang mit der Sammlung des Malers und Kunsthändlers Joseph Angerer, Maximiliansstraße 12. In drei kleinen, aber gut beleuchteten Parterre-Sälen sind eine Unmenge wertvoller alter und neuer Kupferstiche, Handzeichnungen, Aquarelle, Miniaturen &c. aufgestapelt. Mit sehr feinen Temperabildern sind u. a. Bellini d. Ält. und Signorelli vertreten. Sehr bedeutend ein Bildnis Galileis (Kopf) von Tizian und ein Jugendbild Kardinals Richelieu von Alessandro Bassano, ferner ein farbenprächtiger Tiepolo: Opfer des Melchisedeck. Von altdeutschen Meistern sei erwähnt: Zeitbloom mit einer gut erhaltenen Predella, der Heiland mit den Aposteln, dann Lukas Kranach mit einem Reformations-Tendenzbild, worauf der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen u. a. porträtiert sind und der Papst mit seinen Kardinälen sehr übel mitgenommen wird. Auch aus der Zeit, wo Kranach noch dem frommen, innigen Madonnenkultus huldigte, besitzt Angerer einige vortreffliche Werke. Sehr schöne Bilder niederländischer Meister von Kornelius von Harlem bis zu Abshoven fesseln die Aufmerksamkeit der Kenner. Frankreichs ältere Kunst wird vertreten durch Chardin, Choppel, Le Brun. Von Düsseldorfern und Münchener Malern seien genannt: Lessing, Rottmann, Schleich, Heß, Adam, Bürkel, Wagenbauer, Piloty. Auch eine sehr interessante Jugendarbeit Munkacsys verdient Erwähnung. Der Wiener Amerling glänzt mit einem Porträt der famosen Lady Hamilton. Sonach empfiehlt sich ein Besuch von selbst.

—✣—

Vom Büchertisch.

Unterhaltungslitteratur.

Die letzten Marienbilder. Von Otto Rüdiger. Der Verfasser nennt es eine Künstlergeschichte. Die Helden sind Kunsthandwerker: zwei deutsche Töpfergesellen und ein italienischer Majolika-Arbeiter. Schauplatz Lübeck zur Zeit des ersten Auftretens von Martin Luther. Gut gezeichnet gleich am Anfang der Töpfermeister Mathias, der aber mehr und mehr verblaßt. Er hat zwei Töchter, welche die zwei Gesellen lieben, denselben später, bei einer Wette gegen den Italiener, als Madonna-Modelle dienen und schließlich ihre Frauen werden. Jeder von den Dreien soll nämlich eine Madonna bilden und eine Kommission entscheidet, welches die beste u. s. w. Der Italiener wird vor Beendung seines Bildes erschlagen, die beiden Madonnen werden als letzte Marienbilder, weil bereits die Lehren Luthers um sich greifen, im Dome aufgestellt. — Es ist alles ganz hübsch erzählt, korrekt geschrieben, aber trotzdem ziemlich blaß. Ich finde überhaupt, daß diese Geschichten aus vergangenen Jahrhunderten sich alle furchtbar ähnlich sehen. Genau so wie die Gestalten in altdeutscher Tracht von unsern Münchner Malern. Ich weiß nicht, verbietet da der Stoff dem Autor sich

uns von irgend einer originellen Seite zu zeigen, oder woran das sonst liegt. Es fließen diese Sachen so glatt dahin, als ob überhaupt kein Autor dahinter stände; man fühlt ihn gar nicht durch. Ich halte diese Gattung für diejenige, wozu vielleicht am meisten Fleiß und Studium, hingegen am wenigsten schöpferisches Talent gehört.

Fritz von Bruck.

Neue Zeitschriften.

Deutsch Land, Monatsschrift zur Förderung einer friedlichen Sozialform; Redakteur: M. Flürscheim in Baden-Baden; Herausgeber: J. Schmitt in Bubenheim (Pfalz); Jahresabonnement per Kreuzband 3 Mk.

Die vorliegenden Monatshefte von „Deutsch Land" enthalten zunächst größere Artikel, welche in wissenschaftlicher Darlegung oder in volkstümlichem Gespräch die Verstaatlichung des Bodens verteidigen und nach allen Richtungen hin beleuchten. Darauf folgen kleine Mitteilungen über soziale Zustände und schließlich der Briefkasten, der besonders interessant ist, weil er die Mitarbeiterschaft der Leser zeigt und oft Besprechungen veranlaßt, die sehr wertvoll sind. Auch wer nicht zu den Freunden des Landsozialismus zählt, wird aus „Deutsch Land" reiche Belehrung schöpfen und gewiß allmählich zu der Überzeugung gelangen, daß die Frage des Bodenbesitzes nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden kann. Möge Herr Flürscheim, der sich der großen Sache mit außerordentlichem Eifer und Geschick annimmt, die verdiente Anerkennung und Unterstützung finden! H. Solger.

Der gute Kamerad. Spemanns illustrierte Knabenzeitung. Erscheint wöchentlich und kostet vierteljährlich 2 Mk. Ein in jeder Hinsicht empfehlenswertes Unternehmen. Der Herausgeber ist von dem richtigen Gedanken ausgegangen, daß unsere reifere Jugend von dem beliebten „Familienblatt", heiße es nun „Gartenlaube" oder „Daheim" oder sonstwie, vielmehr zur geistigen Näscherei und zu unheilvoller Zerstreuung und Verbildung durch Halbverstandenes, als zum wirklich fruchtbaren Lesen angeregt werde. Das deutsche Familienblat, das für das ganze Haus, also für Leute von 15—60, 70 Jahren geistige Kost servieren will, ist überhaupt ein Unsinn, der die Litteratur und die Leser gleichermaßen schädigt. Spemanns Knabenzeitung wird großen Segen stiften. Vorausgesetzt, daß sie auf dem eingeschlagenen guten Wege beharrt!

Deutsche Blätter. Monatshefte von H. R. Krauß. Eger, Selbstverlag. Die einzelne Nummer 50 Pf.

Was man im Reich „schneidig" nennt, das sind diese Blätter aus Deutschböhmen nicht! Sie machen ab und zu sogar den Eindruck der Zaghaftigkeit. Auch in der Zusammenstellung des vorwiegend unterhaltenden Inhalts verrät sich oft ein unsicheres Tasten. Vielleicht würde der Herausgeber seine edlen Absichten erfolgreicher zum Ausdrucke bringen, wenn er seine „Deutsche Blätter" zu einem entschiedenen Kampfmittel für die gefährdeten Interessen deutscher Kultur in Österreich gestaltete. Es gilt, das Ziel fest im Auge zu behalten und stracks darauf loszugehen. Und viel weniger Phrasen, besonders in den gereimten Beiträgen! Rücksichtslos positiv, prinzipiell realistisch! Die Zeit der schönen beziehungslosen Redensarten ist dahin.

Fritz Hammer.

Französischer Realismus.

L'Hystérique. Roman par Camille Lemonnier. Paris, Charpentier. Ein vorzüglich geschriebenes Buch. Beste Zola-Schule. Heldin ein kränkliches Mädchen aus dem Volk, so uninteressant als möglich. Kommt mit achtzehn Jahren zu den

Beguinen-Schwestern. Und nun entwickelt sich die Geschichte einer Stigmatisierten von einer geradezu hinreißenden Naturwahrheit. Die Nonnen und Pfaffen, ihr Thun und Treiben, Geistliches und Weltliches, Frommes und Schurkisches — alles ist mit einer bewunderungswürdigen Beobachtungsgabe der Wirklichkeit abgelauscht und mit höchster Meisterschaft niederländischer Kleinmalerei dargestellt. Wir wissen keinen deutschen Autor, der dieses Stoffes und dieser Darstellungskunst in solchem Grade Meister wäre. Wir verweisen Liebhaber des naturalistischen Klosterromans, der die Erscheinungen der frommen Naturvergewaltigung nach allen Seiten rücksichtslos analysiert, nachdrücklich auf dieses hervorragende Werk. Eine deutsche Übersetzung ist noch nicht vorhanden; sie würde von der deutschen Polizei bei der herrschenden Bevormundung unseres Schrifttums auch nicht geduldet werden. Fritz von Bruck.

Dramatische Litteratur.

Eckbert, Schlachtenbild in fünf Akten von Hermann Wette. Der Dichter nennt es zwar „Drama“, aber das kann sein Ernst nicht sein. Es ist wirklich nur ein Schlachtenbild, oder noch richtiger: eine Schlachtenbilderserie. Alle möglichen Greuel, Mord, Raub, Diebstahl, Verrat, Illegalität wimmeln da herum; es ist der reinste Hexensabbath zwischen den Kulissen. Der Hauptkallunke ist natürlich der Titelheld selbst, Eckbert, ein ältlicher Don Juan und Graf. Neben andern Schandthaten, die sein Wappenschild zieren, hat er folgendes Stücklein geleistet: er hat die „schwarze Käthe“ verführt, die Braut seines Jägers Wilm; letzterer überraschte das Paar, verlor im Kampf mit dem Verführer ein Auge; das Mädchen, das sich zwischen die Kämpfenden warf, wurde vom Grafen zufällig oder absichtlich in den nahen Abgrund „Klusenstein“ gestürzt, worauf der Jäger selbst dieser That beschuldigt, verurteilt und auf zwanzig Jahre eingekerkert wird. Nach dieser That kehrt er leidlich konserviert zurück (hier beginnt das Stück) und will sich mit Hilfe eines Spießgesellen — er heißt Gert und hat ebenfalls Grund den Grafen zu hassen — an dem hochgeborenen Schurken rächen.

Die Frau Gräfin, eine sehr tugendhafte Dame, ist meines Erachtens auch eine Verbrecherin, denn sie hat, um den lieben Gott zu bestimmen, daß er ihrem Eheherrn die zahlreichen Sünden verzeihe, ihren jüngsten, heißgeliebten Sohn dem Himmel, respektive dem Kloster zu weihen gelobt. Dieses junge Blut, mit dem sanften Namen Heinrich, liebt aber eine mondsüchtige Jungfrau, Mündel des Grafen, und kämpft einen verzweifelten Kampf zwischen Lebenskraft und Liebeslust und der Verehrung für seine Mutter und dem eigenen Fanatismus. Schließlich siegen Fanatismus und Mutterverehrung, wobei der arme Junge freilich das letzte Endchen Verstand verliert und wahnsinnig wird. Die Tochter des Grafen, Komtesse Adda, liebt einen Studenten, den Sohn der toten Käthe und des erlauchten Verführers, also ihren leiblichen Bruder. Diese Liebe ist zwar rein geblieben, aber Adda stirbt doch vor Gram und Entsetzen, als sie von dieser fatalen Verwandtschaft unterrichtet wird. Der älteste Sohn des Grafen, vom Vater für die Mondsüchtige bestimmt, unterhält eine Liebelei mit dem Bauernmädchen Lieschen, der Tochter des Spitzbuben Gert. Wilms Rache besteht nun darin, daß er den gräflichen Stammhalter in dem Augenblicke mordet, wo er mit Lieschen zärtlich kost. Nicht zu vergessen: bei dieser Gelegenheit kommt auch Lieschen ums Leben. Im vierten Akt stirbt die Gräfin vor Herzeleid. Zu guter Letzt stürzt sich der Graf, um der drohenden Lynchjustiz zu entrinnen, in den nämlichen Abgrund am „Klusenstein“, in den er einst die schwarze Käthe geworfen. So giebt's einen ebenso gerechten wie harmonischen Abschluß. Hermann, der Student und Bastard,

mordet seinerseits den bösen Wilm. Durch dieses alles zieht sich wie der bekannte rote Faden noch ein guter Onkel, in dessen Beisein und Armen diverse Unglückliche ihre respektiven Geister aushauchen. Einen kleinen Raum nimmt auch noch eine ziemlich unwesentliche politische Geschichte in diesem Mordsstücke ein, dessen Handlung nur von Übelwollenden als eine arme bezeichnet werden könnte. Es soll auch nicht verhehlt werden, daß in diesem blutigen Drama einige recht hübsche, reinliche Szenen vorkommen, so die sehr frisch und poetisch empfundene Liebesszene zwischen dem Grafensohn und Lieschen; auch hat die Sprache manchmal einen gewissen Schwung, wenn vorwiegend auch nur einen akustischen. Von sonstigen dramatischen Vorzügen, wie lebendiger Charakteristik, interessantem Szenenbau u. s. w., ist wenig zu spüren. Und nun denke man sich diese Häufung von Schaudergeschichten auf der Bühne! Dergleichen wirkt entweder haarsträubend unangenehm oder lächerlich — oder gar nicht. Allzuviel ist ungesund — selbst beim Morden. Der Verfasser des „Eckbert" scheint dies im Eifer des Dichtens nicht bedacht zu haben.

M. Ramlo.

Die Wildente von Henrik Ibsen. Bei Gott, das ist das seltsamste Drama, welches ich bis jetzt gelesen: es ist eine ganz neue Bahn, die Ibsen damit beschreitet, eine neue Art der Behandlung, — die des satirischen Trauerspiels. Ein feiner Duft von Ironie weht durch das Ganze. Es erreicht allerdings die dramatische Höhe von „Rosmersholm" nicht — aber das bedingen die Charaktere darin, und es wäre eine falsche Linie in der Zeichnung, wenn diese Menschen sich zu solch' tragischer Gewalt emporrängen wie die Helden von „Rosmersholm". Darum finde ich den Schlußdialog des Schauspiels, der ja die dramatische Wirkung bedeutend bricht, weise angefügt, denn die tragische Katastrophe ist nicht so sehr der Kernpunkt des Stückes, — sie vernichtet diese Menschen nicht. Daß sie dieselbe überdauern, darin besteht das eigentlich Tragische, die schneidende Satire auf unsere Menschheit, die sich so gern als Halbgötterwelt maskiert. — Ein total realistisch gehaltenes Bild des wirklichen Lebens, — so wie es ist, nicht wie es gewöhnlich der Roman und die Bühne malt, — rollt sich in der „Wildente" ab, und der Meister ist nirgends der Situation erlegen, er hat in den tragischsten Momenten nie vergessen, selbst die winzigsten, den großen Eindruck vielleicht störenden, aber voll ergänzenden Züge des nichtigsten Alltagslebens einzuflechten. Seine Figuren sind einfach lächerlich natürlich, zum Greifen plastisch herausgearbeitet, — ein Maler müßte sich drein verlieben! Man wüßte nicht, wo man ihnen noch einen kleinen vervollkommnenden Farbenklex hinpinseln könnte, und doch nirgends ein Zuviel! Jede einzelne Szene ist ein Gemälde für sich, den Bildern der niederländischen Schule vergleichbar im gesunden, kräftigen Realismus, derbfrischen Humor, der prägnanten Charakteristik und originellen Beleuchtung.

Und das ist's ja, was wir brauchen im Leben, in der Kunst, auf der Bühne — Menschen, Menschen! Menschen von Fleisch und Blut, Kerls, die reden, empfinden und handeln wie Menschen — nicht wie Schablonenhelden, Schmachtlappen, oder Kladderadatschfiguren! Der Phantast mit seiner Melancholie und seinem gesunden Magen, die materialistische Hausfrau mit ihrem prosaischen Bienenfleiß, der ideale Hanswurst, welcher stets seine eigene Seele in den Körpern der andern sucht, der Cyniker, dessen zersetzende Philosophie mehr Gutes stiftet als die ideale Vervollkommnungsschwärmerei, das Mädchen in seinem halbfertigen Entwicklungszustand, die prächtigen Bummelfiguren, — das sind lauter Charaktertypen, wie wir sie täglich auf-

stöbern im Leben, fast durchschnittlich echte Dauermenschen, die alles überstehen, Leid und Jammer, die höchstens am Hunger zu Grunde gehn — und wer will bestreiten, daß die Mehrzahl der Erdbewohner aus solch' grobem Stoff zusammengeklebt ist? Daß sich Tausende ihr Leben lang am „Meeresgrund“ bewegen und wohler fühlen, als zu nah am Himmel? Ja, die Sumpfluft konserviert manchmal prächtig, macht dick und fett, sobald man nur den großen, läuternden Schmerz mit derselben Stumpfheit begräbt wie die Ideale! Und eine Narrheit ist es, aus diesen Menschen etwas „Höheres“ zusammenkneten zu wollen! „Gebt dem Adler die Sonne und laßt die Frösche im Sumpf!“ — Ist diese Tendenz nicht ebenso erhaben, so tief tragisch wie irgend ein dichterischer Vorwurf? Ja, aus Vollblutmenschen, aus Halbgöttern ein markiges Drama zu schnitzen, das ist gar nicht so schwer, aber mit diesem Pygmäenvolk erschütternde Wirkungen herzustellen, — das ist Kunst, eine Kunst die nur der Naturalismus fertig bringt! Darum sehen wir kein Heil außer dem Naturalismus.

Wenn ich sage: wir, schließe ich natürlich die Menschen aus, welche ins Theater gehen, nur um sich zu amüsieren, denen überhaupt jede seelische Erschütterung unbequem ist. Für diese Menschen schreibt Ibsen freilich nicht. Denen sind seine Gestalten zu roh, zu massig, seine Sujets zu groß, zu realistisch; für die sind die Barackheroen, welche das Blut nicht erregen, deren schönsten Phrasen man nicht glaubt, denen die Unechtheit durch den Flitterputz guckt, alte, liebe Bekannte, — denn das Gehirn dieser Spezies ist zu arm, um hohe Preise zu bezahlen, sie fragen daher nach Talmiwaare, nicht nach Gold. — Meine ganz subjektive Meinung aber ist: Falls das Große auf den Geist zu drückend wirkt, so erdrückt es eben nur Schwachköpfe, der starke Geist kann es ertragen und fordert es. Ibsen bietet's dar.

L. Willfried.

Pariser Urteile über unsere Litteratur.

In der bekannten glänzenden Zeitschrift „Le Livre“ eröffnet Louis de Hessem eine Reihe von Studien, „Les grands éditeur d'Allemagne“ mit einer interessanten Rundschau über unsere neueste Litteraturbewegung. Wir geben den betreffenden Abschnitt in der Ursprache ohne jede weitere Bemerkung.

(Paris, Quantin.) C'est à Leipzig également que nous rencontrons un jeune éditeur, très audacieux et très intelligent, qui n'a pas craint de suivre et de soutenir la nouvelle génération littéraire dans sa rupture violente avec la tradition religieusement respectée par la plupart des grands écrivains d'Allemagne euxmêmes. Cet éditeur a nom Wilhelm Friedrich.

Ce même éditeur publiait, il y a un an, la seconde édition, revue et augmentée, d'une sorte de pamphlet intitulé: *Une Révolution dans la littérature.* Cet opuscule ne manquait ni de verve ni de justesse; son auteur, Carl Bleibtreu, un tout jeune homme — né en 1859 — y faisait montre d'un jugement littéraire très droit, d'un talent remarquable et, ajoutons-le, d'une inebranlable confiance en ses propres mérites. Donc cette plaquette débute ainsi: „Cette édition a été soigneusement revue, remaniée, augmentée. Des expressions ont été atténuées, des lacunes ont été comblées, mais en somme je ne vois rien et ne verrai rien d'ici longtemps qui soit de nature à modifier ma manière de voir. En outre, mon intention n'était pas de donner un panorama de la littérature contemporaine, mais d'en relever tout simplement les points les plus saillants.“

Or cette manière de voir ne peut être du goût, nous le supposons, de la plupart des sommités formant les points les plus saillants de cette littérature. Après avoir reproché amèrement à l'Allemagne de n'être „qu'une nation assimilante, dépourvue de toute initiative, ayant, depuis le moyen âge, laissé l'influence étrangère s'exercer sur chacune de ses propres conceptions intellectuelles", Bleibtreu passe rapidement en revue chacun des genres où ses compatriotes se sont exercés en ces temps derniers, et ceux-là que le succès a déclarés comme les maîtres du genre. Bleibtreu s'en donne alors à cœur joie: tudieu, quel massacre! Reste-t-il un seul homme debout après semblable exécution? Les moins maltraités n'en sortent point avec tous leurs membres, tant s'en faut; quant aux autres, hélas! les plus cléments font preuve d'une incroyable générosité en pardonnant au fauteur de cette *Révolution*, en se disant qu'à la jeunesse tout est permis. C'est ainsi que dans le roman, Gustave Freytag lui-même n'est pas un écrivain, dans le sens élevé du mot; les ouvrages de George Ebers n'ont du roman historique que les prétentions outrecuidantes, Félix Dahn est déclamatoire et faux; les poètes sont tout au plus des poétereaux rimaillant tant bien mal; le drame actuel n'existe pas. Il faut bien cependant que quelques personnes surnagent dans cet océan de nullités: ce sont Shakespeare, Byron, Zola et . . . Bleibtreu. La bouée qui les maintient à flot, c'est le réalisme: ceci indique suffisamment les tendances de la „jeune Allemagne" dont Carl Bleibtreu est le champion le plus militant et Friedrich l'éditeur très vaillant et très intelligent. Cette jeune école et son libraire bravaient tous deux l'opinion publique, cette opinion formée de toutes les familles allemandes et de tous les „journaux de la famille"; ces jeunes écrivains affichaient la prétention de vouloir tout dire, l'éditeur la prétention vouloir tout imprimer. Ceci était excessivement grave dans un milieu où la presse est omnipotente et la librairie peu influente, à cause des entraves nombreuses qui restreignent son action. Les écrivains les plus célèbres n'avaient point jusqu'alors osé aller aussi loin: ils obéissaient aux ordres des journaux donnant la recette pour un roman à leur convenance et payant grassement, en guise de compensation. Les choses s'accentuaient plus encore parfois; il ne fallait pas introduire de scènes de tel ou tel genre, ni s'aviser de faire *finir mal*, sur une conclusion qui ne fût pas consolante pour le lecteur. Nous pourrions citer des cas où les auteurs terminèrent une œuvre de telle façon, dans la publication en feuilleton, et de façon diamétralement opposée dans la publication en volume. La jeune école affirma son intention de vouloir s'affranchir de cette tutelle humiliante qui remplaçait l'initiative individuelle par une règle uniforme; elle fut puissamment secondée par Wilhelm Friedrich, et c'est à lui certainement qu'elle doit de vivre encore et de former un corps compact assez résistant pour tenir tête à l'ennemi infiniment plus nombreux.

Wilhelm Friedrich est né en 1851: c'est donc un jeune éditeur à tous points de vue. Après avoir commencé son apprentissage de la librairie à Elbing, il le compléta dans les plus importantes maisons d'Italie, de Lyon, de Tiflis, de Kiew et d'Agram. Plus tard il fonda, pour le compte d'une maison de Pola, la première librairie franco-allemande de la Dalmatie, à Zara. Puis il rentra en Allemagne où il s'établit à Leipzig, en 1878.

Dès son installation, Friedrich semble avoir tracé la ligne de conduite dont il ne devra plus se départir. Peu de temps après, il achète et met à la disposition de l'école réaliste l'organe critique le plus important de l'Allemagne, le *Magazin für Litteratur*. Ce journal date de 1832; il paraît toutes les semaines par numéros de seize pages in-quarto. Très répandu en Allemagne et à l'étranger, le *Magazin* et sa publicité rendirent de grands services à l'éditeur et aux auteurs publiés par celui-ci. En 1882, Friedrich passa à l'exécution d'une idée qui avait vraiment une allure peu commune: il lança les premiers volumes d'une *Histoire universelle des littératures*, en monographies distinctes. La série s'ouvrit par l'Histoire de la littérature française, ce volume, qui est on ne peut plus méritant et on ne peut plus consciencieux, fut suivi rapidement de l'Histoire de la littérature polonaise, de la littérature anglaise, de la littérature allemande, de la littérature russe, de la littérature italienne, de la littérature grecque etc. Actuellement onze volumes ont paru, de superbes volumes in-octavo imprimés en caractères elzéviriens et reliés à l'antique d'une façon sobre et élégante. Friedrich crut devoir donner un complément à ce tableau historique des littératures: il publia trois séries de traductions destinées à faire connaître les œuvres remarquables de ces mêmes littératures. Une série fut donnée au roman, elle comprend des ouvrages du Danois Drachmann, du Russe Dostoïevski, de l'Italien Bernardini etc.; une seconde à la poésie et une troisième aux contes populaires nationaux.

Entre temps, Wilhelm Friedrich avait continué à prêter son appui aux jeunes, tout en ne publiant pas cependant le premier venu. Beaucoup de noms nouveaux parvinrent jusqu'au public par son intermédiaire; beaucoup n'obtinrent qu'un succès d'estime, insuffisant pour valoir de gros bénéfices à l'éditeur, mais cependant la plupart des *jeunes* édités par lui ont une réelle valeur littéraire. Nous citerons parmi eux Hermann Heiberg, l'aimable conteur, l'élégant écrivain, l'observateur judicieux dont la réputation s'est faite comme par une sorte de révélation en moins de quelques années, le belliqueux Carl Bleibtreu, plein de sève, de talent et d'impétuosité, M. G. Conrad, fort remarqué à propos de ses cinq ou six volumes d'études sur Paris, le monde parisien et les lettres françaises, B. de Suttner, dont l'originalité, la science du style et les hautes visées philosophiques s'affirmèrent d'une façon eclatante dès son premier volume: l'*Inventaire d'une âme*, puis encore Max Kretzer, Liliencron, H. Conradi, W. Walloth. N'oublions point Carmen Sylva, la reine de Roumanie, qui fut introduite par Friedrich dans le monde des lettres. Depuis quelques années, Friedrich a édité aussi nombre d'ouvrages scientifiques ou philosophiques dus aux savants et aux philosophes les plus célèbres du pays. Enfin, en janvier dernier, il reprit la publication d'une revue mensuelle, *Die Gesellschaft* (la Société), dirigée par M. G. Conrad et toute dévouée aux intérêts de la „Jeune Allemagne".

Comme nous le disions plus haut, Wilhelm Friedrich a cet avantage d'avoir adopté dès ses commencements un plan d'action dont il ne s'écarte pas et qu'il met à exécution avec une rare énergie. L'ensemble de ses publications garde la griffe de l'éditeur et chaque nouveau volume forme pour ainsi dire un complément de l'œuvre commune. Cette façon d'agir a imprimé un caractère nettement défini à la maison et lui a assuré, en moins de dix

années, une place spéciale et une importance d'un ordre particulier qu'il nous a paru bon de signaler.

Redaktions-Post.

A. R. in Paris. Ihr ausführlicher und gewissenhafter Bericht über Zolas Drama „Renée“ ist uns leider so spät zugegangen, daß wir von dem Abdruck absehen müssen. Wir teilen Ihre Ansicht vollkommen, daß dieses Bühnenwerk zu den interessantesten und besten Arbeiten des großen naturalistischen Schriftstellers gehört. Die Herrunterreißereien der kritisierenden Besserwisser in der Tagespresse beweisen gar nichts. Das Werk selbst gilt, nicht das Geschwätz über das Werk. Die Kritik kommt und geht mit dem Tage, das Werk des Dichters bleibt. Ob es heute oder morgen sein würdiges Publikum findet, hängt von Umständen ab, die nichts mit seinem Werte zu schaffen haben. Nur die dramatischen Wurstler und Aktualitäts-Kolportage-Theatraliker haben zu sorgen, daß ihre Waare frisch genossen wird; sie fault ja doch den Konsumenten schon auf der Zunge.

R. S. in Berlin. Wenn Sie sich zum tausendmalsten Aufwärmen der dummen Litteraturfabel, daß die klassische Zeit unserer höchsten Litteraturblüte in politischer Hinsicht ausschließlich von weltbürgerlichen Idealen bewegt gewesen sei, angetrieben sehen, so wollen wir Sie daran nicht hindern. Nur dürfen Sie nicht erwarten, daß unsere „Gesellschaft“ zur Weiterverbreitung solcher Wiederkäuer-Scherze zu haben sei. Wer die Ehre der Mitarbeiterschaft an unserer Zeitschrift erstrebt, muß sich als Bahnbrecher, nicht als schläfriger Nachzügler oder Trottler auf der breiten Heerstraße der Alltäglichkeit ausweisen. Halten Sie sich doch an jene gesinnungstüchtige Philister-Presse, deren Mitarbeiter ihren Stolz darein setzen, die edle Übereinstimmung mit ihrem Abonnentenkreise dadurch zu erhalten, daß sie genau so beschränkt denken wie ihre Leser!

H. v. P. in Berlin. Die aller Originalität und elementaren Kraft entbehrende Blaublümelein-Poeterei hat kein Recht auf einen Platz in unserem „Dichteralbum“. Wenn nach Ihrer Ansicht „der Pegasus des Romandichters ein alter müder Gaul ist, der mechanisch seinen Weg weiter geht“, so ist nach unserer Überzeugung der Pegasus jenes Lyrikers, wie er sich nach Ihrer eingesandten Probe darstellt, kaum mehr als hölzernes Karusselpferdchen. Und Sie wollen den „jetzigen Realismus“ für eine Seifenblase verkaufen! Und Sie wollen beweisen, wie wenig Lebenskraft in den Ibsenschen Dramen steckt! O Sie — Lyriker der dreisten idealistischen Phrasendrescherei auf dem Karusselpferdchen.

F. B. in München. Ja, ja: leicht fertig ist die Jugend mit dem Wort. Studieren Sie einmal „Deutschland vor hundert Jahren“ von Dr. Wenck, Professor in Leipzig. Wenn Sie sich auf grund quellenmäßiger Forschungen mit den politischen Meinungen und Stimmungen in Deutschland bei Anbruch der Revolutionszeit vertraut gemacht haben, dann wollen wir weiter sehen. Die Anfänge der deutschen Erhebung, des Wiedererwachens nationalen Geistes reichen nachweisbar zurück in die Jahre vor 1789 und beginnen keineswegs erst mit den bösen Heimsuchungen von 1806, wie sich's der gewöhnliche patriotische Zeitungsleserverstand träumt. Thatsache ist freilich, daß das Jahr 1789 die deutsche Nation bezaubert und ihren Sinn mit den Idealen eines fremden Volkes, des revolutionierenden französischen, erfüllt hat,

wodurch die eigene vaterländische Entwickelung eine Stockung erleiden mußte. In Deutschland hat sich schon vor der französischen Revolution ganz unabhängig von ausländischen Einflüssen ein eigenes deutschnationales Bewußtsein geregt. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch hat eine reichspatriotische Strömung, besonders im Westen und Südwesten Deutschlands, bestanden. Das war sozusagen das alte Nationalgefühl, das erfüllt war von dem Gedanken einer lebendigen Reichsherrlichkeit; daneben keimte bereits das neue, welches nicht von der Wiederherstellung alter Formen, sondern von einem Neubau — unter Preußens Vorherrschaft — das Heil erwartete.

F. K. in Berlin. Ihre Abhandlung über das „Preußentum in der Kunst“ können wir nicht vertreten. Wenn es etwas spezifisch Preußisches in der modernen deutschen Kunst gibt, so ist es kaum mehr als das Ergebnis ihrer bureaukratischen Begünstigung und materiellen Förderung durch den Staat. Eine Anstalt von dem Einflusse der K. Akademie in Berlin findet sich in keiner anderen deutschen Hauptstadt: sie spendet Titel und Mittel, verleiht Würden, schafft Erfolge, belorbert den Sieger u. s. w. Daß die Berliner Akademie sich immer machtvoller entfalten und durch die Anziehungskraft ihrer Privilegien und staatlichen Unterstützungen einen immer größeren Kreis bedeutender Talente an sich fesseln wird — zum Nachteil der kleineren deutschen Kunstzentren, ist zweifellos. Sie hat jetzt schon eine Reihe glänzender Meisternamen für sich gewonnen und dadurch ihr Ansehen und ihren Einfluß in allen Kunstangelegenheiten des Reiches erweitert und befestigt. Allein das treibt uns doch nicht, dem Kunst-Bureaukratismus und der amtlichen Abstemplung der Talente das Wort zu reden, wie Sie es im Zentralisierungs-Übereifer thun.

M. H. in Riga. Ihre hochkonservative Verwandtschaft würde Ihnen die Mitarbeiterschaft an einer freisinnigen, d. h. durchaus unabhängigen, auf kein Parteidogma schwörenden Monatsschrift wie unsere „Gesellschaft“ verdenken? Glauben Sie nicht, daß Ihre hochkonservative Verwandtschaft aus der Mitarbeiterschaft eines Gerhard v. Amyntor, A. G. v. Suttner, Ernst v. Wolzogen, Detlev v. Liliencron, Eduard v. Hartmann, einer Alberta v. Puttkammer, Baronin v. Suttner u. s. w., u. s. w. die Beruhigung schöpfen dürfte, daß die Freisinnigkeit unserer Zeitschrift sich in den Schranken und Formen der wirklich guten Gesellschaft bewegt und keinen wahrhaft aristokratischen Geist verletzt? Warum sind denn gerade die Preßorgane des vornehm thuenden, aber in der That herzlich schlecht erzogenen Spießbürger-Liberalismus und Krämer-Freisinns unserer Richtung am meisten abhold? Wir hätten Ihnen eine von Vorurteilen freiere Denkart zugetraut. Schade!

Redaktion des „Litt. Merkur“ in Stuttgart. Wir erlauben uns, den Herrn Theodor Ebner daran zu erinnern, daß er zweimal den Versuch machte, unter die Mitarbeiter der „Gesellschaft“ aufgenommen zu werden: zuerst mit einer matten Schulmeisterdichtung „Nausikaa“ — und als wir diese antike Schmökerei ablehnten, mit einer rohen Unzuchtsgeschichte traurigster Mache. Natürlich konnte sich Herr Ebner mit dieser famosen schriftstellerischen Leistung die Ehre unserer Mitarbeiterschaft noch viel weniger erringen. Für dieses Fiasko suchte er sich dadurch schadlos zu halten, daß er in seinem Merkurblättchen plötzlich unsere Gesellschaft als eine sehr besserungsbedürftige erkannte und uns seine guten Wünsche mit heuchlerischem Augenverdrehen ausdrückte. Der Fuchs in der Traubenfabel hat sich wenigstens geistreicher aus der Affaire gezogen.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.



Litteratur und Kunst.

❀

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

❀

Heft 8. * 1887.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

(Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.)

III. Jahrgang. Heft 8.

1887 • August • 1887

Inhalt:

	Seite
Conrad, M. G., Meine Erinnerungen an Carlos von Gagern	599
Hartmann, Eduard von, Das Komische. (Schluß.)	604
Heiberg, Hermann, Lebenszweck. Novelle	618
Unser Dichteralbum:	
Held, Franz, Schlaraffenland	624
Scharf, J., Satans Rache	626
Offer, Heinz, Verblüfft	627
Reder, Heinrich von, Mittsommernacht	627
Probst, Hans, Sie schauten alle so seltsam	628
Kunwald, Ludwig, Ein Held der Feder und des Schwerts. Lebensgeschichte Carlos von Gagerns	628
Hillebrand, J., Ein Gefeierter und doch Verschollener?	642
Amyntor, Gerhard von, Berliner Künstler: Anton von Werner. (Schluß)	645
Bleibtreu, Karl, Aus der Werkstatt	653
Berg, Leo, Berliner Theater-Quartal	657
Zapp, Arthur, Berliner Skizzen. II. Im Geheimrats-Viertel	665
Vom Büchertisch	673
Redaktions-Post	678

Hierzu ein Porträt von Carlos von Gagern.

„Die Gesellschaft" erscheint Mitte jeden Monats und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, wie von der Verlagshandlung zu beziehen.

Preis pro Semester (6 Hefte) Mark 6.—.



Carlos von Gagern



Meine Erinnerungen an Carlos von Gagern.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Unsere erste intimere Annäherung geschah im Sommer 1876 auf schriftlichem Wege. Baron von Gagern wohnte damals in Wien, ich in Neapel. Der Schriftwechsel nahm seinen Ausgang von der Reformarbeit, welche wir beide seit mehreren Jahren in der freimaurerischen Presse mit Eifer zu fördern suchten. Gagern legte mir den Plan eines engeren Zusammenwirkens auf publizistischem Gebiete vor. Kurz zuvor war mir eine ähnliche Anregung von Dr. Richard Barthelmeß aus Nürnberg, Dr. Wilhelm Loewenthal in Bukarest und anderen Freidenkern zugegangen. Es war eine Zeit optimistischen Hochgefühls, das herzbestürmend durch die kleine, zerstreute Schar deutscher Logen-Freidenker ging.

Gagerns Briefe noch mehr als die Aufsätze, die ich von ihm in der freimaurerischen und nichtmaurerischen Presse gelesen hatte, trugen das markige Gepräge einer ebenso scharfsinnigen als unabhängigen und bis zu katonischer Strenge rücksichtslosen Denkungsart. Wir mußten uns rasch und gut verstehen, so abweichend in manchen Punkten auch unsere Auffassung der Tagesfragen war. Die absolute Lauterkeit des Willens, der den vollen Krafteinsatz für die Sache und nichts als die Sache erstrebte und bei jedem voraussetzte, der mit Hand anlegte am großen Werke, gewährte der schärfsten Kritik der persönlichen Standpunkte in unserem Schriftwechsel fruchtbaren Boden und weiten Spielraum. So wenig wie in den Aufsätzen beschränkten sich in unseren zahlreichen Briefen Erörterung und Kritik auf das enge Stoffgebiet des traditionellen Logentums. Wir waren beide keine geistigen Ofenhocker, keine litterarischen

Kleinstädter; unsere Studien, Reisen, Lebenserfahrungen hatten uns an die weitesten Horizonte, an die freiesten Ausblicke gewöhnt. So reizte uns auch in der Freimaurerei in erster Linie das Weltbundmäßige, das Allumfassende des Allgemeinmenschlichen, das aus jedem Stoffe, gleichgültig welchem Gebiete entnommen, einen Zuwachs an Geist und Kraft für die humane Bundessache zu gewinnen trachtet!

Im Frühling 1878 siedelte ich von Neapel nach Paris über. Um jene Zeit trat Gagern der politischen Presse Wiens näher und wurde bald Redaktionsmitglied der neubegründeten „Wiener Allgemeinen Zeitung". Unser Briefverkehr blieb zwar ein reger, allein er wandte sich mehr und mehr von den freimaurerischen Dingen ab und erging sich in freundschaftlich vertrauten Mitteilungen neugewonnener gesellschaftlicher Eindrücke und Erfahrungen. Die Logenentwickelung Deutschlands prägte mehr und mehr eine Richtung aus, die kein freigesinnter Kopf als eine sympathische und heilvolle begrüßen konnte. Als Mitarbeiter der freimaurerischen Presse sahen wir uns immer entschiedener auf den Kriegspfad gedrängt — und so war es natürlich, daß wir uns brieflich von den Strapazen unserer kritischen Stellung erholen und nur erfreuliche und ergötzliche Dinge von Paris und Wien erzählen wollten. Aber das will ich ausdrücklich betonen, daß aus den wenigen Notizen, die Baron von Gagern von seinem persönlichen Verkehr in den freimaurerischen Kreisen Österreich-Ungarns gab — er hatte sich der Loge „Schiller" angeschlossen — ein so warmer Ton der Befriedigung sprach, daß ich auf ein höchst angenehmes Verhältnis Gagerns zu den Wiener Brüdern schließen durfte. Als Gagern einige Jahre später sein fünfundzwanzigjähriges Freimaurer-Jubiläum feierte, da zeigte es sich auch vor aller Welt, daß die österreichisch-ungarische Bruderschaft, welche mehr als eine andere die Gabe neidloser Anerkennung und begeisterter Würdigung wahren Verdienstes um die Bundessache bewahrt und pflegt, in der That die seltene Kraft und Tüchtigkeit dieses edlen Mitarbeiters vollauf zu schätzen wußte.

Erst im September 1881, als ich von Paris nach Wien zum deutschen Schriftstellertag reiste, war mir's vergönnt, den teuern Freund und Werkgenossen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich kann nicht ohne dankbare Rührung daran denken, mit welcher Liebe mich damals diese Heldennatur empfing und an die Bruderbrust drückte. Ja, so hatte ich mir diesen freien Geisteskämpen und soldatisch strammen Haudegen, der so oft auf den mexikanischen Schlachtfeldern mit seinem kühnen blauen Germanenauge dem Tode furchtlos ins Angesicht geblickt, ganz so hatte



ich mir den Abkömmling des altadeligen Reckengeschlechts aus dem deutschen Norden gedacht, den Freiherrn ohne Furcht und Tadel, der aristokratische Tradition so harmonisch mit modernem Geistesrittertum zu verschmelzen verstand, den Helden des Schwerts und der Feder, der sein Lebenlang für den Sieg der höchsten humanen Ideen gestritten, unbekümmert um Gesundheit, um Geld und Gut, sein Alles setzend an die Verwirklichung der heiligen Ideale freien Menschentums!

Bis dahin hatte ich nur aus gelegentlichen Äußerungen in seinen Briefen mir seinen Lebenslauf in großen Umrissen zusammengesetzt, jetzt konnte ich aus seinem Munde staunend die große, reiche Heldengeschichte, die er bis dahin gelebt, in intimen Plauderstunden erzählen hören. Ach, wo uns selbst in der Freidenkerei und Freimaurerei so viel prahlender Dilettantismus des Denkens und Lebens, so viel sich selbst überhebende Stümperei des Erkennens, Beschließens und Handelns', so viel Windbeutelei des Charakters umgibt — wie erfrischt es da, wie erhebt es Geist und Gemüt, ein starkes, stolzes, wahres Meisterleben vor uns entrollt zu sehen, wie strömt uns da die urkräftige Poesie echten Lebensheldentums befreiend in die Seele! — — Und fürwahr, ich unterdrücke die Thränen um des teueren Freundes jähen Tod und preise das Geschick, das ihn vor der Schwelle des Greisenalters dahingerafft, damit er, der Held, nicht das Elend eines langsamen Absterbens, nicht den Jammer eines leiblichen und geistigen Siechtums an sich zu erleiden brauchte. O hätte nur ein Strahl dieses Gedankens mildernd in die schmerzzerwühlte Seele seiner einzigen hinterbliebenen Tochter, seiner wunderlieben Grete geleuchtet, daß sie nicht mit gewaltsamer Hand sich die Pforten des Todes geöffnet, um dem unersetzlichen, leidenschaftlich verehrten Vater ins Schattenreich zu folgen!

Als ich im Sommer 1882 nach fast vierzehnjährigem Wirken und Wandern im Auslande mein Zelt in Paris abbrach und meinen ständigen Aufenthalt in der Heimat, in München, nahm, da war die Freude des teuren Carlos von Gagern groß. In seinen Zuschriften loderte wieder sein alter, unbesieglicher Optimismus auf. Er prophezeite mir ein gesegnetes Arbeitsfeld und das herzlichste Entgegenkommen der gesinnungsverwandten Genossen . . . Inzwischen hatte er Wien verlassen und war nach Berlin übergesiedelt, um als militärischer Attaché der mexikanischen Gesandtschaft der Regierung seines Adoptivvaterlandes Dienste zu leisten. Bald darauf besuchte ich ihn in seinem neuen Heim in der Reichshauptstadt. Von unseren Eindrücken in den reichsdeutschen Bauhütten konnten wir uns noch wenig mitteilen, dafür war der Austausch unserer letzten

litterarischen Erfahrungen und nächsten Pläne um so reicher. Er riet mir, im Stile meiner „römischen Ketzerbriefe“ eine Serie von Reiseschilderungen zu schreiben, worin ich die mannigfaltigen Eindrücke meiner Fahrten durch Sizilien, Spanien, Portugal, Belgien, England u. s. w. fruchtbringend niederlegen könnte. Ich bedaure jetzt, daß ich damals seinem Rate nicht folgen mochte. Gagern begann seine Vorarbeiten zu dem weitangelegten Werke „Tote und Lebende“; an einer Reihe von Charakterbildern hervorragender politischer, litterarischer und künstlerischer Zeitgenossen, mit denen er auf die eine oder andere Weise in nähere Berührung gekommen, wollte er seine eigene heldenhafte Lebensgeschichte anknüpfen. Es war ein Memoirenwerk originellster Art, dessen Plan er mir damals skizzierte. Leider sind bis zu seinem Ableben nur zwei Bände erschienen. Der dritte Band, der hauptsächlich seinen freimaurerischen Erlebnissen gewidmet sein sollte, ist im Manuskripte nicht weit genug gediehen, um eine Veröffentlichung aus den nachgelassenen Skizzen zu ermöglichen.

Daß er bei seiner entschiedenen freigeistigen Richtung in preußischen Logenkreisen persönlich nichts zu wirken vermöchte, das hatte er nach einigen Gastbesuchen mir in halblaunigen, halbschmerzlichklagenden Zuschriften bald auseinanderzusetzen. Ich war nicht überrascht. Seine Erfahrungen deckten sich in dieser Beziehung so ziemlich mit denjenigen, die ich in München machte. Nur ertrug ich kurzgefaßt die meinigen leichter, als er die seinigen. Ihn schmerzte die aufgezwungene Isolierung aufs tiefste und mit der ihn stets auszeichnenden Aufrichtigkeit schrieb er mir, daß er eigentlich eine Dummheit gemacht, Wien mit Berlin zu vertauschen. Mich tröstete, daß er wenigstens in der publizistischen Ausströmung seiner unerschöpflichen Liebe zur Menschheit, in zahlreichen herrlichen Aufsätzen über freimaurerische Geistesfragen seinem enthusiastischen Herzen die ursprüngliche Frische und Spannkraft zu bewahren vermochte. Wenn ich mich in meinen Briefen an ihn von einer pessimistischen Wallung hinreißen ließ, setzte er sofort die Feder an, um mir ordentlich den Kopf zu waschen und, sich selbst als Beispiel opfernd, auszurufen: „Da bleibt mir denn in meinen eigenen Nöten und Enttäuschungen nichts anderes übrig als mein Bekehrungswerk an Ihnen mit erneutem Eifer zu treiben; ich werde nicht müde werden, durch mein eigenes Verhalten Ihnen die Wahrheit und Schönheit des Optimismus zu predigen.“

Leider erwiesen sich die obwaltenden Verhältnisse mächtiger, als die edlen Vorsätze seiner optimistischen Welt- und Menschenauffassung.

Nach kaum zweijährigem Aufenthalte in Berlin gab er seine amtliche Stellung auf, schüttelte den Staub der Reichshauptstadt von den Füßen und ließ sich in Dresden nieder. Hier besuchte ich ihn im März 1885 und fand ihn, obwohl etwas leidend, mit jugendlichem Feuereifer am Schreibtisch. Der bewunderungswürdig fleißige Mann wollte nun hinfort ausschließlich seinen schriftstellerischen Arbeiten leben. Unser Gespräch hielt sich, nach einigen Abschweifungen auf das politische und nationalökonomische Gebiet, wo wir, soweit es vaterländische Verhältnisse betraf, ausgesprochene Antipoden waren, wie gewöhnlich mit Vorliebe auf freimaurerischem Boden. Ich habe noch selten einen Mann gefunden, der so von ganzer Seele und mit ganzem Gemüte Freimaurer war, wie Baron von Gagern. Ich gestehe, daß ich, der Neunundbreißiger, beschämt vor dem glühenden Interesse stand, das er, der Neunundfünfziger, trotz aller Ungunst der Zeit an den Bundesangelegenheiten nahm. Neben dem tapfer-fröhlichen Bundesbruder im grauen Bart kam ich mir selbst wie einer jener „müden Männer" vor, gegen die ich einst unverzeihliche und unverziehene Artikel in die „Bauhütte" geschrieben! Daß ich der Münchener Loge meine Mitgliedschaft gekündigt, überhaupt aller thätigen Beteiligung an dem Logenleben endgültig entsagt hatte, konnte er erst nach sehr eingehenden Erörterungen gerechtfertigt finden.

Als ich mich von dem Unvergeßlichen verabschiedete, um über Berlin nach Leipzig zu gehen, wo ich im kaufmännischen Verein einen Vortrag zugesagt hatte, fragte er mich nochmals in seiner biederschalkhaften Art: „Also was wird mein Wanderprediger in Sachsen (ich hatte kurz vorher in Chemnitz gesprochen) zum besten geben?"

„Antipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten, oder so ähnlich, mein Oberst!" antwortete ich scherzend.

„Schade, daß ich's nicht kontrollieren kann. Ich will hoffen, daß meine optimistische Mission an Ihnen nicht ganz verloren war!"

Wir sahen uns nie wieder.

Im Sommer und Herbst 1885 tauschten wir noch einige Briefe. Das Letzte, was ich von seiner Hand erhielt, war eine gütige Besprechung meines Novellenbuchs „Totentanz der Liebe" in einer Schweizer Zeitung, deren Belegnummer er mir Mitte November zusandte. Ich fand keine Zeit mehr, ihm direkt zu danken: er reiste als Berichterstatter Berliner und Wiener Blätter nach Madrid — wo er am 19. Dezember 1885, fern von den Seinen, die er so heiß geliebt, am Lungenschlage verschied.

Ich erzähle den Lebenslauf des Heimgegangenen nicht: Dr. Ludwig Kunwald in Wien hat es bereits in musterhafter Weise in der

Rede gethan, welche er in der von der Schiller-Loge in Preßburg veranstalteten Trauersitzung gehalten. Ergreifenderes, Besseres und Wahrhaftigeres wurde noch keinem Bruder in die Gruft nachgerufen. Der Leser wird den Abdruck dieser herrlichen Rede mit Dank begrüßen.

Man gestatte mir, diese schlichten Erinnerungen mit der Bemerkung zu schließen, daß das von Carlos von Gagern in großem Stile geplante Werk „Schwert und Kelle" demnächst aus seinem Nachlasse von mir herausgegeben wird (Verlag von W. Friedrich in Leipzig). Der rasche Tod hat die Vollendung desselben zwar gestört; es ist nur ein Bruchstück, was wir trauernden Herzens den Freunden des Verblichenen aus seinem litterarischen Nachlasse bieten können, aber immerhin bedeutend genug, um mit liebevollem Interesse betrachtet und mit Genuß studiert zu werden.



Das Komische.

Von Eduard von Hartmann.
(Groß-Lichterfelde.)

(Schluß.)

Die drei Momente des Komischen drängen sich in der Wirklichkeit eng zusammen, namentlich das zweite und dritte Moment sind untrennbar vereinigt, weil eben dasselbe, was als Vermittelung für das Zustandekommen des zweiten Moments dient, zugleich auch das dritte Moment setzt, sobald nur einmal erst das zweite als Vorstufe und Vorbedingung dazu gegeben ist. Dagegen kann allerdings das erste Moment eine längere Zeit für sich bestehen, bevor das zweite und dritte zur Entfaltung gelangt; man kann bei den zeitlichen Künsten alle Vorbereitung des Komischen zu diesem ersten Moment rechnen, insofern in ihr schon die Spannung auf den erst successiv zu entfaltenden Konflikt hervortritt. Bei den Künsten der Ruhe, wo eine objektive Succession von Momenten nicht stattfindet, rückt auch das erste Moment unmittelbar mit dem zweiten und dritten zusammen, da bei der simultan gegebenen Totalität des ästhetischen Objekts der erste schoquierende Eindruck sofort und ohne Pause von der Einsicht in die sich selbst aufhebende Vernunftwidrigkeit abgelöst wird. Aber auch da, wo durch zeitliche Vorführung dem ersten Moment eine längere Dauer gegeben wird, muß man doch dem eigentlich Komischen nur eine blitzartige Plötzlichkeit, eine zeitliche Punktualität zuschreiben, weil die Einheit des zweiten und dritten Moments erst zu dem ersten

hinzukommen muß, um dieses von einer Vorbereitung oder präliminarischen Veranstaltung des Komischen zum Komischen selbst zu erheben, oder den in ihm liegenden Keim des Komischen zum Komischen selbst sich entfalten, die Knospe zur Blüte aufbrechen zu lassen.

Diese zeitliche Punktualität des Komischen als solchen ist von der Ästhetik zur Genüge gewürdigt; aber sie ist meistens so behandelt worden, als ob sie etwas dem Komischen Eigentümliches wäre. Dies ist jedoch unrichtig; vielmehr ist die Punktualität der Akme allen Arten der Lösung des ästhetischen Konflikts gemeinsam. Auch beim Komischen hat die Akme einerseits eine vorbereitende Spannung, sei es objektiv in der Darstellung eines komischen Vorgangs, sei es subjektiv in dessen phantasiemäßiger Rekonstruktion aus der bildlich dargestellten Katastrophe, und hat andererseits eine Zeit des Ausklingens der ästhetischen Lust. Beides finden wir beim Rührenden und Tragischen auch. Wie es rührende und tragische Situationen gibt, deren Inhalt aus sich selbst verständlich ist, so gibt es auch solche komische Situationen; wie es rührende und tragische Handlungen von längerer zeitlicher Erstreckung gibt, so auch komische. Wie in einer rührenden oder gar tragischen Handlung der Hauptlösung des Hauptkonflikts Partiallösungen vorangehen können, so auch in einer komischen Handlung; und endlich können rührende, tragische und komische Handlungen von längerer Ausdehnung mit Episoden gleicher Art durchsetzt sein. In allen diesen Punkten stimmen alle Arten der Konfliktlösung prinzipiell überein, und die nachfolgend erörterten Unterschiede sind nur gradueller Art.

Erstens sind im Verhältnis zu lang ausgesponnenen rührenden oder tragischen Handlungen die lang ausgesponnenen komischen Handlungen selten, weil es sehr schwer ist, in einer vernünftig scheinen wollenden Vernunftwidrigkeit auf lange Zeit strenge Konsequenz zu bewahren, ohne daß die Selbst-reductio ad absurdum eintritt und den Knoten löst; es gehört eine besondere Kunst dazu, die Fäden so zu schürzen, daß die komische Hauptlösung bis zum Schluß aufgespart bleibt, ohne daß doch die Konsequenz geschädigt, oder die Spannung auf die Hauptlösung gänzlich unterbrochen wird. Zweitens gibt es im Vergleich mit kurz zusammengedrängten rührenden oder tragischen Handlungen eine große Menge von kurz zusammengedrängten komischen Handlungen, wie die Fülle der komischen Anekdoten beweist; es ist demgemäß sehr viel leichter, eine kurz zusammengedrängte komische Handlung als eine ebensolche rührende oder tragische Handlung zu erfinden oder zu künstlerischer Wirkung zu bringen. Drittens ist die Breite des Nachklingens und

Ausklingens beim Rührenden und Tragischen viel größer als beim Komischen; insbesondere steigt mit der Höhe und Stärke der rührenden oder tragischen Wirkung die Breite des Ausklingens in stärkerem Verhältnis als mit der Höhe der komischen Wirkung. Dies ist daraus zu erklären, daß einerseits das oscillierende Hin- und Herspringen beim Komischen viel schneller ermüdet als ein stetiges und in sich gleich bleibendes Gefühl, und daß andererseits die reine intellektuelle Befriedigung des einseitigen Vernunftstriebes im Komischen sich an Breite und Nachhaltigkeit nicht mit der vielseitigen gefühlserregenden Wirkung des Rührenden und Tragischen messen kann. Dies alles wirkt dahin zusammen, daß das Komische im Durchschnitt schmaler, dünner und magerer erscheint, als das Rührende und Tragische, daß es sich zu diesen verhält, wie Fichtennadeln zu Laubblättern, oder wie Gräten zu Knochen, und daß die Akme bei ihm spitzer heraussteht, d. h. zur Pointe wird. Man kann mit vollem begrifflichen Recht auch von einer rührenden oder tragischen Pointe sprechen; aber man thut es gewöhnlich nicht, sondern bewahrt das Wort „Pointe" für die besonders pointierte Pointe des Komischen auf.

Wenn somit der Unterschied des Komischen vom Rührenden und Tragischen in bezug auf seine Punktualität nur ein gradueller ist, so genügt derselbe doch, um wesentliche Unterschiede für die ästhetische Verwendung des Komischen zu bedingen. Die Schwierigkeit, eine lang ausgesponnene und doch in sich konsequente komische Handlung zu gestalten, schreckt von diesem Unternehmen ab, das ohnehin wenig lohnend scheint, weil das Nachklingen der ästhetischen Lust nicht proportional mit der Größe dieses Aufbaues wächst: die Leichtigkeit des Gestaltens von kurz zusammengedrängten komischen Handlungen dagegen ladet gleichsam dazu ein, die rasch vorüberrauschende komische Wirkung durch öftere Wiederholung zu steigern, und die ganze Reihe dieser komischen Wirkungen auf den Grund einer anderweitigen Handlung aufzuheften oder in dieselbe einzuflechten. Bedingung für die ästhetische Zulässigkeit und Ratsamkeit dieses Verfahrens ist dabei nur, daß die Handlung, in welche die Reihe von komischen Wirkungen verwebt wird, eine solche ist, deren ästhetische Wirkung nicht durch das Einflechten des Komischen beeinträchtigt, sondern womöglich gehoben wird, und ebenso daß sie die komischen Wirkungen nicht beeinträchtigt, sondern unterstützt.

Nun findet aber unbedingt eine solche gegenseitige Beeinträchtigung statt, wenn die komischen Zuthaten in eine rührende oder tragische Handlung eingeflochten werden. Nichts ist widerlicher als ein sentimentales

Rührstück oder kalt gräßliches Spektakelstück mit possenhaften Intermezzos, wenn auch die Volkstheater solche unästhetische Machwerke bevorzugen, weil sie auf ein ästhetisch rohes Publikum einen besonderen Reiz durch ihre Kontraste ausüben. Die Tragödie mit possenhaften Episoden, ist um nichts besser, sie wird nur nicht in Anwendung gebracht, weil das Volk dem Rührstück oder Schauerstück immer den Vorzug vor der echten Tragödie giebt, und das ästhetisch gebildete Publikum überhaupt für solchen Mischmasch dankt, der es in unvermittelter Weise zwischen entgegengesetzten Gefühlen hin- und herwirft. Wo dennoch das Rührende oder Gräßliche bei wahren Kunstwerken mit dem Komischen vermischt auftritt, da wird sich bei genauerer Betrachtung allemal herausstellen, daß beide Bestandtheile nicht mehr in ihrer ungebrochenen Gegensätzlichkeit mit einander abwechseln, sondern in der gemeinsamen humoristischen Färbung ihr Bindeglied finden, so daß in Wahrheit nur das rührend Humoristische oder tragisch Humoristische mit dem komisch Humoristischen abwechselt. Dieser Fall ist aber hier noch von der Betrachtung auszuschließen, wo wir es zunächst mit dem Komischen in seiner Reinheit zu thun haben.

Da es also die rührende und tragische Handlung nicht sein kann, in welche das Komische einzuweben ist, da die spektakulöse Handlung hier nur als komische Parodie des ernst gemeinten Spektakelstückes in Betracht kommen kann, und da das einfach Schöne unter Ausschluß der Konflikte, d. h. das Idyllische in seinem Wesen zerstört wird, wenn im Widerspruch mit seinem Begriff dem komischen Konflikt Einlaß in dasselbe gewährt wird, so bleibt nur die intriguante und die lustige Handlung als Kette für den Einschlag des Komischen übrig, wenn komische Kunstwerke von größerem Umfang zu Stande kommen sollen. Beide eignen sich aber auch in der That sehr wohl für diesen Zweck, indem sie das Komische einerseits nicht beeinträchtigen, andererseits es theilweise in seiner Wirkung unterstützen. Das Intriguante und das Komische bewegen sich insofern auf gleichem Boden, als sie beide eine wesentlich intellektuelle Befriedigung gewähren; außerdem führt die Intrigue leicht zu komischen Situationen, indem sie die Menschen verleitet, Handlungen als zweckmäßig für ihre Zwecke zu betrachten, welche sich im Verfolg als unzweckmäßig für sie selbst und als zweckmäßig für ihre Gegner herausstellen. Der Intriguant macht die von ihm geleiteten Personen zu komischen Objekten, indem er sie düpiert, und er genießt in dem Siege seiner intellektuellen Obmacht zugleich die Komik der von ihm Düpierten und Geprellten.

Das Lustige hat mit dem Komischen den Boden des Heiteren gemein und repräsentiert in demselben Sinne dessen gefühlsmäßige oder stimmungsmäßige Steigerung, wie das Komische dessen intellektuelle Steigerung darstellt; beide unterstützen sich in ausgezeichneter Weise, indem die lustige Grundstimmung der lustigen Handlung und ihrer Personen durch den Einschlag des Komischen so zu sagen die intellektuelle Rechtfertigung für ihre vorher mehr oder minder grundlose Heiterkeit erhält; und ihrerseits dafür Bürgschaft leistet, daß die bei der Selbstberichtigung und Selbstaufhebung des Unlogischen etwa vorkommenden Schäden und Leiden möglichst leicht genommen und mit guter Laune abgeschüttelt werden. Hat das Lustige vor dem Intrignanten in letzterer Hinsicht einen entschiedenen Vorzug, so tritt dazu noch ein zweiter, der sich auf das Nachklingen bezieht. Wo man es nur mit Komischem zu thun hat, ist nämlich, wie bemerkt, das Nachklingen verhältnismäßig kurz, so daß die durch die komische Wirkung allein erzielte Heiterkeit rasch verfliegt; ruht hingegen das Komische auf dem Grunde des Lustigen, so bleibt dieses Lustige als stimmungsvolle Heiterkeit auch nach dem Verfliegen der komischen Wirkung bestehen, jedoch nicht ohne durch das Komische in sich gefestigt und gesteigert zu sein. Diese länger vorhaltende Steigerung der Heiterkeit wird mit Recht auf das Komische als seine Ursache bezogen, ohne daß die schon vorhandene Lustigkeit als Bedingung für die Wirksamkeit dieser Ursache berücksichtigt wird; ja sogar es wird oft die selbst schon mitgebrachte Lustigkeit auf die Reihe komischer Wirkungen als auf ihre Ursache bezogen, weil sie in ihr erst die Rechtfertigung ihrer sonst unmotivierten Gutgelauntheit gefunden zu haben glaubt. Wo diese Grundlage der Lustigkeit fehlt und statt ihrer bloß die Intrigue als Kette des Gewebes benutzt wird, oder gar eine Reihe komischer Einfälle mehr oder minder zusammenhangslos aufgetischt wird, da erweckt die Wiederkehr des Komischen sehr bald das Gefühl der Leere und des Überdrusses, welches aus der einseitig intellektuellen Befriedigung und deren gemütloser Frostigkeit entspringt. Das Lustige hingegen, auch wenn es sich als unmotivierte Stimmung darbietet, bringt doch in die völlig gemütlose Verstandeskälte des Komischen und Intriguanten einen Hauch von Wärme und Behagen hinein und adelt das Komische, indem es dasselbe als Mittel zu seiner Selbstbehauptung und zu seiner Potenzierung in die ideale Sphäre einer aller irdischen Bedrängniß entrückten souveränen Heiterkeit verbraucht. Dieser Lustigkeit verzeiht man selbst eine mangelhafte Führung der Intrigue; denn die souveräne Erhabenheit dieser idealen Heiterkeit über alle möglichen Vorkommnisse läßt die nähere Beschaffenheit



dieser Vorkommnisse am Ende ziemlich gleichgültig erscheinen, und gestattet sogar, das neckische Spiel des Zufalls die Stelle der Intrigue einnehmen zu lassen, da es ja doch nur darauf ankommt, zu zeigen, wie lustig die lustigen Personen auf die Kaleidoskopfiguren der zufälligen Konstellationen reagieren. Je unwahrscheinlicher diese zufällige Führung der Handlung sich gestaltet, desto mehr muß der Zuschauer durch gesteigerte Lustigkeit und Komik für die seinem Verstande zugemutete Unbill schadlos gehalten werden. Dies gibt den Grundcharakter des Possenhaften, während in dem Lustspielartigen das Lustige und Komische nur soweit Platz greifen kann, daß die pragmatische Folgerichtigkeit des Intriguanten, auf welches das Lustige sich stützt, nicht geschädigt wird. Außerdem pflegt aber das Possenhafte und Lustspielartige noch dadurch sich zu unterscheiden, daß bei dem komischen Einschlag von ersterem das Derbkomische, von letzterem das Feinkomische bevorzugt wird.

Der Unterschied des Derbkomischen und Feinkomischen ergibt sich aus dem Verhältnis des Komischen zum Anmutigen. Wo das Komische auf die Vereinigung mit der Anmut der Erscheinung verzichtet, wird es zum Derbkomischen, das dafür drastischere, wenn auch gröbere Wirkungen erzielt; wo das Komische die Anmut der Erscheinung zu behaupten sucht, muß es wiederum auf manche packende und zündende Wirkung verzichten, verknüpft aber dafür den ästhetischen Reiz des Komischen mit demjenigen des Anmutigen zu einer höheren Einheit. Wer ein Maximum komischer Wirkung sucht, der wird auf diese Verknüpfung mit dem Anmutigen in der Regel verzichten müssen, weil die Anmut eine Menge Mittel der komischen Wirkung, insbesondere die mißfälligen Extreme und die ungraziöse Häßlichkeit ausschließt; wer in seinem ästhetischen Geschmack zu ungebildet ist, um den Mangel an Anmut empfindlich zu vermissen und deren Vereinigung mit dem Komischen nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, der wird das Feinkomische bereitwillig andern überlassen und sich mit ungestörtem Behagen an das Derbkomische halten.

In dem Derbkomischen ist sowohl die Verkehrtheit als auch ihre Selbstaufhebung mit groben scharfen Zügen gezeichnet, die deutlich erkennen lassen, worauf es ankommt, und selbst dem blöderen Auge den komischen Zusammenhang klar zu machen geeignet sind; in dem Feinkomischen ist hingegen die Vernunftwidrigkeit des anscheinend Vernünftigen mehr versteckt und durch weniger hervortretende Züge angedeutet, auch die Selbstaufhebung des Unlogischen durch weniger plumpe und mehr subtile Ausdrucksmittel angedeutet, so daß dem Verständnis des Zuschauers mehr zugemutet wird. Das Derbkomische liebt die Extreme in

den Formen und Bewegungen, d. h. das Groteske, Karrikierte, Übertriebene, Absonderliche, Bizarre, das Plumpe und das Quecksilbrige, das Täppische und das Hiddlige, es liebt ferner ein exzentrisches Benehmen seiner Individuen, rohe Späße und Faxen, die es mit Sitte und Anstand ebenso leicht nehmen, wie mit körperlichen Mißhandlungen, d. h. es fällt leicht ins Burleske. Wo es den Witz zu Hilfe nimmt, pflegt dieser ebenso plump, täppisch, roh und ungeschlacht zu sein, wie sein Handeln, und sich ebenso schonungslos auch gegen unverschuldete Mängel und Gebrechen zu kehren, wie diese zum Zwecke der komischen Wirkung mit Vorliebe zur Schau getragen werden und zu Schaden kommen. Das Feinkomische meidet alle diese Verstöße gegen Maß, Harmonie und Anmut und begnügt sich mit dem Maße komischer Wirkung, das sich innerhalb der Grenzen der Anmut erreichen läßt.

Hierzu muß es sowohl die Ausdrucksmittel als auch die Art der Selbst-reductio ad absurdum aus der im Derbkomischen bevorzugten körperlichen Sphäre in eine mehr geistige emporheben, die körperliche Erscheinung in den Grenzen des Normalen, des gattungsmäßig Formalschönen und der Grazie halten, die vom Derbkomischen bevorzugten bizarren Extreme geistiger und charakterologischer Veranlagung so abdämpfen, daß die seelische Anmut gewahrt bleibt, und den Witz zu einem neckischen, der seelischen Anmut dienstbaren Spiel des Geistes veredeln. Die Verbindung des Komischen mit der körperlichen Grazie legt ihm nur Schranken auf; seine Dienstbarkeit unter der seelischen Anmut aber hebt es bereits über seine intellektuelle Einseitigkeit hinaus in die Sphäre des Gemütslebens, d. h. sie steigert das Komische bereits zum Humoristischen, und deshalb ist auch nur da das Feinkomische trotz aller Einbußen an komischer Wirkung dem Derbkomischen gegenüber konkurrenzfähig, wo es sich zum Humoristischen vertieft. Das Derbkomische hingegen feiert da seine höchsten Triumphe, wo es sich auf dem Grund des Lustigen zum Possenhaften im edelsten Sinne des Worts entfaltet, d. h. zur Verherrlichung der souveränen Heiterkeit des frei über der Realität schwebenden Gemüts wird; und zwar erreicht es hier deshalb seinen Höhepunkt, weil es sich ebenfalls über die intellektuelle Einseitigkeit der Befriedigung des kalten Vernunfttriebes erhebt, und wenigstens einen vereinzelten Strahl des Gemütslebens in sich aufnimmt, also ebenfalls die Grenze des Komischen zum Humoristischen überschreitet.

Man sieht hieraus, wie auf allen seinen Höhepunkten das Komische über sich selbst hinausdrängt zum Humoristischen, in welchem seine intellektualistische Kälte und Einseitigkeit erst überwunden werden kann.

Der Mißbrauch des Wortes „humoristisch“ anstatt „komisch“, der sich mehr und mehr in der Volkssprache einbürgert, hat seine psychologische Begründung darin, daß das Komische sich seiner Einseitigkeit und Herzlosigkeit schämt, und auch da, wo es nackt und bloß komisch ist, doch gern etwas Edleres und Höheres vorstellen möchte. Das bloß Komische hat aber auch einen gewissen Grund, sich seiner selbst zu schämen, wo es in Masse auftritt, z. B. in einer Reihe komischer Vorträge oder in einer komischen Zeitschrift; wer es aushält, oder gar liebt, dauernd bei dem bloß Komischen zu verweilen, der stellt sich damit ein übles Zeugnis von kalter Verstandesmäßigkeit, Gemütlosigkeit, Oberflächlichkeit und Mangel an Ernst und Tiefe aus. Dagegen hat das Komische ein höchstes Recht, sofern es am rechten Orte, zur rechten Zeit, und im rechten Maße sich geltend macht; denn nichts steht so hoch, oder ist so heilig, daß es nicht auch verdiente, als komisch Schönes genossen zu werden, sofern es die Bedingungen des Komischen erfüllt. Dieses höchste Recht aber kann das Komische nur dann beanspruchen, wenn es als Komisches ein mikrokosmisches ist, d. h. wenn der typische Verlauf des komischen Prozesses ein Abbild des makrokosmischen Prozesses ist. Dies ist nun aber in der That der Fall.

Schon die obigen kurzen Bemerkungen über das Komische des geschichtlichen Prozesses sind geeignet, auf diese Wahrheit vorzubereiten, denn die Geschichte der Stämme und Völker und der sie mikrokosmisch repräsentierenden Fürstengeschlechter kann als verbindendes Mittelglied zwischen dem Lebensgange des Einzelnen und der Menschheit gelten, wie diese letztere wiederum hinüberleitet zu dem Lebensgange des bewußten Geistes im Makrokosmos. Alles in der Welt strebt und ringt und plagt sich ab für Zwecke, die nicht seine Zwecke sind; soweit es aber dabei seine Zwecke zu fördern glaubt, führt es diesen Irrtum durch den Verlauf seines Lebens ad absurdum. Jedes Glied an einem größeren Ganzen, das sich willig den Zwecken des letzteren eingliedert und selbstverleugnend ihnen dient, glaubt damit etwas Positives für dieses größere Ganze zu leisten, aber in diesem Individuum höherer Ordnung wiederholt sich das nämliche Verhältnis, d. h. es dient wieder nur den Zwecken eines noch höheren Ganzen und führt, soweit es seinen eignen Zwecken zu dienen glaubt, sich selbst ad absurdum. Jede individuelle Selbstzwecklichkeit ist „ganz eitel“ und erweist unwillkürlich an sich selbst die eigne Eitelkeit, Verkehrtheit und Nichtigkeit; das ist die große Lehre, die das Leben und der Weltlauf erteilt.

Bei jeder solcher logischen Selbstaufhebung der vermeintlichen

Selbstzwecklichkeit in einer Individualität irgend welcher Ordnung bleibt ein gewisser Rest der Vernichtung entzogen, nämlich der Aufblick zu dem objektiven Zweck der Individualität nächst höherer Ordnung; aber dieser positive Rest, der in jedem Einzelfall der komischen Selbstvernichtung entgeht, ist doch nur etwas relativ Positives für den Prozeß auf dieser Stufe und verfällt mit logischer Notwendigkeit der gleichen komischen Selbstvernichtung im weiteren Verlauf ihres eigenen Lebensprozesses. Jeder Einzelfall des Komischen hat sonach freilich die Positivität der über seine Individualitätsstufe hinausreichenden Idee unangetastet zu lassen, und macht sich der Frivolität und Blasphemie schuldig, wenn er sich geberdet, als ob die Idee einer solchen relativen Positivität ermangelte, die vielmehr grade durch die komische Selbstvernichtung der Verkehrtheit auf niederer Individualitätsstufe als bleibender Rest ausgestoßen und in ihrer relativ positiven Bedeutung hervorgekehrt und ans Licht gestellt werden soll; aber es ist ebenso gewiß, daß die Positivität dieses Restes nur relativ ist, nur für die falsche Eigenzwecklichkeit einer niederen Individualitätsstufe Gültigkeit hat, an sich selbst aber demselben Prozeß der komischen Selbstvernichtung verfallen muß, sobald sie den Anspruch erhebt dem Spruche „alles ist eitel" entrückt zu sein.

Alle gliedliche Zweckhaftigkeit muß somit aufgehoben werden in der makrokosmischen Teleologie, und alles Endliche muß sich in deren Dienst verzehren. Diese makrokosmische Teleologie aber ist demselben Prozeß der komischen Selbstvernichtung verfallen; sie ist ebenfalls ganz eitel, da sie zu nichts Positivem führt und führen kann. Auch der Prozeß des Weltganzen ist ein Ringen und Mühen um nichts und wieder nichts, bei dem Nichts herauskommt. Darin hat ja die antiteleologische mechanistische Weltanschauung ganz recht, daß bei dem Weltprozeß nichts herauskommt, daß die Völker sich vergebens totschlagen und verdrängen, die Planeten vergebens um die Sonne kreisen und vergebens in ihrer Bewohnbarkeit einander ablösen, wenn man nach dem positiven Zweck aller dieser Arbeit fragt. Aber darin hat sie Unrecht, daß sie das Teleologische der natürlichen und geistigen Weltordnung verkennt, sofern es auf die Selbst-reductio ad absurdum und Selbstannullierung des Weltwillens gerichtet ist. Der Zweck des Prozesses ist eben der, dem Willen die Zwecklosigkeit seines Wollens ad oculos zu demonstrieren, d. h. ihn sich so drastisch als möglich durch sich selbst unwillkürlich ad absurdum führen zu lassen.

Die unendliche Komik dieses Prozesses liegt grade darin, daß es das allweise Absolute ist, was die unendliche Dummheit begangen



hat, sich auf das Wollen einzulassen. Den Willen kann man nicht dumm nennen, da er eben das Unlogische ist, und als solches auch keine Klugheit hat, aber der absolute Geist, der diesen Willen hat, und ihn in seiner Erhebung gewähren ließ, erscheint uns in diesem Vorgang als so unendlich dumm, grade weil er so unendlich weise ist. Dabei ist natürlich in dem absoluten Geiste die Möglichkeit vorausgesetzt, vermöge der Allweisheit seiner logischen Idee die vernunftwidrige Verkehrtheit seines unvernünftigen Willens in statu nascente hindern zu können, was offenbar eine leihende Hineintragung aus der Anschauung des selbstbewußten Geistes in diejenige des unbewußten Geistes ist, ebenso wie der Begriff der Verschuldung, welchen man wohl auch auf diesen „Fall“ oder „Abfall“ überträgt; aber es ist doch zu beachten, daß die „Dummheit“ im selbstbewußten Geist, der sich in einem unbewachten Augenblick seiner Intelligenz nicht gehörig bedient, doch auch nur einer gröberen psychologischen Auffassung im Bausch und Bogen angehört, während die genauere psychologische Analyse hier ebenso wie die metaphysische Analyse in jedem Einzelfall aufdecken wird, daß und warum der zureichende aktuelle Gebrauch der Intelligenz in dem fraglichen Augenblick thatsächlich ausgeschlossen war. Damit ist denn die Übereinstimmung, soweit sie für den Begriff des Komischen erforderlich ist, wiederhergestellt.

An der Komik des Weltprozesses in seiner einheitlichen Totalität zeigt es sich nun recht deutlich, daß ein positiver Rest der Idee nach der Selbstaufhebung des Unlogischen nicht zum Begriff des Komischen als solchen gehört, sondern nur der gliedlichen Unvollständigkeit begrenzter komischer Prozesse als außerkomisches Komplement des Komischen anhaftet. Wo die Unvollständigkeit des Mikrokosmischen aufhört, umspannt die komische Selbstvernichtung des Unlogischen die Totalität des Universums und läßt nichts übrig als den negativen Triumph des Logischen, der die Aufhebung des unlogischen Willens samt der Aufhebung der aktuellen logischen Idee bedeutet. Was nach Beendigung der Aktualität bestehen bleibt, ist nur das reine Wesen als substantielle Einheit des wollen könnenden, aber nicht wollenden Willens und des Logischen als der formalen Möglichkeit eventueller neuer Ideeentfaltung. Während es im mikrokosmischen Komischen eine der Wahrheit des Idealismus ins Gesicht schlagende Frivolität und Blasphemie wäre, den positiven Rest der Idee als das außerkomische Komplement der komischen Selbstvernichtung des relativ Unlogischen zu leugnen, stellt sich die Leugnung eines solchen positiven Restes im makrokosmischen Komischen als die unerläßliche Bedingung für die Reinheit und Vollständigkeit des

Triumphes des Logischen über das Unlogische dar. Nur die mit ihrer Aufgabe noch nicht zu stande gekommene logische Idee muß nach jedem partiellen Triumph über das relativ Unlogische aktuell fortbestehen, um zum letzten absoluten Triumph vorzuschreiten; die mit ihrer Aufgabe zu stande gekommene Idee dagegen erlischt als aktuelle mit dem durch sie vernichteten Unlogischen mit, weil ihr nichts mehr zu thun übrig bleibt, nachdem sie über das absolut Unlogische triumphiert hat.

Es ist klar, daß die kosmokomische Weltauffassung nur bestehen kann, so lange die verstandesmäßige Auffassung der Welt unter Ausschluß jeder gefühlsmäßigen Auffassung im ästhetischen Subjekt herrscht. Sobald ein Gefühl sich einmischt, das über die Befriedigung des Vernunfttriebes durch die Selbstaufhebung des Unlogischen hinaus geht, muß das Kosmokomische in das Kosmotragische umschlagen, oder sich mit demselben verbinden. Wenn es schon nicht jedem gegeben ist, bei der Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge in der Menschheit von dem Elend, das durch Thorheit und Verkehrtheit heraufbeschworen wird, zu abstrahieren und den Blick bloß auf die logische Selbstaufhebung des Unlogischen zu richten, so wird dies noch weniger der Fall sein, wenn es sich beim Kosmokomischen darum handelt, von dem gesamten Weltelend, das durch die Thorheit und Verkehrtheit des Wollens heraufbeschworen wird, zu abstrahieren. Wer seinem Gefühl zu sehr verhaftet ist, um auch nur zeitweilig von demselben zu abstrahieren und sich auch nur vorübergehend zur Freiheit einer rein intellektuellen Betrachtung zu erheben, der wird überhaupt die Anwendung des Begriffs des Komischen auf den Weltprozeß als eine abscheuliche Gefühlsroheit oder entmenschte Gefühlslosigkeit verwerfen. Es ist wesentlich diese aus dem Intellektualismus entspringende Gefühlslosigkeit, welche Hegel dazu kommen ließ, das Komische als den letzten Höhepunkt an das Ende der Ästhetik zu stellen. Daß er zu dieser Konsequenz gelangte, ist um so bemerkenswerter, als ihm die Einsicht in die reine Negativität der absoluten Teleologie des Makrokosmus noch fehlte. Einen solchen Vorwurf würde aber nur derjenige verdienen, welcher sich dauernd an der komischen Betrachtung des Weltprozesses genügen ließe, ohne die herzlose Einseitigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit dieser Auffassungsweise zu fühlen und zu begreifen. Dagegen muß man dieser Auffassungsweise ihr gutes Recht wahren, wo sie sich nur vorübergehend einstellt und von der geistigen Freiheit und Erhebungsfähigkeit des Intellekts über seine Naturgrundlage des Gefühls Zeugnis ablegt; aber auch dann muß man dessen eingedenk sein, daß eine so einseitige Auffassungsweise, welche erst das Gefühl gewaltsam zum Schweigen bringen

muß, ehe sie hervortreten kann, unmöglich die höchste und erschöpfende Art der ästhetischen Auffassung sein kann, sondern daß dieselbe in ihrer Nacktheit nur vorübergehend als Durchgangspunkt der ästhetischen Selbstbesinnung zu Tage treten kann und dazu bestimmt sein muß, für die Dauer aufgehobenes Moment in einer höheren und universelleren Auffassungsweise zu werden.

Die komische Lösung des Konflikts, soweit sie sich auf die Selbstaufhebung des relativ Unlogischen auf niederer oder mittlerer Individualitätsstufe beschränkt, ist zweifellos eine immanente Lösung des Konflikts zu nennen, nicht bloß deshalb, weil das über die unlogische Velleität triumphierende Logische dem ästhetischen Objekt immanent ist und nicht etwa als deus ex machina von außen herantritt — denn dies gilt auch für die transcendente Lösung des Tragischen —, sondern deshalb, weil die Lösung sich innerhalb des phänomenalen Weltprozesses vollzieht, das Unlogische und Verkehrte in demselben beseitigt, das positiv Logische an der Idee übrig läßt und demselben ein Relief gibt. In dieser Hinsicht reicht also die komische Lösung der rührenden die Hand; beide überwinden den Konflikt mit den Mitteln, welche die phänomenale Welt bietet, und der Unterschied liegt nur darin, daß das Rührende von dem positiven Rest der Idee ausgeht und diesen direkt zum Siege über die negativen Faktoren führt, während das Komische sich um den positiven Rest der Idee unmittelbar gar nicht bekümmert, sondern bloß um die automatische Negation der negativen Momente, wodurch aber indirekt dasselbe Ziel erreicht wird.

Das Rührende löst den Konflikt durch Berufung an das Gefühl, aus welcher der höhere Werth der positiven Momente der Idee erhellt und wirksam wird; das Komische löst ihn durch Berufung an den Verstand, indem sie ihm den Unwert der negativen Momente durch intuitive Dialektik vorführt. Das Rührende gibt unmittelbar eine positive Lösung und bedarf deshalb keines außer seiner Sphäre liegenden Komplements; das Komische gibt unmittelbar nur eine negative Löfung, und läßt einen positiven Reflex nur aus dem Komplement seiner selbst hervorscheinen das nicht mehr in seiner Sphäre liegt. Das Rührende bietet eine bloß relative Lösung, wie das auf dem in Relationen sich erschöpfenden Standpunkt der Immanenz nicht anders sein kann; indem ihm aber jedes außer seines Sphäre liegende Komplement fehlt, mangelt ihm die gefühlsmäßige Einsicht in diese Relativität, die höchstens im Wehmütigen oder Elegischen hervorschimmert, und dadurch gelangt es unvermeidlich dazu, die blos relative Lösung für eine a b s o l u t e zu nehmen und damit u n w a h r zu

werden. Das Komische hingegen blickt sehr wohl über die Relativität seines Einzelfalls, sowohl über diejenige der Negation des Negativen als auch über diejenige des positiven Komplements, hinaus und hat in der Souveränität seiner eigentümlichen ästhetischen Anschauungsweise die intuitive Selbstgewißheit seiner alles umspannenden Macht, kraft deren auch das in diesem Falle resultierende positive Komplement im weiteren Verlauf des Prozesses ganz ebenso seiner dialektischen Selbstauflösung verfallen ist.

Dieses negative Hinausblicken der komischen Auffassung über den gegebenen Spezialfall und über die bloß relative Positivität des außerlogischen Komplements hinaus auf die Gewißheit des allgemeinen Verfallenseins der Idee an die komische Selbstvernichtung deckt sich mit dem positiven Bewußtsein von dem *mikrokosmischen* Charakter der komischen Lösung des gegebenen Spezialfalles, wonach derselbe ein Abbild im Kleinen und eine typische Antizipation der komischen Lösung des makrokosmischen Konfliktes ist. Die gefühlsmäßige Durchschauung der bloßen Relativität der positiven Bedeutung des außerkomischen Komplements und die gefühlsmäßige Durchschauung des mikrokosmischen Charakters der komischen Lösung des gegebenen Spezialfalls sind ein und dasselbe Gefühl, bloß von zwei Seiten erläutert; die erstere erfaßt die fernere Negativität des jeweiligen positiven Restes, die letztere die positive Allgemeingültigkeit der negativen Lösung, was auf dasselbe herauskommt. Damit greift aber das Komische über die Sphäre der phänomenalen Immanenz hinaus in die metaphysisch-transcendente Sphäre; denn es weiß damit die gesamte Sphäre der phänomenalen Immanenz als eine ihm selbst, d. h. der komischen Selbstvernichtung verfallene, und zwar nicht etwa zufällig, hier und da, oder bloß in ihrer Endlichkeit, sondern wesentlich und überall in ihrem innersten Kern verfallene, und sieht in jedem mikrokosmischen Komischen das mikrokosmische Vorspiel des makrokosmischen Komischen.

So steht jedes mikrokosmische Komische als komischer *Spezialfall* in der immanenten Sphäre, weist aber als *mikrokosmisches* über sich hinaus auf das transcendente Kosmokomische; wie es in ersterer Hinsicht dem Rührenden die Hand bietet, so in letzterer Hinsicht dem Tragischen. Das Rührende findet seinen Anknüpfungspunkt an dem außerkomischen positiven Komplement des komischen Spezialfalles, das Tragische im Gegenteil an dem mikrokosmischen Charakter des Komischen, mit dem es auf die Selbstaufhebung der immanenten Phänomenalität als solchen hinweist und sich zu einer Antizipation der transcendenten Lösung erhebt.



Hiermit ist schon die Doppelseitigkeit des Humoristischen angedeutet, in welchem das Komische zum aufgehobenen Moment herabgesetzt wird, es ist aber auch weiter darauf hingedeutet, daß das Komische durch seine Zwischenstellung zwischen rein immanenter und rein transcendenter Lösung fähig und geeignet dazu wird, vermittelst seines Eingehens in das Humoristische eine Brücke zu schlagen zwischen dem Rührenden und dem Tragischen. Endlich fällt durch die vorangehenden Erörterungen ein klares Licht auf das Verhältnis des Komischen zum Sittlichen.

Schon die unbefangene empirische Betrachtung zeigt, daß es nicht das Unsittliche oder sittlich Verkehrte, sondern das Unlogische oder logisch Verkehrte, nicht das Böse, sondern das Dumme ist, was komisch wirkt, daß die edelste sittliche Gesinnung keinen Schutz davor gewährt, in logische Verirrungen zu geraten und komisches Objekt zu werden, und daß das Böse bei folgerichtiger Klugheit vor dem Ausgelachtwerden ziemlich sicher ist. Es weiß jeder, daß das Komische eine breite Sphäre des sittlich Indifferenten zum Tummelplatz hat, und daß es sich auch da, wo es an dem sittlich Differenten zu Tage tritt, meistens an Nebensachen heftet, die als solche eben nicht das Wesen des Guten oder Bösen berühren. Das Komische sucht weder das Böse auf, noch scheut es pietätvoll vor dem Guten zurück, sondern macht sich überall geltend, wo die verfolgten Absichten, gleichviel ob sittlich guter oder böser oder indifferenter Art, in unlogischer Weise zu verwirklichen gesucht werden. Erst da, wo diese Absichten selbst auf ihre logische Stichhaltigkeit geprüft werden, kann das Gute einen Vorsprung gegen das Böse haben, weil das Böse mit der logischen Idee selbst im Konflikt ist. Aber diese logische Negativität des Bösen kann nur da zur Entfaltung des Komischen führen, wo die Verhältnisse Gelegenheit bieten zur Entfaltung einer sinnlich anschaulichen Selbst-reductio ad absurdum von Seiten des Bösen, und dieser Fall wird immerhin eine Ausnahme sein. Andererseits gehört auch das Gute nur dem phänomenalen Gebiet an, und wird von dem Komischen nur in soweit respektiert, als dieses selbst noch relativ ist und eine immanente Lösung bietet; es wird aber von dem Komischen mitsamt der ganzen Phänomenalität aufgelöst, sofern dasselbe als mikrokosmisches auf eine transcendente Lösung hinweist. Als endlicher relativer Spezialfall läßt das Komische in dem sittlich Guten eben jenes außerkomische Komplement stehen, den unaufgelösten positiven Rest der logischen Idee; als Typus des absolut Komischen weist es über die endliche und beschränkte Relativität des Sittlichen hinaus auf eine oberhalb desselben gelegene Sphäre des Logischen und der logischen Reaktion, welche das

Gegenstück bildet zu jenem unterhalb des Sittlichen belegenen Gebiet des Komischen. Das Komische ist also viel weiter als die Sphäre des Sittlichen, indem es die Sphären des Untersittlichen (d. h. sittlich Gleichgültigen), des Sittlichen und Unsittlichen und des Uebersittlichen (zu dem alles Sittliche sich nur als Mittel zum Zweck verhält) umspannt.*)



Lebenszweck.

Novelle von Hermann Heiberg.
(Berlin.)

Christian Dohm, Inspektor der Fabrik von Teuf und Komp., kam um die Mittagszeit langsam die Straße herabgegangen, öffnete die Thür des Hauses, in dem er nun schon seit 16 Jahren mit seiner Frau kinderlos lebte, setzte sich nach seiner Gewohnheit in der Wohnstube ans Fenster und las die Zeitung.

Es waren die „Täglichen Neuigkeiten" des Städtchens, welche bereits in der Frühe von einer alten Botin gebracht wurden, um diese Zeit aber keine Leser fanden, weil Frau Dohm sich für dergleichen nicht sonderlich interessierte und der Mann schon um 7 Uhr auf seinem Posten sein mußte. Er war groß, knochig, hager und das Kinn seines dunklen Angesichts von einem rötlichen Bart umschattet.

Anna, seine Frau, eine etwas volle Blondine, hatte ein glattes, rundes Gesicht, in welchem sich mehr Verstand als Güte ausdrückte. Sie lebten neben einander, wie zwei leidlich gute Kameraden. Jeder gab von seinem Egoismus zu Gunsten des anderen ab, und diesen kehrte insbesondere die Frau gegen die Außenwelt heraus. Erst kommen wir und dann die anderen! Das war nicht durch eine besondere philosophische Auseinandersetzung als etwas Lebenskluges bei ihnen zum Beschluß erhoben, sondern ergab sich aus ihrer Veranlagung. Auch ihr Zusammenleben basierte auf Pflicht und Gewohnheit.

Die Menschen ihrer Umgebung nannten sie niemals Herr und Frau Dohm, sondern stets „Inspektors". Er forderte zudem durch seine Erscheinung und sein ernstes Wesen den Titel heraus, welcher ihm zukam.

*) Die auferlegte räumliche Beschränkung verhindert mich leider, an dieser Stelle auch auf die verschiedenen Arten und Unterarten des Komischen einzugehen, in welchen die allgemeinen Ausführungen erst ihre nähere Erläuterung und Bestätigung finden können. Leser, welche sich für den Gegenstand näher interessieren, erlaube ich mir, auf meine demnächst erscheinende „Philosophie des Schönen" zu verweisen.

Und ein Tag verlief in den drei Stübchen, die sie bewohnten, und die durch große Sauberkeit, allerlei hübsche Kleinigkeiten und muntere Blumen ein freundliches und wohlbehäbiges Aussehen hatten, wie der andere. Morgens nahmen sie fast wortlos den Kaffee zusammen ein, vor Tisch las Christian Dohm stumm für sich die Zeitung, saß fast ebenso stumm bei Tisch, rauchte seine Pfeife und ging dann wieder in die Fabrik. Wenn er vor der Heimkehr ein Glas Bier getrunken hatte, löste sich wohl einmal seine Zunge; sonst aber mußte sie fragen, wenn sie etwas wissen wollte und unaufgefordert erzählen, wenn sie etwas auf dem Herzen hatte. Er redete sie selten an.

Sie hatten kaum jemals einen Unfrieden mit einander, schon deshalb nicht, weil sie bei diesem ausschließlichen Verkehr und bei der einförmigen Lebensweise zu Vergleichen nicht gelangten. Ja, sicher würden beide, wenn sie befragt worden wären, nicht einmal haben genau beschreiben können, wie sie ausschauten. Sie sahen sich gegenseitig, so zu sagen, ohne sich zu sehen. Er war da, sie war da, und ihre Erscheinung kam durch ihre Thätigkeit zum Ausdruck. Sie verkehrten nicht mit einander wie sonst wohl Menschen in der Ehe, die einander anblicken, in ihrem Gesicht zu lesen suchen, prüfen, was in ihnen vorgeht und denken, wie es anders oder besser zu machen sei.

Fast wie zwei Maschinen waren sie in Bewegung. Es konnte vorkommen, daß sie tagelang kein Wort mit einander wechselten als „Gute Nacht! Gute Nacht!“ und Jeder kehrte sich auf die Seite, welche ihm die bequemste war.

Die Frau schien auch keinen Blick für andere Männer zu haben und — was seltsam war — an dem Geschwätz der Nachbarfrauen keinen Geschmack zu finden. Sie ging eigentlich mit niemandem um; man sah sie selten oder gar nicht. Kindern und Hunden aber war sie geradezu abgeneigt. Niemals war es vorgekommen, daß sie den Kleinen, die auf der Straße spielten, ein freundlich Wort gegeben oder ihnen gar einen Leckerbissen zugesteckt hätte.

So war denn auch „Inspektors“ Wohnung für die junge Welt ein neugieriges und furchtsame Scheu erregendes Geheimnis.

Als Christian Dohm eben auch noch die Inserate durchstudiert hatte, trat die Frau ins Zimmer, nickte leicht mit dem Kopfe und setzte die Erbsensuppe auf den bereits gedeckten Tisch. Sie hörte ihn kaum je kommen, sie wußte, wenn sie aus der Küche trat, saß er da mit seinem stummen, ernsten, fast finsteren Gesicht, das sie bei ihm kannte seit nun 18 Jahren. Denn schon während ihrer Verlobungszeit war er ein sehr

zurückhaltender, wortkarger Mensch gewesen und sein ganzer Antrag bestand aus einer einzigen, diesmal mit einem warmen Blicke begleiteten Frage: „Ich dachte immer, wir könnten zu einander passen. Wollen Sie mich heiraten, Fräulein Jebens?“ — Und sie, die damals Haushälterin bei den alten Teufs gewesen war, hatte mehrmals rasch und zustimmend mit dem Kopfe genickt. Und dann hatte er ihre Hände mit seinen breiten Flächen umschlossen und mit einem ebenso warmen Ausdruck im Auge und im Tone gesagt: „Na, schön! Danke, liebe Therese; das ist denn abgemacht!“

Unter den Anzeigen befand sich heute eine Annonce, die Christian Dohms Aufmerksamkeit besonders erregte. Man war wohl gewohnt, daß der Kaufmann Ebertin seine frisch angekommenen Waaren anzeigte, daß von Kegelschieben und Tanzvergnügen die Rede war, oder ein entlaufenes Tier gesucht ward, das dem Finder eine Belohnung eintragen konnte, aber dieses Inserat hatte einen ungewöhnlichen Inhalt: „Arme Leute wünschen ein hübsches, gesundes Kind (Knabe) zu guten Leuten zu geben, für immer. Offerten an die Expedition.“

Dieser Schluß klang etwas zweifelhaft und war etwas ungelenk ausgedrückt, aber Christian Dohm deutete ihn so, wie es ihm in seine Gedanken paßte, und diese Deutung war richtig. Falls der Hausherr noch schweigsamer hätte sein können, als sonst, heute würde er es gewesen sein, denn was er gelesen, beschäftigte ihn ungemein.

Wenn er so bisweilen Sonntags am Fenster stand und in den hellen Sonnenschein hinausguckte, die Vögel fliegen sah und gegenüber bei dem Justizrat die hohen grünen Bäume in dem weitläufigen, das Grundstück umschließenden Garten vor seinen Blicken auftauchten, wurde ihm ganz weich zu Mute. Dann stieg das Gefühl in ihm auf, daß ihm etwas fehle. Er wußte nicht, was, aber einigemale hatte sich sein Auge gefeuchtet, weil's ihm gar so seltsam wehmütig durch die Brust zog.

Und wenn er die blonden Knaben und die dunklen, flinken Mädchen sich tummeln sah, wenn sie lachten und sich haschten, oder gar, sobald ihre erwachsenen Angehörigen vorüberkamen, jubelnd auf diese zueilten, sich an sie hingen, oder von jenen liebkosend auf die Arme genommen wurden, dann riß es an des Mannes Herz. Ein Kind! Wenn er doch auch ein Kind hätte!

Aber reichlicher Segen überall und gehobene Mienen bei denen, die diese Schätze ihr Eigen nennen durften, — und in seinem Hause kein fröhlicher Kinderlaut! Es wartete niemand auf ihn, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Kein kleines Männchen umfaßte seine Kniee,

kein Mägdlein im kurzen Röckchen bat um einen Kuß, wollte auf seinem Schoß sitzen und hören, was er zu erzählen wußte. Das Band, das die Menschen aneinanderknüpft, unsichtbar mit tausend Fäden, — für ihn war es nicht gewirkt.

Ihm fehlte doch der rechte Mittelpunkt und Zweck für sein Dasein. Die Zukunft lag offen wie eine flache Hand vor ihm. Er wußte, wie alles sich vollziehen werde, wenn nicht Krankheit oder Tod große Striche machten, die alles, alles anders gestalteten.

Nachdem Christian Dohm und seine Frau gespeist hatten, griff der erstere noch einmal nach der Zeitung und sagte zur großen Überraschung seiner Frau: „Lies mal, was hier steht!“

Und sie, die schon die zusammengetragenen Schüsseln in der Hand hatte, setzte sie wieder nieder, wischte eine Fettspur, die vom Tellerrand an ihrer Hand geblieben, an der Schürze ab und ergriff die Neuigkeiten.

Und nachdem sie das gelesen, worauf er mit dem Finger hingedeutet hatte, sagte sie: „Na so was!“ und zuckte die Achseln. Aber sie forschte auch in seinem Angesicht, wie dies seit langer Zeit nicht geschehen, weil nichts besonderes zu erforschen und zu ergründen war. Christian Dohms Mienen aber waren dieselben wie immer; in diesen zeigte sich nichts, woraus man hätte auf seine Gedanken schließen können.

Und dann ging die Frau in die Küche und er steckte die Pfeife an; und dann setzte er diese, nachdem er den Kopf ausgeblasen, in die Ecke und nahm seinen Weg in die Fabrik.

In dem großen Hauptraum befand sich ein kleines Kontor, das mit Fenstern versehen war. An diesem schritten die Beschäftigten, die Männer, die Frauen und die Kinder vorüber. Wenn sie ein Anliegen hatten, klopften sie beim Inspektor an und Christian Dohm hörte schweigend zu, was sie vorbrachten und nickte stumm mit Ja und Nein, oder schlug, ohne ein Wort zu sagen, das Arbeitsbuch auf, oder ging an den Geldschrank. Gegen ein Nein gab's keine Reden mehr, wenn sie auch gehalten wurden.

Am heutigen Nachmittage trat eine der Frauen in das Bureau und sagte:

„Herr Inspektor! Ich muß einstellen! Von meinen Kindern ist eins krank, liegt meist im Sterben. Sie müssen's dann abziehen! Kann ich niederlegen?“

Er nickte und sie ging. Aber er sah ihr nach, und als sie schon den Drücker in der Hand hatte, rief er sie zurück und fragte:

„Sie haben sechs, nicht so?“

„Ja, Herr Inspektor, sechs! Und grade dieses ist mein bestes. Weil es doch so krank ist und so viel kostet, wollte ich den Johannes weggeben. Wir können sie nicht alle durchbringen."

„Sie wollen eins weggeben?"

„Ja, wir haben so gedacht, wenn's auch schwer ist." Die Frau weinte und wischte sich über die Augen.

„Ach, ein Kind weggeben! — Aber, was mein Schwager ist, er rät uns zu und mein Mann meint auch — —"

„Geben Sie ihn mir, den kleinen Johannes! Ist's nicht der Blondkopf, den Sie neulich an der Hand hatten, als Sie in die Apotheke gingen?"

Die Frau hatte voll Überraschung emporgeblickt. Nun nickte sie und sah den Mann, der sprach, halb glücklich, aber doch auch wieder so sonderbar ängstlich an.

„Sie wollen ihn haben, Sie, Herr Inspektor? Will denn Frau Inspektor? Na, daß ich es man sage: Wir habens in die Zeitung gesetzt. Einer hat schon geschrieben, hier aus der Nähe, aus M. — . ."

Christian Dohm bewegte den Kopf und zupfte an seinem Halstuch. „Ich werde Ihnen morgen Bescheid geben, wenn Sie noch gleichen Sinnes sind. — Aber vorher sollen Sie mit niemandem sprechen, als mit Hols, Ihrem Manne. Ich will nachher selbst mit ihm reden." —

„Nein, nein, Herr Inspektor, sprechen Sie nicht. Wenn er auch will, — so muß ich ihn doch erst vorbereiten thun. Er wollte schon mal bei der kleinen Guste, aber, als es so weit kam, na, da konnten wir uns beide doch nicht trennen."

Und die Frau weinte abermals und trat ab.

Und der Tag ging zu Ende wie immer. Als Christian Dohm sich nach Hause wandte, war's kalt, trotz Sommerzeit. Am Himmel stand dunkles Gewölk und alles war so düster regungslos in der Natur, als sei ihr der Atem ausgegangen. Und die Menschen hatten keine fröhlichen Gesichter, die Hausthüren waren überall geschlossen und der Frohsinn schien verzogen in ein anderes, unbekanntes Land. Wie denn mal die Tage ihre finsteren Masken haben und die Natur ihr tief melancholisches Antlitz.

Als die beiden Menschen heute früher, als sonst, zu schlafen sich anschickten, öffnete Christian Dohm den Mund. Er wollte sprechen, aber als er den kalten, unbeweglichen Ausdruck in dem Gesicht seiner Frau sah, saß ihm ein Schloß vor dem Munde. Er sagte nichts als „Gute Nacht!", und drinnen ward's dunkel, wie draußen, wo der Wind aufgekommen war und ein mürrisches, unheimliches Spiel mit dem Regen trieb.

Am nächsten Tage erschien Frau Hols wieder nicht in der Fabrik. Der Mann aber trat ins Kontor und meldete sie ab.

„Unsere Kleine — Sie wissen ja, Herr Inspektor — ist noch immer so krank — sehr krank.“ —

Christian Dohm nickte, griff in die Tasche, zog einen Thaler heraus und gab diesen dem alten Arbeiter.

„Aber sprecht nicht davon!“

Ein dankbarer Blick traf ihn. — Nun trat der Mann zurück und ging in den Fabrikraum. Christian Dohm aber schaute durch die Kontorfenster auf das rastlose Hin und Her der Maschinen, hörte das Stampfen des Dampfkolbens und horchte auf das zischende Geräusch der Transmissionsriemen.

Sonst war sein Ohr so gewöhnt, daß ihn keinerlei Geräusch störte. Heute hätte er Kirchenstille um sich haben mögen. Ihm war so seltsam zu Mute. Seine Kinderjahre kamen ihm ins Gedächtnis, seine Kinderjahre, wo er so froh, so unbefangen — so glücklich gewesen war.

Um Mittag sagte Christian Dohm bei Tisch:

„Wir wollen das Kind annehmen, das da neulich in der Zeitung ausgeboten wurde. Was meinst du, Therese?“

Die Frau schien zu glauben, ihr Mann rede irre. Wenigstens sah sie ihn so an.

„Ach, nun noch Kinder annehmen, — fremde! Wer weiß, wie das ausfällt. Und Kinder! Sorgen, Krankheit! — Und bei uns! Ne, ne, das ist doch wohl nicht dein Ernst?“

„Ja, es ist mein Ernst!“

Aber er sagte nichts weiter. Die halbe Nacht lag er wachend im Bett und malte sich aus, der kleine Johannes — es war ein dreijähriges Männchen — sei sein Kind geworden. Er werde sich bald gewöhnen. Die Eltern dürften nicht kommen! Wenn er den Knaben an sich zog, würde er bald zutraulich werden und mit der Zeit vergessen, daß er schon Andere Vater und Mutter genannt habe.

Seit langen Jahren zog's einmal wieder so warm wie Sonnenschein durch die Brust des Mannes. Eine neue Welt that sich vor ihm auf!

Freilich, seine Frau! Werde sie gut sein gegen den Kleinen? Nun! Das fand sich. Sie werde ihn auch schon lieb gewinnen. Nur jetzt erschien ihr dieser Entschluß als etwas so Fremdes für ihre Gedanken und für ihre Empfindungen!

Am nächsten Morgen war in der Fabrik seine erste Frage nach Hols, dem Arbeiter. Er kam.

„Sie ist heute Nacht gestorben, — unsere Kleine — —“

Der Mann sah seinen Vorgesetzten mit einem Blicke an, der ihm durchs Herz schnitt. Aber nachdem Christian Dohm getröstet hatte, lag's ihm wie zehrendes Feuer auf der Zunge, und ob er gleich nicht fragen wollte, sprach er doch und sagte:

„Nun, — Hols, wie wird's denn mit dem kleinen Johannes? Hat Ihre Frau — Ihnen gesagt? Ich will ihn annehmen.“

„Unser Johannes? Sie? Nein, Herr Inspektor, gesagt hat sie mir nichts. Und nu, — nu, — es war ja man, daß mir die Kleine durchbringen wollten — etwas hätten wir denn auch wohl gekriegt, aber nu kann ich mir doch von dem kleinen Johannes nich trennen. Ach ne, ne, Herr Inspektor, weggeben, — weggeben — “

Und zwischen diesen Worten und Sätzen unterbrach sich der Mann, weil ihm gar so viele Thränen über die Wangen flossen.

„Nun, dann sprechen wir nicht mehr über die Sache!“ — erwiderte Christian Dohm kurz und rauh, machte eine Bewegung und entließ seinen Untergebenen.

Und als er an diesem Mittag nach Hause kam, las er die Zeitung, wie immer, aber er las sie doch nicht. Und als die Frau mit der Suppe kam, und diese mit dem alten ausdruckslosen und kalten Gesicht auf den Tisch setzte, da hätte er am liebsten aufspringen mögen und sie fassen und würgen, weil sie, weil sie — — Und dann schlug er doch selbst sein ungerechtes Herz mit Ruten und mit Peitschen und biß die Zähne zusammen und setzte sich an den Tisch und aß stumm seine Suppe und ging wieder in die Fabrik und kam zurück und sagte, wie immer „Gute Nacht“ und hörte „Gute Nacht“ und streckte sich, einigemale tief, tief aufseufzend, — aus auf seinem Lager — und wartete wachend, bis die Sonne allmählich die Nacht verdrängte, und bis wieder begann, was gestern war, und so fort und so fort — Tag für Tag, — Jahr für Jahr — — — —

Unser Dichter-Album.

Schlaraffenland.

(Aus dem humoristischen Epos „Sankt Don Juan“. Manuskript.)

Drei Meilen hinter Weihnachten liegt
Ein Land, da lebt sich's seelenvergnügt!
Du erntest reichlich, ohne gepflügt —

Schlaraffenland,
So ist der Gau geheißen.
Ringsum ist eine Mauer gebaut
Von Hirsebrei, und wen es nicht graut,
Sich durchzufressen emsiglich — schaut,
Der sel'ge Fant
Mag Wonnen viel geneußen!
Nun kam ein borst'ger Klausnergreis,
War gar ein mag'rer Lappen!
Der suchte nach dem Paradeis,
Begann im Brei zu tappen,
Dieweil sich türmt um himmlische Au'n
Von Reis ein Zaun,
Die Sünder wegzupappen.

Der Klausner stopfte prüfend die Back' —
Wie schied' er Reis von Hirsegeschmack?
Er, der aus grob asketischem Sack
Heuschrecken nur
Im rauhen Forst genossen?
Den Spaten hieb er ein mit Gewalt,
Dieweil für Reis die Hirse ihm galt.
Kam durch gottsel'gen Eifer gar bald
Auf sünd'ge Flur,
Von Bächen Weins durchflossen!
Er hatt' nicht alsobald erlugt
Der Fülle güld'nes Träufen,
Als er Reißaus zu nehmen sucht'
In wilden Sprüng' und Läufen:
„Gepries'ner Hieronymus!
„Der Sünden Ruß,
„O woll' ihn von mir streifen!“

Ihm folgten Fisch' in Wellen so klar,
Gebrat'ne Tauben streiften sein Haar,
Manch' Apfel fiel auf Glatz und Talar
Das Maul gesperrt,
Wie hat er grell gesungen
Zum Herren Christ aus schmerzlicher Quall
Da stürzt' im Baum ein Faun den Pokal:
Von Malvasier ein rötlicher Strahl
Spült das Konzert
Hinweg von seiner Zungen.
Die Teufelssüße spie er aus
(Er hätt' sie baß gesogen) —
Sah Mann und Weib im Blätterhaus,
Die froher Dinge pflogen!!

Die Augen kniff er fest aufeinand' — —
Und fiel vom Rand
In eines Bronnens Wogen.

Der zaub'rische Jungbronnen war das —
Wie er aus tulipanischem Naß
Gerettet wås ins duftige Gras:
Um fünfzig Jahr
War er da jünger wieder!
Vor ihm, mit Augen, licht wie Demant,
Die Huldin Abundantia stand,
Allein in ihrer Schöne Gewand —
Doch der Gefahr
Schloß er nicht mehr die Lider;
Nein, seinen tiefsten Psalm er sang,
Der Herrin Gunst zu wecken —
Die bog sich nieder und umschlang
Ihn lächelnd: „Laß das Blöcken!
„Statt mir zu leiern, küsse mich frei!
„Bei mir sollst nach dem Hirsebrei
„Nun Süß'res gar verschmecken!"

München-Berlin. Franz Held.

Satans Rache.

Jehovah, Jehovah!
Das war nicht wohlgethan,
Daß du mein Sodom mir zerstört,
Mit Pech und Schwefel es verheert,
Wo Belzebub so gern verkehrt —
Jehovah, war das wohlgethan?

Säh'st du, wie's Satans Herz zerreißt,
Wie rachebrütend nachts sein Geist
Das tote Schwefelmeer umkreist —
Jehovah, war das wohlgethan?

Die Stunde naht der Rachelust:
Schon sitzt am Weltgeschick August
Und Satan bläht die Schlangenbrust!
Jehovah, 's war nicht wohlgethan!

Der Höll' entfliegt ein schwarzer Geist
Zu Cäsars Thron, der Nero heißt,
Indes in Grüften Christus kreist;
Jehova, 's war nicht wohlgethan!

Hui! Roms Paläste flammdurchloht,
Hui! Geiselfletschen, Kreuzestod,
Hui! Rabenschrei, Kadaverkot!
Jehovah, das war wohlgethan!

Jehovah, Jehovah!
Die Höll' hat Pech und Schwefel auch!
Was quirlt so rot der nächt'ge Rauch?
Roms Fackeln! Heisa! Aug um Aug!
Jehovah, mir ist wohlgethan.

Berlin. J. Scharf.

Verblüht.

Der lichte Schlehdorn ist verblüht,
Verblüht sind auch die Elsen,
Nur manchmal glüht ein Nelkenbusch
Noch im Gestrüpp am Felsen.

Und seltner tönt durch Wald und Au
Der Amsel Liebeslocken,
Denn emsig sammelt schon für's Nest
Sie Spreu und Federflocken.

So ist aufs neu ein Lenz dahin —
Fast bin ich froh darüber,
Es machten seine Wonnen mir
Die Seele nur noch trüber.

München. Heinz Osser.

Mittsommernacht.

Langgestreckte Wolkenstreifen
Schichten sich am blauen Himmel;
Dort mittsommernächtig reitet
Wodan auf dem Silberschimmel.

Hugin, Mugin, seine Raben,
Schlagen krächzend das Gefieder.
Was sie von der Fahrt berichten,
Ist dem Gott des Lichts zuwider.

Traurig blickt er auf die Erde,
Seinen Schlapphut setzt er tiefer,
Weil's ihm ganz unsäglich ekelt
Vor dem Menschen-Ungeziefer.

München. Heinrich von Reder.

Sie schauten alle so seltsam.

Sie schauten alle so seltsam,
Wenn sie sich zu mir setzten,
Und finster blickte mein Leibarzt,
Als wär's Matthäi am Letzten.

Sie hatten auch schon meiner Seele
Mit ängstlicher Sorge gedacht
Und mir zu Buß' und Einkehr
Ans Bett eine Bibel gebracht,

Indes ein anderer suchte
Mit Philosophie mich zu stärken
Und aus dem Rock einen Band zog
Von Schellings sämtlichen Werken:

Da sei ein Sirenengesang
Von hellenischer Lieblichkeit,
Betitelt „Clara" oder
„Von der Unsterblichkeit".

Ich weiß nicht, ob und wie weit er
Die Clara vorgelesen,
Ich weiß auch nimmer, wie sehr ich
Davon erbaut gewesen;

Ich weiß nur, daß die Eine
Mir still zu Häupten stand
Und mir auf die glühende Stirne
Legte die kühlende Hand.

Sie hat kein Wort gesprochen,
Sie hat kein Buch gebracht,
Sie stand mir still zu Häupten
Und hat mich gesund gemacht.

Bamberg. Hans Probst.



Ein Held der Feder und des Schwerts.

Lebensgeschichte Carlos von Gagerns von Ludwig Kunwald

(Wien.)

Die Wunde, welche die Trauerkunde des Weihnachtstages meinem Herzen schlug, sie reißt wieder auf und mein Herz blutet, gedenk ich des teuren Freundes, des edlen Menschen, des ausgezeichneten Mannes Carlos

von Gagern, welcher am 19. Dezember 1885, viele hunderte Meilen weit von allen seinen Lieben und Freunden, in Madrid in so jäher, unerwarteter Weise aus dem Leben abberufen wurde. Meine wehmutsvolle Trauer wird aber zum bittern Schmerze, ersteht vor meiner Seele das Bild des lieben, blonden Gretchens, seiner einzigen Tochter, die ihr Leben seiner Pflege weihte, sich mit ihm in die Einsamkeit seiner Arbeiten zurückzog und trotz des Ernstes ihrer Lebensaufgabe doch stets ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen und für jeden Freund ihres Vaters einen freundlichen Blick und ein heiteres Wort hatte, des armen blonden Gretchens, das im Wahnsinne der Verzweiflung bei der erschütternden Todesnachricht zum Gifte griff und ihrem Leben ein selbstgewähltes, qualvolles Ende bereitete. Wahrlich, man möchte beim Anblicke so furchtbar tragischen Geschickes die Arme zum Himmel erheben und das „Warum?", diese alte Frage der Menschheit, emporrufen, wüßte man nicht, daß die Antwort, nach dem Ausspruche des Dichters eine Handvoll Erde sei, mit der man uns den Mund stopft!

Das Wort, das ich zur Gedächtnisfeier unseres Carlos von Gagern spreche, ist meinem Herzen Bedürfnis und Befreiung; so wie es Ihnen gewiß Bedürfnis ist von ihm zu hören, seine edle Persönlichkeit sich zu vergegenwärtigen und sein unvergängliches Andenken in Ihrem Herzen aufzufrischen.

Wie könnten wir aber diesen seltenen Mann würdiger feiern, als indem wir uns seinen Lebensgang in Erinnerung bringen, wie er denselben in seinem herrlichen, leider unvollendet gebliebenen Werke „Tote und Lebende" der Nachwelt überlieferte! So gestatten Sie mir denn, an der Hand dieses Buches eine kurze Skizze seiner Biographie zu geben und dann die Resultate eines Lebens zu ziehen, welches erreignis- und abwechslungsreich, wie selten ein anderes, des Merkwürdigen und Hochinteressanten eine ungeahnte Fülle bietet.

Carlos Freiherr von Gagern ward am 12. Dezember 1826 in Rehdorf in der Neumark, auf dem Gute seines Vaters, des preußischen Majors Gustav von Gagern, geboren. Schon als achtjähriger Knabe hatte er das Unglück seinen Vater, den er innig liebte und verehrte, zu verlieren, ein Trauerfall, den ich wohl als verhängnisvoll für sein ganzes Leben bezeichnen möchte. Bei seinen großen und mannigfaltigen Talenten wäre er gewiß die Glorie des Gagernschen Hauses geworden, welches dem Vaterlande schon drei hervorragende Männer schenkte, und hätte sich zu einer Bedeutendheit ersten Ranges emporgeschwungen, wenn die Leitung einer liebenden und energischen väterlichen Hand sein Wollen

und Können konzentriert und harmonisch entwickelt hätte. So aber sehen wir ihn seine Gymnasiallaufbahn in einer Weise vollenden, wie wir dies wahrlich keinem unserer Kinder wünschen möchten. Von drei Gymnasien, — dem Werder'schen in Berlin, den Gymnasien in Schulpforta und Zeitz, — ward er relegiert, und zwar nicht wegen schlechten Fortganges oder unmoralischen Verhaltens, sondern wegen eines ungebändigten, undisziplinierbaren Wesens, welches durch die persönliche Berührung mit dem Turnvater Jahn, der seine Neigung zur Bethätigung körperlicher Kraft, selbst mit Hinwegsetzung über nüchterne Schulregeln moralisch unterstützte, nicht unwesentlich gefördert worden ist. Erst auf dem vierten Gymnasium in Stargart in Pommern legte er seine Abiturientenprüfung ab und bezog dann im Jahre 1845 die juridische Fakultät der Berliner Unversität. Es scheint aber, daß ihm die Pandekten und Institutionen des römischen Rechtes nicht anregend genug waren, denn in seinem Buche erzählt er uns viel weniger von seinem Studium, als von dem Bunde „Rütli", welchem er sich mit warmer Begeisterung anschloß, um im Kreise gleichgesinnter, mitunter hochbegabter Jünglinge, wie Ernst Dohm, Carl Beck, Ernst Kossak, Rudolf Löwenstein, Rudolf Gottschall, Griepenkerl und anderen — ein ebenso ungebundenes, wie geistig angeregtes Leben zu führen. Er machte gleichzeitig sein Freiwilligenjahr und ward Unteroffizier, wobei ihm selbstverständlich manches heitere Kasernenabenteuer passierte, das er in seinem Buche in anmutiger Weise wiedergibt.

Schon im nächsten Jahre — 1846 — sehen wir ihn in Holland, wohin er auf Anregung seines Schwagers, des Japanreisenden Philipp Franz von Siebold ging. Es ist recht charakteristisch und wirft ein Licht auf seine studentische Ungebundenheit, die ihm die erwähnten Gymnasialrelegierungen zuzog, unter welchen Umständen er die Nachricht von der Verlobung seiner Schwester mit Siebold erfuhr.

Er war als Zeitzer Gymnasiast bei der Burschenschaft „Westphalia" in Jena zum Besuche und kneipte mit ungefähr zwanzig Burschen auf offenem Markte, als vor dem gegenüberliegenden Gasthofe eine offene Postchaise mit zwei verschleierten Damen hielt. Da diese nicht ausstiegen, so regte er die Kameraden an, ihnen auf ihre Weise die Reverenz zu machen. So stieg denn ein Student nach dem andern bei der linken Wagenthür ein, um nach einem höflichen Gruße bei der rechten abzuspringen. Bei der Blitzesschnelle, mit der diese seltsame Prozedur vor sich ging, kamen die verblüfften Damen vor Überraschung nicht zu sich, bis endlich unser Gagern, der als jüngster zuletzt an die Reihe kam, in

ihnen seine Mutter und Schwester erkannte. Erstere, eine hocharistokratisch gesinnte Frau, die keinen Spaß verstand, grollte ihm wegen dieses übermütigen Streiches, während seine Schwester denselben mit lustigem Lachen aufnahm — und ihm ihre soeben erfolgte Verlobung mit Siebold ankündigte. Siebolds Einfluß scheint ein sehr heilsamer auf Gagern gewesen zu sein; denn nicht nur, daß er ihn für Japan, dessen Sprache, Litteratur, Land und Leute interessierte und ihn zu Studien anhielt, die ihm später als europäischem Korrespondenten der japanischen Regierung sehr zu Statten kamen, vermochte er ihn auch, seine juridischen Studien auf der Universität Leyden zu Ende zu führen, von welcher Gagern auf Grund einer von ihm in holländischer Sprache geschriebenen juridischen Dissertation das Doktor-Diplom in demselben Jahre erhielt.

Nun wollte er aber die Welt kennen lernen und reiste im Jahre 1847 nach Paris, wo er das Glück hatte, mit Alexander von Humboldt in nähere Berührung zu treten.

Nach der Februar-Revolution des Jahres 1848 ging er nach dem Süden und machte in dem Departement des Basses Pyrenées Studien über Sprache, Sitten und Geschichte der Basken, welches Volk ihn in hohem Grade interessierte. Er erzählt uns sogar, daß er in der malerischen Tracht desselben verkleidet, mit baskischen Schmugglern in mondhellen Nächten die unwegsamsten Pyrenäenübergänge beschritt und an der Gefährlichkeit und Abenteuerlichkeit des Lebens dieser Menschen mit großer Freude teilnahm. Im Verfolge dieser Züge kam er nach Spanien, wo er alsbald die Bekanntschaft des Karlistengenerals Elio machte, der ihn unter der Vorgebung, seine Partei wolle die Freiheit in Spanien begründen, als Anhänger gewann und ihm die politische Mission übertrug, Espartero für die Sache der Karlisten zu gewinnen. Seine Aufgabe, welche ihm mißlang, brachte ihn in eine Todesgefahr, aus der er wie durch ein Wunder gerettet wurde. In dem Städtchen Estella, wo er sich aufhielt, sollten nämlich sechs gefangene Karlisten hingerichtet werden, was ihre Parteigenossen um jeden Preis verhindern wollten. Die beabsichtigte Befreiung derselben schlug aber fehl, und bei dem nach der Hinrichtung erfolgten Volksaufstande wurde Gagern gefangen und von dem isabellistischen General Villalonga zum Tode verurteilt. Schon stand er auf dem Richtplatze und wartete auf das todbringende Kommando, welches nur deshalb nicht ertönte, weil man auf den ihm beigegebenen Beichtvater Izene wartete, als dieser atemlos dahergerannt kam und die Aufschiebung der Exekution ankündigte. In der Zwischenzeit hatte nämlich Candida Galareta, ein Mädchen aus vornehmer Familie, zu welchem

Gagern in zarten Beziehungen stand, sich vom General Villalonga, mit dem sie in einem befreundeten Hause zum Diner geladen war, zu ihrem Geburtstage ein Geschenk ausgebeten, und als er ihr dies bewilligte, das Leben des jungen zum Tode verurteilten Preußen als solches bezeichnet. Izcue, welcher wußte, daß ohne seine Anwesenheit die Hinrichtung nicht stattfinden darf, war von Candida gewonnen und harrte auf den Ausgang dieser von der Liebe gesponnenen Intrigue. Gagern wurde noch längere Zeit darauf von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, bis er endlich durch Verwendung des preußischen Gesandten seine Freiheit und seine Papiere zurückerhielt.

Er kehrte hierauf nach Deutschland zurück, trat auf Wunsch seiner Mutter im Jahre 1849 wieder in die preußische Armee als Unteroffizier ein und diente abwechselnd in Breslau, Naumburg und Zeitz, in welch letzterer Stadt er sich im Jahre 1850 in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre mit Elvira Schneider, Tochter des Augenarztes und württembergischen Leibmedikus Dr. Josef Schneider vermählte. Im nächsten Jahre lernte er Wislicenus, den Begründer der „freien Gemeinde" kennen, welchem er sich, von der Gleichheit der Gesinnung und freireligiösen Denkweise angezogen, auf das Wärmste anschloß. Er ward Sprecher der Gemeinde, versah die Funktionen eines Geistlichen bei Geburten, Trauungen und Begräbnissen, berief Volksversammlungen und hielt in denselben radikale und atheistische Reden, welche alsbald die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich lenkten. Zweimal wurde ihm der Prozeß gemacht, einmal in Zeitz, das zweitemal vor dem Schwurgerichte in Naumburg. Er kam wohl jedesmal glücklich davon und erregte sogar infolge seiner herrlichen Verteidigungsrede in Naumburg einen solchen Sturm von Begeisterung, daß ihm ein Fackelzug gebracht wurde; er erkannte aber doch, daß in dem in den Banden der heftigsten Reaktion schmachtenden Deutschland seines Bleibens nicht länger sei. So wanderte er denn im Juli 1852 mit seiner Frau und seinem damals einjährigen Töchterchen nach Amerika aus und ernährte sich eine zeitlang in New-York durch journalistische und litterarische Arbeiten.

Es wollte ihm aber das Leben unter den „Gleichheitsflegeln" der neuen Welt nicht recht behagen, insbesondere nachdem ihm die politischen Flüchtlinge aus Europa, mit denen er dort gar häufig zusammentraf, manche Enttäuschung bereiteten. Da gedachte er eines Bildes, das er während seiner Anwesenheit in Spanien in der Garnisonskirche der Bergfestung Fuenterabbia gesehen, eine ganz eigenartig aufgefaßte und gemalte Madonna, die man ihm auf seine überraschte Frage als

die Vergin de Guadelupe, die Schutzpatronin von Mexiko bezeichnete. Es überkam ihn damals ein ganz seltsames Gefühl der Sehnsucht nach Mexiko, welches sich im Jahre 1853 in New-York in solchem Grade erneuerte, daß er zu übersiedeln beschloß. Es war die unbewußte Ahnung, daß Mexiko seine neue Heimat, sein Adoptivvaterland, wie er es nannte, werden sollte! Am 14. Juli 1853 landete er in Veracruz, wo es ihm mit Hilfe seiner ausgezeichneten Kenntnis der spanischen Sprache gelang, das Vertrauen des damaligen Präsidenten Santa Anna zu gewinnen, welcher ihn nach Ablegung einer strengen Prüfung aus den militärischen Fächern zum Hauptmann I. Klasse und zum Lehrer und Hauptmann der Alumnen des Militär-Kollegiums in Chapultepec ernannte. In dieser Eigenschaft arbeitete und wirkte er, mit unverdrossener Hingebung seinem neuen Berufe lebend, bis ihn im Jahre 1855 der Sturz Santa Annas durch Alvarez, „den Panther des Südens“, veranlaßte, seine Stellung aufzugeben. Er ging nach dem Norden und lebte abwechselnd in Habanna, Yukatan und auf der Insel Cuba, ethnographischen und litterarischen Studien und Arbeiten sich hingebend.

Doch behagte ihm dieses ruhige, sorgenlose Leben nicht lange und er kehrte nach der Niederwerfung Alvarez' im Jahre 1858 nach Mexiko zurück, wo ihn Miramon, der neue Präsident der Republik, zum Oberstleutnant beförderte. In den Kämpfen zwischen Miramon und seinen Gegnern nahm Gagern mit aller Wärme seiner Seele und mit der ganzen Energie seines Wesens Partei für den ersteren, weil er in ihm den Apostel der Freiheit Mexikos sehen zu können glaubte. Das Jahr 1859 brachte blutige Kämpfe und wir erblicken unsern Freund im dichtesten Schlachtengewühl. Er erzählt uns in seinem Buche eine ganz artige Anekdote, wie er nach dem Treffen von Calamanda von brennendem Durste gequält, beim Anblicke seiner ermatteten, durstigen Truppen einen ihm gebrachten Krug voll Wassers zur Erde warf und seine Soldaten aufforderte, mit ihm das Wasser aus einem dem feindlichen Lager nahe gelegenen Teiche zu holen, wo dann ein Teil der Truppen trank, während der andere sich mit dem Feinde herumschlug. In der bald darauf folgenden Schlacht von Cosme ward Gagern verwundet, nichtsdestoweniger nahm er neun Tage darauf an der Schlacht von Tacubaya teil, bei welcher er an der Spitze seiner Truppen Schloß und Park von Chapultepec erstürmte und einundzwanzig Kanonen eroberte, wofür ihn Miramon vor der Front umarmte. Gar bald erkannte aber Gagern, daß er sich in Miramon, in dessen Wesen und Zielen getäuscht habe, daß die Idee der Freiheit nicht in seinem, sondern im gegnerischen Lager ihre

Fahnen entfalte. Sofort, nachdem er zu dieser Überzeugung gelangt war, reichte er um seinen Abschied ein, ward aber statt dessen, scheinbar in amtlicher Mission, thatsächlich aber in die Verbannung nach dem Staate Oaxaka geschickt, von wo er nach wenigen Monaten ohne Erlaubnis zurückkehrte und in dringlichster Weise neuerlich um seinen Abschied bat. Miramon ließ ihn in den Kerker werfen, aus welchem ihn erst zu Weihnachten 1860 die siegreiche Revolution unter Benito Juarez befreite, welch letzterer ihn sofort zum Obersten erhob und ihm wieder das Lehramt an der Militär-Akademie übertrug. Nun folgen einige Jahre ruhiger, wissenschaftlicher Arbeit und eifriger journalistischer Wirksamkeit. Im Jahre 1862 veröffentlichte er seine berühmt gewordene, in spanischer Sprache verfaßte Schrift „Appellation Mexikos von dem schlecht an das gut unterrichtete Europa". Die große Selbständigkeit und Unbeugsamkeit seines Charakters bewies er durch seinen in der bedeutendsten Zeitschrift Mexikos unter seinem Namen veröffentlichten Angriff gegen den Ministerpräsidenten Doblado, den er der Verübung schmutziger Handlungen zieh. Die Folge davon war, daß er von diesem seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen wurde. Sein Gönner Juarez hob die Verfügung auf und veranlaßte die Einleitung eines Strafprozesses wider ihn, infolge dessen er zur Zahlung von 200 Pesos verurteilt wurde, die ihm Juarez dann im Gnadenwege erließ. Es wurde bezüglich seiner öffentlichen Stellung wohl rehabilitiert, doch auf sein Verlangen als Generalstabschef zur Ostarmee versetzt, welche eben in heftigen Kämpfen mit den eindringenden Franzosen begriffen war. Er nahm teil an der Verteidigung der hartbedrängten Festung Puebla und legte auch hier Proben seines seltenen Mutes ab. So erzählt er unter anderem in seinem Buche, wie er einen jungen Offizier, der das Kanonenfieber nicht los werden konnte, an eine exponierte Stelle führte und ihm, während die Kugeln links und rechts einschlugen, Befehle diktierte, die der junge Mann mit zitternden Händen in sein Notizbuch eintragen mußte. Als in der belagerten Stadt Hungersnot ausbrach und die Munition verschossen war, hielt der Kommandant Kriegsrat, in welchem beschlossen wurde, die Festung dem Feinde zu übergeben, vorher aber alle Waffen zu zerbrechen und die Kanonen zu vernageln. Ein keiner Teil der Offiziere — unter ihnen Gagern — erklärte sich gegen diesen Beschluß und erhielt die Erlaubnis, auf eigene Faust zu handeln. Gagern scharte ungefähr 600 Mann um sich und verließ am nächsten Tage vor Sonnenaufgang die Festung, um nach der Richtung, in welcher man keine Feinde vermutete, das Freie zu gewinnen. Unglücklicherweise ward ihnen der

Weg schon nach mehreren Stunden angestrengten Marsches von einer auf Requisition ausgesandten und auf dem Rückwege befindlichen feindlichen Kavallerie-Division verlegt. Da an einen Widerstand seitens der ausgehungerten, munitionslosen Truppe Gagerns nicht zu denken war, mußte sich diese ergeben. So geriet Gagern im Jahre 1863 in französische Gefangenschaft, wurde eingeschifft und nach Evreux in Frankreich interniert. Da er hier jedoch sehr gut gehalten und ihm auch die Erlaubnis erteilt wurde, ab und zu nach Paris zu fahren, so gestaltete sich für ihn die Zeit seiner Gefangenschaft zu einer höchst interessanten, geistig reich bewegten. Er machte die Bekanntschaft aller hervorragenden Führer der damaligen Opposition, lernte insbesondere auch Thiers und Jules Favre kennen und ward Mitarbeiter an dem von Didot herausgegebenen biographischen Lexikon, für welches er Artikel in französischer Sprache schrieb. Er hatte auch die Ehre, dem damals in Paris weilenden Erzherzog Ferdinand Max vorgestellt zu werden und berichtete demselben über die damaligen inneren Verhältnisse von Mexiko. Über Aufforderung des Erzherzogs überreichte Gagern eine Denkschrift, die sich heute noch im österreichischen Staatsarchive befinden soll. Nach Beendigung des französisch-mexikanischen Krieges ward Gagern aus der Gefangenschaft entlassen und reiste im Jahre 1865 nach New-York, woselbst er sich journalistischen Arbeiten in deutscher und englischer Sprache widmete. Die sich überstürzenden Ereignisse in Mexiko ließen ihn aber nicht ruhen, und anfangs 1866 sehen wir ihn wieder an der Nordgrenze dieses Landes in Matamoros auftauchen, wo er als Regierungssekretär dem General Servando Canales beigegeben wurde. Der Zufall wollte es, daß kurze Zeit nach seinem Eintreffen bei dem Korps Canales', dieser von Juarez seines Kommandos aus Organisationsgründen enthoben wurde. Canales, ein Mann von wildem, aufbrausendem Temperamente, wollte sich dem Befehle nicht fügen und stellte sich mittels eines Pronunziamientos an die Spitze seiner Truppen gegen Juarez. Gagern versuchte ihn von seinem verbrecherischen, und angesichts der damaligen Lage Mexikos höchst gefährlichen Vorhaben, durch anfangs milde, aber immer dringlicher werdende Vorstellungen abzubringen und erklärte, nachdem alles nichts half, sich von ihm zu trennen. Die Folge war, daß er von Canales ins Gefängnis geworfen wurde und sicherlich hingerichtet worden wäre, wenn ihm nicht wieder ein glücklicher Zufall Rettung gebracht hätte. Wie in Estella die Liebe, so war es in Matamoros die Freimaurerei, der er sein Leben verdankte. In seiner verzweifelten Lage kam er nämlich eines Tages, als er vom Fenster seiner Kerkerzelle aus die Offiziere Canales'

bemerkte, auf den glücklichen Einfall, das freimaurerische große Not- und Hilfszeichen zu geben. Einer der Offiziere, der Freimaurer war, bemerkte es und faßte allsogleich seiner Bundespflicht gemäß den Entschluß, ihn zu retten. Die sehr geschickt ins Werk gesetzte Flucht gelang vollständig, und nach einer mit Lebensgefahren aller Art verbundenen, höchst abenteuerlichen Fahrt gelangte Gagern nach Queretaro, kurz nachdem diese Festung in die Hände Juarez' gefallen und Kaiser Max gefangen worden war. Er erhielt die Bewilligung, den hohen Gefangenen zu besuchen, und wenn unser österreichisches Gefühl sich auch gegen die kalte Kritik auflehnt, die Gagern in seinem Buche dem Wirken dieses unglücklichen Monarchen angedeihen läßt, und wenn auch die Humanität das Verdammungsurteil spricht gegen die Blutthat von Queretaro, so müssen wir doch Achtung empfinden vor dem Manne, der seine Meinung, unbekümmert um die Folgen seines Freimutes, ausspricht, jedem gegenüber, sei er hoch oder nieder. Diese seine Freimütigkeit ließ ihn auch in Opposition treten gegen den von ihm so hoch verehrten Benito Juarez, ungeachtet sich ihm dieser stets als Freund und Gönner erwiesen hatte. Als nämlich Juarez sich gegen das Staatsgrundgesetz von Mexiko nach Ablauf seiner gesetzlichen Amtszeit nochmals als Präsident ausrufen ließ, griff ihn Gagern in den öffentlichen Blättern aufs heftigste an und trieb diese seine Opposition derart auf die Spitze, daß er im Jahre 1868 neuerlich verhaftet wurde und sich 1869 aus Mexiko flüchten mußte. Hierauf verbrachte er wieder drei Jahre in New-York und kehrte erst nach dem Tode Juarez' 1872 nach Mexiko zurück, wo ihn der Präsident Porfirio Diaz auf das Wohlwollendste empfing.

Ungefähr um die Mitte der siebziger Jahre kam er nach Europa und lebte, mit einer Mission von der mexikanischen Regierung betraut, zuerst in Wien, dann vom Jahre 1883 ab als mexikanischer Militär-Attaché in Berlin und wurde, nachdem er in dieser Stadt, als ursprünglich preußischer Unterthan und Adeliger in eine schiefe Stellung zur Regierung geriet, nach Dresden versetzt. Anfangs Dezember 1885 unternahm er im Auftrage einer großen politischen Zeitung eine Reise nach Spanien, — in jenes Land, das er am Beginne seiner wechselvollen Laufbahn betreten hatte und das ihm seine letzte ewige Heimstätte bereiten sollte, in das Land, in welchem schon im Jahre 1848 sein Todesurteil gefällt wurde, das aber nicht General Villalonga, sondern 37 Jahre später, am 19. Dezember 1885, wenige Tage nach Vollendung seines 59. Lebensjahres, jene gewaltige Macht an ihm vollzog, welche uns alle zum Tode verurteilt hat schon am Tage unserer Geburt!

Daß ein Mann wie Carlos von Gagern dem Freimaurerbunde nicht ferne bleiben konnte, versteht sich fast von selbst. Die Loge, in der er im Jahre 1857 in Brooklyn rezipiert wurde, hieß „Schiller", gerade so wie die unserige, bei der er sich, nachdem er aus der Loge Paz y Concordia, der er in Mexiko angehörte, ausgetreten war, affiliieren ließ. Wir alle haben noch lebhaft im Gedächtnis die schöne und anregende Feier seines 25jährigen Logen-Jubiläums. Zuletzt noch am 15. November 1885, wenige Wochen vor seinem Tode, folgte er, obwohl körperlich infolge eines Schlaganfalles noch sehr angegriffen, dem Rufe unserer Loge und kam von Dresden nach Preßburg, um bei dem zehnjährigen Gründungsfeste derselben die Festrede zu halten. Noch ist unser Geist erfüllt von den markigen Worten, die er zu uns sprach, noch klingt in unserem Ohr die sonore, weithinschallende Stimme, mit der er den Hörer unwiderstehlich fesselte.

Wenn wir aus den Prämissen, die diese vor uns abgeschlossene Lebenslaufbahn bietet, die Resultate, bezüglich des innern Seins und Wesens des Menschen, dem dieses Leben eigen war, ziehen wollen, so müssen wir vor allem eines hervorheben und betonen: Gagern war ein Mann der Ideale und blieb diesen seinen Idealen zeitlebens treu! Dies beweist in erster Linie seine politische Richtung. Von Jugend auf für Freiheit und Gleichheit erglühend, stand er stets in der Reihe derjenigen, die den Kampf um diese höchsten Güter der Menschheit führten. Unnachsichtlich gegen die Feinde der Freiheit, kehrte sich seine Waffe sofort auch gegen seinen besten Freund, wenn er bezüglich der Reinheit der Gesinnungen desselben berechtigte Zweifel hegen zu müssen glaubte. Er war Sozialist in des Wortes bester Bedeutung, ein Gegner jenes Ultrasozialismus, welcher die Weltordnung verkehren und an die Stelle der gegenwärtigen Übelstände der Gesellschaft andere, vielleicht noch schlimmere setzen will; dagegen ein Freund der Arbeiter, für welche er, lange vor Schultze-Delitzsch, in den Jahren 1850 und 1851 Konsumvereine gründete, ein Freund des Volkes, an welches er in zahlreichen Volksversammlungen Ansprachen hielt, die den Geist wahrer Humanität und reinster Menschenliebe atmeten.

Seine unentwegte Liebe zur Freiheit, welche auch dann nicht alteriert werden konnte, wenn der Kampf um dieselbe entsetzenerregende Formen annahm, beweist nachfolgende schöne Parabel, die er im Jahre 1862 verfaßte: „In jenen fernen Zeiten, wo die Vögel sprachen und die Blumen ihnen antworteten, lebte ein Fürst, der glühend eine Jungfrau liebte, die an Schönheit, Liebreiz und Talenten alle Jungfrauen der Erde

übertraf; denn ihre Patin, eine mächtige Fee, hatte sie bei ihrer Geburt mit diesen Gaben beschenkt. Diese wollte nun die Liebe des Fürsten auf die Probe stellen und verwandelte ihr schönes Patenkind in eine alte, häßliche, in Lumpen gehüllte Frau. Das Auge des Liebenden vermochte nicht die Geliebte unter der Verkleidung zu erkennen, und die Fee, um seinen geringen Scharfblick zu strafen, entriß ihm die Jungfrau für lange Zeit. So auch wandten viele gute Liberale, als sie die Freiheit zwischen Ruinen und Leichen einherschreiten sahen, entsetzt sich von ihr ab und Zweifel erfüllten ihre Seele. Bald aber wurden sie ihres Irrtums gewahr, denn trotz alledem und alledem: vera incessu patuit Dea!"

Trotzdem Gagern Mexiko als sein Adoptivvaterland liebte, blieb er doch stets ein guter Deutscher, jedoch frei von jenem Chauvinismus, der in hochmütiger Selbstüberschätzung alle anderen Nationen gering achtet. Er kannte zu gut die Welt und die Menschen, die sie bevölkern, um an Rassen-Vorurteilen zu kleben. Ihm galt nur der Mensch seinem inneren Werte nach und die Zufälligkeiten der Geburt und Abstammung waren ihm gleichgültig. Er war ein Feind aller Schranken, die die Menschen künstlich zwischen sich aufrichteten — ein Kosmopolit in des Wortes edelster Bedeutung.

Den Religionen gegenüber verhielt er sich ablehnend. Schon als Gymnasiast verweigerte er die ihm zugemutete, in Preußen den Charakter der Verleihung der „toga virilis" an sich tragende und daher für alle Protestanten unvermeidliche Konfirmation. Da er trotz zweijährigen Unterrichtes in den Grundsätzen der evangelischen Religion sich dazu nicht herbeilassen wollte, so vereinbarte er mit seiner Familie, die unbedingt auf dieselbe bestand, daß er, wenn der Priester nach Verlesung des Kredo die Aufforderung an die versammelte Jugend richten wird: „Wenn ihr dieses glaubt, bekräftigt es mit einem lauten vernehmlichen ‚Ja'", ein lautes vernehmliches „Nein" rufen werde, welches allerdings in dem hundertstimmigen Chor der „Ja"-Rufenden ungehört verhallen würde. So geschah es auch; und er konnte sagen: confirmavi et salvavi animam! Seine Ablehnung aller konfessionellen und religiösen Formen führte ihn zum Atheismus, und wir können alle, die wir ihn reden hörten, Zeugnis von seinem starren Festhalten an der unbedingten Negation des „Göttlichen" ablegen. Allein, dieser Atheismus war nicht etwa eine Folge der Unkenntnis der Dogmen und Lehren der einzelnen Religionen. Er hatte dieselben vielmehr mit großer Gründlichkeit studiert. Die protestantische Lehre kannte er natürlich von Kindheit auf; die katholische lernte er in Stargart kennen, wo er mit dem Pfarrer der

katholischen Gemeinde, Pater Thomas, in regem Verkehr stand und von demselben systematischen Unterricht in den Lehren der katholischen Kirche genoß. Es ist seltsam, daß Gagern, der dem Grundsatze huldigte: Selbstdenken macht frei, und dem Dogmentum auf das entschiedenste entgegentrat, doch für die dogmenreichste aller Religionen, für die katholische, stets eine gewisse Vorliebe bewahrte. Auch nicht-christlichen Religionen wendete er seine Aufmerksamkeit zu. In Leyden studierte er bei einem gelehrten Rabbiner den Talmud, wandte sich dann dem Studium des Koran und des Buddhismus zu, konnte also in theologischen Dingen ein Wort mitreden. Seine Überzeugung war aber, daß nicht Mephotophilos, — Mephistopheles, — der Geist der Finsternis, „der das Licht nicht Liebende“, sondern Lucifer, der Lichtbringer, der eigentliche Feind der Religionen sei.

Höchst merkwürdig ist es, daß Gagern, der Radikale, der Sozialist und Atheist, doch stets auf seinen alten Adel hielt und den Aristokraten eigentlich niemals abgelegt hat. Dies beweist sein wiederholt ausgesprochener Wunsch „nach Verschmelzung demokratischer Ideen mit aristokratischen Formen“. Er legte großes Gewicht auf die Pflege seiner schönen, weißen Hände, auf die er nicht wenig stolz war. Als Präsident eines hochroten Arbeitervereines hörte er einst, es war im Jahre 1849, daß man sich über dieselben lustig machte. Bei seiner nächsten Ansprache an die Arbeiter gebrauchte er folgendes Argumentum ad manum, wie er es nannte, indem er zu den Arbeitern sprach: „Ich bin, meine Freunde! ein rückhaltsloser Anhänger der Gleichheit, ich will sogar, daß sie sich bis auf die Hände erstrecke. Nur kommt es darauf an, in welcher Weise dies bewerkstelligt werde. Sie kommen von der Hobelbank, Sie von der rußigen Schmiedeesse, Sie haben soeben erst den Pechdraht fortgelegt oder andere ähnliche Arbeiten vorgenommen und sich dabei die Hände beschmutzt. Ich bin von meinem Schreibtische aufgestanden, wo ich höchstens Gelegenheit hatte, mir einige Tintenflecke zu machen. Bevor ich mich jedoch hierher begab, habe ich mir die Hände gewaschen; Sie haben es nicht gethan und daher die Ungleichheit. Was ist nun richtiger, um dieselbe herzustellen? Daß ich mir die Hände wieder beschmutze, damit sie den Ihren, oder daß Sie sie waschen, damit sie den meinen gleichen?“ Mit Vorliebe erzählt er in seinem Buche, daß er während seiner Gefangenschaft in Frankreich zu einem Marquis Fayet, einem Aristokraten von altem Schlage, geladen wurde, und auf seine verwunderte Bemerkung, daß man ihn, den Republikaner, den argen Ketzer, den Apfel, der so weit vom Stamme gefallen sei, in einen so hocharistokratischen Zirkel lade,

die Antwort erhielt: „Thut nichts! Aristokrat bleibt Aristokrat! Wie nach der katholischen Lehre die Priesterweihe, so drückt auch die adelige Geburt dem Menschen ein Signum indelebile auf. Sie gehören zu den Unsern, gleichviel, welcher Art Ihre politischen und religiösen Ansichten sein mögen!“ Nie hat er das Wörtchen „von“ vor seinem Familiennamen weggelassen. Gleichwohl mutet uns dieses Festhalten an seinem Geschlechtsadel als etwas Kindliches, Naives an. Es gleicht dem natürlichen Wohlgefallen an einem Kleide, das uns gut steht — ein Gefühl, welches Hohen und Niedrigen, Armen und Reichen, Gelehrten und Handwerkern in gleichem Maße innewohnt. Es wäre unnatürlich, die Empfindung für seinen Stamm, den Stolz auf seine Ahnen abzustreifen. Und Natürlichkeit, absolutes Fernsein von jeder Affektation und Gespreiztheit war eine der schönsten Charaktereigenschaften unseres verewigten Freundes.

Jene geistigen und körperlichen Vorzüge aber, deren sich die Aristokraten berühmen, die jeden, der sie besitzt, welchen Stammes er immer sein mag, adeln, besaß er thatsächlich in hohem Maße. Wir haben gesehen, mit welcher Kühnheit er den Gefahren ins Auge blickte, welchen Mut, welche Todesverachtung er in blutigen Schlachten an den Tag legte und mit welcher Ausdauer und Energie er seine Ziele verfolgte. Dieser inneren Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit entsprach auch seine äußere Erscheinung. Über die Mittelgröße hinausragend, breitschulterig, starkknochig, mit langen, blonden Haaren und wallendem Vollbarte, geistvollen, kühn blitzenden Augen, ein gewandter Turner und vorzüglicher Reiter, war er in seinen jüngeren Jahren eine stattliche Erscheinung von ebenso eleganten wie männlich imponierendem Ansehen. Was ihn aber vornehmlich auszeichnete, war sein durchaus edles, ruhiges Wesen. Nie hörte man von ihm ein derbes, oder auch nur unfeines Wort, nie einen Schwur oder Fluch. Trotz seiner langen militärischen Laufbahn, trotz seines Lebens unter Soldaten und im Feldlager hatte er absolut nichts vom „alten Haudegen“ an sich. Maßvoll in seinen Worten und seinem Benehmen, machte er stets den Eindruck der Vornehmheit. Diese äußere Eleganz ging aber Hand in Hand und war gewiß der Ausfluß einer seltenen Bildung, eines geradezu stupenden Wissens. Er war in den lateinischen und griechischen Klassikern vollkommen zu Hause und kannte genau die Litteraturen der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier und Holländer, deren Sprachen er mit vollendeter Meisterschaft in Wort und Schrift handhabte. Sein gigantisches Gedächtnis befähigte ihn, Aussprüche, ja ganze Verse von Dichtern und Schriftstellern der alten und

neuen Zeit mit Sicherheit zu zitieren. Selbst die Bücher der Kirchenväter, die er als Gymnasiast las, blieben in seinem Gedächtnisse haften, und die Aussprüche des heiligen Augustinus boten ihm manche Argumente in seinem Kampfe gegen religiöse Unduldsamkeit. Außer seinen militärischen und ethnographischen Facharbeiten, deren Meisterschaft von seiner Regierung anerkannt war, brillierte er als glänzender Journalist und als hochbegabter Schriftsteller. Die beiden Bände seines Buches „Tote und Lebende“ bleiben ein herrliches Denkmal seiner schriftstellerischen Begabung. Dabei war er ein glänzender Redner, dem das Wort jederzeit zur Verfügung stand und der namentlich in Stegreif- und Tischreden seine Zuhörer zur Begeisterung entflammen konnte.

Was aber alle diese seltenen Gaben in unseren Augen erst recht wertvoll macht, ist die ganz außerordentliche Herzensgüte und Wahrheitsliebe, die er mit denselben verband. Für die Wahrheit konnte er alles, seine Stellung, seine Karrière, materielle Vorteile, ja selbst freundschaftliche Gefühle opfern; um der Wahrheit die Ehre zu geben, ihr zum Siege zu verhelfen, scheute er niemals Konflikte heraufzubeschwören und wenn dieselben auch seine Freiheit, sein Leben gefährdeten. Sah er sich aber nicht gezwungen, für sie sein Schwert, — im geistigen und materiellen Sinne des Wortes, — zu ziehen, so war er die ruhigste, friedfertigste Natur, uneigennützig bis zur Selbstbenachteiligung, ein Feind jeder Zwietracht, jedes Zwistes unter Freunden und Gleichgesinnten, ließ jedermann Gerechtigkeit widerfahren und war stets durchglüht von den Prinzipien der Humanität und Nächstenliebe. So gerne er mit bedeutenden Männern verkehrte, so willig er in jedem Menschen das Bedeutende anerkannte und pries, so weit war er von blinder Idolatrie entfernt. Er hielt es, wie er in seinem oftérwähnten Buche hervorhebt, für seine Pflicht, „Flecken selbst in der Sonne zu suchen“. Diese seine Eigenschaft läßt oft sein Urteil über hochstehende Zeitgenossen als hart erscheinen, während diese Härte nur ein Ausfluß seiner unparteiischen Wahrheitsliebe war, welche ihm gebot, Hohe und Niedere, Hervorragende und Unbekannte mit gleichem Maß zu messen.

Geradezu staunenswert war sein riesiger Fleiß. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend pflegte er, nur mit geringen Unterbrechungen, zu arbeiten. Mit Glücksgütern wenig gesegnet, war er gezwungen, den Lebensunterhalt für sich, seine Gattin und seine beiden Kinder mit der Feder zu erarbeiten, — und so benützte er den Tag, um abwechselnd Berichte für die mexikanische oder japanische Regierung, oder Journalartikel zu schreiben und daneben alle Erscheinungen der Litteratur

zu lesen und selbständige Werke zu schaffen. Rührend war dieser Fleiß namentlich in seinen letzten Lebensjahren, in denen die Strapazen seiner Jugend, die vielfachen Verwundungen, die er auf den Schlachtfeldern erlitt, die Folgen wiederholten Aufenthaltes in einem ungewohnten, gesundheitsschädlichen Klima, ihren Einfluß auf diese robuste Natur in höchst beschwerender Weise fühlbar machten. Er konnte den rechten Fuß und den einen Arm nur schwer bewegen, und eine immer intensiver werdende Schwerhörigkeit machte ihm den Umgang mit Menschen von Jahr zu Jahr unbequemer und bedrückender. Dessenungeachtet ließ er in seinem Streben und Wirken nicht nach, er gönnte sich keine Belustigung oder Erholung. Kaum vom Krankenbette, auf das ihn sein Zustand so häufig warf, auferstanden, fand ihn die Rekonvaleszenz schon wieder am Schreibtische. Er hat gerungen, so lange er Kraft in sich hatte — erst mit seinem letzten Atemzuge gab seine unermüdliche, thatenfreudige Seele ihr Streben auf und bis an sein Ende blieb er dem von ihm in seiner Jugend sich gestellten Lebens-Motto treu:

Strebend nur bist du Mensch; — d'rum wie das Kind in der Wiege,
Such' und finde dein Geist in der Bewegung nur Ruh!

Ein Gefeierter und doch Verschollener?

Eine Erinnerung von J. Hillebrand.
(München.)

Am 17. September 1886 waren es 50 Jahre, daß Grabbe in den Armen seiner unglücklichen, von böswilliger Seite so übel verleumdeten Mutter sein gequältes Leben endigte. Einige Zeitschriften haben ihn bei diesem Anlaß redselig gefeiert. Wer hat sonst in unserer jubiläumsfrohen Zeit von ihm in ernsthafterer Weise Notiz genommen? Meines Wissens nur das Mannheimer Hoftheater, welches ihm zu Ehren an seinem Todestage den „Heinrich VI." aufführte; wie ich dem „Badischen Beobachter" entnahm, mit mäßigem Erfolge. Vielleicht hätte sich ein anderes Drama besser für die Aufführung geeignet. „Heinrich VI." liegt dem Verständnis unserer Zeit zu ferne und die Hohenstaufenschwärmerei hat ein Ende.

Dennoch ist es dem Intendanten des Mannheimer Theaters zur Ehre anzurechnen, daß er den Versuch machte, den nächst Schiller bedeutendsten Dramatiker Deutschlands wieder dem großen Publikum nahe zu bringen.

Grabbe war zum Dramatiker geboren, aber seine Wiege stand in — Lippe-Detmold, sein Vater war — Zuchthausinspektor, seine früheste

Erinnerung war, „einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben.“ Umgangsformen, äußeren Schliff hatte er nie; mithin fehlte ihm ein Hauptelement zum Vorwärtskommen. In der Kneipe durch maßlose Cynismen die Verwunderung maulaufsperrender Gäste zu erregen, war ihm stets — (zu seinem Unglück) unendlich lieber als im Salon Theetischästhetik zu flöten. Es ist wahr, sein Lebenswandel war nichts weniger als musterhaft.

In Grabbes Leben muß eine düstere Katastrophe ihre furchtbaren Schatten geworfen haben. Wenigstens vergleicht Ziegler in seiner Biographie Grabbes, die mir augenblicklich nicht zur Hand ist, deren ich mich aber bestimmt erinnere, dieses uns unbekannte Etwas mit Banquos Geist, der die Freude des Festmahls in Entsetzen verwandelt, und Heine sagte einst auf dem Krankenlager, zu Ludwig Kalisch: „Ich hätte sehr interessante Aufschlüsse über ihn (Grabbe) geben können, aber wie manches Andere wird auch dies mit mir begraben werden.“ Ich führe diese Thatsachen an, weil ich sie bis jetzt in keiner Beurteilung Grabbes erwähnt fand und weil sie vielleicht doch geeignet sind, den Dichter vor allzu leichtfertiger Verdammung zu schützen. Als Dichter hat Grabbe stets tapfer gearbeitet und nach dem Höchsten gestrebt. Er selbst schrieb gegen sein Lebensende hin: „Die Studien zu diesem Nationaldrama (Hermannsschlacht) haben mich fürchterlich erschüttert, ihretwegen ward ich so krank, mocht's aber nicht sagen.“ Und weiter: „Der Hermannsschlacht unterlag ich fast. Wer kann das Ungeheuere, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben? Wär' ich todt!“

Der unglückliche Dichter hat übrigens niemanden ruiniert als sich selbst. Die beste Apologetik hat Freiligrath ihm ins Grab nachgerufen: „In diesem Geiste lebten Don Juan und Faust.“ Daher sollten die Deutschen sein Andenken hochhalten und nicht jenen englischen Frauenzimmern nachstreben, die an Byron nichts Merkwürdiges entdecken als seinen „unsittlichen“ Lebenswandel!

Doch lassen wir den Menschen ruhen, der längst in Nirwana den wirren Traum seines Lebens vergessen hat. Aber auf den Dichter immer wieder hinzuweisen, das, glauben wir, ist der „Gesellschaft“ würdig, die ja seit ihrem Bestehen ihre eigenen Wege verfolgt und es verschmäht hat, den Allerweltsgötzen zu huldigen; um so mehr ihrer würdig, als Grabbe der genialste Vertreter des historisch-realistischen Dramas genannt werden muß.

Schiller, an Vielseitigkeit, Bühnenwirksamkeit und poetischer Harmonie unserm Dichter weit überlegen, läßt die historischen Helden zu sehr



seine Sprache — freilich die eines Sprachvirtuosen ohnegleichen — ja sogar seine Philosophie reden. Grabbe suchte dagegen die Geschichte zur möglichst objektiven Darstellung zu bringen; die Bühne sollte „unter dem Kothurn der Wirklichkeit erdonnern!"

Leider kranken seine sämtlichen Tragödien — wie schon bemerkt, „Don Juan und Faust" ausgenommen — an der Sucht des Dichters, die ihm wie keinem andern zu Gebote stehende Schlachtenmalerkunst zu verwerten. Infolge dessen werden die Konflikte zu äußerlich; ihre geistige Seite tritt zu wenig hervor. Blutheischende Tyrannen darzustellen — das war seine Leidenschaft und Virtuosität.

Er hat keine einzige Frauengestalt geschaffen, wenn er gleich einmal das Problem der Liebe in seiner Weise höchst interessant zu beleuchten wußte, in „Don Juan und Faust."

Dieses Drama bleibt ein Denkmal reicher Phantastik und Dichterphilosophie; zwar nicht heranreichend an den Dämonismus in Byrons „Manfred", dafür lebensprühender, farbenglühender.

Ein Unikum unter allen Dramen deutscher Litteratur ist der „Herzog Theodor von Gothland". Als Heine das Stück einst dem wohlgekämmten, schubfach ordnungsfanatischen Varnhagen von Ense zur Ansicht gab, ließ ihm dieser dasselbe schleunigst zurückbringen: „Es macht das ganze Haus verrückt."

Weltverachtender Cynismus schrillt wie satanisches Hohngelächter durch diese bald hoch erhabene, bald fratzenhafte Dichtung. „Homo homini lupus" sollte durch dieselbe illustriert werden. Aber der Poet erbrachte den Beweis dieser sehr schwer zu widerlegenden Sentenz nicht durch ein Abbild der Wirklichkeit, sondern durch die eigene, leider oft branntweinberauschte Phantasie. Das Schlußwort Gothlands ist die Quintessenz der ganzen Dichtung:

„Nichts, nichts frag' ich nach Leben oder Tod.
Und — und die Hölle?
O die ist zum Wenigsten
Was Neues — und — ich wette —
Auch an die Hölle kann man sich gewöhnen."

Das bedeutendste Werk Grabbes ist sein „Napoleon". Hier treten Völker auf die Bühne, die Kanonen von Waterloo bilden den Schlußchor und an Stelle der drei aristotelischen Einheiten ist die Einheit der Weltgeschichte getreten. Der „Hannibal" dagegen stellt den Sieg und Triumph der intriguierenden Gemeinheit über den kämpfenden Heroismus dar.

Die „Hermannsschlacht", Deutschlands Befreiung gewidmet, wurde

zu einer Zeit geschrieben, da der Dichter schon mehr dem Tode angehörte, als dem Leben.

Alles in Allem: Kein Shakespeare, aber einer, der vielleicht ein deutscher Shakespeare geworden wäre, wenn ihm das Schicksal die seinem Genie angemessene Wirksamkeit an einer großen Nationalbühne vergönnt hätte, statt ihn zum unpraktisch zerfahrendsten und absonderlichsten aller fürstlich lippe-detmolder Auditeure zu machen.



Berliner Künstler.

Anton von Werner.

Biographisch-kritische Skizze von Gerhard von Amyntor.

(Potsdam.)

(Schluß.)

Das was Werner seit jener großen Zeit geschaffen hat, ist nach Art und Menge erstaunlich. Alle seine Werke der letzten sechzehn Jahre auch nur flüchtig zu würdigen, ist in einem knappen Essay durchaus unmöglich. Wir wollen daher ein beliebiges seiner bekannteren Gemälde herausgreifen, um an diesem die Anschauungsweise des Malers, die sich in allen seinen Geschichtsbildern immer auf der gleichen vornehmen Höhe hält, näher kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke betrachten wir einmal seine „Kapitulations-Verhandlungen am Abend von Sedan“. Wir haben es hier, nach der zutreffenden Bemerkung eines englischen Beurteilers, nicht mit einer wildstürmenden Schlachtscene, sondern mit einem Vorgange der tiefsten Überlegung, des ernstesten Schweigens zu thun. Die Schlacht bei Sedan hatte am frühen Morgen des 1. September begonnen; die in meilenweiter Frontentwickelung aufgenommene Kanonade hatte die Erde erschüttert und den Pulverdampf aus Hunderten von Geschützen wie einen dichten Schleier über das Gelände gebreitet. Um 4 Uhr nachmittags hatte die eingeschlossene französische Feldarmee unter den Befestigungswerken von Sedan Schutz gesucht; wenige Minuten später züngelten schon die Flammen aus der beschossenen Stadt. Bismarck, an der Seite des greisen Heldenkönigs, hat das Ringen des langen heißen Tages von einem Hügel aus beobachtet; jetzt, am Abend, sitzt er in einem kleinen, mit zwei Fenstern versehenen Zimmer, beide Fäuste auf seinen Pallasch gestützt, an einem runden Sofatische, auf dem eine Lampe und ein paar Kerzen brennen;

seine weiße Mütze liegt neben ihm auf einem Rohrstuhle. Aus der Hand Wimpffens hat er die Kapitulation von 4000 Offizieren, 83,000 Kombattanten und 14,000 Verwundeten empfangen; nur die Leichen auf dem Schlachtfelde haben sich schon einem Stärkeren ergeben. Der neben dem sitzenden Bismarck aufrecht stehende und die Rechte mit den Fingerspitzen leicht auf die Tischplatte stützende Moltke beherrscht unverkennbar die ganze Situation; sein feines, bartloses, scharf gemeißeltes Adlergesicht erglänzt in vollem Schein der vor ihm brennenden Schiebelampe; geistige Überlegenheit und unerschütterliche Entschlossenheit kündet jeder Zug dieses ehernen Antlitzes. Schon als selbständiges Porträt wäre dieser Moltke fraglos ein Meisterstück. Doch hier umgibt ihn eine Versammlung denkwürdiger Männer in einem der denkwürdigsten Momente unserer Geschichte; aber wie ergriffen auch unser Auge von einer Person dieser Versammlung zur andern schweift, unser Interesse wird nicht zersplittert, es wendet sich immer wieder diesem schlichten und doch hoheitvollen Schlachtendenker zu, dessen Erscheinung durch die ausdrucksvolle Umgebung in ihrer Wirkung nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr noch gehoben wird.

Hinter dem in unheimlicher Ruhe und Bewegungslosigkeit gewissermaßen den Vorsitz einnehmenden Bismarck steht, aufmerksam den Verhandlungen folgend, Podbielski, der General-Quartiermeister der deutschen Heere. Diesem zur Seite schreibt Graf Nostitz Notizen in sein Taschenbuch, leicht dem vom Tische kommenden Lichtschein entgegen geneigt. Fünf andere Offiziere des Stabes stehen aufrecht und fest wie eine Mauer mehr im Hintergrunde; ein sechster sitzt jenseits des Tisches neben Moltke mit dem außerordentlich glücklichen Ausdrucke scharf gesammelten Nachsinnens. Die ganze Gruppe dieser preußischen Offiziere wirkt geradezu verblüffend durch das scheinbar Ungesuchte, Selbstverständliche und doch so fein und überlegt Empfundene ihrer lebenswahren Darstellung. In allen ernstes Schweigen und eine fast atemlos gespannte Unbeweglichkeit, nur in Moltkes Antlitz, der offenbar eben gesprochen hat, gestattet sich der Künstler Leben und Bewegung auszudrücken. Und wie vornehm, verschmäht es Werner, auch nur eines dieser Gesichter durch die leiseste Andeutung eines immerhin berechtigten Triumphgefühls zu schädigen. Ernst und voller Selbstbeherrschung schauen diese würdigen Krieger darein, und doch ist kein Beschauer im Zweifel, daß dies die Sieger in einer der verhängnisvollsten Schlachten der Weltgeschichte sind; diese Wirkung des Gemäldes erreicht zu haben, ohne den Überwindern Napoleons auch nur einen einzigen Zug des Selbstbewußtseins oder verhaltenen Jubels zu geben, ist einer der größten Triumphe der Wernerschen Meister-

schaft. Und nun die entgegengesetzte Gruppe der französischen Offiziere — wie glücklich hat auch hier der Künstler jeder Versuchung zu irgend welcher tendenziösen Darstellung widerstanden. Der französische Charakter forderte allerdings gesteigerte Erregung, leidenschaftlicheres Sichgehenlassen, eine gewisse Zügellosigkeit des schmerzlichen Ergriffenseins; aber wie wohlthuend ist dieser unvermeidliche Ausdruck gemildert und alles theatralischen Pathos entkleidet! Nur der feinfühlende Deutsche weiß dies zu würdigen, die französische Durchschnittskritik hat es freilich nicht begriffen und nicht zu ehren verstanden. Denn ein Beurteiler in der Seinestadt rief gerade im Hinblick auf diese Darstellung beleidigt aus: „Mr. Werner a déshonoré son pinceau!" und mit diesem Ausdruck bewies er den ganzen Unterschied des deutschen und des französischen Empfindens, die „différence des crânes", die neulich ein Pariser Romancier den deutschen Dichtern vorwarf, und die doch gerade die schönste Perle im Schmucke der deutschen Kunst ist. Leidenschaftliches und doch ohnmächtiges Wüten der französischen Offiziere, das, wie es scheint, mehr nach dem Geschmacke des chauvinistischen Kritikers gewesen wäre, würde gerade jenen herben Kontrast der Überlegenheit des deutschen Siegers erzeugt haben, den der taktvolle Künstler vermeiden wollte. Wir wissen es aus dem Munde eines Augenzeugen der denkwürdigen Szene, daß allerdings einige der besiegten Herren ihre Hände emporgehoben, die Fäuste geschüttelt und mit den Zähnen geknirscht haben; aber so wie der Laokon nicht schreien durfte, wenn er ein Werk der schönen Kunst sein wollte, so durfte ein auf Würde haltender deutscher Maler nicht den traurigen Moment des Sichgehenlassens der Überwundenen verewigen, sondern er mußte sie männlich gefaßt und würdig zur Darstellung bringen. Tobende und Flüche wetternde Gestalten auf Seiten der Besiegten würden der edlen Haltung der Sieger unwillkürlich einen Schein von herzensroher Überhebung gegeben haben, die sowohl dem deutschen Soldaten, wie auch dem deutschen Künstler durchaus ungeläufig ist. Diese „différence des crânes" der beiden Nationen ist für den Chauvinisten freilich ein Buch mit sieben Siegeln, für den Germanen ist sie das Kennzeichen echten Humanismus. In diesem Sinne hat unser Künstler auch den feindlichen General Wimpffen aufgefaßt, der an Stelle des verwundeten Mac Mahon den Oberbefehl übernommen und den Abschluß der Kapitulation vollzogen hat. Eben hat er die bindende Erklärung abgegeben, daß Napoleon und die französische Feldarmee in der Hand des preußischen Königs seien. Er steht gerade vom Tische auf, die Schwere des über ihn gekommenen Verhäng-

nisses lastet auf seinen Schultern und beugt seine Gestalt, als wäre sie vom Schlage getroffen; aber auch in dieser gebrochenen Haltung erscheint er edel und entschlossen, sein Geschick zu tragen oder klaglos unter ihm zusammenzubrechen. General Faure verharrt noch schweigend auf seinem Sitze. Die anderen Offiziere des französischen Stabes stehen aufrecht mehr zurück; in ihrem Blicke glimmt wohl etwas, wie die heimliche Glut des Hasses, um ihre Mundwinkel zuckt es, wie die verhaltene Rachgier des gedemütigten Stolzes; sie sind entzündlicher als die feuerfesten Germanen. Aber, wiederum über jeden Zweifel erhaben, ist dies die Gruppe der Besiegten, deren zerschossene Fahnen sich vor dem unüberwindlichen Gegner gesenkt haben.

Werners bewundernswerte Zeichnung gibt in diesen Offiziersfiguren ein ganzes Stück Welt- und Kulturgeschichte. Und nur ein Künstler, der seinen Stift so meisterhaft beherrscht, soll sich der Darstellung kriegerischer Ereignisse unterziehen, sie mögen nun auf dem pulverdampferfüllten Schlachtfelde oder im improvisierten Büreau der Heeresleitung sich abspielen. Denn wenn schon die Gestalt eines kämpfenden Kriegers vollste Sachkenntnis und höchste Leistungsfähigkeit des Malers erfordert, damit Kühnheit und Todesverachtung, die jede Muskel spannt, zur Erscheinung komme, so müssen jene Eigenschaften des Künstlers in noch höherem Grade vorhanden sein, wenn die Heldentugenden des Soldaten in der stummen und doch so unendlich beredten Sprache der Ruhe und des Schweigens zum Ausdruck gebracht werden sollen. Die leiseste Unsicherheit in der Pinselführung würde hier unrettbar die Würde zerstören, wenn auch die Gestalten noch so vornehm empfunden und auf die Leinwand gebannt wären. Hier muß die Sicherheit des Künstlers über die gewöhnliche Fehlerfreiheit weit hinausgehen und sich durchaus zu Genialität steigern. Die deutsche Kritik hat dies einstimmig anerkannt; und auch die berufenen Kunstrichter unter unseren Vettern jenseits des Kanals haben für den deutschen Historienmaler nur Worte der Bewunderung. Einer derselben betont im Hinblick auf die Gruppe der deutschen Offiziere ausdrücklich, daß „with a fine and natural tact Werner has abstained from making these faces express even a forbearance from triumph“.

Wie anders wirkt dagegen das Zeichen der französichen chauvinistischen, also tendenziösen, also kunstfeindlichen Kunst (wenn anders dieser Widerspruch im Beiwort gestattet ist) auf uns ein! Man hat seiner Zeit die Geschmacklosigkeit begangen und Neuvilles Episode aus dem Gefechte von Le Bourget in der Metropole der deutschen Dichter und Denker ausgestellt, und vor dieser packenden Komposition, vor diesem

meisterhaft gemalten, aber ungeschichtlichen, verlogenen und uns kleinlich karrikiernden Bilde hat der deutsche Kunstphilister denn auch in der göttlichen Eselei seiner Kritik- und Gedankenlosigkeit weidlich geschwärmt und Entzückungs-Krampfsanfälle bekommen. Der ganze dargestellte Vorgang ist eitel Phantasie, nicht eine Linie desselben entspricht der historischen Wirklichkeit — wie käme auch ein revanchetrunkener Chauvinist zu geschichtlichen Studien, zur Gewissenhaftigkeit eines deutschen Historienmalers? Und wie tendenziös sind die Typen dieser preußischen Soldaten, bei aller Richtigkeit in den Grundzügen, ins Rohe und Brutale verzerrt! Diese abstehenden Ohren, diese dicken Nasen, diese unverhältnismäßig großen Köpfe, diese behelmten Kalibangestalten sind ein Pasquil auf unsere guten „blauen Jungen"; mit solchen Bestien in menschlicher Vermummung, solchen Quasimodo-Visagen hat Kaiser Wilhelm seine Siege nicht erfochten! Neuville hat keine Ahnung von der ritterlichen Gerechtigkeit unseres Werner; hätte er sie gehabt, hätte er sie seiner innersten Natur nach haben können, seine schön gemalte Lüge wäre dann vielleicht ein Geschichtsbild ohne Gleichen geworden. Allein er weiß nichts von Schillers Wort, „daß der Beschauer eines Kunstwerks völlig frei und unverletzt bleiben und aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers, hervorgehen soll." Eine Kunst, die sich nicht Selbstzweck ist, aus deren verzerrten Gestalten der Haß des Besiegten oder der Appell an die nationale Eitelkeit und Überhebung spricht, ist keine schöne Kunst mehr; denn nichts streitet, nach desselben Schillers Worten, mehr mit dem Begriffe der Schönheit, als dem Gemüt eine bestimmte Tendenz geben zu wollen. Lassen wir daher neidlos den Franzosen ihren nun schon dem Staube der Erde entrückten Neuville, und freuen wir uns, daß wir in Werner und den ihm geistesverwandten Männern, wie Bleibtreu, Steffeck und anderen berufenere, vornehmere, weil wahre und gewissenhafte Bild-Interpreten unserer neusten Geschichte haben.

Wenige Jahre nach dem Kriege entstanden auch die Porträts der beiden Feldmarschälle Manteuffel und Moltke, der große Mosaik-Fries am Hause des Bankiers Pringsheim in Berlin und eine venetianische Festa aus der Zeit des Paul Veronese, eine figurenreiche Schöpfung, die sich im Besitze eines Herrn Behrens in Hamburg befindet. —

In einem zurückgezogenen Teil der Potsdamer Straße zu Berlin, der eine platzähnliche Sackgasse bildet, zu der man nur durch die Thorfahrt eines Hauses der Straßenfront den Zugang gewinnen kann, hat sich Werner eine reizende Villa nach selbstentworfenen Plänen gebaut.

Aus dem lärmenden Geräusch der verkehrsreichen Straßen tritt man plötzlich in die friedliche Stille dieses versteckten Platzes und hat das Wernersche Haus gleich zu seiner Linken. Es ist ein dreistöckig, ganz eigenartig gegliedertertes, echtes Künstlerheim, in dessen Erdgeschoß sich der von ihm dekorierte Speisesalon und die Schlafzimmer befinden, während das erste Stockwerk nur Wohn- und Gesellschaftsräume, das zweite das große Atelier des Meisters enthält. Die Wandfüllungen seines Schlafzimmers hat er mit Szenen aus Amor und Psyche, das Kinderzimmer mit Märchen, das Musikzimmer mit Illustrationen zu Scheffelschen Dichtungen, einen größeren Salon mit acht Malerbildnissen wirksam geschmückt. Außerordentlich stimmungsvoll ist das Treppenhaus mit seinem Blumen und reich mit Bildern aller Art verzierten Wänden; gleich auf dem ersten Podest findet man ein kleines reizendes Bild Viktor Scheffels, wie er mit Rundhut und umgehangenem Ranzen, den Stab in der Hand, sich auf die Wanderung begibt, darunter steht „Hohentwiel 1882" und eine Scheffelsche Strophe mit dem Schlußverse: „Ich fahr' in die Welt". Nicht lange nachher — und der fröhliche Sänger sollte in jene andere Welt fahren, aus der es keine Wiederkehr mehr gibt. In Werners Arbeitszimmer hängen unter anderen zwei duftige Pastellbildnisse der beiden blonden Töchterlein des Meisters; sie sind das gelungenste, was ich bisher in dieser Art von Farbenstift-Kunst gesehen habe. Die lebensfrischen Modelle zu diesen beiden Porträts begrüßte ich neulich in ihrem eigenen Reiche, wo die jungen Damen mit Bleistiftzeichnungen beschäftigt waren; namentlich die ältere von ihnen, ein wohl erst dreizehnjähriges Mädchen, scheint echtes Malerblut in den Adern zu haben; ihre Leistungen, die ich flüchtig betrachten durfte, waren bedeutend und vielversprechend. Bei der gleichen Gelegenheit traf ich im Salon der frischen, liebenswürdigen Herrin dieses Hauses einen hochgewachsenen, eleganten jungen Offizier unserer Garde-Ulanen: es war der Sohn Viktor von Scheffels, dessen Anwesenheit in diesen so vielfach an seinen Vater erinnernden Räumen mich wunderbar an das Kommen und Gehen menschlicher Geschlechter gemahnen wollte.

Was Werner alles in diesem reizenden Neste und in verhältnismäßig so kurzer Zeit geschaffen hat, darein könnten sich ganz gut zwei oder drei andere Maler von durchschnittlicher Leistungskraft teilen und man würde sie noch immer zu den fruchtbaren Künstlern rechnen dürfen. Obgleich er im Jahre 1878 als General-Kommissar der deutschen Abteilung der Pariser Weltausstellung eine enorme Arbeitslast in Paris übernommen hatte, so daß dieses Jahr für seine sonstige Produktion

teilweise verloren ging, gestaltet sich dennoch die Liste seiner Werke aus der neueren Zeit zu einer überraschend umfangreichen: „Christus und der Zinsgroschen" (1878; Altarbild in der Gertraudkirche zu Frankfurt a. O., eine Stiftung des Malers aus Anlaß der beiden Attentate auf den Kaiser). sieben Wandbilder für den Rathaussaal in Saarbrücken (1876—1880; nämlich: Ankunft des Kaisers nach der Schlacht am Spicherer Berge; Sturm der Spicherer Höhen; Viktoria — eine Allegorie; und die vier lebensgroßen Porträts vom Kronprinz, Friedrich Carl, Bismarck und Moltke); „Die Taufe" (1880; kleines Ölbild, die Taufe seines Sohnes Fritz darstellend, dessen Pate die deutsche Kronprinzessin war; im Besitz der letzteren); „Stiftung des schwarzen Adlerordens" (1881; in der betreffenden Kapelle des königlichen Schlosses zu Berlin, mit Schülerhilfe, nach einer alten Skizze von Pesne, umkomponiert, im Stil der Zeit gehalten); „Der Berliner Kongreß" (1881; im Auftrage des Berliner Magistrats; eine der bedeutendsten Schöpfungen des Künstlers); „König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg am 19. Juli 1870" (1881; von ganz wunderbarer Wirkung! in der Gallerie Breslaus); Studien zum Sedan-Panorama (1882); „Die Proklamierung des deutschen Kaiserreichs" (1883; Wandbild in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses, Wiederholung des von den deutschen Fürsten für den Kaiser als Geschenk bestellten Bildes; jener Referent des Künstlerlexikons bezeichnet es zwar als ein etwas „trocknes und nüchternes Zeremonieenbild, dem der Schwung der Begeisterung fehlt", nach Pecht ist es aber „mit seiner unübersehbaren Fülle frappant wahrer, von den mannigfachsten Effekten beseelter Kriegergestalten ein geradezu einziges Denkmal jenes glanzvollsten Momentes der deutschen Geschichte", und auch wir erkennen in der Art, wie der gewissenhafte und taktvolle Maler die Schwierigkeit dieses immerhin nicht ganz dankbaren Auftrages mit überzeugender und darum zündender Wahrhaftigkeit gelöst hat, ein neues Zeichen seiner Meisterschaft); „Panorama der Schlacht bei Sedan" (1883, zusammen mit Eugen Bracht, G. Koch, C. Röhling und Schülern gemalt; weltbekannt namentlich der berühmte Reiterangriff von Floing, der an den ehernen preußischen Bataillonen zerschellt, von unübertrefflicher Lebendigkeit!); „General Reille überbringt Napoleons Brief bei Sedan" (1884, Diorama zum Sedan-Panorama); „Zusammentreffen Bismarcks mit Napoleon" (desgleichen; Bismarck reitet, wie das Verhängnis, auf seinem dunklen schweren Schlachtroß ganz allein dem auf der Chaussee in seiner Equipage genahten Kaiser Napoleon entgegen —

eine dramatisch packende Schöpfung, nach Bismarcks mündlicher Schilderung vom Künstler bis in die feinsten Einzelnheiten stimmungsvoll nachempfunden und unübertrefflich wiedergegeben!); „Moltke bei Sedan“ (1884; Einzelfigur auf dem Schlachtfelde, Museum in Köln); „sechs neue Wandbilder aus dem römischen antiken Leben“ (1884; Dekoration für das Café Bauer, 1881 angefangen mit Schülerhilfe, aber von ihm selbst fertig gemalt); „Kaiser-Proklamation“ (1885; in kleinem Formate, Geschenk der Kaiserlichen Familie an Bismarck zu seinem siebenzigsten Geburtstage); „Moltke und Wimpffen in Donchery“ (1885; Kapitulations-Verhandlungen; schon oben besprochen; Diorama im Sedan-Panorama); „Kriegsgefangen“ (1886; entzückendes Genrebild, durch die Jubiläums-Kunstausstellung besonders allen deutschen Müttern lieb geworden, eines der liebenswürdigsten und auch technisch vollendetsten Werke des Meisters, zu dem er [namentlich zu der unübertrefflichen Dorfstraße] unermüdlich immer wieder neue Studien und Entwürfe gemacht hatte, bis das Ganze jenen Grad von Vollendung erreichte, der das Staunen jedes Beschauers hervorruft); „Werners Selbstporträt“ (1886; ebenfalls von der Jubiläums-Ausstellung her weltbekannt, steht jetzt auf der Staffelei in seinem Atelier); „Die Krönung König Friedrich I. 1701“ (1887; Wandbild im Zeughaus; erst seit kurzem vollendet). Und neben dieser Fülle allgemein bekannt gewordener Werke hat der Meister noch viele Porträts von Privatpersonen geschaffen, von denen eins der bedeutendsten, ein aus dem Rahmen springendes, außerordentlich lebendiges Reiterbild, gegenwärtig ebenfalls noch im Atelier der letzten Feile harrt.

Erwägt man, daß bei solch staunenswerter Fruchtbarkeit Anton von Werner in seiner Eigenschaft als Direktor der Akademie der bildenden Künste noch die Zeit erübrigen muß für die mancherlei Geschäfte der Verwaltung und des Lehramtes — namentlich seine lichtvollen, durch Demonstrationen an der Tafel erläuterten Vorträge über die Gesetze der historischen Komposition werden von seinen Schülern gepriesen! — so wird einem die Wahrheit des Goethe'schen Wortes von der Verkettung des Verdienstes und des Glückes aufs neue erhärtet. Denn auch das Glück ist dem hochverdienten Manne nicht fremd geblieben: es hat ihm die zähe Nervenkraft zu solch anstrengenden und ungeheuren Leistungen verliehen; es hat ihn schon in seinem nun vierundvierzigsten Lebensjahre auf die Sonnenhöhe des Ruhmes und Erfolges emporgetragen, mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet und alle seine einstigen Gegner und Neider mundtodt gemacht; es war ihm endlich insofern ein treuer

Verbündeter, als es ihm die besondere Gunst der Kronprinzessin, der eifrigsten Protektorin deutsch-nationaler Kunst einbescherte, welcher Gunst der große Historienmaler so manche Anregung und förderliche Beziehung unverkennbar verdankt. So hat sich ihm jenes Wort des Koheleth: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle", nicht erst im Alter, sondern schon in des Lebenstages goldenem Mittag reich erfüllt, und wenn er des abends im Kreise seiner näheren musikkundigen Freunde als Vierter im Quartett-Verein zum Cello greift, denn auch nach dieser Seite hin hat ihn Mutter Natur begnadet — dann mag er zu den langgezogenen Tönen seines edlen Instrumentes oft genug ein inniges Dankgebet zu den hohen Schicksalsmächten aus der Seele strömen. Wir aber, die wir durch die realistischen Farbendichtungen des Meisters so hoch erhoben und emporgetragen werden, sind stolz auf diesen tapfern Mitarbeiter am Werke der Wiederherstellung der deutschen nationalen Kunst und wünschen ihm vom Herzen noch viele schaffensfrohe und ertragreiche Jahre, auf daß dem sonnenheitern Mittage ein eben so goldiger und köstlicher Abend folge! Möge sich an Anton von Werner immerdar das Sprüchlein bewahrheiten, das er in eines der Spruchbänder unter der Balkendecke seines Ateliers gesetzt hat:

„Kunst und Lehr'
Bringt Gunst und Ehr'."



Aus der Werkstatt.

Von Karl Bleibtreu.
(Charlottenburg.)

Ich leide an einer Idiosynkrasie, einer fixen Idee, einer Art Künstlerkrankheit, die vermutlich allen denen anhaftet, die es mit ihrer Kunst ernst nehmen. Sobald ich nämlich meine früheren Werke durchmustere, fallen mir tausend kleine Fehler an denselben auf, und ich verschwende ganze Tage damit, daran herumzunörgeln und zu verbessern. Sogar die vielen Missethaten des Setzers oder richtiger des Korrektors (man bekommt heut nur „zweite Korrektur" voll gröbster Sinn- und Buchstabenfehler und bei der Revision bleiben immer einige Korrekturen unberücksichtigt oder werden falsch ausgeführt — als ob der Dichter Zeit hätte, seine ganze Zeit mit genauem Korrekturlesen zu vergeuden!) bringen mich dann zur Verzweiflung. Denn meine Geringschätzung des Durchschnittskritikasters geht so weit, daß ich mir vorstelle, wie die augenfälligsten

Druckfehler dem Autor in die Schuhe geschoben werden. Zeigte mir doch einst ein Buchhändler einen Satz in der „Revolution der Litteratur", wie ich einen solchen Satz habe stehen lassen können, obschon ein Kind darin eine mangelhaft ausgeführte Korrektur wittern konnte. Dennoch sind diese unfruchtbaren Selbstquälereien nicht umsonst. Denn solche Paroxismen enden bei mir stets mit der lehrreichen und wichtigen Erkenntnis, daß das Verbessern und Umarbeiten, ob nun andre oder der Autor selbst es wünschen, niemals von wirklichem Nutzen ist. Eine Dichtung scheint ein in sich organisches Naturprodukt und der Dichter hatte beim Schaffen stets zwingende Gründe, warum er so und nicht anders verfuhr.

Und wie schwer ist das Bessermachen überhaupt! Ich wähle ein beliebiges Beispiel. Im 5. Akt von „Byrons letzte Liebe" lasse ich einen berühmten Vers Byrons zitieren nach der oft stümperhaften Übersetzung von Neidhart:

> „Die Berge schau'n auf Marathon
> Und Marathon zum Meere blickt,
> Dort einsam sinnend träumt' ich von
> Der Freiheit Griechenlands entzückt."

Für „sinnend" hat der Setzer bei mir „sitzend" gesetzt. Das bemerke ich natürlich erst hernach. Großes Entsetzen! „Sitzend", wie prosaisch! Warum? Im Französischen und Englischen würde „sitzen" nie als unpoetisch gelten. Also ein Zopf unsrer akademischen „schönen Sprache". Wäre „stehend" oder „lagernd" nicht ebenso unpoetisch? Gewiß, ich müßte „ruhend" sagen. Bei Lichte näher besehen, entrollt aber grade „sitzend" („auf der Perser Gräbern" heißt es in der folgenden Zeile) ein anschauliches Bild. — Mein Schreck war also ganz unnötig.

Aber der Reim „blickt" „entzückt" und das Versabbrechen mitten im Satz: „träumt ich von —" das muß geändert werden! Nun, sollte man es glauben — ich, der ich zahllose englische Gedichte übersetzte und dessen Übersetzungskunst selbst dummdreiste Kritikastrie anerkannte, habe bisher nur zwei Versionen dieses Verses zu Tage gefördert, die alle beide den tieferen Sinn verstümmeln.

> a) Die Berge schau'n auf Marathon
> Und Marathon schaut auf die See.
> Dort einsam sitzend träumt' ich schon,
> Daß Hellas siegreich aufersteh'.

Erstlich klingt „zum Meere blickt" schwungvoller. „Schon" ist halb und halb ein Flickwort und klingt hier prosaisch.



b) Die Berge schau'n auf Marathon
Und Marathon zum Meere schaut.
Dort träumte ich auf Bergesthron,
Daß neu der Freiheit Burg erbaut.

Dieses Ummodeln des englischen Textes durch ein neues Gleichnis scheint wahrlich nur ein schlechter Notbehelf. „Auf Bergesthron“ ist direkter Unsinn. Denn Byron sitzt ja grade „auf den Persergräbern“, also in der Ebene. Außerdem sind „schon“ und „Thron“ unechte Reime auf die kurze Endsilbe in „Marathon“, während Neidharts „von“ wenigstens einen reinen Reim gibt.

Als ich so weit gekommen war, brach ich in ein herzliches Gelächter aus. Wozu also die ganze Zeitvergeudung! War es der Mühe wert?

Ein anderer Fall. In einem Gedicht „Napoleon auf Elba“ entsetze ich mich über die Zeile (die Liebste Napoleons spricht):

„Und ich selber, fast vergeß' ich,“

„Fast“, wie prosaisch! Es müßte dafür heißen „schon“. Aber „schon“ steht schon in der vorhergehenden Zeile. Bleibt also nur der fürchterliche archaistische Einsilber „schier“. Pfui! Aber halt, wäre „schon“ überhaupt sinnentsprechend? Nein, „schon“ d. h also ganz vergessen hat das Elba-Mädchen ja durchaus nicht, daß ihr Geliebter der Napoleon ist, sondern fast vergessen. „Fast“ ist märchenhaft naiv, „schon“ wäre dreist. — Wozu also das Suchen nach dem richtigen Wort?

In demselben Gedicht skandiere ich „Semēle“ statt der eingebürgerten Betonung, „Sémele“ auf der ersten Silbe. Es wundert mich daß, daß nicht sinnreiche Kritiker diese schreckliche Sünde mir aufgemutzt haben. Ja, mein Gott, der betreffende griechische Name wird doch im Griechischen wie bei mir auf der zweiten Silbe betont und wenn ich z. B. „Alexandros“ sage, werde ich vermutlich (es ist der umgekehrte Fall) doch nicht Alexándros“ skandieren (statt „Aléxandros“), weil im Lateinischen, woher wir die Betonungen nehmen, „Alexándrus“ betont wird. Wenn man einwendet, daß wir dann auch „Sophoklés“ betonen müßten, so möchte dagegen anzuführen sein, daß wir im Deutschen niemals mehrsilbige Namen auf der letzten Silbe betonen. Warum wir aber „Antigone“ (wie „Semele“) auf der drittletzten Silbe betonen sollen, da doch im Griechischen die Betonung auf der vorletzten Silbe ruht, ist schon deswegen befremdlich, weil wir im Deutschen fast durchgängig auf der vorletzten Silbe zu betonen pflegen. Die Engländer und Franzosen ver-

fahren bei ihrer Umformung antiker Namen in ihre Sprachen stets korrekter als wir. Wenn ich „Semele“ auf der drittletzten Silbe betonen soll, so werde ich von jetzt ab auch „Paris“ auf der vorletzten Silbe betonen, weil das französische Betonen auf der letzten Silbe mir im Deutschen ungewöhnlich klingt, und werde die englischen Namen deutsch aussprechen. Bis dahin aber werde ich griechische Namen im Vers griechisch skandieren, und nächstens auf „Antigone“ ganz korrekt „Throne“ reimen.

Wozu diese lange langweilige Erörterung über ein Nichts? Weil solche pedantische Selbstquälerei, die ich einmal gründlich exemplifizieren wollte, der schnellfertigen Kleinigkeitskrämerei der Kritikastrie genau entspricht. Verwandte doch ein wirklich geistreicher Kritiker zwei Drittel seiner Besprechung über mein „Wer weiß es“ zu einer Vorlesung darüber, daß ich statt „der Silberdom Sierra-Nevadas“ hätte schreiben müssen „der Sierra-Nevada“!

Und so wie im kleinen, steht es auch im großen bei dem Herumtadeln des Formalismus. So erklärte sich ein Romanzier davon schrecklich schokiert, daß in meiner norwegischen Novelle „Wie's im Liede heißt“ bei Schilderung des Vetti Voß eine Anekdote in die fortfließende Erzählung eingefügt sei, welche den entsetzlichen Eindruck dieses Wasserfalls schlagend illustrierte; ja, es ist sogar unten als Anmerkung ein kurzes Gedicht (angeblich eines deutschen Touristen) über den Vetti angeführt Auf den ersten Blick stört beides zweifellos. Als ich jedoch mit reuigem Eifer an die Ausmerzung ging, merkte ich plötzlich, daß ich mir ins Fleisch schnitte, daß beide, vom formalistischen Standpunkt aus unorganischen Einschiebsel, organisch zum Gesamteindruck gehörten, daß sie künstlerisch meisterhaft berechnet seien, um ein ahnungsvolles Grauen zu erzeugen und den Eindruck des Thatsächlichen zu verstärken — als Vorbereitung für die kommende Katastrophe. Mindestens dürfte ich sagen: Es kann wegfallen, kann aber auch bleiben. Es als störenden Flecken zu empfinden, wäre nur Selbstquälerei.

Manche haben die Überfülle und den oft zu modernen Ton der lyrischen Ergüsse in „Der Nibelunge Not“ nicht verdauen können und doch würde eine Umarbeitung des Buches ohne diese Lyrik, welche durchweg als Übergangsverbindung dient, nur andere neue Fehler herbeiführen. Ein Roman aus dem Mittelalter in archaistischem Stil überhaupt — einmal und nie wieder! Wenn doch die Klugschwätzer sich einen Begriff von der Schwierigkeit dieser Aufgabe machten, zumal wenn es sich um unendlich viel höhere Ziele dabei handelt, als im „Ekkehart“!

Wie sagt doch der Untersuchungsrichter im „Raskolnikow“ so hübsch? „Es ist ja alles nur relativ.“

Kurz, seit ich zur wahren Erkenntnis kam, pfeife ich auf alles Verbessern und Umarbeiten. Ist Goethes „Götz“ durch das immer neue Herumtüfteln besser geworden? Das Schlechte daran blieb unverbesserlich und das Gute wurde hinausgedoktert. Zum Bessermachen gelangt man nur durch ewiges Neuproduzieren, wie denn Vielseitigkeit in der Produktivität das Hauptkennzeichen der Genialität bildet.

Und weil ich nun selbst Kritiker bin, Kritiker sein muß, damit in dem Chaos von Dummheit, Frechheit und Unwissenheit doch wenigstens irgendwo die Stimme eines Gerechten und Wissenden ertöne, — so erkläre ich es für das Fundament jeder bahnbrechenden Kritik in unserer Sturmzeit: allen sogenannten Kunstregeln des Formalismus, allen Äußerlichkeiten eine ganz sekundäre Geltung zuzumessen und immer nur das Ganze ins Auge zu fassen. Die erste Frage sei: Ist das bedeutend? Die zweite: Ist es originell? Die dritte: Ist es voll Leidenschaft und Gestaltungskraft und poetischer Stimmung? Die vierte: Ist es als Ganzes gut komponiert? Die fünfte: Ist es reich an hübschen Einzelheiten? Und endlich erst die sechste: Ist es „gut geschrieben“, glatt stilisiert?

Ich bin bereit, dies Schema auf jede mir vorgelegte Arbeit anzuwenden. Freilich würden dabei unsere lieblichen „Meister“ und Modefexe und Weiberlieblinge zu kurz kommen. Dieser Standpunkt bedeutet die Vernichtung des verwerflichen „Künstlertums“. Nur die stümperhaften Regeln des Formalismus, die jeder Knabe wiederkäuen kann, haben die Pseudo-Kritik von jeher befähigt, das wirklich Geniale zu bemängeln und zu übergehen, um das Seichte, hübsch Geschriebene, Oberflächliche großzuschreien.

Berliner Theater-Quartal.

Von Leo Berg.
(Berlin).

Wenn die letzte Berliner Theater-Saison nicht ganz so eintönig und banal verlief als die vorangegangene, so ist dies in erster Linie auf Rechnung des Directors A. Kurz zu setzen, der das in der deutschen Reichshauptstadt unerhörte Unterfangen wagte, eine große und moderne Dichtung auf die Bühne zu bringen. So gering auch der Erfolg war,

den er mit seinen Versuchen zunächst erntete, das hat er indes erreicht, daß er durch die Auswahl der Stücke, die auf der Ostend-Theater-Bühne zur Darstellung kamen, einen neuen Zug in das Berliner Theaterleben brachte, daß er durch dieselbe eine armselige Berliner Kritik zur Verzweiflung trieb und sie ihre Impotenz einmal glänzend an den Tag zu legen zwang. Das Verdienst erwarb er sich vor allem durch die Aufführung von Henrik Ibsens „Ein Volksfeind“. In diesem markigen und geistvollen Drama offenbart sich vielleicht am glänzendsten Ibsens Ingenium, die Tiefe und Höhe seines Könnens. Niemals war selbst dieser große Menschenkenner glücklicher in der Charakteristik als hier, niemals hat er die szenische Wirkung des vierten Aktes zu übertreffen verstanden, in welchem der Badearzt Stockmann einer erregten Volksmenge die große Entdeckung mitteilt, die er im erregten Kampfe der vergangenen Tage gemacht, daß nicht sowohl die Quellen des Bades vergiftet sind, sondern daß unsere ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem pestschwangeren Boden der Lüge steht. Und er schließt seine vom Toben der Menge unterbrochene Rede, die sowohl vom oratorischen als dramatischen Standpunkt aus betrachtet ein Meisterstück ist, mit dem Ausruf: Ausgerottet müssen sie werden wie schädliche Tiere alle die, welche in der Lüge leben! Das Schicksal des Badearztes, der im Namen der geschändeten Wahrheit öffentlich das Wort ergreist, der es wagt, anzukämpfen gegen Dummheit und Lüge, hat uns der Dichter nur halb entrollt. Aber es bedarf nicht mehr. Leicht läßt sich ermessen, wie das Schauspiel endet. Wozu auch das Ermüdende dieses Kampfes und sein klägliches Ende weiter schildern? Denn man verbrennt heute niemanden mehr, der sich mißliebig gemacht hat. Das wäre doch noch interessant gewesen. Man schweigt ihn tot, man läßt ihn geistig aushungern. Oder kann man jenes nicht mehr, dann schlagen sich in sämtlichen Zeitungen und öffentlichen Versammlungen alle Zuchthäusler an die Brust und protestieren im Namen der Sittlichkeit und Moral gegen sein Auftreten, bis er in der „guten“, „anständigen“ Gesellschaft unmöglich geworden. — Daher that Ibsen gut, uns das Ende nur ahnen zu lassen. Ganz abgesehen davon, daß die poetische Wirkung noch erhöht wird durch die Perspektive, die sich uns aufthut, während ein sogenannter befriedigender Abschluß unsern Blick beschränkt und die Handlung gar zu leicht ins Banale umschlägt.

Und übrigens hat denn nicht Ibsen eine Fortsetzung zu seinem „Volksfeind“ geschrieben? Kann „Rosmersholm“, eine seiner jüngsten Dichtungen, die noch zum Schluß der Saison im Residenz-Theater aufgeführt wurde, nicht in mehr als einer Beziehung als Fortsetzung

angesehen werden? Sehen wir hier nicht wirklich den Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, wie er von Freund und Feind verleumdet, sein Name in den Kot gezogen wird, und er selbst an dem Zwiespalt, ein schier Unmögliches, die Menschen zu bessern und zu adeln, zu wollen, zu Grunde geht? Es ist bemerkens- und bewundernswert, mit welcher Konsequenz sich bei Ibsen ein Drama aus dem andern entwickelt. Gewöhnlich zeigt er uns in zwei aufeinander folgenden Dramen die Kehr- und Vorderseite der Medaille, wie dies am ersichtlichsten neben dem angeführten Beispiel an „Nora“ und „Gespenster“ zu ersehen ist, aber auch sonst ständig klar zu Tage tritt. „Paer Gynt“ ist z. B. ohne „Brand“ geradezu gar nicht mehr verständlich. „Rosmersholm“ ist merkwürdig auch namentlich dadurch, daß es in der Darstellung einen vorwiegend naturalistischen Charakter trägt. Nicht fertige Gestalten, abgeschlossene Charaktere führt uns der Dichter hier vor wie im „Volksfeind“. Hier können wir wie in „Gespenster“ alles nur aus der Vergangenheit verstehen, sehen wir vieles, vor allem aber die Charaktere, sich vor unsern Augen entwickeln. Der dritte Akt, in welchem Rebekka West ihrem Freunde Rosmer erzählt, daß sie planbewußt seine Gattin in den Tod getrieben, um ihrer Liebe und seinem hochstrebenden Geiste die Bahn frei zu machen, gehört unzweifelhaft zu dem Kühnsten, das je auf die Bühne gekommen. Die Wirkung von „Rosmersholm“ war denn auch so groß, daß es sich den Beifall einer größtenteils widerspenstigen Zuschauermenge geradezu erzwang.

Ja, es geschehen noch Wunder in Berlin. Man hat es sogar gewagt, ein Drama von Zola aufzuführen. „Therese Raquin“ wurde Sonnabend den 11. Juni im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater von der Truppe des Direktors Kurz dargestellt und mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen; freudig begrüßt von alle denjenigen, die, weil sie einmal der Fahne des Naturalismus geschworen, glauben allem Beifall zujubeln zu müssen, das auf diesen Namen hört, — je roher, desto besser —, ausgezischt von den Gegnern des Dichters, mit Entsetzen und Widerwillen betrachtet von all denen, die sich noch nicht daran gewöhnt haben, das Roheste und Gemeinste als selbstverständlich und natürlich hinzunehmen. Bleibt Ibsen oft im rein Psychologischen stecken, so kommt Zola noch öfters nicht über das rein Pathologische hinaus. Nur, daß, was im Roman noch möglich, im Drama, wo die Personen selbst handelnd und redend auftreten müssen und sich füglich nicht mit der Kälte und Umständlichkeit selbst zergliedern können, wie dies der Romandichter mit seinen Gestalten unter Umständen kann, geradezu zur lächerlichen Kari-

katur wird, das Rohe, wenn es vor unsern Augen geschieht, noch roher, das Abstoßende noch abstoßender, das Ekle noch ekler wird. Dazu kommt, daß man in diesem Drama gar nicht begreift, wozu das alles. Wenn es ein pathologisches Experiment sein soll, ja was soll dann aber damit bewiesen sein? Wenn hier zwei Ehegatten, die, um sich zu „kriegen", erst einen dritten, Thereses ersten Eheherrn, aus dem Wege räumen müssen, wie die Bestien auseinander stürzen, um sich gegenseitig zu töten, weil die Liebe in der langen Wartezeit längst erstickt, sie sich gegenseitig nur noch an ihr Verbrechen erinnern; wenn eine alte Frau, die Mutter des Ermordeten, nur um Rache an dem Ehepaar üben zu können, mit Gewalt ihre gelähmten Hände zu bewegen trachtet, damit sie, deren Sprache auch gelähmt ist, die Frevelthat aufschreiben könne, dennoch aber nichts verrät, weil sich die Eheleute selbst die beste Plage gegenseitig sind: ja, so fragen wir von Szene zu Szene: Wozu nur dies alles? Wozu all die Greuel, die Laster und Verbrechen? Will uns auch Zola hier bereden, daß er den Menschen in seinen niedrigsten Trieben belausche und darstelle, „in der hochmoralischen Absicht, ihn zu bessern"? Es wird schwer halten, aus Therese Raquin eine Moral herauszulesen. Hat ja doch der Dichter seinen Gestalten kaum noch etwas Menschliches gelassen. Überdies ist das Drama selbst als pathologische Studie anfechtbar. Es geschieht gar viel Unmotiviertes, Ungereimtes, ja geradezu Widersinniges darin. Roh wie der Inhalt ist die Form. Es ist fürwahr nicht zu verwundern, wenn eine allerdings übelwollende Kritik das Drama geradezu eine Sensationsstück benannt hat. Wenn man ein paar glücklich gezeichnete Nebenfiguren in Abrechnung bringt, und, wie dies vom Verfasser dieser Zeilen geschieht, nicht in schuldigem Respekt vor dem Meister des Naturalismus vieles hineinlegt in das Schauspiel, das, wenn es schon darin liegt, zum mindesten nicht ausgedrückt ist, ich wüßte nicht, ob ich es nicht auf eine Stufe mit Kolportagestücken, wie etwa „Die Tochter des Gefangenen" von B. A. Hermann stellen würde, ein Schauspiel, das im April auf dem Ostend-Theater mit großem Erfolge aufgeführt wurde und ein gewisses litterarisches Interesse schon dadurch in Anspruch nahm, daß es zu Quellenforschungen für O. Blumenthals „Tropfen Gift" reichliche Veranlassung gab.

Durch die Truppe des Ostend-Theaters kam in diesem Frühjahr noch ein anderer moderner Dichter zu Worte: Richard Voß mit seinem Trauerspiel „Brigitta". Wie fast überall, ist auch hier Voß schwächlich sentimental; wie alle seine Dichtungen ist auch „Brigitta" zunächst für das zartbesaitete Geschlecht geschrieben. An hübschen lyrischen Partieen

fehlt es dieser Dichtung so wenig wie den übrigen Schöpfungen des merkwürdigerweise in den Verruf eines Realisten, eines Stürmers und Drängers gekommenen Autors. Stimmung zu machen und festzuhalten, versteht Voß vortrefflich, und manche Stellen besitzen eine hohe poetische Schönheit, ja, ich will auch nicht einmal leugnen, daß manches ganz tief erfunden ist, aber dramatische Kraft mangelt dem Dichter gänzlich. Was seine Schauspiele Bühnenwirksames haben, ist fast ausschließlich auf die raffinierteste Mache zu setzen. Voß ist der rechte Komponist-Dramatiker, der nie den Mut findet, die Konsequenzen seiner Handlungen zu ziehen, Gegensätze, die den Keim des Tragischen unzweifelhaft in sich tragen, auch zu einem tragischen Abschluß zu bringen, es wäre denn, daß man den Tod immer als etwas Tragisches ansehen müßte. Recht charakteristisch für ihn ist, daß sich seine Helden, sofern nicht ein guter Zufall der Handlung eine glückliche Wendung gibt, mit Vorliebe selbst töten. Sich in den Kampf zu stürzen, dazu sind sie zu schwächlich. Sie wagen nichts, sie können nichts, als sich, wenn's denn nicht anders sein kann, selbst umzubringen. Eine große Schuld ihnen anzudichten, das wagt er wieder nicht. Am Ende haben sie alle Recht, die handelnden Personen seiner Dramen, und dann haben sie auch wieder nicht Recht; schließlich aber, wenn man die Sache bei Lichte besieht, kann man's ihnen auch wieder nicht so übel nehmen; dann entsteht ein großes Jammern, bis ein paar Dutzend Menschen in dem Meer all' der vergossenen Thränen ertrunken sind. Brigitta liebt den König von Dänemark und möchte ihn gern besitzen; Brigitta ist stolz, eine zweite Brunhild, und will sich nicht demütigen; Brigitta ist eifersüchtig auf die Bauerntochter Botildis und sucht ihr den König streitig zu machen; Brigitta ist diesem gram, weil er ihr Vaterland bezwungen hat. Ergo: Was thut Brigitta, wenn sie Richard Voß' echte Tochter ist? Sie vergiftet sich. Und zwar ganz in der Stille thut sie das, damit, wenn sie ihr hoher Gemahl ins Brautbett führen will, er mit ihr weiter keine Gespräche führen könne. Das wäre ja zu aufregend für dies hysterische Geschöpf!

In noch verstärktem Maße als von „Brigitta" gilt das alles von Voß' jüngster Dichtung „Alexandra", die in diesem Winter im Deutschen Theater zur Aufführung kommen — sollte, aber nicht kam, weil „Die Goldfische" von Schönthan und Kadelburg zwei Abende der Woche für sich in Anspruch nahmen. Nur ganz zum Schluß der Saison kam man noch dazu, zwei Dramen von echten Dichtern darzustellen, Paul Heyses Trauerspiel „Die Hochzeit auf dem Aventin" und L. Anzengrubers Bauernkomödie „Der Gewissenswurm". Welche Kon-

traste! Der naive Bauerndichter und der klügelnde Salonpoet, die Einfachheit und Natürlichkeit in der Form bei jenem und die Hyperkunst des letztern! Und merkwürdig genug fand die Bauernkomödie eine würdigere Darstellung und mehr Verständnis im Deutschen Theater, als die Römertragödie Heyses. Die Handlung im „Gewissenswurm" ist durchaus nicht bedeutend zu nennen, nichtsdestoweniger ist sie fesselnd und amüsant (es handelt sich um die Heilung eines Hypochonders), aber was mehr sagen will: alle Figuren sind echt und wahr, meist mit köstlichem Humor gezeichnet. „Die Hochzeit auf dem Aventin" hat das Schicksal des letzten Römers Calpurnius Piso zum Gegenstande. Sind die Gestalten von Voß meist hysterisch angelegt, so leiden diejenigen in Heyses Dramen gewöhnlich an Lebensschwäche. Diese Lebensschwäche aber geben sie selbst meist für Lebensüberdruß, Weltschmerz aus. Wer wollte auch schließlich einen ursächlichen Zusammenhang zwischen jener psycho-physischen Beschaffenheit und dieser Weltauffassung leugnen? Dazu kommt, daß Heyse in diesem Drama die Handlung in eine Zeit verlegt hat, in der man einem anständig gesinnten Menschen schon glauben kann, daß er des Lebens herzlich satt ist. Der Dichter wollte unzweifelhaft das Charakterbild eines Mannes zeichnen, der sich mit den vornehmen Lebensanschauungen eines altadeligen Geschlechts in einer so durch und durch verderbten Zeit wie diejenige des Caligula befindet. Doch wie wenig ist ihm das gelungen! Wie haltlos die Handlung, wie ungenügend, trotz der Breite, die Schilderung der Zeit als Hintergrund des Gemäldes! Ganz abgesehen, daß selbst wenn alles das gelungen wäre, die Frage nach der dramatischen Berechtigung immer noch offen bliebe! Ich glaube, schon der Vorwurf allein beweist, wie wenig Heyse Dramatiker ist, wie wenig es ihm auf das wahrhaft Dramatische ankommt. Ihm fehlt auch in seinen besten Schauspielen dasjenige, was z. B. E. von Wildenbruch im hohen Maße besitzt, (dem es aber wieder an den spezifisch Heyseschen Vorzügen gebricht) der dramatische Nerv.

Von Wildenbruch ist in diesem Quartal gleichfalls ein Drama zur Aufführung gelangt: „Der Fürst von Verona" im königlichen Schauspielhause. Welch ein Kontrast zwischen dieser Dichtung und Wildenbruchs jüngsten Schauspielen (Väter und Söhne, Christoph Marlow, Neues Gebot)! Fast möchte ich sagen, „Der Fürst von Verona" besitzt alle Fehler und Schwächen der Wildenbruchschen Muse, ohne durch ihre besonderen Schönheiten ausgezeichnet zu sein. Die straffe Komposition, vor allem die für Wildenbruchs Können so bezeichnende, tüchtige Exposition ist hier bedenklich ins Spielerische gewandelt, und nicht weniger

gilt das von den großen Seelenkämpfen. Noch nie hat Wildenbruchs Pathos so hohl geklungen, als in diesem Trauerspiel. Dafür ist der Bühnenspektakel hier um so größer. Was theatralische Wirksamkeit anbetrifft, steht es obenan in der Reihe Wildenbruchscher Dramen. Und überdies ist der Dichter noch nie so unselbständig gewesen als in seinem neuesten Bühnenwerke. In der Grundidee hat ihm unverkennbar Shakespeares „Romeo und Julia" als Vorbild gedient, und in der Charakteristik der Helden (wenn von solcher hier überhaupt noch geredet werden kann) schließt er sich an Schiller enger an denn je. Man hat es Paul Heyse gelegentlich seines Trauerspiels „Die Hochzeit auf dem Aventin" zum Vorwurf gemacht, daß er sich schon wieder einmal ins klassische Altertum begeben, schon wieder einen Stoff behandelt, der uns so fern liegt. Mehr noch gilt dies von Wildenbruchs neuester Tragödie. Dort ist es noch wenigstens der Charakter des Helden, der uns nahe tritt, dessen Schicksal in mehr als einer Hinsicht an unsere Zeit gemahnt. Sein Weltschmerz ist demjenigen unserer Zeit durchaus verwandt. Was aber ist es, das uns aus dem „Fürsten von Verona" vertraut anspricht? Welches Analogon bietet er unserer Zeit? Es sei denn der ganz allgemeine Zug, daß zwei junge Herzen sich finden trotz der Feindschaft ihrer Familien. Ich habe außer diesem Allgemeinplatze nichts ähnliches entdeckt, überhaupt einen auffälligen Mangel an geistigem Gehalt darin gefunden. Fast scheint es, als sei sich Wildenbruch seines Berufs noch nicht ganz bewußt. Das, worauf seine größten Erfolge beruhen, zumal bei der Jugend, ist der große nationale Zug in seinen Dichtungen. Es gibt vielleicht gegenwärtig kaum einen hervorragenden Dichter, in dem das Nationalbewußtsein im guten und schlechten Sinne des Worts so lebendig wirkte, als E. von Wildenbruch. Hier allein blühen seine Lorbeeren. Sich ganz auf diesen Boden zu stellen, hat er bisher noch nicht recht gewagt. Er versuche es einmal mit einem modern-nationalen Drama. Ich glaube, sein kraftvolles Pathos wird plötzlich einen ganz andern Gehalt bekommen, seine poetischen und dramatischen Vorzüge werden sich erst hier im glänzenden Lichte zeigen.

„Der Fürst von Verona" fand im königlichen Schauspielhause eine würdige Darstellung. Überhaupt ist zu verzeichnen, daß man hier anfängt, auf szenische Ausstattung mehr Gewicht zu legen. Noch zum Schluß der Saison trat die Leitung dieser Bühne mit einer Leistung hervor, die mit Ehren in die Annalen der Berliner Theatergeschichte eingetragen zu werden verdient: der neu inszenierten Wallenstein-Trilogie. Was pracht- und zugleich taktvolle Ausstattung anbetrifft, dürfte diejenige

von Wallenstein nicht so bald erreicht sein. Wenn das Spiel auch noch genug zu wünschen übrig läßt, so ist doch ein Fortschritt zum Bessern zu bemerken. Im ganzen darf die Vorstellung als eine abgerundete bezeichnet werden. Auffällig nur ist es, welchen sanften, ja geradezu harmlosen Charakter Schiller im königlichen Schauspielhause erhält. Ein dressierter Löwe. Im sanftesten Tone werden die leidenschaftlichsten Stellen gesprochen, den zierlichsten Schauspielerinnen gibt man die wildesten Rollen. Es ist, als wolle man gar nicht nachdrücklich genug betonen, daß „alles nur Spiel". — Am ärgsten liegt aber die dramaturgische Thätigkeit dieser Bühne im Argen. Der „Fürst von Verona" war die einzige Novität von Belang. —

Hervorragende Gastspiele waren in dieser Saison hier wenig zu verzeichnen. Mit Ausnahme der russischen Tragödin Frau Elisabeth Goreva, die im Königstädtischen Theater als Kameliendame und Maria Stuart auftrat, verdient nur noch das Gastspiel des Herrn Ludwig Barnay Erwähnung. Derselbe trat im Residenz-Theater in dem wahnsinnigen „Kean" von Dumas fils in der Titelrolle und in Lindaus oberflächlichem, aber ganz witzigem Schauspiel „Gräfin Lea" als Rechtsanwalt Deckers (zwei Rollen, in denen Barnay bereits früher Erfolge errungen) auf. Am wenigsten Glück hatte er mit der Première, in der er spielte, Octave Feuillets „Chamillac" (einem tristen, red- und weinseligen Bühnenwerk, in welchem er die Titelrolle gab). Alles drei Rollen, die kein tiefgehendes Spiel verlangen.

Barnay ist höchst feinsinniger Spieler, der viele achtenswerte schauspielerische Vorzüge hat, der Salonfiguren eben so glänzend darzustellen versteht, — als es ihm an Kraft fehlt, große Gestalten zu verkörpern. Im nächsten Jahre werden wir Barnay in Berlin als Theaterdirektor bewundern können. Das frühere Spezialitäten- und jetzige Operettentheater (Walhalla) will er zu einer Volksbühne umschaffen. Gleichzeitig mit dieser Nachricht tauchten andere Theaterprojekte für Berlin in den hiesigen Zeitungen auf. Oskar Blumenthal will ein „Theater der Lebenden" errichten. Eine neue Oper soll auch gebaut werden. Man braucht nicht gar zu skeptischer Natur zu sein, um allen diesen Unternehmungen achselzuckend gegenüberzustehen. Den Berlinern ist schon zu viel versprochen worden. Was hat das Deutsche Theater gehalten? Was ist in Erfüllung gegangen von all den großen Hoffnungen, die sich an dasselbe knüpften? Im Grunde blutwenig. Und wer sind die Unternehmer? Leute, die, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen und litterarischen Vermögen und Verständnis, alle schon mehr oder weniger

ihre Unfähigkeit, etwas Mustergiltiges zu schaffen, bei ihrer Mitarbeiterschaft am Deutschen Theater bewiesen! Die neuen Unternehmungen werden vermutlich nichts als Abzweigungen des Deutschen Theaters sein und noch weniger zu leisten vermögen als dieses. Blumenthal, der sein Unvermögen, in litterarischen Dingen ernsthaft mitzureden, bei jeder nur möglichen Gelegenheit lustigst an den Tag legte, will ein Theater der Lebenden errichten! Barnay, dieser Virtuos kat exochen, der sich am liebsten in den wahnsinnigsten französischen Stücken produziert (Kean), will einem Volkstheater vorstehen! Ja, wenn das nicht zum Lachen ist! Was weiß Barnay vom Volk? Was Blumenthal vom wirklichen Leben? Nichts als Spekulationssucht! Womit uns aber die Herren zu imponieren versuchen, das kann nach den Erfahrungen mit dem Deutschen Theater (auch dieser Name war mehr Spaß als Ernst, denn vom deutschen Geiste war hier wenig zu spüren!) doch nicht mehr verfangen. Daß sich jeder mit einer möglichst großen Zahl von berühmten Schauspielern assoziiert, ist wohl überpaupt kaum als Vorzug zu betrachten. Eine gute Bühne wird nicht von Größen, zumal aufgebauschten Größen, getragen, sondern einzig allein durch tüchtiges Ensemblespiel, das aber gewöhnlich nur durch Mittelkräfte ermöglicht wird. Und überdies hat man ja gesehen, wie wenig sich die Haase, die Barnay, die Friedmann u. s. w. unter einen Hut bringen ließen!

Wir blicken der neuen Berliner Theater-Ära mit Gleichmut entgegen. Die Ereignisse sollen an uns einen gewissenhaften Chronisten finden.



Berliner Skizzen.

Von Arthur Zapp.

II. Im Geheimrats-Viertel.

In einem der stattlichen Häuser der Kurfürstenstraße im Potsdamer Viertel wohnt der Geheimrat Klug nebst seiner Familie, die neben ihm aus seiner Frau und seinen drei Töchtern besteht. Der Herr Geheimrat ist ein einfacher Mann von schlichtem Wesen, ein Beamter aus der alten Schule. Er besitzt außer dem Eifer für seinen Beruf noch eine Leidenschaft: ein lebhaftes Interesse für die Numismatik. Seine Münzensammlung verzeichnet eine große Anzahl von Exemplaren, unter ihnen einige sehr seltene Stücke, und ihr widmet er fast alle seine Mußestunden

und den größten Teil seines Taschengeldes, das ihm allerdings von seiner Gattin sehr knapp zugemessen wird. Als Beamter soll er von seinen Vorgesetzten sehr geschätzt und bei seinen Untergebenen sehr beliebt und respektiert sein. In seinem Hause ist er das letztere gerade nicht in besonderem Maße, hier hat er im Gegenteil so gut wie nicht mitzureden. Und das ist ihm gar nicht so unlieb, denn ihm ist die Beschäftigung mit Dingen, die sich nicht entweder auf seine Berufspflicht oder auf die Leidenschaft seiner freien Zeit beziehen, nur lästig. Es fehlt ihm, wie seine Gattin besonders in den ersten Jahren ihrer Ehe so oft tadelnd hervorgehoben hat, jeder „praktische Sinn". Von diesem besitzt dagegen die Frau Geheimrätin eine ziemlich starke Dosis, und sie bemüht sich nach Kräften, ihren drei hoffnungsvollen Töchtern so viel als möglich davon einzuflößen.

Die Geheimrätin führt die Zügel des häuslichen Regiments mit fester Hand, und ihren Anordnungen müssen sich alle, sowohl Gemahl wie Töchter und Dienstmädchen, widerspruchslos fügen. Es ist übrigens — diese Gerechtigkeit müssen wir der Frau Geheimrätin widerfahren lassen — keine Kleinigkeit, mit den verhältnismäßig geringen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, einen so kostspieligen Haushalt zu führen. Die Mittel, über die sie verfügt, bestehen lediglich aus den neuntausend Mark jährlichen Gehalts, den der Geheimrat bezieht. Es ist, wie gesagt, nicht so leicht, mit dieser geringen Summe ein anständiges Haus zu machen — denn „eine Geheimratsfamilie kann nicht wie eine Familie Hinz oder Kunz leben". Das ist eines der weisheitsvollen Axiome, welche die Frau Geheimrätin bei passenden Gelegenheiten zum besten zu geben pflegt und dessen weitere Ausführung lautet: „Ein Geheimrat muß repräsentieren, das ist er seiner Stellung im Staat und in der Gesellschaft schuldig."

Geheimrats gaben in jedem Winter einen großen Ball und zweimal in jedem Jahr einen Thé dansant in kleinerem Umfange; außerdem haben sie natürlich ihren „jour fixe". Ebenso notwendig wie das Veranstalten derartiger Festlichkeiten, ist in den Augen der Geheimrätin auch das Erscheinen an den Gesellschaftsabenden anderer, befreundeter Familien. Da müssen „standesgemäße" Toiletten für die Töchter angeschafft werden und das alles, sowie der Besuch der besseren Theater und Konzertlokale, wo man sich doch auch von Zeit zu Zeit sehen lassen muß, kostet Geld, viel Geld. Daß trotz alledem die einzelnen Positionen des geheimrätlichen Etats nie überschritten, daß niemals irgendwelche Anleihen kontrahiert werden, das ist allein den haushälterischen Tugenden der Frau Geheimrätin zu danken.

Das sind in flüchtigen Umrissen die Porträts der beiden Häupter der Familie Klug, in deren Wohnung heute alle Fenster hell erleuchtet sind. Man befindet sich in der Vorstunde großer Ereignisse.

Der erste Thé dansant der Saison soll abgehalten werden. Die Geheimrätin hat noch einmal alle Arrangements mit scharfem Blick geprüft und alles zur Zufriedenheit gefunden. Jetzt hat sie die Familienmitglieder um sich versammelt, um ihnen ihre letzten Instruktionen zu erteilen. Nachdem sie den beiden jüngsten Töchtern, zwei niedlichen Mädchenblumen von sechszehn und achtzehn Jahren, allerlei Verhaltungsmaßregeln eingeschärft hat, die sämtlich mit dem Vordersatze: „es schickt sich nicht“ — begannen, wendet sie sich an die ältere, die den klangvollen Namen Melitta führt.

„Und du,“ sagt sie zu dieser, indem sie noch um einen Grad strenger blickt, als vorher, „du wirst hoffentlich in dieser Saison endlich einmal vernünftig werden. Du bist bereits vierundzwanzig Jahre alt und hast also keine Zeit mehr zu verlieren, um für deine Zukunft zu sorgen.“

Die Stimme der Geheimrätin nimmt einen fast feierlichen Klang an, während sie den inhaltsschweren Satz verkündigt: „Eine Geheimratstochter ohne Mitgift muß entweder eine reiche Partie machen oder — alte Jungfer werden. Ich denke, das letztere würde nicht nach deinem Geschmack sein. Also laß das nutzlose Kokettieren mit dem Leutnant von Reden, den ich als flotten Tänzer und angenehmen Gesellschafter sehr gern bei mir sehe, den ich aber nun und nimmermehr als Schwiegersohn acceptieren werde. Du weißt, daß der Medizinalrat Doktor Kühn ein Faible für dich hat. Ein so reicher Bewerber findet sich nicht zum zweitenmale. Bedenke das wohl!“

Schön-Melittchen läßt betrübt das Köpfchen hängen. Was Mama da sagte, war unzweifelhaft richtig, aber wenn sie in Gedanken den flotten Leutnant mit dem alternden Medizinalrat verglich, dann konnte sie sich eines Seufzers nicht erwehren. Warum mußte gerade der erstere arm und der letztere reich sein? Wie im Leben doch alles so unvollkommen eingerichtet ist!

Die Geheimrätin gibt nun noch in aller Eile dem Gatten eine Übersicht der mannigfachen Pflichten, deren Erfüllung an einem Gesellschaftsabend dem „Hausherrn“ obliegt, eine Vorlesung, die der Geheimrat so widerspruchslos und ergeben über sich ergehen läßt, wie etwa ein Soldat die Verlesung der Kriegsartikel. Dann begibt sich jeder an seinen Posten, und fünf Minuten später betreten die ersten Gäste die geheimrätlichen Salons.

Seitdem mochte etwa eine Stunde verstrichen sein, als es Schön-Melittchen gelang, unbemerkt — wie sie meinte — aus dem Gewühl der Gesellschaft in ein Zimmerchen, das nicht zu den den Gästen geöffneten Räumlichkeiten gehörte und in welchem einige Intime des Hauses ihre Garderobegegenstände abzulegen pflegten, zu entwischen. Sie war verstimmt, in ihrem Hirn kreuzten sich die verschiedensten, einander widerstreitenden Gedanken. Unmutig warf sie sich in einen Sessel, ihr hübsches, von reizendem Blondhaar umwalltes Köpfchen gedankenvoll in die Hand stützend.

„Mamas Worte haben mir die ganze Ballfreude geraubt," murmelt sie grübelnd vor sich hin. „Ich weiß ja, daß ich nie Bothos Frau werden kann, aber warum einen so unsanft aus dem süßen Traum aufschrecken? Der abscheuliche Medizinalrat mit seinen falschen Zähnen und seinem falschen Haar!" Sie lehnt sich mit geschlossenen Augen in den Fouteuil zurück und ein glückliches Lächeln fliegt für einen Augenblick verklärend über ihre Züge.

„Wie schön und stattlich Botho dagegen ist," flüstert sie leise, „wie trefflich ihm die Uniform steht, wie stattlich sein Schnurrbart — — —!"

Eben werden die Portieren, welche den Eingang des Zimmers verhüllen, vorsichtig zurückgeschlagen und ein junger, schmucker Infanterie-Offizier, dem die helle Lebensfreude vom frischen hübschen Gesicht lacht, erscheint auf der Schwelle. Eine Minute bleibt er lautlos stehen, das reizende Bild vor ihm mit bewundernden Blicken betrachtend.

„Da ist sie!" spricht er bei sich. Alsdann räuspert er sich leise und tritt ein paar Schritte vor in das Zimmer hinein.

„Mein gnädiges Fräulein!"

Die Angeredete fährt mit einem Aufschrei empor. Als sie den Leutnant erblickt, leuchten ihre Augen unwillkürlich freudig auf. Doch sogleich unterdrückt sie diese Regung und mit einer allerliebsten Schmollmiene sagt sie:

„Wie Sie mich erschreckt haben, Sie garstiger Mensch! Warum stören Sie mich überhaupt? Ich wollte allein sein."

Der Leutnant läßt sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen.

„Ist es meine Schuld, daß Sie soviel magnetische Kraft besitzen?" bemerkt er lächelnd. „Ich sah Sie den Ballsaal verlassen und war so vermessen, Ihnen langsam zu folgen."

„Gerade Sie hätten mir nicht folgen sollen," schmollt sie weiter.

„Gerade ich nicht?" sagt er etwas erstaunt, an ihrer Seite Platz nehmend.

„Ja. Denn Ihretwegen hat mir Mama böse Worte gesagt."

„Meinetwegen?" Er fängt an, wirklich neugierig zu werden.

„Sie hat mich gescholten, daß ich mir von Ihnen die Kour machen lasse."

Ein fast übermütiges Lächeln kräuselt seine Lippen und läßt die weißen, sorglich gepflegten Zähne hervorschimmern.

„Ist das ein so großes Verbrechen?"

„In Mamas Augen: ja."

„Und in den Ihren?"

Er beugt sich weit vor, ihre Antwort mit Spannung erwartend. Sie schlägt kokett die Augen nieder, mit leiser Stimme erwidernd:

„Ich bin nicht immer derselben Ansicht wie Mama."

Er bemächtigt sich der nur wenig widerstrebenden Hand und drückt einen feurigen Kuß auf dieselbe.

„O, Sie sind ein Engel, Fräulein Melitta," ruft der Leutnant sodann in innigem Tone aus. „Ich bete Sie an. Doch das müssen Sie längst wissen. Jeder meiner Blicke hat es Ihnen ja gesagt, daß ich Sie liebe."

Sie hat ihr Gesicht von ihm abgewandt.

„Sie zürnen mir?" fragt er mit bebender Stimme.

„Ich sollte wohl —" haucht sie leise.

„Aber Sie thun es dennoch nicht." Der Leutnant springt auf und umarmt die vor ihm Sitzende stürmisch. Sie ruht geschlossenen Auges im Sessel und läßt es widerstandslos geschehen, daß der verwegene Eroberer ihr Augen, Mund und Wangen mit stürmischen Küssen bedeckt. Endlich hält der Leutnant in seiner süßen Beschäftigung inne. Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust.

„Warum seufzen Sie?" forscht er zärtlich, wieder an ihrer Seite Platz nehmend.

„O, es war ein so schöner Traum und wie häßlich ist nun das Erwachen —"

Er ergreift ihre beiden Hände und drückt sie zärtlich.

„So lassen Sie uns den entzückenden Traum für die Dauer unseres ganzen Lebens verlängern. Ich will mich morgen ihren Eltern präsentieren und —"

Sie richtet sich jäh empor und unterbricht ihn hastig.

„Das werden Sie nicht thun."

In seinen Mienen prägt sich das tiefste Erstaunen aus.

„Aber ich begreife nicht —"

Sie entzieht ihm sanft die Hände.

„Hören Sie mich ruhig an, lieber Freund, und Sie werden es verstehen und, ich hoffe, auch billigen, wenn ich Ihnen sage, daß unser beider Interesse gebieterisch verlangt, den — den entzückend schönen Traum hier abzubrechen."

Er blickt sie erwartungsvoll an. Die gelehrige Tochter der weltklugen Geheimrätin fährt fort:

„Lassen Sie uns offen miteinander sprechen! Sie wissen, daß ich die Älteste von drei Schwestern bin. Unser Haushalt und unser Putz kosten dem Papa viel Geld, wir besuchen ziemlich häufig Gesellschaften, Bälle, Theater. Papa hat zwar ein hohes Gehalt, aber es geht alles auf. Ich bin arm, arm wie eine Kirchenmaus und habe auf keinen Pfennig Mitgift zu rechnen."

Der Leutnant hat mit wachsender Verwunderung zugehört. Er liebt das junge Mädchen mit ehrlichem Herzen und hat nie über die Vermögensverhältnisse ihrer Familie nachgedacht.

„Desto besser!" beeilt er sich ihr zu versichern. „Man wird meiner Bewerbung keine Interesse materieller Art unterlegen und an der Aufrichtigkeit meiner Liebe nicht zweifeln können. Ich will ja nichts als Ihre reizende kleine Person."

Sie muß sich doch etwas Zwang anthun, während sie, anstatt dem lieben, prächtigen Menschen um den Hals zu fallen, ihm mit geheuchelter Verwunderung erwidert:

„So hat man mir also falsch berichtet, als man mir sagte, daß Sie kein Vermögen besäßen?"

Er lachte in seiner offnen, herzlichen Weise.

„Durchaus nicht, Sie sind ganz richtig informiert. Auch ich bin arm wie Hiob. Unsere Verhältnisse passen wunderbar gut zusammen und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn wir nicht die fidelste Ehe von der Welt führen würden."

Ein gezwungenes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel.

„Sie sind ein unverbesserlicher Schwärmer."

Er nimmt das für ein gutes Zeichen und fährt fort:

„Ich nehme meinen Abschied und bewerbe mich um eine Anstellung im Zivildienst. Mein Einkommen wird uns zwar keine Extravaganzen erlauben, Gesellschaften und Bälle werden für uns so gut wie nicht existieren. Aber was sind diese lärmenden, rauschenden Vergnügungen gegen die stillen Freuden einer glücklichen Häuslichkeit!"



Es wird ihr jetzt doch klar, daß zwischen seinen und ihren Lebensanschauungen eine ziemlich weite Kluft besteht.

„Und worin bestehen diese stillen Freuden?“ wirft sie ein. „Die Frau steht den Vormittag über am Kochherd — denn eine Köchin zu halten, erlauben die beschränkten Mittel nicht. Des Nachmittags unterhält sie sich mit Nähen, Stricken, Stopfen und anderen anregenden Wirtschaftsarbeiten und am Abend berechnet sie in Gemeinschaft mit dem von der unerquicklichen Bureauarbeit abgespannten Gatten, wie noch hier ein Ersparnis, da eine Ausgabe einzuschränken sei —“

Eine leichte Wolke des Unmuts ist auf seiner Stirn erschienen.

„Die Liebe würde mich die kleinen Unzulänglichkeiten, die mit einer bescheidenen Existenz verknüpft sein mögen, kaum empfinden lassen,“ bemerkt er, sie unterbrechend.

„Sie täuschen sich, lieber Freund,“ belehrt sie ihn. „Die Liebe würde unter der Misère dieses Alltagsdaseins dahinsiechen, wie eine Blume, der man Licht und Sonnenschein entzogen hat. Ich würde befürchten, in dieser kleinbürgerlichen Atmosphäre ersticken zu müssen. Ich kann mir ein Dasein ohne Glanz und Pracht des gesellschaftlichen Lebens, ohne Musik und Tanz nicht denken. Und, glauben Sie mir, auch Sie würden sich in diesen beschränkten Verhältnissen nicht glücklich fühlen. Das Ende würde sein, daß wir beide elend werden und den Tag verwünschen würden, an dem wir uns kennen gelernt. In unserer Lage, lieber Freund hat man nicht das Recht, der Stimme des Herzens zu folgen, man muß die Vernunft walten lassen.“

Eine schmerzliche, bittere Empfindung verrät sich in dem Zucken seiner Mundwinkel, während er erwidert:

„Es ist erstaunlich, wie ungemein vernünftig Sie sprechen, mein gnädiges Fräulein.“

„Sie sind ungerecht,“ bemerkt sie, verletzt durch das Spöttische in seinen Worten. „Ich spreche nicht anders, als meine Erziehung und das Leben es mich gelehrt haben. Um eine Existenz in so kleinen Verhältnissen erträglich finden zu können, hätte ich anders erzogen werden müssen. Man hat mich von jeher daran gewöhnt, auf diese Ehen aus Liebe mit mitleidigem Spott herabzusehen und es als die Hauptaufgabe eines armen Mädchens zu betrachten, daß sie eine gute Partie zu machen sucht.“

„Sie werden diese Aufgabe natürlich glänzend lösen?“

Sie thut diesmal, als ob sie den Spott in seiner Frage nicht bemerke und antwortet in ruhigem Tone:

„Der Medizinalrat Kühn bewirbt sich um meine Hand.“

Der Leutnant fährt jäh empor.

„Der Medizinalrat?“ stößt er erstaunt hervor. „Der ist ja mindestens dreißig Jahre älter als Sie!“

„Aber er besitzt eine reizende Villa im Tiergarten, hat eine elegante Equipage und eine Loge im Opernhaus.“ Sie legt ihre Hand auf seinen Arm. „Seien auch Sie vernünftig, lieber Freund! In Ihrer Lebensstellung, bei Ihrem Exterieur kann es Ihnen nicht fehlen. Ich weiß, daß Fräulein Hartwig, die Tochter des reichen Rentier und mehrfachen Hausbesitzers, sich lebhaft für Sie interessiert.“

Ein Ausdruck von Verachtung liegt im Ton seiner Stimme, während er einwirft:

„Die mit den falschen Locken und der falschen Grammatik —!“

Die Geheimratstochter zuckt mit den Achseln.

„Bah, der Reichthum verdeckt diese kleinen Unvollkommenheiten, das Geld adelt.“

Der Leutnant erhebt sich und steht in kerzengerader Haltung vor ihr.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein gnädiges Fräulein,“ sagt er mit eisigkaltem Tone in seiner Stimme — „für den Eifer, mit dem Sie sich gütigst der Verbesserung meiner unzeitgemäßen Lebensansichten annehmen; ich befürchte jedoch, Sie werden an mir keinen sehr gelehrigen Schüler haben.“

Er macht eine tiefe Verbeugung und verläßt mit schnellen Schritten das Zimmer, in welchem er die bitterste Erfahrung seines Lebens gemacht hat.

Schön-Melittchen verharrt grübelnd auf ihrem Fauteuil. Der entscheidende Schritt ist gethan. Was geschehen, ist nicht mehr rückgängig zu machen. Und selbst, wenn sie es könnte, würde sie es auch wollen?

„Nein, nein!“ spricht sie entschlossen zu sich selbst. „Ihm zu Liebe in Armut und Dürftigkeit leben, sich jede Ausgabe für ein Vergnügen erst erhungern, um jedes neue Kleid wochenlang disputieren? Nein, nein! Alles andere, nur nicht arm sein.“

Auch sie begiebt sich zur Gesellschaft zurück. Der Medizinalrat hat ihre Abwesenheit bereits bedauernd bemerkt. Aber wie reich wird er nun durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens entschädigt! Nie hat er sie so bezaubernd gefunden, nie hat er seine Vereinsamung so gefühlt, die Unerquicklichkeit des Junggesellenlebens. Er gelobt sich im Stillen, nicht länger mit der Ausführung des schon lange gehegten Entschlusses zu zögern und schon am nächsten Tage hält er in aller Form um die Hand Melittas an. Acht Tage später findet das glänzende Verlobungsfest statt

und nachdem kaum ein halbes Jahr vorüber, führt der alte-junge Ehemann das jugendfrische, lebenslustige Weib in seine prachtvoll eingerichtete Villa im Tiergarten. Zugleich mit der jungen Frau ist ein rauschendes Treiben in das früher so stille Heim des Medizinalrats eingezogen. Bälle und musikalische Soireen wechseln einander ab, und die schöne Medizinalrätin, der die glänzendsten Toiletten zu Gebote stehen, genießt die Annehmlichkeiten des Reichtums in vollen Zügen. Ob sich nie ein Sehnen nach einem andern Glück, nie ein Bedauern über den Verlauf ihrer letzten Begegnung mit dem Leutnant von Reden in ihrer Brust regt?

Wer will das sagen? Der diskrete – Hausfreund?!



Vom Büchertisch.

Dramatische Litteratur.

„Die neuen Menschen.“ Schauspiel van Herman Bahr. Der Dichter hat sich in der Form ganz entschieden vergriffen. Die Kühnheit des Problems wie die realistische Rücksichtslosigkeit des Denkprozesses allein schon hätten — van allem Technischen abgesehen — den Verfasser bestimmen sollen, die novellistische und nicht die dramatische Form zu wählen. Vorausgesetzt, daß ich mit der Ansicht im Rechten bin, einem technisch durchgebildeten Schriftsteller stehe die Wahl der Farm frei und er benütze diese Wahlfreiheit in künstlerisch bewußter Weise, d. h. er dichte mit Kunstverstand und nicht in blindem Trieb. (Die Kunstprafessaren hätten hierfür jedenfalls einen philosophischeren Ausdruck, aber ich will ja diesen gelehrten Herren nicht in die Terminalogie pfuschen.) Also „Die neuen Menschen“ des Herrn Bahr kann ich mir nur als Novelle denken und zwar stark nardisch gefärbt, van sehr herbem Geschmack und gerade dadurch fesselnd, aber als Theaterstück, d. h. als Ding, das auf den sogenannten „Brettern“ zu erscheinen hat, dünken sie mir in jeder Beziehung unmäglich.

Das ist nun wieder ein Buchdrama. Ein Buchdrama aber gehört nach meiner Meinung zu den überflüssigsten und unlogischsten Dingen der Welt; es kommt mir ungefähr sa vor, wie wenn einer ein Lied kompanieren wallte, das nicht gesungen werden kann. Ein stummes Lied, ein gelesenes Spiel — wo soll da die künstlerische Wirkung herkammen? Freilich, wie Herr Bahr die Geschichte anfaßt, gibt's blutwenig zu spielen. Das ganze Stück hat nur drei Persanen, die riesig viel Verstand und ein riesig gutes Mundwerk haben. Ganze Abhandlungen werden da heruntergeredet, deren wohlgesetztes Katheder-Deutsch einem Professar der Moral oder der Psychalogie alle Ehre machen würde. Und der langen, mitunter sehr wahren und tiefempfundenen Reden kurzer Sinn? Daß der Mensch, wie allgemein bekannt, der gebarene Egaist ist; daß er sich allenfalls eine Zeitlang und in ganz bestimmten Lagen für „Allgemein-Menschliches“, für „Ballswahl“, für die „Menschheit“ und andere „Ideen“ begeistern, für dieselben seine Kräfte einsetzen und gegen den Jammer, der die ganze Welt durchzuckt, ankämpfen kann, daß aber von dem Augenblicke an, wa er jenem Einzelwesen

begegnet, das nach seiner Empfindung unumgänglich notwendig zu **seiner** Ergänzung und Beglückung gehört, die ganze Welt mit all ihren schönen Idealen für ihn versinkt — nur aus weiter Ferne, wie aus dem Nebel der Erinnerung, hört, sieht und fühlt er sie noch. Herr Bahr scheint zwar selbst eine reformatorische Natur zu sein, aber seine Stärke liegt in dieser Dichtung gerade darin, zu zeigen, daß die ganze Volksbeglückungsherrlichkeit, die ganze Weltverbesserungs-Prinzipienreiterei im Grunde unhaltbar und unmöglich ist, weil sie immer wieder am Egoismus der Menschen scheitert. Ein bischen Liebestollheit — und alles fliegt über den Haufen. Die Liebe zum **Einzelnen**, zum **Einzigen**, mit all ihrer Poesie, Heiligkeit und Wonne, mit all ihrer Lächerlichkeit, Habsucht und Unglückseligkeit bleibt unbestritten Herr und führt zum Guten oder Bösen, zum Glück oder ins Verderben. Was gilt da die „Menschheit“! Alles was der liebe Einzelne, sobald er von der Leidenschaft erfaßt, noch leistet, hat nur Bezug auf diese despotische Empfindung, hängt untrennbar mit tausend Fäden mit ihr zusammen. Und so wird es bleiben, so lange es Menschen oder so etwas Ähnliches, frei nach Darwin, auf dieser Erdkugel gibt. Anna, die bestgezeichnete und sympathischste Figur des Bahrschen Buches, sagt einmal: „Wir werden nur mit dem Kopfe neue Menschen, nie mit dem Herzen; und sieh, mit dem Kopf ist's nichts. Es ist kein Verlaß auf diese gepriesene Vernunft“ — und ich meine, die arme Anna, die sich so viel zugetraut, die glaubte, sie könne ihr Herz einer „Idee“ opfern, hat Recht. Von allen Eingeweiden des Menschen — aber das gehört nicht hierher . . . Wilhelm Busch sagt irgendwo: „Wer 'mal so ist, muß auch so werden.“ Ein weltweises Wort! Sollen wir zuerst die Verhältnisse reformieren oder zuerst die Menschen? Und wer sind diese „Wir“? —

Bahr experimentiert mit drei Personen: Georg, Anna, Hedwig. Georg lebt mit Anna in freier Ehe. Es ist ein modernes, sozialistisch angekränkeltes Paar. Begeisterung für dieselbe Idee, agitatorischer Umtrieb für den nämlichen Parteizweck hat sie zusammengeführt. Er liebt sie, wie man einen Soldaten liebt, an dessen Seite man im Felde kämpft und mit dem man zur Herbeiführung des Sieges Leib und Leben opfert. Eines Tages brachte Georg ein junges Mädchen mit nach Haus, Hedwig, eine Prostituierte, die er auf der Straße vor Mißhandlung geschützt hatte. Das Mädchen schüttet ihm ihr Herz aus; es war keine Verdorbene, nur eine Unglückliche. Georg nimmt sie mit Annas Zustimmung in den gemeinsamen Haushalt auf. Er fühlt sich nach und nach ebenso sehr zu dieser etwas seltsamen Mischung von Welterfahrung, Naivetät, Lebenslust und Herzensgüte warm hingezogen, wie ihn die harte Verständigkeit und das mehr männliche Wesen Annas erkältet und abstößt. Hedwig ihrerseits, leidenschaftlich, sinnlich, mit dem etwas brutalen Drang glücklich zu sein um jeden Preis, liebt Georg — wahrscheinlich in Ermangelung eines andern; sie beredet, bestürmt ihn, Anna zu verlassen und nur sie mit seiner Liebe zu beglücken. Anna, die sofort sah und fühlte, wie es steht, wirft sich zwischen beide; Hedwig soll fort, Georg bleiben. „Lieben darfst du nicht; eher ertrüge ich es, dich im Tod zu sehen, denn in Liebe. Ich begehre nichts für mich, ich begehre alles für die Idee. Der menschlichen Freiheit gehört deine Kraft, dein Herz, dein Leben!“ Georg kämpft einen harten Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Selbstverständlich siegt die Stärkere — die Liebe. Er geht mit Hedwig durch und läßt Anna wutschnaubend zurück.

Georg lebt mit Hedwig am Gardasee ein Leben voller Glückseligkeit, wie es scheint. Ein neuer Freund gesellt sich zu ihnen, ein junger Mann, dem Hedwig den Sinn berückt. Beide rudern auf dem See herum. Georg sitzt am Ufer und erwartet

— Anna, die ihm brieflich ihre Ankunft meldete, er weiß selbst nicht warum und wozu. Jetzt steht sie plötzlich vor ihm. Ihr Anblick erschüttert ihn; sie ist älter geworden, sieht matt und gebrochen aus. Er fühlt sich schuldig. Nun kommt ein ergreifendes Geständnis Annas: „Du bist immer wahr gewesen; erst, als du nur die Idee im Herzen trugst, ganz nur ihr Werkzeug; dann als die Liebe zu — ihr über dich kam, ganz nur Gebot dieser Liebe. Ich war immer Lüge; mir ist die Idee ganz gleichgültig gewesen, und während ich ihr in hingebender Liebe zu dienen schien, warst du es allein, auf den es mir ankam. Da hast du's.“ Ferner gesteht sie ihm, daß, als er fort war „und der Mensch doch irgend etwas zu thun haben muß“, sie auf die Marotte verfiel, den Schutzengel des liebenden Paares zu spielen, alles aus dem Wege zu räumen, was dessen Glück gefährden könnte. Sie that alles mögliche, um unausgesetzt heimliche Kunde von dem Leben und Treiben der beiden zu erhalten. Vor einiger Zeit habe sie erfahren, daß Georg plötzlich schwermütig geworden sei, die Ursache aber habe sie nicht erfahren können und ohne sie nicht helfen — und deshalb sei sie jetzt da. „Was ist geschehen?“ — Nun gesteht Georg, daß er alles über Bord geworfen, selbst den eigenen Glücksanspruch, um nur eines zu erreichen: Hedwigs Glück! Und nun fühle er, daß ihm dieses unmöglich sei! Er und Hedwig hätten zufällig einen jungen Mann kennen gelernt, der das gleiche überschwängliche Herz, den gleichen thatfrohen Lebensmut, die gleiche Sicherheit des Gefühls habe wie Hedwig — „sie müssen einander lieben, wie man sich selbst liebt, weil man muß, und sie lieben einander bereits; noch ist nichts geschehen, aber jeden Augenblick kann es losbrechen“ (mit einer Handbewegung nach dem See): „eben ist es vielleicht losgebrochen! Ach, diese verzehrende tödliche Angst! Ich weiß keine Hilfe. Wenn sie den Mut besäßen, mit ihrer Liebe vor mich zu treten und zu sprechen: ‚Wir lieben uns — leb wohl!‘ wenn sie den Mut besäßen, mich zu betrügen . . . Ich will ja nur ihr Glück. Ich habe schon an Selbstmord gedacht.“ — Er findet kein Mittel, sich aus dem Wege zu räumen, ohne das Leben der beiden mit einem düsteren Schatten für immer zu trüben. — „Anna, ich ertrage es nicht, sie im Unglück zu sehen. Ich habe nur noch ein Lebenswerk — ihr Glück; wenn mir auch das mißlingt, dann ist mein ganzes Leben eitel gewesen, nichtig und unsäglich verfehlt!“ —

Anna ist in heftigem Kampfe mit sich, steigt auf den Felsen, blickt auf den See hinaus —: „Da draußen ringen sie mit der Flut in kühnem Seglerstolz. Den Erwartenden erfaßt Sehnsucht. Auf eilfertigem Kiel setzt er ihnen nach. Da überrennt ein mächtiger Wogenstoß den Ungeübten. Das Boot schlägt um. Es ist ein böser Zufall gewesen, ich kann's bezeugen.“ — Georg begreift die visionäre Schilderung und bricht in den Erlösungsschrei aus: „Anna, mein bester, wahrster Freund!“ — Sie geht. Er blickt wie fasziniert auf den See hinaus, ihre letzten Worte wiederholend: „Es ist ein böser Zufall gewesen, ich kann's bezeugen.“ — Schluß.

Ob er's thut? Er wird sich kaum anders helfen können. Ob Hedwig das Opfer verdient? Ich glaube nicht.

Das ist Bahrs Bühnenexperiment mit den „neuen Menschen“.

M. Ramlo.

Sommer-Lektüre.

Sommerfrischler, die sich auch ein paar neue Unterhaltungsbücher in den Reisesack zu stecken pflegen, können wir auf Ludwig Fuldas „Neue Jugend“ (Frankfurt, Königer) und Hanna Schomackers „Bunte Märchen“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich)

verweisen. Wie die Dichterin Schomacker mit ihren liebenswürdigen kleinen Phantasieen unter dem Einflusse Andersens, so steht der Dichter Fulda mit seiner kunstvoll gereimten Novelle unter dem Einflusse Heyses. Wir haben es also nicht mit schweren Originaldichtern zu thun, zu deren Verständnis und Genuß der Leser sich erst mit Geduld und Nachdenken hindurcharbeiten muß, sondern mit geschmeidigen Anpassungstalenten, die auf bekannten und bequemen Meisterpfaden wandeln. Es sind Produkte seiner Kunsthandwerker in der Fabulier-Litteratur, die gerade so viel Eigenart haben, um nicht bloß durch den Mangel starker Subjektivität von ihren Vorbildern unterschieden zu werden. Fulda ist eine zartsinnige, fast weiblich geartete Natur, und es geschah nicht ohne Bedacht, wenn wir ihn mit einer Schriftstellerin zusammenstellten. In seinen litterarischen Erzeugnissen gefällt daher hauptsächlich die elegante Mache und die feine Würze. Die Leser seiner „Neuen Jugend" dürfen daher nicht überrascht sein, wenn in diesem Novellengericht die Sauce weitaus besser ist als der Fisch. Auch Hanna Schomacker ist in erster Linie ein Formtalent und die Schale ihrer Darbietungen oft wertvoller als der Kern. Fritz von Bruck.

Gute Erzählungslitteratur für das Haus.

In ganz hervorragender Weise gehört hierzu das neue Werk: „Aus der Praxis." Roman von Wilhelm Walloth. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Die Zeitungskritik hat sich seither geflissentlich bemüht, wir wissen nicht warum, hauptsächlich die Schwächen in den Werken dieses hervorragend begabten und fleißigen Schriftstellers aufzusuchen und über die unbestreitbaren Vorzüge möglichst rasch hinwegzukommen. Die Schwächen Walloths liegen im Handwerksmäßigen, insofern er stilistische Flüchtigkeiten und technische Nachlässigkeiten vor der Drucklegung nicht gründlich beseitigt — also im Mangel an sorglicher Ausfeilung der Reinschrift; sodann liegen sie im Psychologischen, insofern er zu sehr seiner Neigung nachgibt, die führenden Personen seiner Erzählungen etwas ins krankhaft Absonderliche zu treiben, sie „pathologisch anzuhauchen". Dieser Stich ins Krankhafte beeinträchtigt nicht selten den Reiz der immer vorzüglichen Charakterzeichnung, weil der gleichmäßig welke Zug oft die wunderbar feinen und reichen Einzelzüge der verschiedenen Personen verwischt oder verhüllt.

Die Handlung des vorliegenden Romans mutet, wie fast immer bei Walloth, überaus originell an, so wenig neu sie auch im Grunde ist. Emma und Paul, die „Helden" in der herkömmlichen Kunstsprache, sind außergewöhnlich — und doch wahr. Auch die Nebenfiguren, der Doktor und die Bankiersgattin sind sehr gut gesehen und geschildert. Freilich vertrüge die „Heldin" noch mehr Atmosphäre, noch mehr „milieu", um einen Zolaschen Kunstausdruck zu gebrauchen; es ist zuweilen zu viel Seelenstimmungsmalerei ohne genügende Zuhilfenahme der Umgebungseinflüsse, ohne ausgiebiges Hereinziehen des Äußerlichen, des Toten, des Stillebens sozusagen. Trotz dieser versäumten Vollausnützung aller technischen Mittel, wie sie die konsequente realistische Schule an die Hand gibt, hat die Geschichte durch innere dichterische Belebung eine ungewöhnliche Spannkraft. Man muß sie in einem Zuge verfolgen; sie läßt den Leser nicht los. Eine flüchtige Inhaltsskizze wird dies ahnen lassen:

Die Heldin, eine Pfarrerstochter, ist mit philosophischer Bildung genährt, worin Schopenhauersche Elemente vorherrschen. Kann sich nur an den Vater anlehnen, da die Mutter wahnsinnig. Pflegt letztere, gerät durch den Tod des Vaters in Not, muß die Erbschaft eines reichen Sonderlings von Onkel annehmen, woran die Bedingung

der Verheiratung haftet. Sie will aber nicht, weil sie die Männer nicht genug achtet. Aus Liebe zu ihrer Mutter verfällt sie auf den Ausweg, einen Todkranken, d. h. baldigem Heimgang Geweihten, als Bräutigam zu suchen. Wendet sich an einen Arzt, der nach langem Widerstreben sie zu einem Patienten führt, bei dem er die geforderten Heiratsqualitäten annimmt. Dies ist ein junger Maler, der aus Elend und Verzweiflung gefährliche Vergiftungsversuche an sich gemacht hat. Die Ehe wird geschlossen. Das Verbrechen des Arztes und des Weibes erfährt eine Steigerung dadurch, daß sie sich lieben, ohne sich dessen klar bewußt zu sein. Die Heldin zieht in ihr reiches Besitztum, der junge, todgeweihte Gatte in ein Maison de santé — wo er natürlich gesundet, statt zu sterben. Kommt heim, wirbt um sein Weib, hält ihre Scheu für übertriebene Schamhaftigkeit, wird endlich böse — und sucht sie in seines Herzens Künstlereinfalt durch Modelle zur Eifersucht zu reizen. In der That neigt sich ihr Herz ihm langsam zu. Diese Wendungen sind meisterhaft geschildert, besonders der Übergang der Philosophin zum natürlich empfindenden, liebenden Weibe. Zum Unglück belauscht der Maler ein Gespräch seiner Frau mit dem Doktor und erfährt, wie grauenhaft man mit ihm gespielt. Nun überstürzen sich die Geschehnisse und die Effekte folgen Schlag auf Schlag, um die verwickelte Geschichte zu Ende zu bringen — und zwar zu einem fröhlichen Ende. Das ist zwar künstlerisch anfechtbar, denn nach der ganzen Anlage des Romans wäre ein hochtragischer Schluß vorzuziehen; allein die Geschichte hat nach dem Sinne unseres heutigen Lesepublikums auch so ihre Richtigkeit. So ein tragischer Schluß schneidet einem ja furchtbar durch die Seele — und wir lieben Menschen sind so wehleidig! Zumal der Romandichtung und dem Theater gegenüber, da ist es mit unserem Geistes- und Seelenmut meist schlecht bestellt. Also lieber einen milden, versöhnlichen Ausgang. Und Walloth hat seinen Lesern den Gefallen gethan. Könnte er ihnen auch noch den andern thun, statt Walloth etwa Daudet zu heißen, so wäre diesem Buch ein großer litterarischer Erfolg verbrieft und besiegelt. Aber Walloth, ein Deutscher, „Aus der Praxis“ ein deutsches Original, keine Übersetzung — — Die Deutschen können immer noch nicht bescheiden genug von sich denken!

Fritz von Bruck.

Allgemeine Kunst-Chronik.

„Wie wird man Schriftsteller?“ Die „berühmtesten“ deutschen Litteraten, wie Ludwig Anzengruber, Friedrich Bodenstedt, Georg Ebers, Paul Heyse, Paul Lindau, Hieronymus Lorm, Friedrich Spielhagen u. a. haben der Schriftleitung von Lausers „Allgemeiner Kunst-Chronik“ in Wien Antworten auf diese Frage erteilt und zum Teil auch ihre Erstlingsarbeiten zur Verfügung gestellt. Es werden nunmehr in der Abteilung „Allgemeine Litteratur-Chronik“ die bei dem Preisausschreiben ehrenvoll erwähnten Künstler-Novelletten mit Aufsätzen über die Frage: „Wie wird man Schriftsteller?“ abwechseln. Die geschätzte Wiener Zeitschrift hat mit dieser Ausplauderei aus den Schriftsteller-Werkstätten sicher einen hohen Treffer gemacht und insonderheit alle Schreibdilettanten, so weit Kürschners „Litteraturkalender“ mit seinen 12000 Adressen „klingt“, zu heißem Dank verpflichtet. Nun können die Schreibbeflissenen doch sehen, wie's von den „Berühmtesten“ gemacht wird — und die braven Leute werden nur noch die Qual der Wahl ihres erfolggekrönten Musters haben.

Nachdem das Schriftstellerwerde-Geheimnis entschleiert ist, sollen der Reihe nach auch die übrigen schöngeistigen Gewerbsausübenden dran kommen, zunächst die Schau-

spieler. Die Frage: Wie wird man Schauspieler? sollte aber nicht bloß von den anerkannten Berufs-Komödianten, sondern auch von den — andern, insonderheit den Diplomaten, Parlamentariern u. s. w., beantwortet werden.

Erich Stahl.

Redaktions-Post.

E. G. in Genf. Wollen Sie uns gelegentlich weitere Proben Ihrer Dichtkunst senden? Vielleicht findet sich Geeignetes. Hat Sie noch kein spezifisch Genfer Stoff angeregt? An das reiche Leben der Lemanstadt knüpfen uns mannigfache Erinnerungen. Der Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift hat von 1868 bis 1870 studierenshalber dort gelebt und denkt mit Vergnügen an diese Zeit zurück.

L. B. in Berlin. Wir teilen Ihre Gefühle. Wäre Ihre tiefempfundene Ludwig-Dichtung nicht verspätet eingetroffen, hätten wir uns vielleicht zum Abdruck entschlossen — trotz einiger formeller Bedenken. Herzliche Erwiderung Ihres Grußes.

O. W. in Görbersdorf. Wir sehen uns nicht zu der redaktionellen Pedanterie verpflichtet, unsern Novellisten das Pensum zu korrigieren. Mag auch manchmal ein schiefes Bild, ein anfechtbarer Ausdruck mit unterlaufen: die künstlerische Gesamtwirkung einer bedeutenden Arbeit wird doch gewiß dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt. Eine litterarische Redaktion braucht in diesem Punkte nicht ängstlicher zu sein als z. B. eine Kommission von Malern bei einer Gemäldeausstellung. Oder hat man es jemals erlebt, daß eine Künstlerjury sich für befugt oder verpflichtet erachtet hätte, Makartsche Verzeichnungen u. s. w. zu korrigieren? Der Autor muß seine kleinen Schnitzer selbst verantworten. Eine schöngeistige Zeitschrift ist gewissermaßen ein litterarischer Ausstellungssaal. Wenn Walloth in seiner meisterhaften Novelle „Ein Weib" unglücklicherweise einmal von der „Fußsohle des Gemüts" spricht, so lächelt der aufmerksame Leser darüber und macht weiter kein Aufheben davon. Man vergleiche damit die oft haarsträubend grotesken Schnitzer in „berühmten" Romanen von Ebers, Marlitt, Eschstruth, Hopfen u. s. w.! — Hier einige Proben!

Aus Georg Ebers „Ein Wort":

„Wenn er ausging, wollte es ihm — und gewöhnlich mit Unrecht — scheinen, als stieße einer den andern an, aus jedem Auge schienen ihm Hände zu wachsen, die mit ausgestrecktem Finger auf ihn wiesen."

„Was konnte das Kind von dem Juden nicht alles hören, in dieser Zeit, wo die Ketzerei wie ein brüllender Löwe umherlief und an allen Wegen saß wie eine Sirene."

Aus Nataly v. Eschstruth „Die Gänseliesel":

„Sie hätte zusammenbrechen mögen unter der Wucht ihres zermalmten Glücks und stand dennoch mit brechenden Knieen hochaufgerichtet."

„Nur das rastlose Klopfen seines Stiefelhackens gegen das Wandgetäfel verrät den Sturm, welcher in seinem Innern tobte."

Das genügt, nicht wahr?

Unserm genialen Oberländer zur Illustrierung für die „Fliegenden" empfohlen!

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.



Litteratur und Kunst.



Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.



Heft 9. * 1887.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

(Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.)

III. Jahrgang. Heft 9.



Inhalt:

Seite

Conrad, M. G., Die Angespundeten und die Jesuiten 679
Walling, Günther. Juana la loca. Eine psychologische Skizze . . . 688
Halbe, Max, Der Totengräber. Episode aus dem Trauerspiel „Ein Emporkömmling“ 697
Unser Dichteralbum:
Walling, Günther. Aus dem Reiche der Sonne . . 700
Cristaller, G., Zur vergleichenden Kritik der menschlichen Triebe 709
Hammer, Fritz, Die Meininger und die Malerei 715
Kohut, Adolf, Günther Walling (Karl Ulrici) 718
Krieger, Heinz, Therese. Eine Alltagsgeschichte 727
Conrad, M. G., Zur Kritik des Münchener Hoftheaters . . . 732
Ida Boy-Ed, Zuletzt gelacht. Eine Skizze aus Vierlanden 740
Stahl, Erich, Münchener Privat-Kunstsammlungen. II. . . . 747
Vom Büchertisch 748
Redaktions-Post 758

Hierzu ein Porträt von Günther Walling.

„Die Gesellschaft“ erscheint Mitte jeden Monats und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, wie von der Verlagshandlung zu beziehen.

Preis pro Semester (6 Hefte) Mark 5.—.



Günther Walling

(Carl Ulrici.)



Die Ungesundeten und die Jesuiten.

Von M. G. Conrad.
(München.)

— „Kennt er die Zeit, so kenn' ich seine Launen; fort mit dem Schellen-Hanswurst!" — so, meine Freunde, ruf ich mit Brutus und erhebe den Maßkrug mit dem dreimalheiligen Klosterbier. „Fort mit dem Schellen-Hanswurst!"

— Jawohl, fort mit ihm! Jetzt, nach den Erquicksamkeiten der Sommerfrische, schon wieder Gespräche über das Kulturelend und die allgemeine Lebenslüge am Stammtisch: ist das der neue Verstand, den Euch der Aufenthalt am See, im Wald und Gebirge in die wurmstichigen Köpfe gelegt? Da möchte einem doch das grüne Schilf mannshoch aus dem Bauche wachsen, wenn man solche Jammergeschichten mit anhören soll. Eure gesamte europäische Politik ist mir kein Pfund Lumpen wert. Daterlatata! Ich geh' heim und leg' mich in meinen Korb und dichte mir 'was auf Eure pathetischen Möglichkeiten von Größe und Weltherrschaft und ähnliche Schnurpfeifereien. Daterlatata! Vorsündflutlichkeiten bezaubern mich nicht.

— Nein Freund, bleib'! Spülen wir mit einer frischen Maß Klostersaft das letzte Stäubchen üblen Humors von der Seele! Ich proponiere einen urfidelen Hochachtungsschluck auf die Katholisierung Deutschlands. Übertragen wir dem alten Herrn in Rom einstweilen das Ehrenpräsidium an unserem Stammtisch — er gewinnt damit eine neue, unerwartete Operationsbasis zur angenehmen Verwälschung deutschen Trinkergeistes.

— Wenn sothaner Trinkergeist nicht die ganze wälsche Herrlichkeit in einer einzigen Sitzung unter den Tisch trinkt! Ich sag' Euch, es ist

nichts mit diesen Römern. Sie sind keine Trinker. Und wären sie die Zierden der Welt und Genien ohnegleichen — sie vertragen das feuchte Element nicht. Sie sind trockene Nüchterlinge. Das wirft sie immer wieder auf den Sand. Und mögen sie Ströme von Bullen-Tinte rings um sich ausgießen — sie werden doch nicht mehr flott. Der Fels Petri! Ich glaub's gern; da kommen sie alle in Ewigkeit nicht mehr los. Und mögen sie die ganze Welt in ihrer Einbildung und auf allen statistischen Phantasie-Tafeln katholisieren — und Sonne, Mond und Sterne und nicht bloß das bischen Rom als Herrschaftsgebiet ansprechen, sie hocken doch auf ihrem Felsen wie Schiffbrüchige, die sich im unermeßlichen Ozean nicht mehr zu helfen wissen, obgleich sie aus Leibeskräften sich die Kehle heiser schreien: „Der Ozean ist unser, wir sind die Herren des Weltmeers, jeder Wassertropfen ist uns unterthan!" Bei diesem Geschrei müssen zuletzt die dümmsten Stockfische lachen.

— Gewiß, im Schreien und Schreiben sind sie nicht faul. Sie haben es darin zu einer schauderhaften Virtuosität gebracht. Das ist immerhin eine gesunde Taktik; es kommt nicht darauf an, was man thut, sondern wie man's thut. Nicht die innere Wahrheit einer Sache sichert ihr die besten Triumphe, sondern die Hartnäckigkeit, die Zähigkeit, die fanatische Konsequenz, die listige Rücksichtslosigkeit, mit der man sie vertritt. Und darin sind die Wälschen unerreichte Muster zu allen Zeiten gewesen; ihre Nüchternheit und Unermüdlichkeit geben ihnen eine furchtbare Macht. Ihre heißesten Glückesstunden gewährt ihnen freilich ein gewisser Seelenrausch, ein geistiger Opium-Traum. Ihr ganzer Dogmenkram ist für sie nur eine Symbolik für etwas Unaussprechbares, das sie in solchen Wonnemomenten empfunden Aber das Wort bleibt in Geltung: im Grunde sind sie Nüchterlinge. Nüchterlinge sind aber immer die gefährlichste Menschensorte, sobald sie sich in den Besitz des Geheimnisses gebracht haben, wie man aus den höchsten Ergebnissen des Geistes, Religion, Kunst, Wissenschaft u. s. w. Betäubungsmittel für die Menschheit destilliert — um die endlich Betäubte zu einem willenlosen Ausbeutungsobjekt für unstillbare Machtgelüste zu entwürdigen.

— Und das ist zugleich das Geheimnis der Katholisierung.

— Es gibt meines Wissens zwei Weissagungen aus dem neunzehnten Jahrhundert über das Ende des Protestantismus; die eine des Kardinals Wisemann: der letzte Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus wird auf dem märkischen Sande ausgefochten — die andere des Bischofs Dupanloup: wenn der Protestantismus seine 350 Jahre durchlaufen haben wird, wird er sein, was heute der Arianismus und

der Gnostizismus ist. Ich gönne den Ultramontanen die tollen Hoffnungen. Man hat in der Weltgeschichte schon das Kurioseste erlebt. Bekanntlich hat Karl der Fünfte seinem spanischen Gehirn einmal die Frage vorgelegt, ob es seiner Hauspolitik nicht zuträglicher wäre, wenn er protestantisch würde und die Partei der Reformation ergriffe?! Einem späteren Kaiser kann das Umgekehrte passieren! Die Macht ist eine große Verführerin.

— Sehr bemerkenswert bleibt, daß z. B. seit zehn Jahren die Jesuiten eine Schriftstellerei betreiben, mit der sich an Umfang wie Verbreitung die protestantische Litteratur nicht entfernt messen kann. Der Jesuitismus hat sich nicht bloß der gesamten katholischen Journalistik bemächtigt, sondern auch alle andern Litteraturzweige läßt er, wie nicht geleugnet werden kann, durch geschickte Federn bearbeiten. Alle größeren Schriften sind nach ihrem jesuitischen Ursprung an den auf den Titeln vermerkten Verlagsfirmen Herder in Freiburg, Kirchheim in Mainz, Gebr. Benzinger in Einsiedeln rc. erkennbar, auch legen sich die meisten Verfasser die Bezeichnung S. J. (Societas Jesu) bei, sie arbeiten also keineswegs versteckt, sondern mit offenem Visir, und dies geschieht in dem Bewußtsein, Herren der Situation da zu werden, wo sie es noch nicht sind — im neuen deutschen Reich mit dem protestantischen Kaiserhaus zum Exempel. Neulich erschrak die protestantische Welt über einzelne Stilproben aus der Görresschen Zeitschrift, worin dem deutschen Kaiser der Übertritt zur römischen Kirche als politische Klugheit und religiöse Pflicht angeraten wurde. Solcherlei Exkurse sind der jesuitischen Presse allerwärts geläufig, und wer sich von seinem Schreck nur langsam erholt hat, dem kommen eben die täglichen Erzeugnisse des Loyola-Journalismus selten oder nie zu Gesicht. Für gewöhnlich sind die Weisungen und Ratschläge freilich vorsichtiger gehalten, weil sie sich dem Strafrichter zu entziehen haben, aber in der Sache selbst unterscheidet sich die Tageskost der Katholiken in nichts von dem neulichen Görresschen Leckerbissen, der als etwas Absonderliches angestaunt wurde.

— Sind doch unnachahmliche Spaßvögel, diese Jesuiten. Für ein steifleinenes Pedantenvolk wie die protestantischen Deutschen sind sie geradezu unbezahlbar. Was da Katholisierung! Ich würde es als den geistreichsten Meisterstreich Bismarcks begrüßen, wenn er uns eine tüchtige Portion echter Jesuiten servierte. Nüchtern genossen, müßte die Wirkung auf unsere Duselbälge eine ganz unbeschreibliche sein. Was sagen Sie dazu, mein patentierter Naturwissenschaftler?

— Ich stehe stillbeobachtend auf der Seite — und denke mir meinen

Teil. Est res magna tacere, zumal in einer Zeit, wo man dem berüchtigten Unfugs-Paragraphen verfallen kann, wenn man öffentlich das Überwuchern des absurdesten Wunder- und Dämonenglaubens in der Kirche, in der Theologie und selbst in gewissen staatsgeistlichen Einrichtungen konstatiert. Die staatlichen Organe scheinen ja selbst mehr und mehr Geschmack an dieser wieder erwachten Vorliebe für Prozessionen, Wallfahrten, Gebetsvereine, Mirakel, Skapuliere, heilige Wasser und ähnliche Mittelalterlichkeiten zu finden. Ist's gleich nur frommer Wahn, so hat er doch Methode. Mich schreckt zwar die dunkle Staubwolke religiösen Aberglaubens nicht, die ich am deutschen Kulturhimmel aufziehen sehe, — daß mir jedoch diese systematische Volksverdummung Spaß machte, könnte ich nicht behaupten. Ich bin ein Freund reiner Luft, und frommer Stank ist mir ganz besonders zuwider. Das ist schließlich Privatgeschmack. Den andern wird die Geschichte wahrscheinlich ganz lieblich duften. Zudem: im heiligen römischen Reich deutscher Nation wurde schon so viel experimentiert, daß uns auch das Katholisierungs-Experiment der Jesuiten eigentlich nicht mehr verblüffen kann.

— Der Presse wird eine ganz besondere Aufmerksamkeit seitens des Ordens zu teil. Das entspricht der richtigen Schätzung des Einflusses, den jedes mit Umsicht und Konsequenz geleitete Organ auf die öffentliche Meinung ausüben muß. Es ist nicht Zufall, daß alle katholischen Dogmatiker und Historiker zugleich geschickte Journalisten waren: von verstorbenen Autoritäten z. B. Bellarmin, Möhler und Perrone. Liegt doch nach jesuitischer Lehre nicht darin für den katholischen Gelehrten der höchste Ruhm, daß er der Wissenschaft um ihrer selbst willen dient, sondern daß er sie zur Propaganda für die Papstlehre verwendet. Jede Forschung ist überflüssig oder sogar schädlich, die unbenutzbar bleibt für die Herrschaftszwecke der Loyola-Männer.

— Das ist ganz vernünftig. Wo hängt die Wurst? Dienen etwa die protestantischen Pastoren und Professoren der Wissenschaft selbstloser?

— Gleichen Schritt mit dem jesuitischen Journalismus hält die gelehrte jesuitische Schriftstellerei. Es ist geradezu erstaunlich, was alles geschieht, um geschichtlichen Lehrbüchern, die sich die Verdächtigung der Reformation zur Hauptaufgabe stellen, Verbreitung nach allen Weltenden hin zu sichern. Janssens Geschichte erlebt Auflage nach Auflage, und nicht anders ergeht es den Schriften über litterargeschichtliche Themata. Die Gesellschaft Jesu erachtet es für überaus wichtig, von Goethes Leben und Werken in ihrem Sinne ausführliche Darstellungen zu geben, und jede Anerkennung wie Befehdung des Dichters bezweckt ausschließlich, nicht

neue Gesichtspunkte ausfindig zu machen, sondern aus Goethe eine Verherrlichung des Katholizismus herauszulesen, irgend einen protestantischen Mann von Bedeutung lächerlich zu machen. In gleicher Weise sind Schiller, Lessing, Wieland und Klopstock teils monographisch, teils in Einzelabschnitten umfangreicherer Werke verarbeitet worden. Wer nur immer in der Weltlitteratur zu Namen gekommen ist, der findet an jesuitischen Schriftstellern seinen Biographen und Kritiker in der ganz bestimmten Absicht, den Wert jedes einzelnen Individuums danach zu bemessen, ob es der Papstkirche gedient habe oder nicht. Das hauptsächlichste Kampfmittel des litterarischen Jesuitismus ist die Geschichtsfälschung, und mit ihr wird so rücksichtslos operiert, daß der an objektive Darstellung gewöhnte Leser aus dem Staunen nicht herauskommt. Nächst der dreisten Fälschung ist es die sophistische Dialektik, womit aus schwarz weiß, aus Tageshelle Nachtdunkel gemacht wird. In der Kunst des Entstellens hat es die Loyola-Litteratur zu unnachahmlicher Meisterschaft gebracht, und so wirken diese beiden Faktoren zusammen, um die katholischen Gemüter absolut zu kaptivieren, Andersgläubige aber, die in der Vorstellung des Gegenteils erzogen wurden, zu verwirren. Die Zahl der Harmlosen, die jede geistige Kost kritiklos hinnehmen, ist übergroß, und gelingt es, besonders die Frauen für jesuitische Ware einzunehmen, so ist ein wichtiger Hauptzweck erreicht.

— Besonders bei Frauen? Scheltet mir die Frauen nicht! Die alten Weiber männlichen Geschlechts sind bei uns erklecklich zahlreich und noch weit leichter für jeden Unsinn zu haben, als die wirklichen Frauen. Und erst unser schwatzender Bildungspöbel mit der unheilbaren Idealitäts-Troddelose! Das sind mir erst die rechten Vertreter des Dichter- und Denkervolks und Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht! Solchen Kulturträgern ist freilich nichts unverdaulich. Die schlingen alles hinab in ihren Straußenmagen, gleichgültig, ob's die jesuitische Ursprungsmarke trägt oder nicht. Wenn's überhaupt nur abgestempelt ist oder in einem tonangebenden Blatte steht. Die lesen alles — und wäre es so dumm, daß man eine Schafherde damit vergiften könnte. In diesem Punkt stehen wir hinter Italienern und Spaniern. Das ist auch so eine Nebenfrucht unseres Schulzwangs mit der verallgemeinerten Lesekunst. Bah!

— Das sind ja recht ergötzliche Aussichten! Aber Eure Furcht übertreibt. Schließlich bringt Ihr unsere zahmste Familien-Belletristik in den Verdacht jesuitischer Beeinflussung und bindet uns noch den Bären auf, in den Redaktionsbüreaus unserer „Gartenlauben", „Vom Fels zum Meer", „Über Land und Meer" u. s. w. trieben verkappte Jesuiten ihr

Spiel, unsere Witzblätter würden aus dem Reptilienfond des Ordens gespeist, selbst die „Fliegenden Blätter" verdankten ihre riesige Verbreitung einem Geheimbunde für Katholisierung deutschen Humors! Ja, mehr noch: die Farben auf den Paletten unserer deutschen Historienmaler würden von den Jesuiten gemischt; Franz Lenbach sei für die papistische Reklame von den Jesuiten angeworben worden — an sich eine kapitale Idee, denn Meister Lenbach von Schrobenhausen wird dereinst in der Kunstgeschichte als Reklamist nicht weniger gefeiert sein, wie als Porträtist — und sein sensationelles Papstbild habe er als geheimer Affiliierter des Jesuitenordens verübt; Gabriel Max beziehe für seine frommen Visionen jesuitische Trinkgelder, Fritz v. Uhde sei unter die evangelischen Impressionisten gegangen auf Anstiften des Jesuitengenerals, Eduard Grützner sei sogar ein veritabler verkappter Jesuit und müsse infolge eines geheimen Vertrags, den des Teufels Großmutter in Person vermittelt, all' seiner Lebtag weinselige Klosterbrüder malen, um bei allen Liebhabern eines guten Tropfens in allen fünf Erdteilen für das Mönchsleben Stimmung zu machen; Frithjof Smith habe für sein stimmungsvolles „In der Kirche", das uns so sehr für alte und junge Betschwestern (besonders für junge, wie die wunderschöne Nonne!) zu kaptivieren weiß, sogar die „Gänseliesl", sein eigentliches Meisterbild, von den Jesuiten geschenkt bekommen — er habe es nämlich mirakulöserweise im tiefsten Schlafe gemalt u. s. w. u. s. w. Welch' ein Ulk, meine Herrschaften! Summa: Jesuiten ringsum, oben und unten; überall liegen sie auf der Lauer, um das liebe, dumme, deutsche Volk abzufassen und in den großen, schwarzen, römischen Pfaffensack zu stecken. Welch' ein Ulk, meine Herrschaften, welch' ein Ulk! Schließlich sind wir selbst, die unnachahmlichen Vertilger ungespundeten Klosterbiers, in unbewußter Eselhaftigkeit Werkzeuge der Jesuiten und jeder Ungespundete — aus sündhaftestem Jesuitenblute gezeugt. O unsere armen Mütter, wie sind sie ahnungslos in die fromme Falle gegangen! Welch' ein Ulk, meine Herrschaften, welch' ein Ulk!

— Du hast gut lachen. Du bist selbst halb und halb vom herrschenden Ring und findest, daß Dank eurer Weisheit das Volk der Reformation wieder jesuitenreif geworden. Mich würgt schon lange eine Frage an euch Herrschende, aber es ist besser, ich schlucke sie noch hinunter. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier. Basta. Ich will mir das Maul nicht verbrennen.

— Schluß! Trinken wir den Rest auf die lustige Katholisierung Deutschlands durch die Ungespundeten; fort mit dem grübelnden Ärger!

Der Jesuitismus war, ist und wird sein, das verleidet uns das Leben noch lange nicht. Für jedes Gift bietet die Natur ein Gegengift: hier, in diesem Born der Lust, fließt das wirksamste. Ergo bibamus!

— (Ein gespundeter Philister als Gast, aufatmend:) So ist es anständig, so ist es unterhaltend, so will es die deutsche Bildung. Das behagt mir.

— Und mir behagt das gar nicht. Wenn das aller Weisheit letzter Schluß wäre! Lieber mit schmutzigen Kameltreibern durch die Wüste ziehen und mit ihnen halbverdurstet um die Cisterne sitzen und dabei die Reinheit und Unabhängigkeit der Seele wahren, als — —

— Kinder, die Welt von gestern und heute ist nun einmal so verdorben: Herrschenden und Dienenden, allen sitzt der Jesuit schon im Nacken.

— Hört! Hört! Ich protestiere im Namen aller wahrhaft Ungespundeten!

— Man möchte doch gleich aus der Haut fahren: Ist nicht alles Lebendige Wille zur Macht? Ist das, was Ihr den Jesuiten nennt, nicht auch ein Lebendiges, das im Wettlauf um Herrschaft das Recht hat, seine Beine nach bestem Vermögen und eigenem Ermessen zu brauchen? Das freie Spiel der Kräfte mag in allen materiellen Dingen, in Industrie, Handel und Verkehr ein gefährliches Ding sein, dem man die Fänge beschneiden, die Launen zügeln muß durch eine weise, auf die möglichst gerechte Förderung aller Kräfte, auch der schwächeren und absonderlicheren, sowie auf gemeinsame Wohlfahrt aller Staatsangehörigen abzielende Gesetzgebung; allein in der Welt des Geistes, in Wissenschaften, Künsten, Religionen, Sitten — da ist das freie Spiel der Kräfte fraglos ein gutes und zweckmäßiges Ding. Hier soll der Jesuitismus so gut wie irgend ein anderer berühmter oder obskurer —ismus ungeschmälerte Freiheit haben, seine besondere Weltauffassung und Lebenspraxis nach seiner Eigennatur zur Geltung zu bringen. Laßt doch wenigstens im Reiche des Geistes das Leben mit seinem Willen zur Macht experimentieren wie es will! Alles trägt sein Gesetz und seine Regel in sich — und rast die Maschine gar zu toll, wird sie sich schon rechtzeitig selbst aus dem Geleise werfen! Geht mir mit Eurer ewigen Bevormundung, mit Eurer ewigen Großvatersangst; Ihr habt damit die Menschheit niemals gescheiter, geistreicher und glücklicher gemacht, sondern nur dümmer, langweiliger, linkischer und verdrossener. Die Geschichte erinnert uns an eine Periode — und sie liegt noch gar nicht so weit zurück — wo der kirchliche Jesuitismus mit seiner Macht- und Prachtliebe und der von ihm

ausgehenden Kunstbeförderung die starke Triebfeder einer ganzen Entwickelungsreihe wurde mit einer sehr pikanten malerisch-ekstatischen Tendenz. Zetermordio zu schreien, weil im Kreislauf der Dinge der Jesuitismus auch wieder einmal an die Reihe kommen will — diesmal vielleicht als die lustige Person, um uns ein wenig in unserer martialisch-chauvinistischen Verlederung und wirtschaftlichen Trübseligkeit aufzuheitern! — das will mir doch über die Hutschnur gehen. Hängt doch den Jesuiten dem Spiritisten an den Hals und laßt beide einen Purzelbaum über den Sozialisten schlagen — gibt das nicht ein ergötzliches Bild? Ihr lacht nicht? Wahrlich, ich sage Euch, der schädlichste Mensch ist vielleicht der allernützlichste. Die Menschheit wäre längst mit Stumpf und Stiel verfault, gäbe es nicht diese bösen Sonderlinge, welche durch ihre Raub- und Habsucht, ihren Haß und ihre Unruhe die arterhaltenden Triebe aufpeitschten. Die Jesuiterei ist ein arterhaltender Trieb ersten Rangs; sie gehört unbedingt in die bewundernswerte, wenn auch kostspielige Ökonomie menschheitlichen Fortschritts. Nennt den Jesuiten ein Scheusal, wenn ihr wollt, aber zürnt mir nicht, wenn ich ihn leiden mag.

— Wer Freude am Menschen-Unverstande, am zuchtlosen Schweifen des Geistes, am sozialen Irrsinne hat, mag Bravo klatschen. Ich konstatiere Schweigen ringsum.

— Es gibt in der staatlichen Ordnung des Völkerlebens ein Allverbindliches, dem sich die freiesten und phantasievollsten Köpfe zu fügen haben, das ist der gesunde Menschenverstand, repräsentiert durch den Spruch der Mehrheit.

— Der Staat gründet sich auf die Tugend der Intellekte, deutsch gesprochen: auf die tugendhafte Dummheit.

— Auf das sacrifizio dell' intelletto.

— Wie der Jesuitismus.

— Die heiligsten Güter der Menschheit — wer lacht da? — sind zu politischen Tauschmitteln geworden auf dem diplomatischen Weltmarkt. Große Politik! Welche Seltsamkeiten birgt doch der Menschengeist, daß er für die schnödesten Dinge, das gegenseitige Überlisten und Beinstellen, den Schacher um Macht und Einfluß, die Verleugnung aller Gradheit und Lauterkeit der Gesinnung u. s. w. die pompösesten Titel erfinden muß! Gibt es wirklich eine Herren- und eine Knechtsmoral?

— Gewiß! Und eine Moral der Ungespundeten, eine Moral der Jesuiten u. s. w.

— „Der Zweck heiligt das Mittel“ ist heute nicht mehr Jesuitenmoral, sondern Allerweltsmoral, entspricht also einer allgemeinen Notdurft.

— Die „Ungespundeten“ und ihre Moral bilden eine Ausnahme und — eine Gefahr. Sie werden nur geduldet, so lange sie nicht Regel werden und für ihre Gefährlichkeit staatliches Privilegium haben wollen.

— Meine Herren, soeben werden drei flüchtige Jesuiten gemeldet, welche unsere Gastfreundschaft ansprechen; sie harren demütig vor der Thür.

— Sie sollen an der Tafel der Ungespundeten willkommen sein, sobald sich eine Mehrheit für ihre Zulassung findet. Abstimmen, meine Herren!

— — — — — — — — — — — — — — —

— (Der gespundete Philister für sich:) Jetzt fängt mir die Sache doch an bedenklich zu werden. Diese Phantasten wären wirklich im stande, an einem Tische mit Jesuiten zu sitzen, bevor diese vom Reichskanzler ordnungsgemäß ins Land zurückgerufen worden sind. Das ist mir zu gefährlich. Ich pfeife auf die Jesuiten und auf die Ungespundeten. Jeder ist sich selbst der Nächste. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Am besten, ich drücke mich.

— Meine geehrten Mit-Ungespundeten, bevor wir zur Abstimmung schreiten, noch eine kurze Mitteilung. Ich lese soeben: Eine donauwörther Buchhandlung erläßt folgende Anzeige: „Zur gefälligen Notiznahme! Lourdes-Wasser wird sehr häufig in übermäßiger Quantität verlangt. Aus diesem Grunde sehen wir uns veranlaßt, wiederholt zu bemerken, daß im Bedarfsfalle einige Tropfen dieses heiligen Wassers, mit wahrer Andacht angewandt, genügen, um in einem Leiden Hilfe durch die gnadenreiche Himmelsmutter zu erlangen. Fünf bis sechs Flaschen ist das höchste Quantum, welches wir für die Folge abgeben können“ Was sagen Sie dazu? Ist das nicht der schönste Jesuitenkniff? Und dazu von der erhabensten Unverschämtheit?

— Sehr gut. Eine Prachtleistung. Davon sollen auch die ehrenwerten Fremdlinge, die bei uns Einlaß begehren, profitieren: sie sollen ihren eigenen frommen Sudel selbst saufen — für sie ist unser Klosterbier nicht gebraut! Lassen wir das „höchste Quantum“ — sechs Flaschen Lourdes-Wasser für die Kerls kommen, bis dahin aber soll ihnen unsere Thür verschlossen bleiben. Dies mein Antrag.

— Findet sich hierfür eine Mehrheit?

— Einstimmig angenommen!



Juana la loca.

Eine psychologische Skizze.

Von Günther Walling.
(Dresden.)

Auf der Pariser Weltausstellung von 1878 zog ein Bild des Spaniers Pradilla die Aufmerksamkeit die Besucher in hervorragender Weise auf sich. Die Mitte des Bildes nahm ein Sarg ein, neben welchem ein Priester Messe las. Der Doppel-Adler Österreichs, die Wappen Kastiliens, Leons, Granadas und anderer spanischer Königreiche schmückten die Stirnseite des Sarges und die Bahre. Rechts von der Bahre stand in Schwarz gekleidet, den stieren Blick auf den Sarg geheftet, ein schmerzgebrochenes, thränenloses Weib, die wahnsinnige Königin Johanna von Kastilien. Zur Rechten und Linken gruppierten sich die Mitglieder des Hofstaates, Frauen und Männer, Bischöfe, Granden und Krieger. Die düstre, nächtliche Szene wurde durch ein vom Sturmwind halb verlöschtes Wachtfeuer und flackernde Fackeln beleuchtet.

Was war es, das die Menge stets zu diesem Kolossalgemälde zog? War es die Schönheit der Komposition, war es die Glut der Farben oder die Kühnheit der Ausführung? Nein, es war vor allem der düstere Reiz, den der behandelte Gegenstand ausübte, es war die eine weibliche Person in der Mitte des Gemäldes, die alles Interesse auf sich vereinigte. Und nicht Bewunderung allein war in den Augen der Betrachtenden zu lesen, sondern Mitleid, tiefstes Mitgefühl.

Die dort in der Mitte des Bildes am Sarge ihres Gatten stand, war eine Königin, der unglücklichsten eine, — eine Königin, wenn auch nicht berückend durch Schönheit von Antlitz und Gestalt, doch fesselnd durch Jugend und jene Würde in Haltung und Geberde, die selbst ein schon umnachteter Geist nicht zerstören konnte — eine Königin, die noch fünfzig Jahre lang den Namen einer solchen führte, und die doch nur eine arme, wahnsinnige Gefangene war, — eine Königin, deren ältester Sohn ein Reich beherrschte, in dem die Sonne nicht unterging, deren Töchter die Kronen Portugals, Dänemarks, Ungarns und Frankreichs trugen, und der nichts geblieben, als ein lichtleeres, nur durch Kerzen zu erhellendes Gemach und ein daran stoßender Korridor im öden Schlosse Tordesillas.

Was hatte, so fragte wohl ein jeder, sie in diesen beklagenswerten Zustand gebracht, in welchem der Künstler sie uns vorführte? War ihr, der Tochter der geistesstarken Isabella von Castilien, war ihr von allen

ihren Geschwistern allein das furchtbare Erbe ihrer in Geistesschwäche verkommenen Großmutter, der portugiesischen Isabella, zu teil geworden? Hat eine bigotte, von Mönchen strengster Observanz geleitete Erziehung die Keime religiöser Melancholie in ihr Gemüt gepflanzt? Haben heftige Leidenschaften, Liebe, Haß, Eifersucht oder Herrschbegier, haben Seelenkämpfe ihren Geist zerrüttet? Ist sie das Opfer selbstsüchtiger Politik gewesen, in deren Interesse es lag, ihren haltlosen Zustand noch haltloser darzustellen, als er in Wirklichkeit war? Oder ist sie durch unangemessene Behandlung wirklicher Geistesumnachtung, vollständiger Unzurechnungsfähigkeit anheimgefallen?

Schwer ist es, diese Fragen bestimmt zu beantworten, so zahlreich auch die Nachrichten sind, welche die Schriften gleichzeitiger Historiker und die umfangreiche diplomatische Korrespondenz jener Zeit uns über Johannas Leben liefern. Unmöglich scheint es, festzustellen, was den ersten Anlaß gegeben, um einen von Natur zwar nicht bedeutenden, aber doch anscheinend normal veranlagten Geist zu stören. Dagegen werden vielfach Momente angeführt, die dazu beigetragen haben, das Seelenleben der von Jugend an ernsten, nachdenklichen, zu trüben Gedanken hinneigenden Fürstin zu verwirren und vollständig zu zerrütten.

Johanna wurde am 6. November 1479 geboren. Ihre Mutter Isabella, die Begründerin des spanischen Einheitsstaates, und ihr Vater Ferdinand der Katholische ließen ihr eine sehr sorgfältige, natürlich auf streng kirchlicher Grundlage beruhende Erziehung zu teil werden. Im Alter von sechzehn Jahren wurde sie dem neunzehnjährigen Erzherzoge Philipp von Österreich, welchem die Geschichte den Beinamen des Schönen gegeben, dem Sohne Kaiser Maximilians und der Maria von Burgund, dem Erbherrn und Regenten der Niederlande, vermählt. An körperlichen Reizen arm, liebte sie um so schwärmerischer ihren von der Natur begünstigten Gatten. Dieser, ein Liebling der Frauen, war für weibliche Schönheit sehr empfänglich und, wie Johanna bald erfuhr, in bezug auf Verletzung der ehelichen Treue wenig bedenklich. Sie war an die strenge Zucht und Sitte, an die schwerfällige Etikette des kastilischen Hofes gewöhnt, er an die Ungebundenheit, den zwanglosen Lebensgenuß seiner Niederlande. Sie war ernst und gemessen, er heiter und vergnügungssüchtig, flatterhaft und leicht bestimmbar. Sie hatte bis dahin keinerlei Sorge gekannt; nun trat an die Tochter reicher Könige plötzlich die Not des Lebens in widerwärtigster Form heran. Weder Spanien noch die Niederlande wollten die Kosten ihres Hofhaltes bestreiten, und was Spanien liefern mußte, wurde von Philipp und seiner Umgebung vergeudet. So

wurde ihr Gemüt gleichzeitig von leidenschaftlicher Liebe, heftiger Eifersucht und drückender Sorge um die Erhaltung ihres Haushaltes ergriffen. Es wurde um so tiefer ergriffen, als es schon schmerzlich bewegt war durch die Trennung von Eltern und Geschwistern, an die sie nicht ohne Thränen denken konnte, obgleich sie ihnen niemals schrieb.

Schon kurze Zeit nach ihrer Verheiratung sprechen die Berichte von ihrem auffallend apathischen Wesen, von einem bald in tiefste Zerknirschung versinkenden, bald zu heftigster Leidenschaft aufflammenden Temperamente. Sie erzählen von ihrem Wankelmut und ihrer Unzuverlässigkeit, von ihrer Unfähigkeit, das, was sie beschlossen, durchzuführen und wiederum von unüberwindlichem Starrsinn, mit dem sie freundlichen Ratschlägen und Anordnungen begegnete.

Während Johanna ihrem Gatten 1498 eine Tochter Eleonore und 1500 einen Sohn Karl gebar und so die Fortdauer des Habsburgisch-Burgundischen Hauses sicherte, drohte das spanische Königsgeschlecht zu erlöschen. In kurzer Zeit starben Johannes Bruder Don Juan (4. Oktober 1597), der Erbe der aragonisch-kastilischen Herrschaften, Johannas ältere Schwester, Isabella von Portugal (23. August 1498) und deren einziger Sohn Miguel (20. Juli 1500). Durch diese drei Todesfälle war Johanna die zunächst berechtigte Erbin ihrer Eltern geworden, und da Isabella, von schwerer Krankheit ergriffen, ihr Ende nahe glaubte, verlangte sie, daß Johanna mit ihrem Gatten nach Spanien käme, damit die Cortes beide als künftige Herrscher anerkennen möchten. Ende 1501 wurde die Reise angetreten. Nachdem im darauf folgenden Jahre die Huldigung seitens der kastilischen und aragonischen Cortes erfolgt war, ging Philipp zunächst an den französischen Hof und dann in seine burgundischen Erblande zurück. Ob dies aus politischen Gründen geschah, ob aus Widerwillen gegen das langweilig steife Wesen des spanischen Hofes, ob aus Sehnsucht nach den Vergnügungen Frankreichs und der Niederlande, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls geschah es gegen den dringenden Wunsch seiner Gattin. Denn Philipp mußte allein reisen, da Johanna wegen vorgerückter Schwangerschaft ihm nicht folgen konnte.

Sie blieb noch bis zum Frühjahr 1504 in Spanien, und in dieser Zeit traten die Zeichen geistiger Gestörtheit in so deutlicher Weise hervor, daß starke Zweifel an ihrer Regierungsfähigkeit nicht mehr zurückgedrängt werden konnten. Nach der Trennung von ihrem rücksichtslosen Gemahl und der kurz darauf erfolgten Geburt ihres Sohnes Ferdinand überließ sie sich bald leidenschaftlichen Ausbrüchen der Verzweiflung, bald versank sie in dumpfes teilnahmloses Hinbrüten. Unmöglich war es, in ihr

irgend welches Interesse für die Regierungsgeschäfte zu erwecken. Gegen ihre Umgebung ließ sie ihren Launen ungezügelten Lauf; wen sie heut mit großer Zärtlichkeit zu sich zog, der durfte ihr am nächsten Tage nicht nahen. Ihre Mutter Isabella, die ihren Tod herannahen fühlte, hegte den dringenden Wunsch, daß ihre Tochter in Spanien bliebe, weil sie fürchtete, daß anderenfalls bei ihrem Hinscheiden Wirrnisse entstehen könnten. Johanna aber hatte nur einen Gedanken, den der schleunigsten Wiedervereinigung mit ihrem Gatten, von dessen Leben und Treiben sie sich die beunruhigendsten Vorstellungen machte. Im November 1503 — sie befand sich in Medina del campo — gab sie plötzlich ihrem Gefolge Befehl zur Abreise. Als sie auf Widerspruch stieß, begann sie zu rasen, drohte dem Alcaiden, der die Schloßthore sperren ließ, mit dem Tode, und verblieb, nur leicht bekleidet, laut tobend, aller königlichen Würde vergessend, während der langen, rauhen Novembernacht im Schloßhofe. Nur mit großer Mühe bewog man sie endlich in das Haus des Thorwärters einzutreten und dort Obdach zu suchen. Erst nach mehreren Tagen ließ sie sich durch ihre in einer Sänfte herbeigetragene kranke Mutter bestimmen, in ihr Zimmer zurückzukehren. Ende Mai 1504 verließ sie Spanien und traf wieder mit Philipp zusammen. Aber eine Beruhigung ihres Gemütes wurde durch die Wiedervereinigung nicht herbeigeführt. Rasende Eifersucht trieb sie alsbald zu unerhörten Schritten. Mit eigener Hand vergriff sie sich an einer Dame ihres Gefolges, die beargwohnt wurde, ihres Gatten Geliebte zu sein. Sie beraubte sie ihres schönen blonden Haares, das Philipp besonders angezogen haben sollte, und verunstaltete ihr Gesicht, indem sie es mit einer Schere zerfleischte.

Während in Spanien infolge von Johannas Verhalten bei ihrem letzen Aufenthalte daselbst, durch Cortesbeschlüsse und Bestimmungen welche Isabella ihrem Testamente hinzufügte, König Ferdinand von Aragon zum Regenten von Kastilien designiert wurde, „falls sie, Johanna, beim Tode ihrer Mutter abwesend, unfähig oder nicht willens sei zu regieren“,*) wurde sie ihrem Gemahl immer mehr entfremdet, denn dieser fand weder an ihrer zudringlichen Liebe noch an ihrer abstoßenden Eifersucht Gefallen. Wieder versank sie in tagelanges dumpfes Hinbrüten, das nur durch Ausbrüche plötzlicher Heftigkeit unterbrochen wurde.

Da starb Ende November 1504 ihre Mutter Isabella, und nun begannen für die unglückliche Fürstin die schwersten Kämpfe, die ihre

*) Das Testament ist wiederholt abgedruckt u. a. bei Bergenroth: Calendar of state papers Supplement.

schon angegriffenen geistigen Kräfte vollständig verwirrten. Sie war Königin (reina proprietaria) von Kastilien nach ihrem Erbrecht, nach den Cortesbeschlüssen und dem Testament ihrer Mutter; aber ihr Gatte und ihr Vater, welche beide sie bald für vernünftig, bald für unzurechnungsfähig erklärten, stritten sich, wer von ihnen an Johannas Stelle die Regierung übernehmen sollte.

Die widerstreitendsten Gefühle zermarterten die unglückliche Frau. Den Gatten liebte sie noch immer schwärmerisch, weil sie sein Weib und die Mutter seiner Kinder war; aber sie zürnte ihm, weil er nicht so war, wie sie es wünschte und setzte seiner Aufforderung, ihn zum Regenten zu ernennen, unüberwindlichen passiven Widerstand entgegen. Vielleicht hoffte sie auf solche Weise ihn zu neuer Liebe und zu treuerem Festhalten zwingen zu können. Wer vermag den wirren Vorgängen in einer gestörten Seele zu folgen! Den Vater liebte und achtete sie als ihren Erzeuger, als den Gefährten ihrer Mutter und den Vollstrecker ihres Willens; aber sie hatte sicherlich eine Ahnung davon, daß er der intriganteste Fürst seiner Zeit war, und darum fürchtete sie ihn. Zu keiner Seele hegte sie Vertrauen und in jedem Rate, der ihr erteilt wurde, sah sie den Versuch, ihr zu schaden; jedem Verlangen, das man an sie stellte, wußte sie mit ausweichenden Redewendungen zu begegnen. Niederländer und Niederländerinnen haßte sie, weil ihr deren Wesen fremd und widerwärtig war, und weil sie in ihnen die Verführer ihres Mannes erblickte; aber auch die Spanierinnen ihres Hofstaates waren ihr verhaßt, und sie suchte sie aus ihrer Nähe zu verbannen, weil sie in ihnen Rivalinnen um Philipps Gunst argwöhnte. So hatte niemand Einfluß auf sie, die in sich selbst so wenig Halt besaß; schwer war es, sie zu irgend welchem entscheidenden Schritte zu bewegen. Nur dem Zwange, sei es dem gewöhnlichen der Verhältnisse, sei es außergewöhnlichem, gehorchte sie.

Endlich entschied sie sich, in kindlicher Ehrfurcht den Willen ihrer toten Mutter befolgend, für ihren Vater gegen ihren Gatten. Ihr eheliches Leben wurde hierdurch ebenso vollkommen zerstört, wie ihr Gemütsleben. Zwischen ihr und Philipp kam es zu den ärgerlichsten Szenen, und sie that nichts um zu verhindern, daß sich solche nicht vor dem ganzen Hofstaat, ja öffentlich vor allem Volke abspielten.

Vereinsamt, zerfallen mit sich und der Welt, betrat sie nach einer durch heftige Stürme unterbrochenen Reise am 26. April 1506 den kastilischen Boden. Fünf Monate später war Philipps Königstraum zu Ende und Johanna Witwe.

Während der kaum eine Woche dauernden Krankheit Philipps war

sie nicht von seinem Bett gewichen, hatte sie in hingebendster Weise alle Pflichten einer aufopferungsvollen Wärterin geübt. Als er tot war, vergoß sie keine Thräne; stumm und starr, das Haupt in die Hand gestützt, gedankenlos vor sich hinblickend, saß sie da. Nur nach Musik verlangte sie gelegentlich; sie hatte sie von Kindheit an leidenschaftlich geliebt. Obgleich ihr Gatte tot, ihr Vater fern in Italien war, und demnach auf ihr allein alle Herrscherpflichten ruhten, durfte ihr niemand von Regierungsangelegenheiten reden. Sie gestattete die Einbalsamierung und Einsargung Philipps, der zunächst in der Karthause von Miraflores bei Burgos beigesetzt wurde. Aber schon nach der Begräbnismesse ließ Johanna den Doppelsarg wieder aus der Gruft erheben und öffnen; als die umhüllenden Tücher entfernt waren, küßte sie die Füße des nur mangelhaft einbalsamierten Leichnams. Mit Gewalt mußte sie entfernt werden, aber mehr als ein Mal wiederholte sich diese grauenhafte Szene.*)

Ende Dezember ließ sie wiederum die Särge aus der Gruft nehmen und öffnen, anscheinend um sich von dem Vorhandensein des Leichnams zu überzeugen. Dann brach sie, die Leiche stets mit sich führend, bei Eintritt der Nacht mit großem Gefolge von Granden und Geistlichen, aber nur von einer einzigen Hofdame begleitet, von Burgos, wo eine tödliche Seuche wütete, auf und erreichte nach mehreren nächtlichen Märschen Torquemada. Dort gebar sie am 14. Februar ihr sechstes Kind, die Infantin Catalina. Die Seuche vertrieb die Königin auch aus Torquemada. Sie schlug mit ihrem Gefolge ihren Wohnsitz in dem Meierhofe Aldea de Hornillos auf. Die Leiche wurde in einer nahe liegenden Stiftskirche untergebracht; als aber Johanna entdeckte, daß diese Kirche zu einem Nonnenkloster gehörte, ließ sie dieselbe wieder herausholen und verbrachte bei Kälte und Sturm die ganze Nacht mit ihrem Gefolge auf freiem Felde, bis sich ein anderer, weniger zur Eifersucht anregender Ort für die Unterbringung des Leichnams fand.

Unter der Regierung einer Königin, deren ganzes Sinnen und Sorgen dem toten Gatten geweiht war, mußten selbstverständlich alle staatlichen Angelegenheiten in die größte Verwirrung geraten. Für ihre Räte blieb sie fast immer unsichtbar; in ihrer Idiosynkrasie gegen alles Schreiben ließ sie sich zu keiner Unterschrift bewegen. Aus ihrer Lethargie erwachend und plötzlichen Einfällen nachgebend, erteilte sie unerwartete Befehle, die sie am nächsten Tage eben so unerwartet widerrief.

*) Ein Mönch soll ihr prophezeit haben, König Philipp würde nach vierzehn Jahren wieder lebendig werden.

Mit allgemeiner Freude wurde daher König Ferdinands Rückkehr aus Italien begrüßt. Am 28. August 1507 trafen Vater und Tochter in Tortoles zusammen. Von diesem Augenblicke an übernahm Ferdinand die Regierung für seine Tochter, die ihm bleich und abgemagert, verstörten Angesichts, in dürftiger, unordentlicher Kleidung entgegengetreten war. Johanna begleitete den Vater nach Maria del campo, dann nach Arcos bei Burgos, er bei Tage reisend, sie wie immer bei Nacht dem vierspännigen Leichenwagen Philipps folgend. „Für eine Witwe," sagte sie, „welcher die eheliche Sonne verschwand, ziemt es sich nicht, im Lichte der Sonne zu reisen."

In Arcos verblieb sie das ganze Jahr 1508 mit ihrem jüngsten Kinde Catalina und zeitweise auch in Gesellschaft ihres im Jahre 1503 geborenen Sohnes Ferdinand. Ihre anderen vier Kinder befanden sich in den Niederlanden unter der Obhut Margarethens, der Schwester ihres Mannes und Witwe ihres Bruders Don Juan.

Immer klarer wurde es, daß sich ihr Zustand stetig verschlimmere, und an eine Wiederherstellung nicht zu denken sei. Neben lichten Momenten, in denen sie sich auf das Verständigste unterhielt, kamen immer längere Zeiträume, in denen sie sich vollkommener Apathie hingab, oder ungereimte Handlungen vornahm. Wahnvorstellungen fingen an, sie zu beunruhigen. Sie vernachlässigte ihre Kleidung in auffälliger Weise; sie weigerte sich Tage lang zu essen oder zu trinken, zu Bett zu gehen oder aufzustehen, sich anzukleiden oder zu reinigen. Daß sie regierungsunfähig sei, war nicht zu bezweifeln; zu befürchten blieb, daß sie durch Anfälle von Raserei, durch unkönigliches Verhalten die Würde verletzen möchte, die einer Königin, der Tochter von Königen, der Mutter von Königen geziemte. Überdieß lag die Gefahr nahe, daß eine der Faktionen, die das Land zerwühlten, sich ihrer Person bemächtigen und dadurch ein gewaltiges Mittel zur Verwirklichung von Umsturzplänen in ihre Hände bekommen möchte. Deshalb mußte Johanna als Staatsgefangene betrachtet werden, und da Arcos nicht die genügende Sicherheit bot, bewog ihr Vater sie, diesen Aufenthalt mit Tordesillas zu vertauschen. Wie immer nächtlich bei Fackellicht reisend und dem Leichenwagen Philipps folgend, erreichte sie dasselbe im März 1509, um es erst nach sechsundvierzigjähriger Gefangenschaft als Leiche wieder zu verlassen.

Der letzte Akt der Tragödie hebt nun an, nur einmal in seiner Einförmigkeit unterbrochen durch das Auftreten der Comuneros, die sich 1520 Johannas bemächtigten und sie durch allgemeine Landesgebete und

Exorcismus*) heilen wollten; — nur einmal in seiner Traurigkeit verschärft durch die Trennung von der Infantin Catalina, welche das Gefängnis Tordesillas mit dem Thron von Portugal vertauschte.

Das Schloß „Tordesillas“, in welchem Johannas irrsinnige Großmutter Jahre lang gewohnt hatte, liegt über der wohlbefestigten Stadt gleichen Namens. Es war von starken Mauern und Zinnen umgeben und besaß einen mächtigen Turm, der die Fortsetzung der Verteidigung nach Einnahme der äußeren Werke gestattete. Dicht am nördlichen Ufer des Duero erbaut, beherrscht es die alte, malerische Brücke, welche über den Fluß hinwegführt. Nur nach dieser Seite gewährte das Schloß eine Aussicht auf eine weite, wellige Ebene, welche von Weingärten bedeckt ist. Auf den anderen Seiten war jede Aussicht durch Wirtschaftsgebäude versperrt. Es enthielt außer einigen korridorartigen, mit hohen Fenstern versehenen Sälen eine große Anzahl kleiner Räume, die nach altspanischer Sitte der Luft und dem Licht wenig Zugang gewährten. Für den Hofstaat der Königin reichte der Palast nicht aus, und ein Teil desselben mußte in der Stadt untergebracht werden.

Johanna konnte von ihrem Fenster aus die Kirche St. Clara sehen, in welcher man die Leiche Philipps provisorisch beigesetzt hatte, bis sie nach langen Jahren auf Anordnung Karl V. in die Königsgruft zu Granada übergeführt wurde. Dieser Blick nach dem Orte, welcher die Überreste ihres Gatten barg, war ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt. Persönlichen Verkehr hatte sie nur mit dem Gouverneur und dessen Familie, mit ihrer Tochter Catalina (die ihr Gefängnis bis zur Verheiratung teilte) mit ihrem Arzt, ihrem Beichtvater und ihrer Bedienung. Selbst mit den übrigen Mitgliedern ihres Hofstaates, der zu Karl V. Zeit aus etwa 200 Personen bestand, kam sie nicht in Berührung, und auch die wenigen Menschen, die bei ihr Zutritt hatten, wurden oft Tage lang in störrischem Eigensinn von ihr zurückgewiesen. Wenn man ihren Launen nicht nachgab, so geriet sie entweder in Raserei und warf den Frauen ihrer Umgebung schwere Kübel an den Kopf, oder sie zog sich auf Tage und Wochen in ihr dunkles Gemach zurück, und weder Bitten noch Drohungen konnten sie bewegen, ein einigermaßen geordnetes Leben zu führen. Die weitläufige, von Bergenroth herausgegebene Korrespondenz**) zwischen ihrem Gouverneur, dem Marquis von Denia, und Kaiser

*) Schon 1516 hatte sich Johanna's Leibarzt Dr. Soto bei Todesstrafe im Falle des Mißlingens erboten, in Gemeinschaft mit drei Geistlichen die Königin von den bösen Geistern zu befreien.

**) Bergenroth: Calendar of state papers. Supplement.

Karl V. enthält zahllose Mitteilungen über ihr Befinden und Verhalten. Der Marquis erwähnt als etwas ganz besonders Günstiges, daß Johanna jeden Tag esse, sich innerhalb vierzehn Tagen drei Mal zu Bett gelegt und eben so oft angekleidet habe.

Tieftraurig, selbst die Seele ihres Gefängnisaufsehers erschütternd, war ihr Verhalten in den lichten Zeiten, in denen sie sich ihres Zustandes und ihrer Lage bewußt wurde, in denen sie ihr ganzes Elend erkannte und sich erinnerte, daß sie Königin sei, in denen sie sich sehnte nach persönlicher Freiheit und persönlicher Wirksamkeit. Vielleicht hätte ihr von beiden im neunzehnten Jahrhundert trotz aller politischen Bedenken mehr gewährt werden können, als ihr zu teil geworden ist — aber das sechzehnte Jahrhundert kannte die Rücksichten nicht, welche die Humanität des unsrigen Geisteskranken gegenüber gebietet. Vielleicht auch hätte die moderne Wissenschaft Mittel gefunden, ihren Zustand zu bessern oder vollständige Genesung herbeizuführen, während dem Aberglauben ihrer Zeit nur Gebete, Beschwörungen und Gewaltmaßregeln zu gebote standen, um die Geister des Irrsinns zu bannen.

Immer seltener wurden die lichten Zeiten, immer tiefer versank sie in blöden Stumpfsinn, immer wilder wurden ihre aus Wahnvorstellungen hervorgegangenen Phantasieen. „Sie*) glaubte sich in den letzten Jahren ihres Lebens von bösen Geistern umgeben, die jede gute Herzensregung in ihr verhinderten. Sie sah in ihrer Einbildung eine große gespenstische Katze die Seele ihres Vaters, wie ihres Gemahls in Stücke zerreißen und sich ihr nähern, um sie zu zerfleischen. Physisch sank sie in einen vollständig tierischen Zustand herab und verließ ihr Bett überhaupt nicht mehr."

Nach mehrjähriger schmerzvoller Krankheit verschied sie am Charfreitag, den 12. April 1555.

Die Königin, deren Name noch bei allen Regierungsakten aufgeführt wurde, die Mutter und Ahnherrin so vieler Kaiser und Könige starb, wie der Marquis von Denia schreibt, in der größten Armut. Ihre Diener konnten nicht bezahlt werden und befanden sich in bittrer Not; auch war kein Geld vorhanden, die Kosten ihres Begräbnisses zu bestreiten. Ihr Sohn Karl V., der Herr zweier Welten, hatte, trübsinnig und des Herrschens müde, im Kloster von St. Just die Kutte genommen; ihr Enkel Philipp II., dem die Schätze Indiens zuströmten, befand sich selbst in steter Geldverlegenheit. So dauerte es fast zwanzig Jahre, bis

*) Bergenroth: Calendar of state papers Supplement, Introduction.

die Überführung ihrer Leiche von dem Kloster St. Clara, demselben Kloster, welches früher die Reste Philipps beherbergt hatte, nach der prachtvollen Königsgruft in Granada stattfinden konnte.

Dort ruht sie nun neben Gatten und Eltern. Ferdinands und Philipps Namen und Thaten bewahrt eine pflichtmäßige Geschichtschreibung. Isabellas Regentengröße und Weisheit ward ewige Bewunderung, ihrer Tochter leidvollem Schicksal ewiges Mitleid zu teil. Johanna hat nichts gethan im Leben als geliebt und gelitten — und doch haben Feder und Pinsel aller Nationen ihre Gestalt mit unauslöschlichen Strichen in der Menschheit Gedächtnis festgehalten.



Der Totengräber.

Episode aus dem Trauerspiel „Ein Emporkömmling."

Von Max Halbe.

(Berlin.)

Frau Kuhn: Wie alt seid Ihr heut geworden, Jeschke?

Jeschke (schwerhörig): Wie, Frau Kuhn?

Frau Kuhn: Wie alt Ihr —?

Jeschke: Vierundachtzig, ja, ja, vierundachtzig, und sechzig Jahre Todtengräber.

Frau Kuhn: Ein schönes Alter. Wird Euch das Gehen nicht schwer?

Jeschke: Gottlob, man kommt noch immer so weiter. Die Beine, die wollen nicht mehr so recht vorwärts. Aber hier (zeigt auf seinen Kopf), da ist es noch ganz frisch, ja, ja, ganz frisch.

Frau Kuhn: Das macht, weil Ihr Euer Leben lang rüstig bei der Arbeit gewesen seid.

Jeschke: Das bin ich, das kann mir keiner anders nachsagen. Ich hab den Kirchhof besorgt, daß alle Leute sind zufrieden gewesen. Wenn's die in der Erde gesehen haben, wie ich um ihre Gräber her war, die haben sich sicher auch gefreut.

Frau Kuhn: Das habt Ihr Recht, Jeschke. Es ist 'ne Lust auf den Kirchhof zu gehen und da alle die grünen Grabhügel mit den hübschen Blumen darauf zu sehen. Man meint fast, es muß ein Vergnügen sein, zu sterben und begraben zu werden auf einem so schönen Kirchhof.

Jeschke: Sterben Vergnügen? Das haben schon viele zu mir gesagt, wie sie gesund gewesen sind und munter und ihnen das Leben aus den Augen gelacht hat. Aber wie's wirklich ist zum Sterben gekommen, da haben sie nicht weggewollt, mit Gewalt haben sie sich angeklammert an das bischen Leben; aber es hat ihnen nichts geholfen: Er hat sie alle geholt, jetzt liegen sie draußen bei mir.

Frau Kuhn: Habt Ihr nicht manchmal Angst, Jeschke, wenn Ihr so abends am Fenster steht und auf den Kirchhof raussieht und an alle denkt, die Ihr da draußen gekannt habt?

Jeschke: Angst? Wovor? Im Anfang ja, aber das hat sich bald gegeben. Wer tot ist, der ist tot. Ich hätt's sehen müssen. Ich hab' Tag und Nacht geschaufelt und gegraben, alle die langen Jahre her, aber es ist keiner aufgestanden, der's mit mir zu thun gehabt hat, keiner.

Frau Kuhn: Ihr habt schon viele begraben.

Jeschke: O ja, es werden schon an die Tausend sein, an die Tausend. Grad zwei fehlen noch am Tausend (lacht in sich hinein). Hätt's nicht geglaubt, daß es so viele sein sollten, denn wie ich dazumal meinen Posten angetreten hab', da hat's schlecht mit mir ausgesehen, ich pfiff schon auf dem letzten Loch. Der Herr Pfarrer und der Lehrer und die andern Leute im Dorf haben gemeint, ich würd's nicht mehr lange machen. Aber die gute Luft auf dem Kirchhof hat mich wieder auskuriert. Und der Herr Pfarrer und der Lehrer und die andern, die dazumal über mich gelacht haben, die hab' ich alle mit dieser Hand hier eingeschaufelt und ihre Kinder dazu. Ist keiner mehr von den damaligen mehr am Leben, bloß ich.

Frau Kuhn (scherzend): Und Ihr werdet uns noch alle überleben, paßt nur auf.

Jeschke: Wer weiß! Wer weiß! Wenn einer so viele raustragen gesehen hat, wie ich, da kommt einem nichts mehr verwunderlich vor. Heute rot, morgen tot. An den alten Regeln, da ist was dran. Ich hab's an meinem Weib gesehen und an meinen Kindern. Die sind gesund gewesen, wie ein Wurm auf dem Kirchhof, und haben so vor mir gesessen, wie Sie jetzt, Frau Kuhn — das ist dazumal gewesen, wie die neumod'sche Krankheit ins Dorf gekommen ist, die Cholera — und keine vierundzwanzig Stunden, da haben sie schon auf dem Brett gelegen, und schwarze und blaue Flecken am ganzen Leibe.

Frau Kuhn: Das muß wohl schon lange her sein.

Jeschke: Ja, ja, die sind schon lange verfault, denn wissen Sie, Frau Kuhn, es ist ein bischen wenig Platz auf dem Kirchhof, und wie

dreißig Jahre herum gewesen sind, und es ist grad wieder einer gestorben, da hab' ich die Grube von meiner Frau aufgemacht und die Knochen rausgeholt, und der neue Sarg, der ist da neingekommen.

Frau Kuhn: Und die Knochen, was habt Ihr mit denen gemacht?

Jeschke: Die Knochen, die hab' ich mit nach Haus genommen und hübsch im Kasten verwahrt und auf dem letzten Weg, da will ich sie mithaben als Kopfkissen. Und wenn ich jetzt noch mal jung sein will und das Reißen in den Beinen und alles vergessen, da nehm' ich die Knochen aus dem Kasten, besonders der Schädel ist noch ganz gut erhalten, bloß ein bischen vermorscht, und leg' sie auf den Tisch, so vor mich hin und seh' sie an — und da kommen mir denn so allerlei Gedanken, wie's dazumal gewesen ist, und ich glaub' fast, ich bin wieder ein junger Kerl. Ja, da hat's anders ausgesehen im Dorf, ganz anders vor jenen vierzig Jahren, da hab' ich bloß fünf Erbbegräbnisse gehabt, es sind auch bloß fünf Bauern dagewesen, und wie's denn so weiter gegangen ist mit der Zeit, da sind welche weggezogen und andere sind gekommen, aber es ist immer bei der Fünfzahl geblieben. —

Frau Kuhn: Bis wir gekommen sind, nicht wahr, Jeschke?

Jeschke: Ganz genau. Da hat sich der Herr Kuhn hier neu angebaut, ganz neu; das ist früher auch nicht vorgekommen; und so sind aus den fünfen sechs Erbbegräbnisse geworden. Aber schade, schade —

Frau Kuhn: Was ist schade, Jeschke?

Jeschke: Nichts für ungut, Frau Kuhn, nichts für ungut, aber was hilft ein Erbbegräbnis, wenn es nicht vollzählig ist. Ich hab' immer auf Ordnung gehalten auf dem Kirchhof, und da will's mir denn gar nicht in den Kopf, daß ein Grab fehlt in dem Erbbegräbnis.

Frau Kuhn: Ja, ja, die alte Geschichte.

Jeschke: Nein, das ist nicht recht, mit Verlaub zu sagen, daß dem Herrn seine Schwester nicht auch bei mir begraben ist. Warum hat der Herr sie in die Stadt gehen lassen? Von der Stadt ist noch nichts Gutes gekommen.

Frau Kuhn (zögernd): Ich weiß nicht, Jeschke. Ich bin damals noch nicht hier gewesen.

Jeschke: Es ist wohl manchmal ein Gerede gegangen, daß es ihr schlecht genug gehen soll und zuletzt hat's geheißen, sie ist im Spital gestorben. Aber sicher hat's keiner gewußt: der Herr hat nie darüber gesprochen. Aber soviel weiß ich, der Platz im Erbbegräbnis, den ich für sie ausgesucht hab', der ist heut' noch leer.

Frau Kuhn: Nun, tröstet Euch, Jeschke. Auf uns könnt Ihr sicher rechnen. Wir lassen uns nirgends anders begraben, als bei Euch.

Jeschke: Nu das sollt' ich meinen. Ich hoff's noch zu erleben (räuspert sich).

Frau Kuhn (lacht und reicht ihm die Hand): Lebt wohl, Jeschke, und schenk' Euch Gott noch manchen Geburtstag.

Jeschke: Schön Dank, Frau Kuhn, schön Dank. Ich glaub', ich bin so 'ne Schildwach', die der Herrgott abzurufen vergessen hat, und jetzt wart' ich und wart' ich, aber die Order will immer noch nicht kommen. Gut Nacht, gut Nacht.



Unser Dichter-Album.

Aus dem Reiche der Sonne.

Dichtung von Günther Walling.

> Das mächtigste Volk im südlichen Amerika, die Peruaner, befolgten den Cultus der Sonne, und die grausamsten Kriege wurden von den Inkas nur in der Absicht unternommen, eine sanfte, friedliche Religion einzuführen.
>
> A. von Humboldt.
> Pittoreske Ansichten der Cordilleren (S. 62).

Eldorado.

Sonnenaufgang. — Auf den Wassern
Schwimmt ein Schiff mit vollen Segeln,
Stahlgeschirmte weiße Männer
Stehn am Bord, nach Osten blickend.
Land! so tönt der Ruf vom Mastkorb,
Land! Der Männer Augen funkeln.
Wie ein Bild der Fee Morgana
Taucht, ein Wunder, aus der Meerflut
Westens Paradies, Perú.

Meerumblaute Felsen steigen
In Terrassen auf vom Ufer,
Überragt von Schneegebirgen,
Die zur Gletscherwildnis dehnen
Endlos sich — um ihre Firnen
Kreist des Kondors eh'rner Fittig;
Feueratmende Vulkane
Spiegeln sich in ihrem Eise,

Und des Chimborazzo Gipfel
Hüllt sein Haupt in ihren Schnee.

Über ihren Felsen hängen
Eiserstarrte Katarakte,
Und aus finst'ren Schluchten brechen
Ströme, die die Fluren tränken.
Oben Frost und ew'ger Winter,
In den Thalen ew'ger Sommer.

Staunend sehn's die fremden Männer,
Sehn am Ufer Fruchtgehege,
Blüh'nde Gärten, stolze Tempel,
Reiche, volksbelebte Städte,
Deren hellstes Kleinod, Tumbez,
Lächelnd in die Fluten blickt.

Staunend sehn's die fremden Männer,
Und in ihren Herzen regen
Golddurst sich und Gier nach Beute.
„Eldorado ist gefunden,"
Rufen sie in wilder Freude;
„Eldorado ist gefunden!
Eile Schiff mit raschen Segeln
Nach der meerumrauschten Küste,
Nach dem Goldland, nach Perú!

Tumbez' Fall.

Rauch und Feuersäulen steigen
Tagverdunkelnd auf gen Himmel.
Tumbez brennt; die Flammen spiegeln
Sich im Golf von Guayaquil.
Tumbez brennt; die eignen Söhne
Schleudern Fackeln in die Stadt.
„Kann der rote Mann nicht schützen,"
Rufen sie in wildem Grimme,
„Seiner Fraun und Kinder Obdach,
Nimmermehr soll es entweihen
Eines weißen Mannes Hand." —
Tumbez brennt; Palast und Häuser
Sinken rauchverhüllt in Trümmer,
Nur noch Intis*) Tempel ragt
Furchtbar schön durch die Zerstörung.
Auf den Märkten, in den Straßen
Wogt ein Ringen, ein Gemetzel;

*) Inti = Sonnengott.

Flammenglut und Eisen feiern
Ihre wilde Brautnacht heut.
Schwerter würgen — glühnder Balken
Trümmersturz begräbt im Fallen,
Schüsse schmettern — todessicher
Zielt der weißen Männer Arm;
Wie berauscht von Blut und Flammen
Folgen sie dem finst'ren Führer,
Der auf erzgeschirrtem Rosse
— Alles vor sich niederreitend —
Über Leichen bahnt den Weg;
Wenn er winkt, so spein Verderben
Feuerschlünde und Musketen.
Fliehend sehn's die Peruaner;
Ach, sie können's nicht begreifen,
Wie des Menschen Hand entströmen
Feuer kann und Blitz, der tötet.
Und im Flieh'n hört man sie flüstern:
„Wer ist jener Mann, der dräuend
Vor der Feinde Reihen schreitet,
Der, der Elemente Meister,
Blitz und Donner kann entfesseln,
Den nicht Sturm, nicht Wogen schrecken?
Ist's ein Gott, ein Gott der Rache,
Oder ist's ein Mensch wie wir?"

Pizarro.

Wer ist jener Mann, dem Feuer,
Meer und Luft zu dienen scheinen,
Der auf Trümmern einsam wandelnd,
Schweigend sinnt, wie er die Erde
Schmiede in sein eh'rnes Joch?
Spaniens kühnster Abenteurer
Ist's — Pizarro! Kalt und finster
Blickt sein Auge, wie die Nacht;
Halb ergraut sind Haupt und Bart ihm,
Ernst und streng sind seine Züge,
Seine Glieder hart wie Stahl;
Härter ist als sie sein Herz.
Gier nach Gold ist seines Mutes
Grimmer Stachel, Furcht nicht kennt er;
Furcht nicht kennt er, noch Erbarmen,
Wie der Bluthund, dessen Handwerk
Jagd auf Menschenleben ist.

Ehmals Sauhirt von Truxillo,
Führt er jetzt des Kaisers Heere;
Freilich nur ein winzig Häuflein,
Kaum zweihundert Mann, doch lauter
Wildverwegene Gesellen,
Sturmerprobte Abenteurer,
So wie er, nur gring'ren Schlages.

Ehmals Sauhirt von Truxillo
Ist er jetzt Marques und Grande,
Ritter des Santjago-Ordens,
Alguacil und schon im Voraus
Vicekönig von Perú.
Seines Kaisers Adler führt er,
Eine Stadt und auch ein Lama,
Wie noch mancherlei Embleme
Stolz im Wappen; und als Beute
Winkt das Goldland ihm, Perú.

In dem Lager ruh'n die Spanier,
Nur Pizarro wacht und brütet;
Sinnend blickt er in die Ferne,
Sieht den Schnee der Cordilleren
Schimmern durch die Tropennacht,
Und den Blick empor gerichtet,
Murmelt er: „Gigantenberge,
Hunger, Durst und jede Mühsal
Schreckt von Eurer First den Schwachen,
Männerseelen schreckt es nicht,
Über Eure Gletscherfirnen
Geht mein Weg, ich muß hinüber,
Muß, und wäre es mein Tod!"

Der Inka.

Von der Anden Wasserscheide
Bis zum Weltmeer, vom Äquator
Bis zum Araukanerlande
Geht das Reich Tavantinsuyu.
Herr des Reiches und sein Grundstein
Ist der Inka, Sohn der Sonne,
Dem die Völker willig dienen.
Jedes Wort aus seinem Munde
Ist Gesetz, sein Blick Befehl.

Wo sein Siegerarm gebietet,
Schweigt des Menschen Wunsch und Wille,

Doch auch Not und Sorge schweigen;
Denn ein milder Freund der Armen,
Der Bedrängten Schutz und Helfer,
Seiner Unterthanen Vater
Ist der Inka, Fürst und Priester,
Ja noch mehr als dies, ein Gott!

Wenn er naht, juwelenschimmernd,
Im Gewand aus Scharlachfäden,
Das die Sonnenjungfraun webten,
Auf dem Haupt die Purpurquaste
Und des Wundervogels Federn,
Auf der Brust des hohen Ahnherrn,
Intis, goldnes Strahlenbildnis,
In der Hand den Santur Paukur,
Das smaragdgeschmückte Szepter, —
Sinkt das Volk tief in den Staub.

Auf den Knieen liegt es heute,
Denn das Siegeslied — Haïlli —
Tönt durch Curibajas Straßen,
Wo der Inka Atahualpa
Seinen Siegeseinzug hält.

Bei Ambata schlug auf's Haupt er
Den Huascar, seinen Bruder,
Und als einz'gen Herrn im Reiche
Grüßt ihn jubelnd jetzt das Volk.

Sieg verkünden die Amautas,
In den Lüften rauscht und flattert
Stolz das Regenbogenbanner.
Aber ernst blickt Atahualpa,
Traurig ernst herab vom Goldstuhl,
Den zwölf Edelleute tragen,
Ganz in Himmelblau gekleidet.

Was sein Angesicht verdüstert,
Ist's des Federnbaldachines
Schatten, der auf seiner Stirn ruht?
Was sein stolzes Auge trübt,
Ist's des Bruders künft'ges Schicksal,
Oder Ahnung eignen Unheils?

Nach dem glanzerfüllten Cuzko,
Wo ihm neue Ehren winken,

Geht sein Weg. — Ob seinem Haupte
Wölben sich aus duft'gem Laubwerk
Siegespforten, drin wie Purpur
Heliconablüten schimmern.
Vor ihm her ziehn Paukenschläger,
Sänger, die sein Lob verkünden,
Muschelbläser, Gaukler, Tänzer;
Um ihn prangt des Reiches Adel,
Silberspeere in den Händen;
Hinter ihm in langem Zuge
Folgt sein schlachterprobtes Heer.

Sieg verkünden die Amautas!
Plötzlich stockt der Zug, ein Bote
Naht in atemloser Hast,
Will auf's Knie vorm Herscher sinken,
Doch der winkt und heißt ihn reden.

„Sohn der Sonne," spricht der Bote,
„Von des Reiches Westmark sendet
Der Kapak und läßt dir melden:
Schaumgeborne, bärt'ge Männer,
Die bewehrt mit Blitz und Donner,
Angethan mit blanken Waffen,
Drin der Sonne Glanz sich spiegelt,
Kamen übers Meer gezogen;
Eine Burg, im Wasser schwimmend,
Trug sie her, und weiße Wolken,
Die an Tau und Mastbaum hängen,
Führen ihre Wasserburg.
Fabelhafte Wundertiere,
Schön und schrecklich, wild und feurig,
Tragen, die ans Land gestiegen,
Schleppen mit sich eh'rne Schlangen,
Welche Blitz und Donner speien,
Wenn ihr Oberherr befiehlt.
Tumbez liegt in Schutt und Trümmern,
Wo der Fremden Schiff gelandet,
Übern Schnee der Cordilleren
Eilt ihr Fuß. — Nach Caxamarca,
Wie die Kundschafter berichten,
Lenken sie den Schritt ins Thal."

Lange, lange schweigt der Inka;
Keine Regung seiner Züge
Kündet, was sein Herz bewegt.
Einer Weissagung gedenkt er,

Die als Knabe er vernommen
Einst vom Ahn: Auf Flügelschiffen
Werden bärt'ge Männer nahen;
Nordens Eisen wird erobern
Südens Gold dann, und der Sonne,
Intis, Reich wird untergehn.

Lange, lange schweigt der Inka,
Fragt den Boten dann noch ein Mal:
„Übern Schnee der Cordilleren,
Thalhinab nach Caxamarca,
Geht der fremden Männer Zug?"

Dann, zum Heer sich wendend, spricht er:
„Laßt das Siegeslied ertönen,
Trommeln wirbeln, Hörner schmettern,
Und die Kupferbecken schlagen;
Will die weißen Männer sehen,
Auf, nach Caxamarca, auf!"

Caxamarca.

Caxamarca, Caxamarca,
Flecken auf Kastiliens Ehre,
Ungesühnter Frevel, lastend
Auf dem Heldenvolk des Cid,
Tönt dein Name, senkt noch heute
Seine Stirne der Hidalgo,
Der nicht ganz der Ehre bar!

Auf dem Marsche war der Inka,
Als Pizarros Boten kamen,
Die ihm gute Meldung brachten,
Also schien's, von ihrem Feldherrn.
Sanfte Worte, Freundesworte
Sprachen sie, und der Indianer —
Der da meinte, wahr und heilig
Sei das Wort des Mannes — glaubte,
Was der Spanier sprach.
Bedenkend
Nur des Gastrechts Pflicht, befahl er
Caxamarca einzuräumen
Alsogleich den fremden Männern.

Freudig zogen fort die Boten;
Aber schlimme Zeichen fand

Auf dem Wege Atahualpa;
Blutrot ging die Sonne unter,
Blutrot stand des Nachts am Himmel
Ein Komet, und aus den Lüften
Schoß beim Morgengrau'n ein Kondor,
Der das Opfertier zerriß.
Angstvoll sah'n es Heer und Priester,
Aber unerschrocken setzte
Seinen Weg der Inka fort,
Bis vom Felsenwall der Anden
Caxamarcas Türme winkten.

Und von neuem kamen Boten,
Lügenboten des Pizarro,
Die sein eigner Bruder führte,
Und von neuem sprachen Worte
Sie der Freundschaft und Ergebung,
Luden ein den Sohn der Sonne
Als ihr hoher Gast zu teilen
Mahl und Trank mit ihrem Feldherrn,
Wie's die Sitte ihres Volkes,
Wie's der Brauch des Gastrechts heischt.

Einen Augenblick, wie zweifelnd,
Stand der Inka, doch nicht länger,
Einen Augenblick! — Der Glaube
An des Nächsten Redlichkeit
Siegte in der Brust des Heiden.

Thorenglauben, der des Menschen
Denken nach den Hochgefühlen
Wägt der eignen Brust, der wähnt,
Daß empfang'ne Lieb' und Wohlthat
Ausschließt jeglichen Gedanken
An Verrat und nied're Tücke.

Durch des Heeres lange Reihen
Ging kaum hörbar leises Flüstern,
Als der Inka sprach: „Ich komme;
Euer Gast zum Festmahl morgen
Komm' ich, ohne Wehr und Waffen.

Und er kam; dreitausend Krieger
Folgten ihm, wie er, im Festschmuck,
Ohne Waffen auch, wie er.

Tag der Schande! — Aus der Hand
Sinkt die Feder, nicht vermag sie,

Was sich nun begab, zu schildern;
Wie dreitausend Inkakrieger —
Deren Hirn nicht fassen konnte
Solche nie geahnte Bosheit —
Wie dreitausend Inkakrieger —
Ganz betäubt von Schreck und Abscheu
Vor dem fremden Raubgesindel —
Wie dreitausend Inkakrieger
Von der Hand der Spanier wurden
Opfertieren gleich geschlachtet.

Ohne Gegenwehr, sich scharend
Um den heißgeliebten Inka,
Starben alle, doch kein Haar ward
Auf dem Haupt gekrümmt den Spaniern.

Als die Nacht herabsank — schleppten
Sie in Ketten Atahualpa
Als Gefangnen zu Pizarro,
Dessen Worten er vertraut.

Des Inka Tod.

Wenn sich auf der Liebe Flügeln
Zu dem Himmel schwingt der Glaube,
Singen Engel Hosianna;
Doch sie weinen, wenn die Unschuld
Blutend am Altare liegt.
Zürnend wenden sie ihr Antlitz
Von dem Schergen, der des Kreuzes
Zeichen schlägt mit blut'ger Hand.

Christ ist nur, wer liebt den Nächsten,
Hör' ich ihre Stimmen rufen,
Wer nicht Menschenrechte achtet,
Ist kein Christ! Hörst Du's, Pizarro?
Vor den Heil'gen auf den Knieen
Liegst Du, rufst Ave Maria,
Aber draußen läßt du schichten
Hochgetürmt den Scheiterhaufen,
Und in Ketten geht dein Opfer
Seinen letzten schweren Gang.

Auf dem Holzstoß steht der Inka,
Groß und still, auf seiner Stirne

Liegt der Ernst der Ewigkeit;
Um ihn wilde Henkersknechte,
Die ans Marterholz ihn schnüren,
Unter ihm in weitem Halbkreis
Span'sche Krieger, schwertgerüstet,
Todesfackeln in den Händen.

Eben hat ein Mönch vollendet
Jenen Urteilsspruch zu lesen,
Der zum Tode ihn verdammt.
Und der Inka, schmerzvoll lächelnd,
Spricht: „Wozu der Lügenworte,
Euer Opfer bin ich, tötet,
Tötet mich — das ist genug!
Nicht an mich, des Volkes denk' ich,
Das in langer Herrscherfolge
Meiner Ahnen Arm gelenkt.
Weisen Sinns, mit mildem Szepter,
Haben segnend wir die Lande
In ein Paradies verwandelt.
Frieden und Gesittung blühten
Unter unserm Schutz empor;
Wie ein Feuerbrand, verheerend,
Fielt ihr plündernd in die Reiche,
Und in Wüstenein verödet
Euer Fuß, was er betritt.
Mord und Raubgier Eure Losung, —
Selbst dem Feinde wohlthun, uns're;
Wehe, daß wir es gethan! —
Doch ich zögre allzulange;
Inti zürnt, verhüllt sein Antlitz;
Heilge Sonne leuchte wieder,
Fromm in Deine Vaterarme
Kehrt Dein letzter Sohn zurück."



Zur vergleichenden Kritik der menschlichen Triebe.

Von G. Cristaller.

(München.)

Die ursprünglichen tierischen Grundfunktionen des Lebens haben sich im Lauf der Entwickelung im Menschen vergeistigt, es hat sich gleichsam ein zweites Stockwerk, der Geist, über dem Leiblichen aufgebaut.

Sämtliches Geiſtige, auch das Sublimſte, wie die Liebe, die Religion, die Wiſſenſchaft und jede Kunſt, iſt nichts anderes als die Spitze einer oder mehrerer Leibesfunktionen, und nichts Geiſtiges iſt völlig begriffen, ehe ſein körperlicher Urſprung erkannt iſt.

Es haben ſich aber die verſchiedenen Gebiete des Phyſiſchen in verſchiedenem Grade ins Geiſtige ſublimiert; und eben nach dem Maß und Glückswert ihres geiſtigen Sublimats ſchätze ich die Rangordnung derſelben. Dabei werden wir nun im folgenden zu dem Ergebnis kommen, daß ſich nichts ſo wertvoll ſublimiert hat wie der Geſchlechtstrieb; er iſt daher eigentlich das Nobelſte am Menſchen.

Vieles Körperliche hat ſich überhaupt gar nicht vergeiſtigt, nämlich die unbewußten Funktionen, wie die Abſonderung in Leber und Nieren und dergleichen; unbewußt ſind dieſe geblieben, weil ſie immer ſo ſtill ruhig vor ſich gehen und gleichſam zu wenig Lärm im Organismus machen, wie in der Muſik die einförmigeren begleitenden Tonreihen, welche weniger leicht ins Bewußtſein fallen, als die ſtärkere und mannigfaltigere Melodie.

Anderes, wie die Ernährungs- und Fortpflanzungsfunktion iſt bewußt geworden, weil hier die Befriedigung Dinge der äußeren Welt erfordert, welche nicht immer vorhanden ſind; über ſolche Hinderniſſe wird dann die Funktion ungeberdig und erhebt Lärm, wodurch ſie ſich beſonders bemerklich macht im Organismus und ſich von den andern abhebt und unterſcheidet.

Wieder eine andere Klaſſe, die Sinne, hat ſich innerhalb des Organismus durch den bunten Wechſel der Eindrücke beſonders bemerklich gemacht und iſt ſo ins Bewußtſein gefallen. Auch dieſe Sinne zählen wir unter die Triebe, mit welchen wir den Geſchlechtstrieb vergleichen wollen. Die gewöhnliche Sprache bezeichnet als Triebe nur die Funktionen, deren Notwendigkeit oft ins Bewußtſein fällt und den Willen anſtachelt infolge der vorhin genannten Hinderniſſe. Wer aber einmal tagelang im Dunkeln oder in lautloſer Stille oder ohne Bewegung leben müßte, würde bald erkennen, daß es auch einen Seh- und Hörtrieb und Muskeltrieb giebt, die nur darum gewöhnlich nicht zum Bewußtſein kommen, weil ihre Befriedigung keinen Anſtand findet.

Alſo unter all dieſen Trieben ſchreiben wir dem geſchlechtlichen den höchſten Rang zu, weil er den vornehmſten Ausläufer in das Reich des Geiſtigen emportreibt, nämlich die Liebe. Was will neben der Liebe das bißchen Feinſchmeckerei und Saufpoeſie beſagen, wozu ſich die Ernährungsthätigkeit (wenn wir überhaupt ſo ſagen wollen) ver-

geistigt hat. Besonders das Essen; das Trinken geht noch an, es ist wenigstens eine glatte freie leichte Thätigkeit und macht Stimmung, wenn man Geistiges trinkt. Aber dieser gemeine umständliche Mechanismus des Essens und als Ergebnis die prosaische Nützlichkeit der Verdauung und schließlich die Unannehmlichkeit der Ausleerung, — wie sollte sich auch so etwas vergeistigen und eine Poesie aus sich erzeugen können nach Art der Liebe! Man nimmt diese Dinge so hin als etwas Selbstverständliches und thut natürlich recht daran, denn man soll möglichst mit allem zufrieden sein, was man doch nicht ändern kann. Aber da wir nun einmal die menschlichen Natürlichkeiten kritisieren und vergleichen, so müssen wir gerecht abwägen. Denken wir uns eine Menschheit, die seit jeher nur von der Luft gelebt hätte; nun soll sich in ihr die Notwendigkeit einer solchen Körperfüllung und Ausleerung bilden, wie wir sie haben, — die Leute wären außer sich über die abscheuliche Krankheit. Nehmen wir dagegen bisher geschlechtlose Menschen an, in welchen die Geschlechtlichkeit neu entstünde mit samt der Liebe und — das muß ich hinzufügen — einer vernünftigen Moral, würden sie nicht den Göttern danken und das Gebären nebst den übrigen Schattenseiten der Sache immerhin mit in Kauf nehmen? Kurz, es ist gar keine Frage, daß die Ernährung und nicht die Fortpflanzung die ärgste Notdurft des Menschen ist, die einzige, die vielleicht besser nicht da wäre. Und dabei ist sie erst noch die anspruchsvollste: für nichts muß man soviel arbeiten wie für diesen Speiseschlauch, und es wäre einer der größten Fortschritte, wenn man die Leibesmaschine irgendwie anders speisen lernte und könnte den Magen mit sämtlichen Gedärmen atrophieren lassen.

Also diesen nächsten Vetter des Geschlechtstriebes weisen wir von der Preisbewerbung zurück; er ist ohne Zweifel der niedrigste Plebejer im Reiche des Körperlichen. Weit feiner und vornehmer ist der Tast- und Temperatursinn. Viele mögen zwar sehr wenig von ihm halten, weil durch unrichtige Lebensweise ihre Haut so kränklich und ihr Nervensystem so schwach ist, daß sie von den Wärme-, Feuchtigkeits- und Dichtigkeitswechseln der Luft und dem schwächeren oder stärkeren Windwehen nur unangenehm berührt werden, weshalb sie dann natürlich kein Hautgenußvermögen haben können. Andere sind auch überhaupt zu dumpfsinnig und namentlich durch fortwährenden Aufenthalt in der Stubengeschäftsprosa an ihrer Hautempfänglichkeit geschädigt. Aber für den Gesunden und Feinfühlenden besitzt der Hautsinn ein feines geistiges Sublimat, eine starke Poesie; die Stimmungen, in welche uns die verschiedenen Einwirkungen des Luftmeers auf unsre Haut versetzen, sind

sehr mannigfaltig und wunderbar und nicht weniger wertvoll als viele der besten Kunstgenüsse. Spielen sie doch auch selbst in der Kunst eine große Rolle, deren man sich nur meist nicht klar bewußt wird. Manches Landschaftsgemälde wirkt in erster Linie durch die Hautpoesie, d. h. indem es Stimmungen des Gemüts wieder aufweckt, welche im realen Leben durch Hauteindrücke erzeugt worden sind und nun im Erinnerungsvermögen schlafen. Am besten läßt sich das an Gedichten veranschaulichen. Man denke an das schöne Lied der Marianne von Willemer in Goethes „Divan": „Ach, um deine feuchten Schwingen", zum Beispiel die Stelle:

„Doch dein mildes sanftes Wehen,
Kühlt die wunden Augenlider;"

das sind ganz leere Worte für den, der nicht eine Erinnerung daran hat, wie dieser aufmerksamkeiterregende Temperatureindruck die Seele aus ihrer Schmerzversunkenheit heraushebt und wieder der Außenwelt zukehrt: mit einer Mischung von Beobachtung und Behagen verweilt man bei der kleinen Lustempfindung und ihr nach dringt das Trostgefühl, die Reaktion gegen den Schmerz, immer siegreicher in die Seele herein, wie ein Strom, wenn er erst einmal eine kleine Bresche in den zurückhaltenden Damm gerissen hat. Solche Stimmungsvorgänge oder -zustände, die sich gleichsam im Gefolge eines Hauteindruckes befinden, nennen wir Hautpoesie.

Niemand wird aber dieses Sublimat des Tastsinnes mit der Liebe auf eine Stufe stellen; und ebenso verhältnismäßig geringfügig sind neben der Liebe die schwachen Versuche, welche der Geruchsinn macht, im Reich des Geistigen eine Rolle zu spielen; die Riechempfindungen bringen nur einige Schattierungen in die vorgenannten, überwiegend dem Tast- und Temperatursinn zugehörigen Stimmungen, so die Blütendüfte in die Frühlingsstimmung, der Erd- und Laubverwesungsgeruch in die herbstliche Stimmung u. s. w.

So bleiben denn zur ernstlichen Konkurrenz mit dem Geschlechstrieb und seiner geistigen Spitze, der Liebe, nur noch die beiden höchsten Sinne, Gesicht und Gehör, übrig. Diese verdanken aber ihre hohe Bedeutung im geistigen Leben nicht ausschließlich sich selbst, sondern hauptsächlich ihren vielfachen Verbindungen unter einander und mit den übrigen Sinnen und Trieben: der geistige Empfindungsreichtum, der in einem Gemälde oder einem Musikstück liegt, ist nicht lediglich auf Rechnung des Gesichts beziehungsweise des Gehörs zu setzen, sondern er gleicht einem komplizierten Gewebe, in welchem eine genaue Analyse die ver-

schiedenen zusammensetzenden Fäden noch erkennen kann und nachzuweisen im stande ist, wie jeder, selbst der geistigste künstlerische Effekt sich auf einfache oder psychologisch verarbeitete Erinnerungen an Körperempfindungen jeglicher Art zurückführen läßt, in der Art wie wir es vorhin bei dem Landschaftsgemälde und dem Lied aus Goethes „Divan“ angedeutet haben. Jedes anscheinende Element, mit dem der Künstler arbeitet, jedes Wort des Dichters, jede Form des Malers, Menschen, Bäume, Wolken ꝛc., sind nicht etwas einfaches, sondern eine ganze Symphonie von Empfindungen, die im wirklichen Leben des Menschenindividuums und seiner Vorfahrenreihe erlebt worden, im Gedächtnis bei der entsprechenden Vorstellung niedergelegt sind, und nun vom Künstler, wie durch Ziehung eines Registers, wieder aufgerüttelt werden. Die künstlerischen Menschen sind dabei die, in welchen solches Register einen starken vollen Ton auslöst; der einfachste Satz eines Dichters oder Musikers, der einfachste Umriß eines Malers kann solche Menschen mit einem Schwall von Lust übergießen, die man zehnmal nacheinander durchkosten kann, ohne ihrer müde zu werden. Nehmen wir solche Beispiele auch aus dem Buch „Suleika:“

„Von Wolken streifenhaft befangen, Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;“

oder

„Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet“ u. s. w.

Derartige Poesie scheint nur dem Gesichtssinn anzugehören; daß dem aber in der That nicht so ist, geht schon daraus hervor, daß Mancher, der ganz dieselben Augen hat wie der künstlerische Mensch, dennoch bei denselben Vorstellungen oder Anschauungen nichts empfindet; die Poesie liegt eben nicht in den Bildern als solchen, sondern in der Reproduktion von Gefühlen verschiedensten Ursprungs, welche der Künstler durch das geeignete Stichwort aus ihrem Schlummer aufweckt.

Wenn nun so die Gesichts- und Gehörpoesie nicht diesen Sinnen ausschließlich angehört, was ist dann das reine und unvermischte Sublimat derselben? Nichts weiter als Farben- und Symmetrieempfindung beim Auge, beim Ohr die Freude an Ton, Akkord und Rhythmus. Offenbar ist die vergeistigte Lustempfindung des Auges weitaus die mattere und blässere von den beiden, weil das Gesicht vorzüglich der Sinn des Verstandes ist und die Eindrücke des Sehnerven sofort von seinem nächsten Hinterland, dem Gehirn, ganz absorbiert und zerteilt werden, während die Tonempfindung mit ungebrochener Intensität den ganzen Menschen erschüttert; dem entsprechend ist auch das Unangenehme des Auges, Asymmetrie und Farbenschreien, sehr mäßig und erträglich,

verglichen mit dem Schauder, den schrille oder dissonierende Töne hervorbringen.

Ist nun dieses Sublimat der höchsten Sinne über das des Geschlechtstriebes, die Liebe, zu stellen? Zwar, um gerecht zu sein, müssen wir zugeben, daß auch die Liebe etwas sehr Zusammengesetztes ist und vieles von ihr abgezogen werden muß, was nicht auf die Geschlechtlichkeit als Urgrund zurückzuführen ist. Freundschaft, Eitelkeit, Herrschsucht und alle die schon hochkomplizierten Gefühle, die man Menschen gegenüber haben kann, vermischen sich in mehr oder weniger vollzähliger Menge mit dem eigentlichen Sublimat der Geschlechtlichkeit. Daß aber dieses letztere jedenfalls das mächtigste in der schwer zu analysierenden Gesamtempfindung der Liebe sein muß, geht daraus hervor, daß jede andere Verbindung derselben Gefühle, sobald das geschlechtliche Element fehlt, ganz unvergleichlich schwächer ist und nur ausnahmsweise auf einen Menschen eine ebensogroße Wirkung übt, als die geschlechtliche Liebe in der Regel thut.

Eigentlich bestreiten aber auch nur wenige diesen Gemeinplatz so vieler Dichter und begeisterter Menschen, daß die Liebe die „Krone des Lebens“ sei; diese wenigen sind eben defekt am Geist, wie ein Unmusikalischer, der zwar nicht taub ist, sondern die physische Funktion seines Ohrs richtig übt, dennoch aber für die Poesie desselben vernagelt ist. Allein die große Mehrzahl der Menschen, welche die Liebe selbst preist, ihren physischen Untergrund aber verachtet, begeht wenigstens einen logischen Widersinn. Kann man auch einen Sohn vergöttern und den Vater, mit dem er fortwährend in freundschaftlichstem Umgang steht, verachten? Aber die Verächter wissen sich zu helfen; sie verkennen mutvoll das Verhältnis zwischen den beiden, sie bescheiden sich, den Ursprung der Liebe nicht zu kennen, oder wenn ihr Verstand anspruchslos genug ist, so speisen sie ihn mit Redensarten ab, von der Art: die Liebe stamme von Gott und Gott sei eigentlich die Liebe selbst. Was aber die zugehörigen bekannten Tendenzen der menschlichen Körper betrifft, so sind sie in den Augen jener Leute nichts als ein Klecks, den der schwache und gemeine Mensch (etwa dazumal beim Sündenfall) auf die erhabene Gottesgabe hinaufgesetzt hat. Das sind Ideen, die vor vielen Jahrhunderten recht geistreich waren, heute aber ein Unsinn sind; und doch bleibt dem, der nicht den ungewissen Nebel der Gedankenlosigkeit vorzieht, keine andere Wahl, als entweder solche schimmlichte Gedanken neu aufzuputzen und in der Sinnlichkeit nur eine sündhafte Korruption rein geistiger Gefühle zu sehen, oder aber in dem baren Geschlechtstrieb

den Ursprung der höchsten geistigen Gefühle und den Kern des ganzen untrennbaren sinnlich-geistigen Gebildes, das man „Liebe“ nennt, hochzuachten.

Freilich was kümmert sich ein Geisteskranker — und der Antisexualismus ist eine Geisteskrankheit — um alle Dilemmen der Welt? Er versteht ihnen immer auszuweichen.



Die Meininger und die Malerei.

Von Fritz Hammer.
(München.)

Die Meininger haben mit ihrer Theaterkunst-Reform weniger eine dichterisch-dramatische, als vielmehr eine historisch-malerische Bedeutung. Was sie in erster Linie bieten, ist das historische Ausstattungsstück. Darin liegt ihre eigentümliche Meisterschaft. Daß sie damit einigermaßen den Geschmack an realistischer Kunstauffassung verbreiten helfen, ist nur eine Nebenwirkung, nichts grundsätzlich Gewolltes. Die bei den Meiningern herrschende Sprachweise ist so deklamatorisch, d. h. so unrealistisch als möglich. Auch in der Mimik ist gar vieles naturalistisch oberflächlich und von schlechtem Geschmack. Der schlechte Geschmack mag hingehen; er befriedigt die Masse des Theaterpublikums. So lange er der Durchschnittsbildung eine sichere Befriedigung gewährt, hat er vielleicht eben so viel Recht wie der gute Geschmack. Der wirklich gewählte Geschmack ist und war niemals volkstümlich — auch nicht bei Kunstvölkern von dem Range der antiken Griechen und der modernen Franzosen.

Wofür wir den Meiningern dankbar sein wollen, ist, daß sie den Theaterbesuchern die Augen geschult haben, gewisse Wirklichkeitsdinge auch in der Kunst mit Vergnügen zu sehen. Sie haben dazu beigetragen, die augenschwachen, langsam und ängstlich mit den Blicken tastenden Studierstuben-Deutschen prompter sehen zu lehren. Ein Volk, das im Theater gut sehen gelernt hat, wird allmählich auch die Fähigkeit und Lust gewinnen, sich selbst künstlerischer in Szene zu setzen, woran es uns seither ganz heillos fehlte. In unserem Auftreten und Gebahren gelten wir den Fremden immer noch als das unästhetische und unmalerische Volk par excellence. Gewiß, auch wir sind ein Maskenvolk — aller hochberühmten deutschen Ehrlichkeit zum Trotz — wie die Franzosen, Engländer u. s. w.; nur ist unsere Maske unschöner, ungefälliger, uninteressanter.

Dummerweise suchten wir dem Übel zu steuern, indem wir die Maske der andern zu kopieren suchten: da wurden wir noch lächerlich obendrein.

Die künstlerische Förderung historischen Sinns, welche von den Meininger Theaterleuten ausgegangen, hat aber auch ihren schweren Nachteil. Dieser äußert sich besonders stark in der Einbuße an Naivität und feinerer künstlerischer Wahrheits-Empfindung. Wer zunächst darunter zu leiden haben wird, sind unsere Maler von der Richtung des genialen Fritz von Uhde. Dieser Künstler hat bekanntlich in seinen sämtlichen religiösen Bildern, welche den Darstellungen von Szenen aus der evangelischen Christus-Legende gewidmet sind, den Gedanken zum Ausdruck gebracht, daß der Erlöser heute noch unter unsern heilandsbedürftigen Zeit- und Raumgenossen, unter den „Mühseligen und Beladenen“ wandelt. Die Menschen sind in der Tracht der armen Leute von heute dargestellt, und ihre räumliche Umgebung ist ein bescheidenes deutsches Stübchen, eine deutsche Ackerlandschaft, ein deutsches Dörfchen mit roten Ziegeldächern von heute. Nirgends eine Spur von Orientalischem, außer leichten Anklängen in der Erscheinung des Heilandes selbst.

Mit der nämlichen Unbefangenheit pflegten ja auch die großen Meister des Mittelalters und der Renaissance das Erdenwallen Christi in ihre eigene Zeit zu versetzen. So unbefangen, wie jene Bilder damals geboten wurden, so unbefangen wurden sie auch vom Volke hingenommen und gedeutet. Der historische Sinn stellte damals noch keine Ansprüche an zeitgeschichtliche Echtheit, weil er einfach noch gar nicht vorhanden war. Die unberührte Naivität des Beschauers genoß die biblischen Erzählungen wie ein miterlebtes Ereignis aus dem eigenen Lebenskreis mit voller Konzentration des Gefühls.

Das ist anders geworden, seit uns die historische Krankheit im Gehirn liegt. Die Überfütterung mit archäologischem Kleinkram hat den modernen Bildungsmenschen so gebläht und aus sich heraus in die Höhe getrieben, daß er wurzellos in der Luft seiner universalen Wissenschaftlichkeit herumbaumelt, der haltlose Narr und Nimmersatt aller erdenklichen Wissens-Konstruktionen und Geschichts-Kombinationen, der abstrakte Retorten-Homunkulus, als welcher er nur noch in der „historischen Idee“ ein nervöses Scheinleben führt.

Und nun lassen wir diese pedantische Bildungspflanze noch von der Schaubühne einmal gründlich bemeiningern! Wie wird ein Publikum, das von den Theatervorstellungen der Meininger her jede historische Szene in dem talmi-echten Kostüm, in den Waffen und Gamaschenknöpfen der betreffenden Zeit zu sehen erzogen worden ist, solchen innig-

impressionistischen Bildern wie denen von Uhde gegenübertreten? Es wird enttäuscht sein und gemeinsam mit der bornierten, wissenschaftsprotzenden Afterkritik auch in der Malerei — seine Meiningerei fordern. Und die nicht für die Kunst, sondern für den schnellen, lohnenden Erfolg bei dem großen Publikum arbeitenden Talente, die mit affenartiger Geschwindigkeit sich in allen Sätteln zurechtfinden, werden sie ihm liefern!

Es fehlt heute schon weder an akademisch hoch betitelten Künstlern noch an einflußreichen Kunstschwätzern, welche die Meiningerei auch auf andern Gebieten als dem des Theaters für den höchsten Triumph der bildenden Darstellung erklären möchten. Ich will ein schlechter Prophet sein — aber haben wir nicht schon gelegentlich der Ausstellungsaffaire der Malerin Hermine Schmidt von Preuschen mit der Berliner akademischen Jury auf verschiedenen Seiten eine höchst bedenkliche Neigung beobachtet, mit der Phrase vom „schiefen Gedanken" und dem „unkünstlerischen Ausdruck" willkürlich zu operieren? Wenn morgen System würde, was heute erst Willkür und byzantinische Streberei ist?

Die Richtung, welche die Meininger vertreten, kann nur bedingungsweise für das Theatralische, Dekorative und was damit zunächst zusammenhängt, befürwortet werden; für alle intimere Poesie in der Malerei und auch in der Dichtung müßte sie verhängnisvoll werden, wollte sie ihren Einfluß weiter ausbreiten. Wir sind in Deutschland eben daran, in Malerei und Litteratur den Konventionalismus öder Formenschönheit durch einen gesunden, vollbeseelten Realismus, der aus den Tiefen des Innenlebens schöpft und dabei die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse berücksichtigt, immer nachdrücklicher zu verdrängen: sehen wir uns vor, daß der Feind nicht in neuer Verkleidung wieder ins Lager schleiche!

Die Malerei, wie sie jetzt von unseren aufstrebenden unabhängigen Talenten, von den Impressionisten, Licht- oder Luftmalern mit so entschiedener Kraft vertreten wird, erstrebt das gerade Gegenteil von dem, was der Meiningerei als künstlerisches Ideal vorschwebt: sie will das Selbstbeobachtete an die Stelle des Berichteten, Historischen, — das Einfache, Natürliche an die Stelle des Zurechtgemachten, Arrangierten, — das Durchsichselbstwirkende an die Stelle des auf äußeren theatralischen Effekt Berechneten setzen. Naturalismus und Historizismus (der nur durch die Brille anderer die bekannte „Fable convenue" betrachtet) sind unversöhnliche Gegensätze — und müssen solche bleiben, wenn jede Richtung gesund zu ihrer vollen Entfaltung gelangen will. Der Naturalist in der Malerei darf nichts machen, als was er gesehen und wie er es gesehen; er darf bei der bildlichen Wiedergabe nicht komponieren und

gruppieren im Sinne eines szenischen Arrangements; er muß die persönliche Wahrheit und Wahrhaftigkeit als das Prinzip festhalten, mit dem seine künstlerische Individualität steht und fällt. Er darf nicht schauspielern. Wer aber durch die historisierende Schule der Meiningerei gegangen, oder sich als Publikus von ihr Sinn und Geschmack bestechen ließ, der wird sich nur mit innerem Widerstreben zu einer solchen Auffassung des malenden Kunstgebietes bekehren lassen. Besonders die gelehrte Kritik, für deren Spieltrieb nichts verwickelt und entlegen genug sein kann, nimmt gern ihre Maßstäbe aus dem Theatralisch-Arrangierten, um das Einfach-Natürliche in der ästhetischen Wertung herabzusetzen. Machen wir uns daher in aller Seelenruhe darauf gefaßt, daß mit der fortschreitenden Ausbildung des deutschen Naturalismus auch die kritische Meiningerei immer vordringlicher und absprechender werden wird, bis sie endlich von der Wucht der neuen Talente, der schöpferischen und der kritisierenden, sowie von dem langsam umgebildeten Geschmack des besseren Publikums aus dem Sattel gehoben und in den Sand gestreckt wird. In der eingeleiteten neuen Kunstepoche Deutschlands wird, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, nicht die Meiningerei mit ihrem Historizismus und ihren Theatereffekten, sondern der Naturalismus mit seiner lebendigen, innigen Wahrheit das letzte Wort haben. Aber damit alles mit rechten Dingen zugehe: die Augen auf und kein Blatt vor den Mund! Je mehr das politische und militärstaatliche Leben unsern Geist in Schablonen zu bannen, in Fesseln zu schlagen droht, desto höher, stärker und freier wollen wir in der Kunst atmen! Lebendiger Trieb und Zug zum wahrhaft Idealen ist heute nur noch, man sage was man wolle, im künstlerischen Naturalismus. Die Zeit wird's lehren.



Günther Walling (Karl Ulrici).

Ein litterarisches Bild von Adolf Kohut.

Wenn ein Lyriker heutzutage, wo die Poesie kein gangbarer Artikel ist und die Genuß- und Selbstsucht des Publikums auf den Dichter von Gottes Gnaden mit schnöder Geringschätzung herabblickt, die Aufmerksamkeit der besten seiner Zeitgenossen auf sich lenkt, wenn seine Lieder in mehreren Auflagen erscheinen und von Komponisten vielfach in Musik gesetzt werden, — dann muß man sich sagen, daß wir vor einer Er-

scheinung stehen, die weit über das Niveau der schablonenhaften Mittelmäßigkeit hinausragt, deren ursprüngliche Dichterkraft mit elementarem Zauber die Geister zur Anerkennung zwingt.

Noch größer wird der Respekt vor dem Genie, so wir gewahren, daß die Lieder des Sängers mit keiner gerade auf der Tagesordnung stehenden Strömung und Mode kokettieren, daß sie weder auf den Backfisch und die höhere Tochter noch auf die süßholzraspelnden Jünglinge und Mädchen Rücksicht nehmen, sondern frank und frei aussprechen, was das Menschenherz bewegt, was die Seele ersehnt und empfindet und was der Geist denkt und träumt. Gesellt sich noch zu all dem eine Persönlichkeit, welche den Mut der eigenen Meinung hat, die kühn und rückhaltslos auszusprechen wagt, was ihr schlecht, banal und hohl dünkt, die gegen den Strom zu schwimmen unternimmt, obschon die Zuschauer am Ufer über solches Beginnen ängstlich und bänglich die Philisterhäupter zu schütteln pflegen, dann ruft man unwillkürlich aus: Das ist ein Mann — nehmt alles nur in allem!

Süß ist gewiß das Lied der Nachtigall, herrlich erklingen die Töne einer klassischen Sinfonie, doch auch das Schmettern der Fanfaren und den Donner der Kanonen vernehmen wir gern, wenn es gilt, in die Schlacht zu ziehen und zu kämpfen für die heiligsten Güter der Menschheit, für die Völkerfreiheit und geistige und religiöse Selbständigkeit! Und dieses poetische Schwertgeklirr, der Drommetenschall der Verse ist uns wahrlich lieber wie das Minnegirren einer Sklavenseele und die schmachtenden Seufzer eines Schwächlings!

Und weil ich in Günther Walling — Pseudonym für Karl Ulrici — einen Lyriker erblicke, in dem sich die hier angedeuteten Eigenschaften nach allen Richtungen hin harmonisch vereinen, freut es mich, an dieser Stelle über die dichterische Bedeutung desselben eingehender berichten zu können; denn wenn einer unter den jüngeren Dichtern, verdient er es, daß er in Wort und Bild gewürdigt werde. Günther Walling ist durch und durch eine interessante Individualität, ein Charakterkopf und in der „Gesellschaft" gebührt ihm ein hervorragender Platz.

Günther Walling wurde nicht an der Wiege vorgesungen, daß er einst den Pegasus besteigen werde. Geboren am 25. Juli 1839 in Berlin als Sohn eines reichen Fabrikbesitzers, war er viele Jahre hindurch in der Fabrik seines Vaters thätig, aber trotz aller praktischen Beschäftigungen kam dennoch der Dichter, der Idealist in ihm zum Vorschein, wie das lateinische Sprichwort lautet: „naturam si expellas furca" etc.

Den weiten Horizont und die ausgezeichnete Länder- und Völkerkunde,

die sich in seinen Dichtungen offenbart, verschaffte er sich auf seinen weiten Reisen nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien, Nord- und Südfrankreich, Schweden, England, Dänemark und Ungarn. Dabei betrieb er eifrig litterarische und Kunststudien; eine Frucht der letzteren ist eine umfangreiche Sammlung kunstgewerblicher Altertümer, — wer Günther Walling auf seiner in der Beuststraße 6 in Dresden gelegenen Villa besucht, wo der liebenswürdige und geistvolle Mann seit vielen Jahren ausschließlich im Dienste der Musen lebt, staunt unwillkürlich über all die aus aller Herren Ländern stammenden hochinteressanten und wertvollen kunstgewerblichen und künstlerischen Altertümer, Bilder, Vasen, Kuriositäten und Seltenheiten. Wie mühsam hat der eifrige Sammler alle diese Kostbarkeiten sich verschafft und welchen feinen Geschmack bekundete er sowohl in der Auswahl wie in der harmonischen Gruppierung der einzelnen Pieçen, — wäre nicht alles auf Tischen und Wänden so fein säuberlich, zierlich und ordentlich gestellt, könnte man für den ersten Augenblick glauben, man befände sich in einer Kunst- und Antiquitäten-Handlung.

Im Jahre 1861 machte Günther Walling während eines Aufenthaltes in Karlsbad die Bekanntschaft Alfred Meißners, die in der Folge von großer Bedeutung für ihn wurde. Dem österreichischen Poeten gebührt das Verdienst, das Selbstvertrauen des jungen Dichters, der seiner eigenen Kraft nicht traute, gehoben zu haben. Als Meißner seine Gedichte im Manuskript las, drang er in ihn, dieselben zu veröffentlichen. Seit Anfang der siebziger Jahre erschienen denn auch mehrere Gedichte Wallings in Journalen zerstreut, die oftmals vor langer Zeit niedergeschrieben worden waren. So gewann er im Dezember 1882 einstimmig den von der „Heimat“ in Wien für das beste eingesandte lyrische Gedicht ausgeschriebenen Preis mit seiner „Dämmerstunde“, die schon 1863 verfaßt war. Anfangs der siebziger Jahre lernte er auch Ferdinand Freiligrath kennen, mit dem er in Schwaben nun wiederholt zusammenkam und dessen wohlwollendes Urteil ihm gleichfalls sehr förderlich war.

Von allen seinen Reisen übte auf seine Dichtungsart diejenige nach Spanien den meisten Einfluß aus. Im September 1879 ging er auf dreiviertel Jahre nach dem „Lande des Weines und der Gesänge“ und blieb beinahe sechs Monate in Sevilla, wo er sich mit Studien über die spanische Litteratur und speziell mit der Sammlung spanischer Volkslieder, die er teilweise dem Volke selbst ablauschte, beschäftigte.

Spanien machte in seinem originellen, farbenreichen Volksleben und seiner eigenartigen, bald melancholisch-eintönigen, bald grandiosen Landschaft einen tiefgehenden Eindruck auf ihn; doch interessierten ihn dort am

meisten die glänzenden Reste altmaurischer Kultur. Ja, die eigentlichen Helden seiner auf Spanien bezüglichen Dichtungen sind nicht die Spanier, deren wilder Rassenhaß und brutaler Fanatismus ihn aus tiefstem Herzensgrunde empörte, — sein Herz gehörte den Verfolgten, den Besiegten: den Mauren. Er wurde nicht müde, das Schicksal und den Vernichtungskampf jenes unglücklichen und hochpoetischen Volkes zu besingen, welches einst die von ihm bewohnten Gefilde der iberischen Halbinsel in ein Paradies verwandelte und welches an Milde die Christen tief beschämend, einen Zustand von Glück, hoher Kultur und Volkswohlstand herbeiführte, wie ihn Spanien seitdem nie wieder gesehen.

Die gesammelten eigenen Gedichte Günther Wallings, welche mit einem Schlage seinen Ruhm begründeten und in denen sich seine ganze poetische Eigenart bereits ausprägt, erschienen unter dem Titel: „Von Lenz zu Herbst" (Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich) im Jahre 1884. Der Erfolg dieses starken und, nebenbei gesagt, prächtig ausgestatteten Bandes war ein so großer, daß nach kaum zwei Jahren bereits eine zweite, vermehrte und gründlich umgestaltete Auflage erscheinen mußte. Daß in dieser Ausgabe manche ältere schwächere Arbeiten ausgemerzt wurden, gereicht derselben sehr zum Vorteil.

In bezeichnender Weise nannte der Autor seine Gedichte: „Von Lenz zu Herbst" — den Lauf des Jahres als Symbol des Lebenslaufes auffassend —, weil er die Absicht hatte, dieses Werk zu seinem Lebensbuche zu gestalten, und er hat diesen Zweck durchaus erreicht.

Das dichterische Bild Günther Wallings tritt uns hier mit plastischer Anschaulichkeit zu Tage. Nichts ist hier gemacht und gekünstelt. Alle diese „Lenzlieder", „Herbstelegieen", „Lebensbilder", „Aus der Maurenzeit", „Pastell- und Freskobilder", „Aus Italien" ꝛc. sind aus innerer Notwendigkeit, aus dem ewig jung sprudelnden Born des Genius hervorgequollen. Warme, lebhafte Empfindung und rückhaltslose Hingabe an die Ideale, welche sich der Dichter geschaffen, zartes und innig mitfühlendes Gemüt einerseits und heiße Glut und männliche Leidenschaft andererseits, Begeisterung für alles Schöne, Hohe und Reine im Leben, in der Geschichte, in der Kunst wie in der Natur, eine überaus reiche Lebenserfahrung, gereifte Weltanschauung und Originalität in der Erfindung, verbunden mit wahrer Meisterschaft in der Form — alle diese Eigenschaften verleihen der genannten Liedersammlung einen hohen Reiz und stempeln „Von Lenz zum Herbst" zu einem Gedichtbuch von bleibendem Wert. Erstaunlich ist die Vielseitigkeit unseres Poeten. In den rein lyrischen Gedichten, in denen natürlicherweise die subjektive Empfindung vorwaltet,

zeigt sich eine ergreifende Stimmungsmalerei, ein inniges und sinniges Gemüts- und Gefühlsleben, das jedoch nichts von krankhafter Selbstliebe oder erkünsteltem Kraftgenialischen an sich hat. Günther Walling ergreift und erschüttert unser Herz, weil seine Lieder ins Herz dringen, weil sie den Gefühlen Ausdruck geben, welche die Seele der Menschheit bewegen. Mag aus der Fülle dieser reizenden Gedichte nur das nachstehende hier ein Plätzchen finden:

Ich weine nicht.

Und könnt ihr mir auch alles rauben,
Bis Kummer meine Seele bricht,
Eins nimmer, an mich selbst den Glauben!
Stolz bleibt mein Herz, ich weine nicht!

Und müssen meine Lippen schlürfen
Den Gifttrank eurer Kränkung ein,
Die stumme Nacht und Gott nur dürfen
Die Zeugen meiner Thränen sein.

Doch stolz bleib' ich in eurer Nähe
Und wie das Gletschereis so kalt,
Aus dem umsonst ich lodern sehe
Der Sonne flammende Gewalt.

Und ungebeugt, das Haupt erhoben,
Blick' ich euch fest ins Angesicht;
Ob eure Zungen schmähen, ob loben,
Mir gilt es gleich, ich weine nicht.

Unter diesen rein lyrischen Poesieen gibt es mehrere, wie z. B. die vier Sonette „an meine Mutter“, die zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Litteratur aufzuweisen hat und welche es wohl verdienten, daß sie in unseren besten Anthologieen Aufnahme fänden.

Neben derartigen einfachen Liedern welche Fülle von Schilderungen und Darstellungen aus der Geschichte von Völkern, Königen und Helden, namentlich aus der Vorzeit und Gegenwart Spaniens! Welch' hochherzige Ideen der Humanität für die Armen und Elenden, für die Geknechteten und Geächteten kommen hier in schönstem dichterischen Gewande zum Ausdruck! Einzelne Kampflieder klingen so schneidig wie das Blitzen des damaszierten Stahls der Klingen von Toledo! Und welcher Reichtum an Nachdichtungen spanischer Originale, an die sich die eigenen Arbeiten des Dichters in Geist und Ausdruck so innig anschließen, daß eine Grenze zwischen Original und Übersetzung kaum zu finden ist!

Welche Tonart der Dichter auch immer anschlägt, und wie wuchtig

auch die Hiebe sind, die er austeilt — er überschreitet nie die Grenzen des Schönen und Edlen. Im Lied, in der Romanze, in der Betrachtung über Künstler und Kunstwerke, im schwungvollen Kampfgedicht — immer und überall bleibt er ein Gentleman, der dem Grundsatz huldigt: Noblesse oblige. Er bedarf keiner Übertreibung, denn aus jeder Zeile seiner lyrischen und lyrischepischen Poesie spricht vornehmlich und mit packender Gewalt die Stimme der Wahrheit und Überzeugung. Während in den Liedern im allgemeinen der elegische Zug vorherrscht, überraschen in den Distichen und Epigrammen ab und zu burschikose „Schmisse“. Interessant ist, was er hier über einen Poetaster singt:

Mit deinen Versen will's nicht geh'n,
Trotz deiner hohen Gaben!
Du fragst: weshalb? — Weil sie zum Geh'n
Zu schlechte Füße haben.

Welche Leidenschaft und überquellende Empfindung die Gedichte Günther Wallings atmen, beweist der Cyklus: „Aus der Maurenzeit“, worin er mit düsteren Farben den tragischen Vernichtungskampf und Untergang der Mauren schildert — an Tendenz und poetischer Kraft erinnern diese epischen Gedichte an die „hebräischen Melodieen“ Lord Byrons. Diese und andere erzählende Gedichte bekunden zugleich, daß Günther Walling nicht allein das duftige lyrische Lied, die schwungvolle Hymne, sondern auch das Epos meisterhaft gelingt!

Der Dichter liebt und haßt glühend und nimmt in keiner Weise ein Blatt vor den Mund: die Fanatiker, die Pfaffen, Jesuiten, Dunkelmänner, Tendenzdichter u. s. w. sind ihm ein Gräuel und er schleudert ihnen wiederholt ein donnerndes Pereat zu. Man lese nur die Gedichte: „Peter von Arbues“, „Philipp II.“, „Tendenz“ ꝛc. Sein Glaubensbekenntnis offenbart sich in folgenden Distichen:

Volk und Pfaffen sich verbünden
Heut noch, wie in alten Tagen,
Den, der Wahrheit will verkünden,
Mitleidslos ans Kreuz zu schlagen.

Lessings Nathan.
Ohnmächtig ist der Feinde Treiben,
Ihr Neid, zu schaden dir bemüht,
Es wird dies Werk doch ewig bleiben
Der Geistesfreiheit Hoheslied.

Wie sympathisch uns nun auch die kraftvolle Individualität des Dichters anmutet, so müssen wir doch bekennen, daß wir gern gewünscht

hätten, wenn die Ausfälle auf Friedrich Rückert weggeblieben wären — gewiß zeigt Rückert in seinen Gedichten manches Verschrobene, aber er hat doch so viel Schönes geleistet, daß man nicht so streng mit ihm ins Gericht gehen sollte. Es wäre ein Akt der Pietät, wenn der Herr Verfasser in einer dritten Auflage von „Von Lenz zu Herbst" die betreffenden Stellen auslassen wollte.

Davon abgesehen — flößt uns der Freimut und Freisinn und die offene Wahrheitsliebe, sowie das ausgeprägte Gerechtigkeitsgefühl des Verfassers hohe Bewunderung und Achtung ein. Von rein ästhetischem Standpunkte aus betrachtet, birgt „Von Lenz zu Herbst" einen außerordentlichen Reichtum an Wohllaut und poetischer Musik, — die Farbenpracht ist eine seltene, das Lokalkolorit vorzüglich wiedergegeben, Alles atmet Leben, Empfindung und Charakter. Was er bei Rückert bemängelt, von dem er sagt:

Der Atem fehlt der Leidenschaft
Und der Begeist'rung Schwinge,
Die uns in süßem Taumel reißt
Weit über's Maß der Dinge —

das hat ihm die Natur in hohem Grade verliehen. Aber auch wo er kein so heißes Tempo bekundet, ist er ein Sänger von Apollos Gnaden, der von seinen eigenen Liedern treffend meint:

Sei nichts mein Lied als Glut und Duft,
Gehaucht in frische Maienluft,
Dem Tau gleich, der in Rosen liegt,
Der, wenn der Sturm sich naht, verfliegt . . .

Neben diesem Hauptwerk des Verfassers sind noch zwei andere zu nennen, die sich hauptsächlich mit Spanien beschäftigen, ich meine die 1885 erschienenen Gedichte: „Guitarrenklänge" (Leipzig, Wilhelm Friedrich), und „Vom Land des Weins und der Gesänge" (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag).

Das erstere gibt in der Hauptsache formell und inhaltlich ausgezeichnete, das spanische Volksleben schildernde Originalgedichte sowie meisterliche Übersetzungen spanischer Volks- und volkstümlich gewordener Lieder. Das zweite bietet eine Wanderung durch Spanien an der Hand der Dichtkunst und ist eine Anthologie verschiedener Dichter, doch nicht in dem allgemeinen Sinne, da Günther Walling viele noch unedierte Gedichte von anderen und sich gibt. Er selbst ist mit neunzig teils Originaldichtungen, teils Übersetzungen vertreten. Wie Rückert und Bodenstedt, vom Geiste persischer Poesie durchdrungen, die Reize dieser dem

deutschen Leser durch Eigenes und Übersetzung offenbart haben, so preist unser Verfasser die Schönheiten der hispanischen Poesie.

Augenblicklich arbeitet G. Walling, wie ich höre, an der Vollendung spanischer geschichtlicher Studien, deren Veröffentlichung in nicht allzu langer Zeit bevorsteht.

In beiden Werken nun zeigt sich der Dichter als ein Übersetzer ersten **Ranges**, der es trefflich versteht, das Original genau wiederzugeben, ohne die Schönheit desselben in der Übertragung zu schädigen. Der ganze Schmelz und die charakteristische Einheitlichkeit der spanischen Originaldichtungen zaubert er uns vor die Seele: Wenn man das Leben und Lieben, Denken und Fühlen, Ringen und Streben, die Hoffnung und Sehnsucht des spanischen Volkes kennen lernen will, braucht man nur zu diesen von G. Walling verdeutschten und bearbeiteten Volksliedern, Coplas und Seguidillas — vier- und siebenzeiligen Strophenformen — zu greifen und man wirft einen so tiefen Blick in die spanische Volksseele, daß Reisen nnd dickleibige Bücher dadurch überflüssig werden. Dabei sind „Guitarrenklänge" und „Vom Land des Weins und der Gesänge" durchaus originell auch in der Einteilung. Die erstere Gedichtsammlung enthält folgende Rubriken: Amorosas — Trists — Sentenciosas — Religiosas — Jocosas — Figuras und Bilder und Sagen, Dichtungen vom Verfasser selbst, während die zweite Anthologie den Stätten gilt, welche eine pietätvolle Erinnerung geweiht hat. Von den wald- und quellenreichen Ebenen Biscayas geleitet den Leser Romanze und beschreibende Poesie durch die Landschaften Leons, Altkastiliens und Aragons — die der Geist des Rittertums umschwebt — nach den Fruchthainen Valencias, und weiter führt uns der Autor durch Estramaduras weidenreiche Triften, über Castiliens öde Steppen, durch Toledos Heiligtümer nach Andalusien, dem Garten Spaniens, dem Paradiese der Mauren, dem gelobten Land der Poesie.

„Cordova, Granada, Sevilla! Wem schlägt das Herz nicht höher, vor wessen Augen tauchen nicht farbige Bilder auf, vor wessen Ohr tönen nicht wildfremde, klagende Stimmen — Seufzer einer untergegangenen Zeit —, wenn eure Namen erklingen!" ... ruft unser Autor aus. Aber sein Zauberstab ruft die Geister der Vergangenheit, und sie nahen und kommen die Himmlischen alle, und Spanien in seiner früheren Pracht, in seiner Grandezza, in seinem Fanatismus und mit seiner Inquisition erscheint auf der Bildfläche und erschüttert und begeistert werden wir, wenn wir diese Blüten der spanischen Poesie kosten. Wie wertvoll und köstlich auch die Originaldichtungen und Übersetzungen Wallings sind, so tritt

deren poetisch-ästhetischer Wert noch zurück vor dem kulturhistorischen — und der Geschichtschreiber Spaniens und seiner Poesie wird die genannten Werke jedenfalls nicht ungelesen lassen dürfen! Denn die spanischen Liebeslieder, Humoresken, Lebens- und Sittenbilder, religiösen Dichtungen ꝛc. stehen auf einer hohen Stufe der Vollendung, und Günther Walling hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er all die Juwelen und Brillanten spanischer Poesie in eine so mustergültige Fassung gebracht hat. Selbst dem Laien, der von Spanien nichts weiß, werden die Noten spanischer Volksmelodieen, sowie die zahlreichen sachlichen und historischen Anmerkungen des Verfassers von großem Nutzen sein.

Man kann „Guitarrenklänge“ und „Vom Land des Weins und der Gesänge“ nicht aus der Hand legen, ohne von dem Gedankenreichtum, dem hohen sittlichen Ernst, der Glut und Pracht blendender, farbensatter Bilder aufs tiefste ergriffen zu sein. Der Genius unseres Dichters ist mit dem der spanischen Poesie wahlverwandt, denn die reizende Naivetät, die köstliche Schalkhaftigkeit, die sinnige und frohe Anmut, aber auch die düstere Schwermut spanischer Weisen finden wir auch in den Poesieen G. Wallings wieder und die achtzehn Bilder und Sagen desselben könnte man ihrer ganzen Natur nach sehr wohl für spanische Originale halten. Besser, als ich es im stande wäre, schildert die poetische Widmung der Guitarrenklänge den Inhalt derselben. Sie lautet:

Seht, schon naht die bunte Menge
Kleiner spanischer Gesänge.
— — — — — — — —
Einige sind leicht wie Luft,
Süß wie Südens Blumenduft.
Schmetterlinge hell und bunt,
Flattern sie von Mund zu Mund.
Andre treiben Scherz und Possen,
Gleichend kleinen Wurfgeschossen,
Die die Haut wohl manchmal ritzen,
Aber, mehr als treffen, blitzen.
— — — — — — — —
Doch ob heiter oder trübe,
Überall ein Herz der Liebe,
Überall ein Geist voll Klarheit,
Und ein Wort voll schlichter Wahrheit.

Ich erwähne schließlich noch, daß „Vom Land des Weins und der Gesänge“ auch Dichtungen aus anderer Feder enthält, die hier zum erstenmale veröffentlicht wurden. Vertreten sind u. a. Paul Heyse,

Gerhard von Amyntor, Albert Möser, Karl Woermann und Ernst von Wildenbruch.

Der mir knapp zugemessene Raum gestattet leider nicht eine erschöpfendere Charakteristik des Lyrikers, Epikers und Übersetzers; aber schon das hier Gesagte wird hoffentlich genügen, um den Leser davon zu überzeugen, daß G. Walling ein Dichter von Gottes Gnaden ist — dazu ein Dichter voll Barmherzigkeit und tapferer, ehrlicher Gesinnung, der mit Recht das Lebensmotto führt:

Soll des Sängers Lied nur tönen,
Um des Siegers Stirn zu krönen?
Nein! Wo Recht erliegt,
Preis es, die besiegt,
Ihrer Not und ihren Sorgen
Mög es laut erschallen;
Der Barmherzigkeit geweiht
Sei des Dichters Herz mit allen
Thränen, die darin verborgen!



Therese.

Eine Alltagsgeschichte von Heinz Krieger.
(München.)

„Also Sie gehen, Fräulein Therese?"

„Jawohl, Herr Trautmann, ich gehe."

„Und nur wegen der Lappalie von gestern Abend?"

„Nur deshalb."

Und Therese ging. Sie verließ festen Schrittes das Geschäft, in dem sie fünf Jahre lang gearbeitet, denn sie hatte den festen Entschluß gefaßt, diese Brücke hinter sich abzubrechen.

Als sie hinaustrat auf die Straße, war ihr das Weinen sehr nahe. Fünf Jahre hatte sie treu und ehrlich gedient, und hatte geglaubt, ein Anrecht auf Dankbarkeit zu haben. Und was war der Lohn gewesen? Herr Trautmann, der Inhaber des Geschäftes, hatte es gewagt, die verlangte Gehaltserhöhung von einer Bedingung abhängig zu machen, die das sittsame Mädchen empört hatte. Zu dem Schimpf hatte er noch die Beleidigung gefügt und als Therese in dem ohne ihr Wissen verschlossenen kleinen Kontor den Zudringlichen mit übermenschlicher Macht von sich stieß, ihr nachgerufen: „Nun, Prinzessin, kommen Sie nur erst in Not, wer weiß, ob ich Sie dann nicht noch einmal mit langer Schleppe und

mächtigem Gul wie die da bei meiner Ladenthür vorbeistreifen sehe," und dabei hatte er auf eine Dame gewiesen, die gerade vorüberging, über deren Gewerbe man nicht im Unklaren sein konnte.

Heute morgen war Therese gekommen, ihr Gehalt und ihre Papiere zu holen, und so sehr sie noch von der Szene des Abends vorher und von der unverschämten Impertinenz Trautmanns, der da that, als ob nichts vorgefallen wäre, empört war, sie mußte das alles niederkämpfen, sie hatte keine Zeit, ihren Gefühlen zu leben, sie brauchte eine neue Brotstelle, denn sie erwarb ihr Leben nicht für sich allein, zu Hause in der kleinen Provinzialstadt lebte ihr eine alte Mutter und eine kranke Schwester, die ihrer Hilfe bedurften.

„Also, vorwärts!" sagte sie zu sich selbst und begann ihre Wanderung. Viel schneller, als sie dachte, glückte es ihr, einen neuen Posten zu erhalten. Zwar der Gehalt war nur gering, „aber, wenn Sie meine Zufriedenheit erwerben," sagte der Geschäftsinhaber, ein schon älterer Herr, „so bin ich allezeit derjenige, welcher, verlassen Sie sich darauf."

Mit gutem Mut ging Therese wieder an ihre Arbeit und vergaß darüber schnell das Vorkommnis im Trautmannschen Geschäfte.

Eines Tages stand sie an ihrem Schreibpult, als Herr Trautmann, um die Konkurrenz zu begrüßen, wie er sagte, in den Laden trat.

„Ah, sieh da, Fräulein Therese, Sie hier?" Er that, als ob er keine Ahnung davon hatte. „Herr Werner zu sprechen?"

„Herr Werner ist im Kontor."

„Oh, wie Sie Bescheid wissen, das läßt tief blicken; Herr Werner ist freilich liebenswürdiger wie ich, und unschädlich, natürlich, so ein alter Mann!"

Therese antwortete nicht. Trautmann trat in das Kontor, das er erst nach einer Stunde wieder verließ.

„Guten Morgen, Prinzessin," sagte er grüßend, und legte einen eigentümlichen Ton auf das Wort Prinzessin.

Herr Werner zeigte von diesem Besuche eine ziemlich auffällig veränderte Haltung in seinem Benehmen. Zwar hatte er schon vorher das Mädchen oft mit begehrlichen Augen angesehen, aber Therese hatte sich darum nicht gekümmert, sie war dergleichen gewohnt, die Herren in großen Städten stecken ihre Gefühle eben nicht in die Tasche, und war ruhig ihrer Arbeit nachgegangen. Es fiel ihr zunächst auf, wie oft sie in Werners Privatkontor zu arbeiten bekam, aber da sie von dem Vorfall bei Trautmann her gewitzigt war, so war sie auf ihrer Hut. Eines Abends berief sie Herr Werner wieder in sein Kontor.

„Da sind zwei Zirkusbillete, wollen Sie mit mir gehen, Fräulein?"

„Ich danke, Herr Werner."

„Nanu, sind doch mit Trautmann oft genug gegangen?"

„Ich? Nie!"

„Haha," lachte der alte Herr, „bin Ihnen wohl zu alt? Nun, wie Sie wollen. Sie sind vermutlich schon für heute Abend versehen?"

„Auch das nicht, Herr Werner. Es scheint, Sie machen sich eine Vorstellung von mir, die meinem Charakter nicht entspricht."

„Ganz und gar nicht, mein Kind. Aber ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie die Jugend vorziehen, obwohl das Alter," dabei ließ er seine Börse durch die Finger gleiten, „auch seine Vorzüge hat."

Er hielt inne, indem er sie bedeutungsvoll ansah. Therese, die recht wohl verstand, was er meinte, suchte der Situation zu entrinnen.

„Die Briefe sind fertig, die Post geschlossen," sagte sie, „haben Sie sonst noch Aufträge, Herr Werner?"

„Nein, aber einen Kuß müssen Sie mir geben," und er ging auf das Mädchen zu.

Therese erhob die Hände, trat einen Schritt zurück und sagte sehr ernst: „Mein Herr, wenn ich nicht Achtung vor Ihrem weißen Haare hätte, würde ich das Ladenpersonal hereinrufen. Aber Ihr Haar dauert mich und Ihre Frau."

„Danke für das Kompliment," sagte der Alte kurz, „nachdem Sie Trautmann, wie er sagt, alles geleistet, was ein Ladenmädchen leisten kann, steht Ihnen die Prüderie schlecht an. Wir haben heute den 3., hier ist Ihr Gehalt für den laufenden Monat, Sie brauchen im Geschäft nicht weiter zu erscheinen."

Therese nahm das Geld, warf es Herrn Werner vor die Füße, und war im Nu aus dem Laden heraus. Gerade, wie sie heraustrat, ging Trautmann vorüber, er grüßte sie ironisch, war aber so schnell verschwunden, daß sie gar nicht auf den Gedanken kam, mit ihm abzurechnen.

„Morgen," sagte sie zu sich selbst und eilte in ihre Wohnung.

Es war noch ziemlich früh, als sie bei Trautmann eintrat.

„Ah, Fräulein Therese, was verschafft mir die Ehre?"

„Ich habe mit Ihnen zu reden," sagte sie kurz.

„Allein?" fragte er.

„Ja, allein mit Ihnen, aber hier vor aller Augen. Sie sind ein Schuft, Herr, Sie haben mich beschimpft in Ihrem Geschäfte und mich

verleumdet bei Fremden. Ich werde Vergeltung an Ihnen üben, verlassen Sie sich darauf."

Trautmann war so überrascht, daß er einen Moment seine Fassung verlor. Endlich lachte er laut auf:

„Sie müssen verrückt geworden sein, gnädige Prinzessin, ich glaubte, Sie suchten eine Stelle als Ladenmamsell, und Sie kommen daher als Polizeioffiziant. Herr Behr, haben Sie die Güte, die Worte des Fräuleins zu notieren, damit wir das Klagobjekt fixieren können."

Therese geriet außer sich ob dieses Benehmens, sie sprang auf Trautmann zu und hätte ihn zweifellos thätlich angegriffen, wenn nicht in dem Augenblicke ein Schutzmann, der die Szene von außen beobachtet, dazwischen getreten wäre.

Trautmann, der feig zurückgewichen war, fand, als er die Uniform sah, seinen Mut wieder.

„Ich ersuche Sie, die Dame zu verhaften. Wie Sie sehen, hatte dieselbe die Absicht, mich in meinem eigenen Geschäft thätlich anzugreifen und sie hat mich zuvor gröblich insultiert."

Der Schein war durchaus gegen Therese, einzelne übereifrige Kommis bestätigten die Worte ihres Prinzipals. „Ich bitte Sie, Fräulein, mir zur Wache zu folgen." Therese folgte mit einigem Widerstreben. Sie gab dem Kommissar zwar eine sehr verwirrte Darstellung ihrer Erlebnisse, aber der Beamte merkte doch, daß hier etwas vorgefallen, was zwar nicht korrekt, aber immerhin entschuldbar war und entließ das Mädchen.

Einige Wochen darauf, Therese hatte inzwischen anderweit Unterkunft gefunden, erhielt sie eine Vorladung vor den Richter. Sie war nicht wenig erstaunt und zeigte ihrem neuen Prinzipal, einem ebenso jovialen als ehrenwerten Mann, die Vorladung. „Nanu," sagte dieser lachend, „was haben Sie denn verbrochen?"

„Ich weiß nichts," Herr Meier."

„So, nun ich werde mit Ihnen gehen, oder noch besser, mein Bruder, der Rechtsanwalt, soll mit Ihnen gehen, damit er Ihnen helfen kann, wenn's not thut. Aber wissen Sie denn gar nicht, worum es sich handeln kann?"

„Nein, Herr Meier."

Am Abend trat Therese in das große Privatkontor des Herrn Meier.

„Nun, was wünschen Sie?"

„Mir ist etwas eingefallen, Herr Meier, das vielleicht zu meiner Vorladung geführt hat."



„Aha, das Verbrechen.“

„Ein Verbrechen ist's nun eben nicht. Wenigstens glaube ich nichts dabei verbrochen zu haben.“

„Nun, dann ein Vergehen, eine Übertretung. Aber ich will meinen Bruder bitten. Der versteht sich auf die Sache besser. Er ist zwar Junggeselle, aber hoffentlich geniert Sie das nicht,“ sagte er freundlich.

Therese wußte nicht recht, was sie dazu sagen sollte, aber Herr Meier hatte bereits telephoniert, und soeben trat sein jüngerer Bruder, ein viel gesuchter Rechtsanwalt der Residenz, ins Zimmer.

„Du störst mich von der besten Arbeit fort, Karl!“

„Macht nichts, Gustav,“ sagte der Ältere. „Es gilt einer Dame beizuspringen, da darfst du nicht fehlen.“

„Das ändert die Sache.“

„Also bitte, Fräulein Therese, erzählen Sie, dort ist Platz, hier, Gustav, setze dich.“

Die Art, die Sache einzuleiten, machte es dem jungen Mädchen leichter, als sie sich selbst die Geschichte vorgestellt. Sie erzählte ohne Rückhalt alles, was vorgegangen, und war nicht wenig erstaunt, daß die Herren ihre einfache Geschichte mit so nachhaltigem Interesse anhörten. Namentlich der Rechtsanwalt Meier wandte der Sache eine große Aufmerksamkeit zu. Therese war sehr hübsch und konnte ausgezeichnet erzählen, dazu versetzte sie die Erzählung in eine ebenso anmutende als natürliche Aufregung.

Als sie geendet, ging der Rechtsanwalt auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte in warmem Ton: „Es ist gut, mein Kind, unterschreiben Sie morgen, bitte, die Vollmacht, die ich Ihnen zusenden werde, ich werde die Sache für Sie in Ordnung bringen.“

Therese dankte mit kurzen Worten und empfahl sich.

„Wer ist das Mädchen, Karl?“ sagte der Rechtsanwalt, als sie hinaus war.

„Mein Kassierer.“

„Nicht möglich!“

„Und dennoch so.“

„Also täglich hier zu finden?“

„Ja, täglich.“

„Eine ausgezeichnet bequeme Praxis. Adieu.“

„Ich glaube, die Kleine hat heute zwei Prozesse gewonnen,“ sagte Karl Meier, als er abends die Geschichte seiner Frau erzählte.

„Nun, es schadet nichts, wenn Gustav heiratet,“ antwortete Frau

Babette, „was er heiratet, ist nie unter seinem Stande, er ist edel genug, um alles zu adeln."

„Weil er nur der Menschheit Adel kennt," antwortete der Gatte.

„Hier ist der Entscheid, Fräulein Therese." Mit dem Worte trat Gustav Meier nach einigen Wochen an das Pult der schmucken Kassiererin, „und nun verlange ich meine Bezahlung. Aber das können wir hier nicht abmachen. Bitte, kommen Sie ins Kontor."

Etwas erstaunt folgte Therese.

„Da ist mein Bruder und seine Frau, denn wir brauchen Zeugen. Wollen Sie Ihr Leben lang, Therese, an meiner Seite die Schuld büßen, die Sie bei mir haben?" fuhr Gustav Meier fort, „wollen Sie meine Gattin werden?"

„Aber, Herr Meier," antwortete sie zögernd, „wir sind ja noch nicht einmal Brautleute."

„O, das ist schnell geschehen," fuhr Karl Meier dazwischen, „hier die eine Hand, dort die andere."

„Aber dabei darf's nicht bleiben," entgegnete Gustav, „an mein Herz, Geliebte, ein Rechtsanwalt ist der beste Hort für schutzlose Mädchen."

Therese mußte auch so denken, denn es währte keine Sekunde, bis dem Händedruck eine innige Umarmung folgte.



Zur Kritik des Münchener Hoftheaters.

Von M. G. Conrad.

(München.)

> Das schreibt und schreibt sein unausstehlich weises Larifari,
> als gält es primum scribere,
> deinde philosophari.
>
> Nietzsche.

„Die Götterdämmerung des Münchener Hoftheaters" betitelt Herr August Krieger, ehemaliges Redaktionsmitglied der „Süddeutschen Presse", seine fünfundvierzig Seiten lange „kritische Studie über die Lage und Aussichten" der genannten Bühne. Götterdämmerung! Das düstere Wort verspricht den Liebhabern der Schwarzinschwarz-Malerei einen fetten Bissen kritischer Vernichtungs-Rhetorik. Wer in der Tageslitteratur schon etwas zu Jahren gekommen, den lockt der Wortköder freilich nicht mehr. Er betrachtet sich zunächst den Mann am andern Ende des Angelsteckens und fragt, woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art — d. h. er fordert den Nachweis der vollen Befähigung,

in Kunstangelegenheiten sich als kompetenter Richter vor die Öffentlichkeit hinzupflanzen. Und auch dann noch! Wir sind hinlänglich blasiert von dem Schwall von Theaterkritiken und Theaterreformschriften, die gleich einer Sündflut seit unvordenklichen Zeiten von wenig berufener und gänzlich unberufener Seite auf uns niederregnen. Selbstverständlich greift da jeder neue Kritikus nach den stärksten Ausdrücken, und mischt die brennendsten Farben, unsere ermüdeten Sinne aufzukitzeln. Götterdämmerung von August Krieger! Also wieder ein poetisch verletztes Gemüt, ein dramatischer Entrüstungs-Pessimist, der sich aus dem journalistischen Heerlager auf die Sündflutswolke schwingt, um seine „kritische Studie“ über „Lage und Aussichten“ eines weltbekannten und berühmten königlichen Hoftheaterinstituts auf uns herabzureden! „Aus der Wolke, ohne Wahl zuckt der Strahl!“ Das alte Spiel? Und als höfliche Europäer sind wir schon geneigt, ein gelassenes „Guten Morgen, wackerer Krieger, und gute Nacht zugleich!“ hinaufzurufen. Und damit legen wir uns aufs andere Ohr — und die geharnischte Broschüre unters Schlummerkissen.

Götterdämmerung! Ach, ihr verehrten Götter, es scheint euer Los zu sein, in alle Ewigkeit nicht mehr aus dem Dämmern herauszukommen. So dämmert nur weiter in sanfter Resignation. Es ist halt einmal so. Gönnen wir uns und euch die Ruhe. Dämmerung ist ja auch schön. Der Tag war so hell, so heiß, so lang. Dämmern, schlafen, träumen, vielleicht auch ein wenig schnarchen ... Und etwas Wagnersche Nibelungen-Musik dazu wie aus weiter, weiter Ferne ... Niewiedererwachens wahnlos hold bewußter Wunsch ...

Ja, hat sich was mit dem Niewiedererwachen! Durch alles Ruhesehnen hindurch hören wir, wie der Kampf tobt, und wir fühlen, daß der Augenblick kritisch ist. Wir sind keine seligen Götter, sondern unselige Menschen, denen der Kampf nur eine Form des Daseins überhaupt ist. Sein oder Nichtsein entscheidet sich für uns nur nach dem Maße unserer Beteiligung am Kampfe.

Also heraus, rauher Krieger, mit deinem Flederwisch; lass' sehen, was er im Kampfe um die hohen Güter unserer künstlerischen Ideale bedeutet!

Alles ist heute in wilder Gährung und das künstlerische Leben ringt allerwärts nach neuen Gestaltungen. Das Theaterwesen muß im Zusammenhang dieses Umbildungsprozesses erfaßt werden. Die Theaterkrisis ist nur ein Teil der allgemeinen Gesellschaftskrisis. Es kriselt überall, in Industrie- wie in Militärreichen, in Republiken wie in Mo-

narchieen. In der Litteratur wie in der Malerei sind wir bereits in heller Revolution; das ganze dichtende und malende Lager ist in Aufruhr und die Kohorten formieren sich zum entscheidenden Kampfe. Sollte bei dem innigen Zusammenhang aller Künste das Theater allein eine friedliche Ausnahmestellung genießen? Mit nichten! Man denke nur an Richard Wagners Sturmlauf gegen Oper und Drama! Ob Aktientheater, Stadttheater, Hoftheater oder „Schmiere“ — sie alle finden keinen Halt mehr im Ewiggestrigen und müssen nach neuen Grundlagen im Heutigen und Morgigen suchen, und es gibt kein Wundermittel, sie vom Untergange zu retten, wenn sie die neuen Grundlagen nicht rechtzeitig finden. Während des Suchens leben sie von der Hand in den Mund, sie vegetieren — und das passiert heute den ältesten und berühmtesten Theaterinstituten; kein einziges steht gesichert auf sturmfreier Höhe, verklärt vom Sonnenstrahl allgemeiner Bewunderung, bedingungsloser Anerkennung: jedes bietet der strengen, in ästhetischen und administrativen Abstraktionen ihre Stärke suchenden Kritik ungezählte Angriffspunkte, und auch der praktischen, technischen Kritik, die nicht mit Abstraktionen jongliert, sondern mit Thatsachen zu rechnen gelernt hat, zeigt jedes eine schwache Seite. Die Kritik, die nicht erleuchten, helfen, fördern, sondern nur herunterreißen, vernichten will, hat darum kinderleichtes Spiel. Dazu gehört kein Heldentum. Es ist darin auch schon so viel vorgearbeitet worden und ein so mechanisch spielender Jargon ausgebildet, daß nicht einmal mehr Grütze dazu gehört, sondern nur Übung in der Phrasenmosaik. Die Eigentümlichkeit dieser an sich absolut wertlosen Kritik, die in der Tagespresse nur ein Gewohnheitsbedürfnis des gedankenlosen Lesepöbels befriedigt, besteht nur in dem Maße von Geschmack und Wohlanständigkeit, mit welchem das Metier geübt wird. Von der käuflichen Kritik der Preßbanditen kleinen und großen Stils gar nicht zu reden! Noch von jener, die eine Hofbühne wie einen Wanderzirkus und einen königlichen Generalintendanten wie den Besitzer einer Jahrmarktsschaubude behandelt: Kritik, die selbst unter aller Kritik ist.

Als prüfenswerteren Gattung muß besonders jener feuilletonistisch plaudernden Kunstschreiberei gedacht werden, die ein Mischmasch von allerhand Sorten von Kritik ist und als besonderes Kennzeichen die mehr oder weniger starke Subjektivität und Integrität ihres Ausübers aufzuweisen vermag — des Kritik-Klitterers (nach Analogie eines bekannten alten Worts).

In welche dieser Kategorieen gehört die „kritische Studie“ des Herrn August Krieger, der sich fünfundvierzig Druckseiten vorgenommen hat,

um in Münchener Hoftheaterangelegenheiten herumzufäbeln und alles über die Klinge springen zu lassen: die Oper, das Ballet, das große Schauspiel, das Residenztheater, die Intendanz, die Presse, das Publikum? Nach genauer Prüfung des Schriftchens: nicht zur großen, universellen, sozialphilosophischen, noch zur abstrakten, noch zur technischen, sondern kurz und rund heraus zur Mischmasch-Kritik eines enthusiastischen, aber konfusen Kunstkleinstädters, der das Rechte trifft, wo er allbekannte Thatsachen und Gemeinplätze zusammenstellt, der aber für den wirklichen Kenner und kühlen Denker unsagbar schief und mitunter lächerlich grotesk urteilt, wo er sich auf sein subjektives Finderglück verläßt. Was er über die Oper schreibt, ist, wenn auch unnötig schroff ausgedrückt, im allgemeinen zutreffend; es betrifft besonders Dinge, welche längst durch das Sieb der öffentlichen Meinung gegangen sind und von den Spatzen von den Dächern gepfiffen werden, z. B. daß der Tenorist **Nachbauer** aus einer Reihe bekannter Gründe seiner Aufgabe nicht mehr im erforderlichen Grade gewachsen ist, daß das Voglsche Ehepaar anfängt, in bedauerlicher Weise der unerbittlichen Zeit seinen Tribut zu zahlen, daß die Altistinnenfrage immer gebieterischer eine glückliche Lösung heischt u. s. w. Aber wie viel Gutes und Rühmenswertes verschweigt der Kritikus, nur um das Kind möglichst effektvoll mit dem Bade ausschütten zu können!

Wenn man von dem Mangel an Novitäten absieht, kann man der königlichen Hofbühne das Zeugnis nicht versagen, daß sie nicht nur das mannigfaltigste, sondern auch das national-charaktervollste Opernrepertoire besitzt, wie es einem Theater ersten Ranges entspricht. Ich habe berechnet, daß im Quartal vor den letzten Ferien einmal in siebzig Tagen neunundzwanzig verschiedene Opern gebracht wurden. Welches deutsche Opernhaus hat ein reicheres Repertoire aufzuweisen? Daß die anerkannten Meister unserer verschiedenen vaterländischen Stilrichtungen von **Gluck** bis auf **Wagner** das Übergewicht vor französischen und italienischen Komponisten behaupten, gereicht der Münchener Hofbühne gleichfalls zum Vorzuge. So wurden nach meinen Aufzeichnungen vom 1. April bis 19. Juni dieses Jahres beispielsweise unter siebzehn Meistern zwölf deutscher und fünf französischer Nationalität gespielt — was für die Erziehung der Musiker wie des Publikums zu geläuterterem vaterländischen Geschmacke gewiß von größtem Werte ist. Auch die modernste Richtung kam nicht zu kurz, da in der nämlichen Zeit sieben Werke von **Wagner** (worunter die Walküre zweimal, Tristan, Holländer, Lohengrin, Rienzi und Rheingold je einmal) und je ein Werk von **Goldmark** (Königin von Saba), von **Cornelius** (Barbier von Bagdad, in unverstümmelter

Form, viermal) und Ritter (Der faule Hans zweimal) in vorzüglicher Weise gegeben wurden. Von neueinstudierten älteren Werken waren besonders Cherubinis Wasserträger, Lortzings Beide Schützen und Schuberts Häuslicher Krieg durch gelungene Darstellung bemerkenswert. Auch seit Beginn der jetzigen Spielzeit war das Repertoire ein fesselndes. Der heiße Augustmonat war freilich wenig einträglich und es dürfte sich empfehlen, wie an andern großen und vornehmen Bühnen, diesen Monat noch ganz der Ferienzeit zuzuschlagen und die Saison erst mit September zu eröffnen. Das Arbeiten der Hofbühne in Hitze und Schweiß des Hochsommers, während die elegante Welt der Residenz noch in den Sommerfrischen weilt — nur um ein durchreisendes Fremdenpublikum mit Mühe und Not anzulocken (und schließlich vielleicht doch nicht einmal auf die Kosten zu kommen!) macht ohnehin keinen vornehmen Eindruck. Sodann müßte das erste Quartal der neuen Saison (oder wie wir jetzt auf gut deutsch sagen wollen: Spielzeit) mit einer bedeutenden Neuheit ausgestattet werden. Das brächte ein höher flutendes künstlerisches Leben ins Haus und wäre für das Personal wie für das Publikum von starkem, packendem Reiz. Daß München hierin nicht ein großes, stolzes Beispiel kühnen Unternehmergeistes zu geben wagt, ist sehr zu beklagen. Es würde der vielbelobten Kunststadt wunderschön zu Gesichte stehen und nach allen Seiten Freude und Segen verbreiten! Wagners Feen, Verdis Othello und Zöllners Faust werden gewiß sensationell wirken, — aber die besten Ereignisse verlieren, wenn sie zu lange voraus besprochen und über Gebühr verschoben werden. Doppelt gibt, wer bald gibt — gilt vor allem in der heutigen Theaterkunst. Und zumal bei einem Institut, das mit so unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, seinen alten Rang zu behaupten, muß die Promptheit, das Menschen- und Augenblickmögliche Schlag auf Schlag zu bieten, erste Regel sein. In kritischen Zeiten bieten selbst „ausgewählte Vorstellungen" aus dem alten Repertoire keinen Ersatz für die ganz andere Wirkung einer flotten Novitäten-Serie. Doch an dieser Stelle genug davon.

Was nun unser Götterdämmerungs-Kritikus im Verlaufe seiner Herzensergüsse über das Schauspiel vorbringt, beweist so sehr die Unfähigkeit, in dramatischen und schauspielerischen Fragen ein durchdringendes, ausgeglichenes Urteil zu finden, daß sich die ganze Rederei in eitel Dunst auflöst. Dazu kommt noch der Mangel jeglichen festen ästhetischen Maßstabs zur Beurteilung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Künstler, die ungerechte Verteilung von Licht und Schatten im Gegenüberstellen einzelner Künstler-Individualitäten und Rollenfächer. Und da wir an-

nehmen, daß letzteres nicht aus bösem Willen, sondern wirklich nur aus unzulänglichem Verständnis geschehen, so brauchten sich die Vergötterten nicht allzu sehr geschmeichelt und die Herabgewürdigten nicht allzusehr gekränkt zu fühlen. Wie komisch mutet uns z. B. die die peinlichste Enge des Horizonts eines dramatischen Kleingeistes und kritischen Kleinmeisters verratende Begeisterung an, mit welcher Krieger die zwar talentvolle, aber gar zu viel säuselnde und süßelnde und nach ältesten Mustern deklamierende Hermine Bland „um mehr als Hauptes Länge über alle übrigen hinausragen" läßt, nachdem er kurz zuvor eine so geniale, unverwüstliche Kraft wie Frau Dahn-Hausmann, eine der unanfechtbarsten Vertreterinnen vornehmster und poesievollster realistischer Darstellungskunst, mit einem einzigen Federzug zum alten Eisen geworfen, weil (man höre und staune!) „mit ihrem ganzen künstlerischen Wesen einer verflossenen Zeit angehörend" und der „heutigen realistischen Darstellungsweise" nicht mehr gewachsen! Wie der scharfsinnige Kritikus seiner angebeteten Bland noch Rollen andichtet und zart bemängelt, die sie gar nicht mehr spielt (Gretchen, Klärchen, Preciosa), so scheint er von dem eigentlichen Umfang und der Bedeutung des Rollenfachs der Frau Dahn-Hausmann gar keine Ahnung zu haben. Hätten wir Münchener überhaupt die rechte Pietät für Kunst und Künstler, so müßten wir diese Schauspielerin mindestens ebenso sehr verehren, wie einst die Berliner ihre Frieb-Blumauer, denn sie ist heute unbestritten die erste Vertreterin dieses so wichtigen Faches in ganz Deutschland. In Wien oder Berlin würde Publikum und Presse eine solche Künstlerin auf den Händen tragen. Und nun lese und überprüfe man, was unser Kritikus über die Bedeutung unserer Künstlerin in so wegwerfendem Tone vorzubringen weiß! Heißt das nicht wie ein Blinder von der Farbe reden? Wenn man so kindlich in einem dramatischen Elementarbüchlein buchstabiert, das schon in der Arche Noä eine abgegriffene Scharteke gewesen sein müßte, dann, verehrter Kritikus, handelt sich's nicht mehr um aparten Geschmack, sondern um einen unleugbaren Defekt künstlerischen Verständnisses — und damit hat man den Anspruch verwirkt, als Schauspielbeurteiler überhaupt noch ernst genommen zu werden. Wer lacht nicht, wenn derselbe Herr Kritikus Magda Irschik zu den Kräften rechnet, „deren Ersatz weder bisher gelang, noch auch in Zukunft gelingen dürfte"? Und dann das hochweise Absprechen über so bedeutende und charaktervolle Kapazitäten wie Frau Herzfeld-Link und Herrn Rhode und das phrasenreiche Benörgeln einer so energisch aufstrebenden, soliden Kraft wie sie Herr Schneider immer wirkungsvoller bekundet! Auch im Punkte gerechter Grenzbestimmung

der einzelnen Wirkungsbereiche weit über München hinaus bekannter und geschätzter Künstler macht Herr Krieger sonderbare Sprünge: es drängt ihn zu konstatieren, daß Herr Häußer die in großen Rollen des klassischen Repertoires unternommenen „Versuche“ ob ihrer „Erfolglosigkeit“ eingestellt habe, aber er verschweigt, daß auch Herr Keppler in München mit seinem Julius Cäsar u. s. w. in der That keinen zweiten Versuch mehr machte. Keppler und Häußer sind übrigens beide talentiert genug, um über ihr anerkanntes Fach hinaus einmal einen „erfolglosen Versuch“ ohne Gefahr für sich und die Bühne wagen zu dürfen. Was Herrn Häußers angebliche Erfolglosigkeit in klassischen Rollen betrifft, so scheint es doch mehr als merkwürdig, daß unser Kritikus beispielsweise von Häußers wahrhaft klassischem, aus echtem Shakespeare-Geiste gezeugten, wundervollen Falstaff nie etwas gehört haben sollte! Vielleicht beliebt es Herrn Krieger, zur Erweiterung und Abrundung seiner dramaturgischen Kenntnisse gelegentlich einmal nachzusehen, was Rudolf von Gottschall in Leipzig über Häußers Shakespeare-Rollen geschrieben. Wie unbelehrt unser gestrenger Kritikus in wichtigen Leistungsfragen ist, geht auch aus der ebenso summarischen wie unartigen Abfertigung hervor, mit welcher er ein schauspielerisches Talent hors ligne wie das der Frau Ramlo zu behandeln sich erlaubt. So eng begrenzt die Charakterisierungskunst der von ihm vergötterten Damen Bland (die „Anbetungswürdige“!) und Heese ist, so überwältigend mannigfaltig und durchweg wahr hat sich Frau Ramlo in Charakterrollen wie Ibsens „Nora“, Sardous „Cyprienne“ und Else in Wilbrandts „Malern“ gezeigt. Hat Herr Krieger übersehen, was der vielfach als Autorität von ihm zitierte Max Bernstein über Frau Ramlos unvergleichliche Glanzrolle „Nora“ geschrieben? Wenn es dem Herrn Kritikus entgangen ist, so hätte er's von jedem nicht ganz unaufmerksamen Theaterbesucher erfahren können, daß Frau Ramlo so gut wie Fräulein Bland aus dem bisher innegehabten Rollenfach mit allen Kräften hinausstrebt. Bei der künstlerischen Energie der Frau Ramlo steht sicher zu erwarten, daß es ihr mit der Einsicht und Hilfe der Theaterleitung bald gelingen wird, uns Münchnern das zu werden, was Frau Niemann-Raabe den Berlinern nach Aufgabe ihres Naiven-Faches geworden ist. Herr Krieger scheint überhaupt in der neueren Münchener Theatergeschichte wenig zuverlässig bewandert zu sein, sonst könnte er z. B. nicht so stürmisch den spanischen „Galeotto“ noch als versprochene Novität fordern, nachdem das Stück längst in vortrefflicher Besetzung eine Reihe von Wiederholungen erlebt hat. Dagegen ist er seiner Sache um so gewisser, wo er ins Blaue hinein

weissagen darf; so wenn er pathetisch ruft: Wer in Kleists „Prinz von Homburg“ hier nach Kainz die Titelrolle zu übernehmen wagt, ist im ersten Akt schon eine Leiche!! Wir wissen nicht, ob sich Herr Krieger als Theaterkritiker für bestimmte Zwecke seines Metiers eines patentierten „zweiten Gesichts“ erfreut — als „Hellseher“ wird er nach den abgelegten Proben schwerlich noch Kredit finden — aber wer sich in der gewöhnlichen, schlichten, ehrlichen Kunstpublizistik so dreister Prophetenspielerei hingibt, der ist für ernste Leser in der That ein toter Mann.

Und damit ist Herr Krieger als Theaterkritiker auch für uns abgethan. Nur noch einen Punkt wollen wir kurz streifen. Herr Krieger kehrt mit auffälliger Beflissenheit seine Unparteilichkeit und Unbefangenheit heraus. Der wirklich unparteiische Leser gewinnt diesen Eindruck, wie wir uns verschiedentlich überzeugen konnten, aus der vorliegenden Broschüre durchaus nicht: sie enthält viel zu lange Lobeshymnen, viel zu viel rauschende Blechmusik auf Herrn Possart, den „Unersetzlichen“. Und das erscheint dem unbefangenen Leser um so verdächtiger, je überflüssiger es gerade an dieser Stelle ist. Ja, mehr noch: Herr Krieger selbst verweilt unmäßig lange bei dem Nachweise, daß die Entlassung Possarts seit Jahren ventiliert, daß sie eine Notwendigkeit war, daß sich mit ihr der „einzige Ausweg“ bot, „aus allen Verlegenheiten, Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten herauszukommen“. Sehr schön. Wozu dann aber all' der Lärm, den Herr Krieger ob dieser „Notwendigkeit“ schlägt? — Daß Herr Possart für die Münchener Bühne noch nicht ersetzt ist, braucht uns Herr Krieger nicht umständlich zu demonstrieren; daß er aber über kurz oder lang ersetzt werden muß und ersetzt werden wird, unterliegt keinem Zweifel. Ein erster Charakterspieler ist für eine Hofbühne unerläßlich, zumal in München, wo das klassische Repertoire noch eine so hervorragende Stelle im Spielplan einnimmt. Sicher wird es der Theaterleitung angelegentlichste Sorge sein, so bald als möglich aus dem Provisorium der Notbehelfe herauszukommen. Wozu also diese seitenlangen Klagelieder? Wozu diese endlosen Lobpreisungen, die sich ohnehin jahrein jahraus durch alle gefälligen Zeitungen in wahrhaft entsetzlicher Monotonie winden? Kennt man in München und sonst in aller Welt trotz dieser unaufhörlichen Reklamemacherei die Leistungsfähigkeit Possarts immer noch nicht ausreichend? Und Herr Krieger traut sich aus eigener Kraft auch noch nicht genug ad majorem Possarti gloriam thun zu können: er druckt ein ellenlanges Referat aus der Provinzpresse ab! Und da sollte ein einigermaßen gewitzigter Leser schließlich nicht auf allerlei böse Gedanken

kommen und ausrufen: Ich weiß, was soll es bedeuten, wenn solche Märchen aus alten Zeiten einem Journalisten nicht aus dem Sinne wollen!?

Abgesehen von allem Verdächtigen: eine Kritik, die Früchte tragen und neue Werte schaffen helfen will — und das allein ist die echte! — darf nicht so willkürlich und persönlich daherflattern wie diese Dämmerungs-Studie eines konfusen Entrüstungs-Pessimisten. Herr Krieger hat im besten Fall etwas Überflüssiges, etwas Unnützes gethan — zur Verübung solcher schriftstellerischen Überflüssigkeiten und Unnützigkeiten sollte man aber nicht die edle Kunst und ihre Institute mißbrauchen!

Wir wollen hiermit keine Antikritik geliefert haben, denn wir halten es mit Lessing: „Was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.“ Allein wir erachteten es für ersprießlich, wieder einmal vor einem größeren Leserkreise an einem recht drastischen Beispiele zu zeigen, wie weit wir in Deutschland mit der kritikastrischen Kunstschreiberei schon gekommen sind und wessen sich unsere besten Künstler und Kunstinstitute zu versehen haben, wenn der öffentlichen Absprecherei müssiger Federn keine Schranken mehr gesetzt werden. Wenn die Schaffenden und Wissenden auch unter sich auf die Frage: Was ist ein Kritiker? achselzuckend antworten: Ein Kunstschreiber, dem die öffentliche Meinung das dreifache Privilegium der Unwissenheit, der Ungerechtigkeit und Ungezogenheit zuerkannt hat! — was hat die Kunst, was hat die ästhetische Bildung des Volkes davon? Die Eine wird doch immer mißhandelt, die Andere doch immer mißleitet.



Zuletzt gelacht.

Eine Skizze aus Vierlanden von Ida Boy-Ed.

(Lübeck.)

Langsam fuhr der hochbeladene Ever, einer jener breiten, spitzgeschnabelten Elbkähne, auf dem Wasserarm des Kanals dem breiten Hauptstrom zu. Die Sonne war eben glanzlos aufgegangen, unter dem grauen Himmel schien das Wasserband zwischen den Schilfsäumen fast schwarz. Rechts und links am Ufer blickten grüngraue Strohdächer aus dem Gewipfel der Obstbäume. Alles war eng und düster und nur zu-

weilen, wenn eine Deichstraße an den Kanal trat, um mittelst einer Fähre sich jenseits fortzusetzen, konnte das Auge in die freie Welt blicken. Da erschien die ganze Ebene seltsam gestreift, endlos lange, schmale Korn-, Klee- oder Rapsfelder waren durch Entwässerungsgräben von einander getrennt.

Die Morgenfrühe wurde durch keinen andern Vogelton belebt, als durch das Priestern der Sperlinge und das eintönige Rohren des Wasserhuhns im Schilf. Die Leute auf dem Ever schwiegen auch; es waren zwei Männer, die an lange Stangen die Schulter stemmend und am Rande des Kahns entlang schreitend, das Fahrzeug weiter bewegten. Vorn, vor der Pyramide von Weidenkörben mit Früchten und Gemüse, saß ein junges Weib und strickte. Ihr Gesicht war bleich und fein, wie das aller Marschbewohner, die im feuchten Schatten leben. Ihr Gewand ein kurzer roter Rock mit grünem Saum, ein dunkles Mieder, das über der Brust mit Silberschildern und Ketten geschlossen war. Das Haupt deckte der breite weiße Strohhut mit dem eingedrücktem Kopf, unter welchem hinten die schwarzen, windmühlenflügelähnlichen Schleifenenden hervorsahen.

Der Kahn kam nun in die Elbe und fuhr hier hart am Ufer, unter dem Schutz des hohen Deiches hin, über dessen Krönung hie und da die First eines Daches mit den gekreuzten Pferdeköpfen aus Holz, hinwegsah. Das Strickzeug in den Händen der Frau hatte sich während der mehrstündigen Fahrt sichtlich verlängert, es schien, als stricke sie wie in Fiebereile. Als das Fahrzeug, welches sich zuletzt in einer ganzen Flottille seinesgleichen befand, endlich, durch die Wasserstraßen in das Herz Hamburgs eingedrungen, an der Quaitreppe am „Meßberg" anlegte, ruhten die Finger immer noch nicht; die Augen der Fleißigen aber gingen mit brennendener Eindringlichkeit über den Menschenhaufen am Ufer hin. Da, zwischen Händlern, Agenten, Hotelköchen, Dienstmädchen, hatte sie den entdeckt, welchen sie suchte. Der schlanke, blaßgesichtige Bursche mit den braunen Augen und das Weib grüßten einander nicht. Immer strickend ordnete sie die Abnahme der Körbe an, der eine Knecht diente ihr als Kassirer, der andere als Handlanger. Nachdem die zum Export nach England bestellt gewesenen Waaren vom Agenten abgenommen und bezahlt worden waren, galt es mit dem zum Kleinverkauf bestimmten Früchten den Stand auf dem Meßberg einzunehmen.

Nun packte die Frau zusammen, steckte alles Geld in einen Lederbeutel, den sie unter der seidenen Schürze trug, und sprach einige leise Worte mit dem älteren Knecht, worauf sie dem jüngeren zurief, er solle

um ein Uhr Mittag wieder hier sein, so lange habe er frei. Ein tiefes Aufatmen ging durch ihre Gestalt; sie reckte sich und stieg dann die Treppe hinauf. Oben wechselte sie Handschlag mit dem sie Erwartenden, dessen erste Frage war:

„Wat mackt de Oll?"

„Ach Krischan," sagte sie seufzend, in geziertem und nicht ganz richtigem Hochdeutsch, „es wird immer schlimmer. Bald kriegen wir nicht mehr satt. Und damit er weiß, daß ich hier nicht mit Dir 'rumflankiren kann, hat er mir 'ne Zahl im Stricken aufgegeben. Na, aber Danger besorgt das Verkaufen und ich hab' unterwegs gestrickt wie toll."

„Laß man," tröstete er zärtlich, „wir lachen doch zuletzt und wer zuletzt lacht, lacht am besten. Lange kann er's nicht mehr machen."

„Das sagst Du woll — der Doktor meinte neulich, mit seinen vier lahmen Gliedmaßen könne der Alte doch seine achtzig erreichen. Und da er bei vollen Sinnen ist, macht er am Ende noch ein schlechtes Testament," meinte sie kläglich.

„Nee — ick hev mir erkundigt — nee, dat kann he nich," sagte der junge Mensch raunend, „du Kathrina wirst woll man bloß dein zugesprochnes Wittum bekommen, aber mir muß alles werden — das Ganze kommt ja von seiner ersten Frau, meiner Mutter."

Schweigend gingen sie zusammen weiter. Der junge Mensch betrat endlich die Treppe einer Kellerrestauration, aus welcher fettige Dünste in den heißen Junimorgen emporstiegen. Er sah seine Begleiterin bloß auffordernd an — sie nickte, denn sie hatte inzwischen herausgerechnet, um wieviel sie den Alten bei Angabe des erlangten Kaufpreises betrügen könne, also wieviel jetzt im Essen und Trinken ausgegeben werden durfte.

Der „Alte" saß inzwischen in seinem Hause in Kurslaad, einer der Landgemeinden von Vierlanden, und sah von fünf Uhr nachmittags an alle Augenblicke nach der Uhr. Das viereckige Zimmer hatte einen grünen Kachelofen; mehrere Stühle, auf deren braunen Grundton Rosen, Tulpen und die Anfangsbuchstaben seines Namens gemalt waren, Truhen mit gewölbtem Deckel und ebensolcher Malerei, sowie ein Tisch bildeten das Mobiliar. In der einen Wand war das Bett eingelassen. Der Alte saß am Fenster, warm zugedeckt, denn seine lahmen Glieder froren. Neben ihm, auf dem Fensterbrett, schwammen in einer Kumme tote Fliegen in der Milch. Vor dem Fenster dehnte sich draußen zwischen Hausmauer und Deichwand ein Blumengärtchen; auf den stern- und herzförmigen, mit Buchs eingefaßten Beeten blühten Goldlack, Iris und Lev-

kojen. Dahinter stieg der Deich auf, zu dem man auf einer dürftigen Treppe gelangte, die in die schräge Erdwand eingelassen war. Dort mußte Kathrin herunterkommen; schon mehrmals hatte sein Ohr drüben hinterm Deich das Geräusch fallender Ketten und das Anpflocken des Kahns zu hören geglaubt. Endlich — aber eine Stunde zu spät. Sie kamen mit der Flut die Elbe hinauf und hätten um fünf Uhr hier sein können.

Der Alte zitterte, als er sein Weib sah. Er haßte sie, seit er gelähmt war und sie jung, üppig, herausfordernd um ihn herumging. Er wünschte ihre Kraft durch Arbeit, ihre Schönheit durch Ärger zu brechen. Und er mußte es dulden, daß sie, die er am liebsten geschlagen hätte, ihn ganz und gar bediente, daß er abhängig von ihr war, wie ein kleines Kind, daß sie ihn quälte durch gewaltsam zur Schau getragene Lustigkeit mit andern. Er hatte es auch nicht ertragen, sie und seinen Sohn zusammen lachen zu hören; noch war Krischan keine sechs Wochen von den Soldaten frei, als der Alte ihn schon wieder aus dem Hause jagte. Seitdem diente Krischan bei einem Hamburger Exporthaus, in einer Zwitterstellung als Aufkäufer und Kassenbote. Die ganze Woche grübelte er darüber nach, wie er es bei der notwendigen Marktfahrt seines Weibes verhindern könne, daß diese sich mit Krischan herumtreibe. Und jetzt endlich, in den langen Stunden einsamer Wut, hatte sein Haß gegen seine Angehörigen über seinen Geiz triumphiert. Unter den grauen, vorspringenden Brauen blitzten seine Augen das hübsche Weib eigentümlich an, während sie ihm geläufig die falsche Abrechnung machte und dann das Geld in die Truhe schloß, die er Tag und Nacht bewachen konnte. Danger, der Knecht stand dabei und bestätigte alles mit Kopfnicken.

Als nun der Alte mit zitternder Stimme sagte — die innere Wollust, sein Weib so schlimm überraschen zu können, nahm ihm die Selbstbeherrschung — daß dies das letzte Mal gewesen sei und daß in Zukunft Danger alles allein besorgen solle, setzte Kathrina sich auf die Truhe und heulte hinter dem Schürzenzipfel. Danger steckte die Hände in die Hosentaschen und ging vierschrötig hinaus. Er dachte, daß nun er den Vorteil einstecken könne und daß die Frau dazu wohl werde schweigen müssen.

Kathrina aber schrieb einen Brief an Krischan, daß er doch nach Hause kommen solle und daß der Alte keinen Segen von dieser Tyrannei haben werde, denn sie salze es ihm tüchtig ein. Krischan antwortete ihr, daß er erst zum Herbst abkommen könne und daß es gewiß klüger wäre, dem Alten inzwischen um den Bart zu gehen. Das überdachte sie sich.

zwei Tage. Dann ging sie zum Herrn Pastor und klagte mit rotgeweinten Augen, daß es kein Auskommen mehr sei mit dem Alten. Der Pastor, der Gelegenheit froh, eine zweifelnde Seele aufzurichten, redete eine Stunde lang in das gelangweilte Weib hinein, stellte ihr die erhabenen Tugenden der Geduld und des Mitleids vor und war schließlich so entzückt, gerührt, ja betroffen von dem Schwung seines Vortrags, daß er höchlich eingenommen wurde von der, die ihm dazu Gelegenheit gab. Er pries fortan Kathrina als christliche Dulderin und sagte auch dem Alten, daß sein Weib von nun an in Frieden seines Gebrechens pflegsame Dienerin sein werde.

Mit zornigem Herzen wurde denn Kathrina jetzt freundlich und geduldig. Und wenn der Alte trotzdem mit den hämischen Quälereien des Mißtrauens nicht nachließ, faßte sie neuen Mut, indem sie sich sagte: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Es wurde Herbst und auf den sandigen Deichen waren die Wege ein Regenschlamm. Trübe im grauen Nebel sanken die roten, blanken Blätter von den Obstbäumen. Auf der Lehmdiele, wo hinter einem großen Querbalken die Kühe ihr warm dunstendes Gelaß hatten, trockneten an feinen Schnuren Erbsen- und Bohnenschoten. Da saß Kathrina an langen Tagen mit dem Knecht und paalte die Gemüsesaat aus den Hülsen, während auf dem offenen Herd der eiserne Grapen an einer Kette im lohenden Feuer hing und die Kühe ihre weißstirnigen Häupter ihr zuwandten. Sie legten die kauenden Mäuler, aus denen Geifer und zerkautes Heu troff, auf den Balken, glotzten die Menschen im Herdschein dumm an und murrten leise.

Das ging so Tag um Tag und in den Adern des jungen Weibes schwoll zehrende Ungeduld. Wie lange sollte dies noch dauern — immer so, immer so? Wann kam Krischan? Ein Brief an den Alten, den dieser „frech" nannte, weil der Sohn auf sein Mütterliches darin pochte, meldete endlich, daß er am letzten Oktober käme. Heulende Nordweststürme, begleitet von klatschenden Regengüssen, schienen jede Fußreise über Land zu verbieten, und daß Krischan sich von Bergedorf einen Wagen nehmen könne, hielt der Alte für eine undenkbare Verschwendung.

Daß er diese doch wagte, machte die Ankunft nicht freudiger für den Alten. Auch erzählte Krischan vom beängstigend hohen Wasserstand der Elbe. Dieser Bericht ward noch selbigen Tags durch die Botschaft bestätigt, daß das Haus Sandfuhren und einen Mann zur Deichwache zu stellen habe. Ein dumpfer Schrecken ging mit dieser Botschaft durch die Marschen, denn wenn die großen Deiche an der Elbe irgendwo

brechen, flutet das Unglück durch die Niederung und die kleinen Binnendeiche vermögen es nicht zu hemmen. Der Alte stritt sich mit dem Sohn, aber der junge Mensch behauptete seinen Willen, nicht er, sondern Danger fuhr mit dem einen Pferd und dem Dungwagen voller Sandsäcke zum fernen, gefährdeten Deich.

Nun waren die beiden Jungen allein mit dem hilflosen Alten. An die Fenster klatschte der Regen, von der Deichwand troff gelber Schlamm in den Vorgarten, Himmel und Erde schienen gleich grau und naß. Das Haus lag unter seinem Strohdach wie in einem feuchten Grab.

Aber Kathrina war lustig; im Hause, auf der Lehmdiele war es warm, die schweren Tierleiber der Kühe, das Feuer auf dem Herde, das Heu auf dem Boden, alles dunstete Wärme aus. Mit Krischan konnte sie über den Alten schelten, lachen, jung sein, sich erzählen lassen von den Freuden der Theater und Schaubuden Sankt Paulis. Das Tosen des Sturmes störte die beiden wenig. Aber der Alte dachte an alles, was kommen könne.

„Kathrina," sagte er, „wenn dat Water kümmt, drägst du erst dat Geld ut'n Kasten na baben, nachher mütten Krischan und du mi nupper schaffen."

Krischan sah das junge Weib an und meinte, ob es nicht besser sei, schon für diesen Fall auf dem Boden alles vorzubereiten. Sie nickte und ging hinaus. Über der Lehmdiele war keine feste Decke, sondern zwischen dem Bretterbelag, der auf den riesigen, das Dach tragenden Balken ruhte befanden sich breite Ritzen, aus denen Heu und Stroh herabfaserte. Eine Leiter stand unfern des Herdes in eine oben aufgähnende Öffnung gelehnt. Den Schornstein, der durch all diesen Zündstoff mit ländlicher Sorglosigkeit emporgeführt war, hatte man rings mit einer Fläche lockerer Ziegel umgeben, als Schutz gegen Feuersgefahr.

Am Strohdach rüttelte der Sturm, es war fast dunkel hier oben, von unten stieg eine dunstige Wärme auf. Krischan und Kathrina nahmen mit kräftigen Armen das Heu auf, schoben Bretter zusammen und schufen einen Platz für Menschen und Gerät. Dabei stießen sie sich und im Halbdunkel tappend, erfaßten sie einander; dann lachte das Weib verlegen auf.

Plötzlich ging ein Ton durch die Luft — wie das Aufächzen eines Orkanstoßes, wie ein unirdischer Schrei — ein Donnerton, der nicht nachrollte — ein Ton, wie von der Hölle geboren — und dann eine minutenlange Stille. Dem Weibe schlug das Herz, daß die Schläfen klopften.

„Was war das?" stammelte sie.

„Nichts — nichts," sagte erleichtert aufatmend der Mann. Er kannte den Nordwest seiner Heimat und wußte, daß der Sturm aufschreien konnte, wie Notruf aus Millionen Menschenkehlen.

„Ich will das Geld holen", meinte sie zitternd.

Sie kletterten hinab. Der Alte hatte nichts gehört, er schlummerte. Kathrina lachte jetzt über ihren Schreck und öffnete leise die Geldtruhe. Der junge Mensch kniff sie dreist in den Arm. Sie kicherten zusammen und schleppten soviel alte Socken und Lederbeutel voll Geld als sie tragen konnten, hinauf. Das Weib trat oben fehl, stolperte und fiel lachend in das Heu. Sie blieb liegen.

„Hör'," sagte sie, „wie merkwürdig summt der Wind."

„Ja," sprach der junge Mensch, „er wird sachter. Laß man, Kathrin ...?" Er stieß sie ermunternd mit dem Knie an.

Sie antwortete nichts.

Ja, er summte seltsam, der Wind, so eintönig. Der Alte erwachte darüber. Er schrie wütend auf. Sein Geld fort ... er brüllte die Namen seines Sohnes und seines Weibes. Niemand antwortete. Ihm war, als höre er über seinem Haupt leises Lachen. Und das Summen wurde stärker und auf dem Deichkopf über dem Fenster raste Fuhrwerk vorbei; Tiergebrüll ging durch die Luft. Draußen die Kühe rumorten leise, aber sehr unruhig an den Ketten. Plötzlich schütterte dumpfes Brüllen durchs Haus und verklang wieder.

Im Schein der letzten Dämmerung sah der Alte, daß ein schwarzes, blankes Etwas sich flach unter der Thürritze durchschob — es kam näher, es bespülte seine Füße — das Wasser — das Wasser, und draußen stand es schon bis zur Höhe des Fensters. — Lautlos und schnell war es gekommen, durch die Kanäle, über die Fluren. Gurgelnd umzingelte es die Wohnungen, quellend stieg und stieg es.

Heiser schrie der Alte. Die Todesnot gab seiner Kehle Donnerlaute. Über ihm ward es laut. Man sprang auf, rannte hin und her.

Zugleich gab es einen Krach. Die stillen, dunklen Wasser brachen die Thür auf und in die Öffnung schwamm die Leiter herein, die von der Flut gehoben und dann hinweg getragen worden war. Mit den Augen eines Wahnwitzigen glotzte der Alte auf die heranschwimmenden Sprossen.

Von oben schrie eine Weiberstimme in hilfloser Angst, die wilden Töne mischten sich mit dem Angstgebrüll der Kühe.

Die Wasser wuchsen, schnell, stumm, fürchterlich. Sie krochen an dem Körper des Alten empor und deckten seine Brust kalt zu.

Er schrie nicht, er zitterte nicht — sein Hirn verbrannte unter dem Gedanken: Die beiden da oben — die beiden da oben. Seine Lippen murmelten:

„Sie lachen."

Sein Verstand umnachtete sich; er fühlte nicht das Wasser an der Kehle, sah nicht das Todesgrauen, dachte nicht, ob Rettung möglich sei. Seine Lippen bewegten sich unaufhörlich und:

„Sie lachen – sie lachen — sie lachen", raunte er, bis ein gurgelnder Aufschrei, ein Schlucken, ein gluckſendes Ausatmen die Lippen verstummen ließ.

Die Wasser stiegen und das Vieh stieß die grauenvollen Töne der Todesangst aus. Die ganze Luft war vom Gelärm erschüttert, und die sinkende Nacht machte die Sturmstöße, die Menschenrufe, die Tierschreie noch fürchterlicher.

Und dann wurde es ruhig über der Marsch. Der aufgehende Mond brach durch jagendes Gewölk und sah auf das weite, blanke Wasserfeld, aus dem Strohdächer, Baumkronen und Deichhäupter ragten. Das Verderben schritt nicht weiter, es ließ allen das Leben, die sich zur rechten Zeit auf die Böden geflüchtet und die nun in der schaurigen Nacht, bang im Heu kauernd, die Wacht hielten über die Ernte, die der Tod unter ihnen gehalten.

Münchener Privat-Kunstsammlungen.

II.

Eine Sammlung, welche durch ihre Eigenartigkeit das größte Interesse der Kunstfreunde erweckt, ist die des k. Bahnbeamten Hans Moninger, Schwindstraße 14, dessen Sammeleifer es nach jahrelangem Bemühen gelungen ist, die Originalzeichnungen zu den dekorativen und figuralischen Ausstattungen der Monumentalbauten Meisters Klenze zusammen zu bringen. Es ist eine ganz ansehnliche Zahl: 400 Blätter, worunter die herrlichsten Ornamente und Figuren in stilgerechter Durchbildung. Der Architekt Klenze war zugleich ein Künstler ersten Rangs in der Ornamentik und verstand wie wenige das Geheimnis, der strengen Klassizität griechischen Bildwerks die lieblichsten Schmuckformen abzugewinnen. In der Moningerschen Sammlung befinden sich auch wertvolle Original-Zeichnungen zu den Bauten, welche Klenze während Ludwigs I. klassischer Periode ausführte. — Von hervorragendem historischen Interesse in der Moningerschen Sammlung hat der künstlerische Nachlaß des bayerischen Hofbaudirektors Eduard v. Riedel, eines der Hauptmeister der sogenannten Maximiliansstil-Epoche, zu gelten. Hier finden wir die vielberufenen Musterfassaden zu der den Namen des königlichen Bauherrn tragenden Maximiliansstraße in

München. Auch die vollständig ausgearbeiteten Pläne zu einer katholischen Universität sind vorhanden, deren Ausführung nur durch den plötzlichen Tod Königs Max II. vereitelt wurde. Als Bauplatz war bereits das Areal des k. Kadettenkorps in München in Aussicht genommen. Besonders den Freunden der Architektur und Ornamentik können die Moningerschen Sammlungen nicht warm genug empfohlen werden.

Erich Stahl.

Vom Büchertisch.

Dramatische Litteratur.

„Rosmersholm.“ Ibsens Dramen sind ein fortgesetzter Kampf gegen die Lüge und ein Sieg des Geistes und der Wahrheit. Worin liegt ihre dramatische Stärke? In der Handlung? Es gibt hundert Stücke mit mehr und äußerlich bedeutenderer Handlung. Im Dialog? Es gibt eleganteren, flüssigeren, leichter faßlichen Dialog. Im Effekt? Die gemeinen Effekte sind fast puritanisch streng vermieden. — Ihre sieghafte Stärke liegt einzig in der Idee, in der strikten Ausführung dieser Idee, die nichts von ihrem Ziel ablenkt — kein falscher Effektzierrat, kein Phrasengeschnörkel, keine überflüssigen Romankapitel. Der eine Gedanke, der das Stück aufbaut, ist so groß, so wahr und erschütternd, daß er uns fortreißt, erdrückt — und frei macht! Ibsen kennt wie kein anderer moderner Dichter das Geheimnis der dramatischen Wucht. Wer bringt heutzutage in unserer überverfeinerten, greisenhaft anspruchsvollen Welt ein Drama fertig ohne Pikanterieen in der Handlung, ohne theatralische Knalleffekte, ohne Dekorationswunder, ohne den Schweif höchst überflüssiger, aber um so beliebterer Episoden-Figuren, kurz ohne das massenhafte Drum und Dran, das die Hauptsache überwuchert, — ein Drama, das einfach in Idee und Handlung, einfach in der Technik bis auf das altmodische Zimmer, in welchem sich das Stück abrollt — und doch gefällt, riesig gefällt, angestaunt, bewundert wird? Die psychische Entwickelung macht das Stück, sie allein gibt ihm Leben und Farbe, — und wie erhaben wachsen die Menschen in „Rosmersholm“ aus dem seelischen Konflikt heraus — immer größer, immer gewaltiger, — bis sie an der sittlichen Logik ihres Wesens zu grunde gehen, aus sich selbst und durch sich selbst!

Es mutet uns ja manches fremdartig an in den Charakteren, den Sitten, der Redeweise. Es ist ein anderer, reckenhafterer, rauherer und zugleich träumerischerer Menschenschlag, der da spricht und handelt — aber wir fühlen doch, so und gerade so müssen diese urgermanischen Hünennaturen sprechen und handeln. — Und wie der Geist, das Auffassungstalent des Hörers angeregt wird! Tausend Geistesfäden werden ausgeworfen, aber wir selbst müssen sie aufgreifen und weiterspinnen, — denn die Sprache ist wie die Handlung lakonisch, aus einem Guß, nur in großen Umrissen zeichnend, aber schneidig und prägnant.

Ibsens Landsleute müssen eine gute Bühne und geschulte, geistestüchtige Schauspieler haben, um ihren Dichter aufzuführen; denn man muß selbst etwas vom Mark dieser starken, wettertrotzenden Rasse in sich tragen, um aus seinen Figuren Fleisch und Blut zu machen. Ich glaube, wir Deutsche von heute vermögen's nicht ganz und voll — und das ist sehr schade. Eine bessere Zukunft muß bei uns für Ibsen nicht nur das

rechte Publikum, sondern auch die rechten Darsteller erziehen. Die ewige Französelei hat beide unfähig gemacht, die wahrhaftige deutsche Kunst aus reiner Quelle zu schöpfen — und zu ertragen. Darum ist Ibsen so vielen ein Ärgernis.

L. Willfried.

Geschichtliche Werke

„Deutsche Volks- und Kulturgeschichte für Schule und Haus." Von Karl Biedermann, Prof. in Leipzig. Wiesbaden, Bergmann. Wer den Geschichtsunterricht, besonders an den Mittelschulen, kennt, der weiß, mit welchem Wust von Namen und Zahlen die Jugend gemartert wird, wie unerfreulich die meisten Lehrbücher gehalten sind und wie einseitig sie benützt werden. — Ich kannte einen Reallehrer, der sich darüber wunderte, daß ich das Auswendiglernen der Geschichte und Geographie bekämpfte. Es war derselbe, welcher das Geschichtspensum in bestimmten Fragen und Antworten ausschreiben und wörtlich lernen ließ, damit bei der Prüfung alles „klappte". — Der Geschichtsunterricht, von den Schülern zuerst freudig begrüßt, wird leider in vielen Fällen so abstoßend betrieben, daß er bald gefürchtet und verhaßt ist. Dieser traurigen Thatsache gegenüber sucht Biedermann, der auch eine Brochüre über den Geschichtsunterricht geschrieben, die deutsche Geschichte so zu lehren, daß sie ihre hohe Aufgabe, die Jugend für alles Große und Edle zu begeistern, erfüllen könne. Er dringt auf eine stärkere Hervorhebung der kulturgeschichtlichen Elemente und auf eine solche Anordnung des Stoffes, daß der innere Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen klar hervortrete. Seine deutsche Geschichte will eine Volks- und Kulturgeschichte sein, ein Buch, wie es einst schon der wackere Justus Möser verlangte. Dieses Streben ist Biedermann in hohem Grade gelungen. Der Verfasser des großen kulturhistorischen Werkes „Deutschland im 18. Jahrhundert" war auch vorzugsweise befähigt, eine deutsche Kulturgeschichte überhaupt zu schreiben. Biedermann geht überall von den Volkszuständen aus und bringt von den politischen Ereignissen nicht mehr als notwendig ist. Die wirtschaftliche Lage, Recht und Gericht, geistiges und sittliches Leben und alle jene Kulturerscheinungen, welche in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern nur nebenher und kurz behandelt werden, sind hier in besonderen Kapiteln so ausführlich bedacht, daß sie wahrhaft erhellend und erfrischend wirken. Dabei verweist Biedermann stets auf Quellenwerke und gibt so eine ausgezeichnete Anregung zu weiterem Studium. Von Liebe zum Vaterland erfüllt, ist er doch nicht einseitig; seine Urteile sind vorsichtig und unparteiisch; sein Stil ist schwungvoll und zeigt überall, daß der Mann der Wissenschaft nicht umsonst auch ein Redakteur gewesen ist. Er hat ein Buch geliefert, wie es längst gewünscht worden, eine wirkliche Geschichte des deutschen Volkes, nicht bloß seiner Fürsten, eine deutsche Kulturgeschichte, ein echtes Volksbuch. — Wenn ich für eine folgende Auflage etwas bemerken darf, so ist es zunächst dies: Einzelne Kapitel, besonders über politische Ereignisse, sind zu lang, z. B. im zweiten Teil, „Deutschland unter eigenen Königen" und dergl.; hier sollte eine größere Gliederung des Stoffes vorhanden sein. Ferner möchte ich wünschen, daß der Einfluß der Litteratur mehr beachtet wäre, namentlich in der neuen Zeit. Ob nicht auch mehr Einzelzüge bei der Charakterisierung der Geschichtsperioden gegeben werden könnten, wage ich nicht zu entscheiden, weil der Umfang des Buches zu beachten. — Ich schließe mit dem Ausdruck des Dankes an den bewährten Volksfreund Biedermann und mit dem Wunsche, daß sein Buch überall gelesen werde.

Karl Biedermann, „1840—1870, dreißig Jahre deutscher Geschichte," 2 Bände, ferner: „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", 2 Bände. Breslau und Leipzig, Schottländer. Die bedeutungsvolle Zeit von 1840—1870 hat B., der sie selbst als Schriftsteller und Volksvertreter beeinflussen half, getreu und lebhaft geschildert. Er stellt immer die Entwickelung des nationalen Gedankens voran und gibt ein klares Bild unserer verworrenen Zustände „vom Thronwechsel in Preußen 1840 bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums". Der schwankende Charakter des romantischen Königs Friedrich Wilhelm IV., das hinterlistige Benehmen Österreichs, das unkluge Auftreten der Männer von der äußersten Linken, die wahrhaft patriotische und staatsmännische Haltung der konstitutionellen Parteien, das zweideutige Spiel der Mittelstaaten, dies alles wird im ersten Band aufs lebendigste dargestellt und mit manchem neuen Streiflicht bedacht. Der Höhepunkt ist hier das Frankfurter Parlament, das Biedermann nach eigener Anschauung bespricht. Das merkwürdige Jahr 1848, der freudige Anfang und der traurige Ausgang der großen nationalen Bewegung, das ist so lehrreich, daß man es immer wieder beteachten muß. Der zweite Band führt von Erfurt nach Olmütz, durch die drückende Reaktion zur neuen Ära und zum endlichen Aufbau des Reichs. Überall sind die besten Quellen und neuesten Werke benutzt, überall erfreut uns ein sicherer Blick, ein maßvolles Urteil, eine gehobene Sprache. In manchem Abschnitt, z. B. bei der schleswig-holsteinischen Frage, beim preußischen Konflikt u. s. w., erhebt sich die Darstellung zu einer Würde, die ganz ergreifend ist. — Die mir vorliegende 3. Auflage, welche auf dem Titel keine Jahreszahl trägt, ist nach der Vorrede Ende 1886 erschienen und wird jedenfalls noch manche Nachfolgerin sehen; denn ein Buch, das unsere nationale Entwickelung in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich und volkstümlich zugleich schildert, wie das von Biedermann', muß in jedem deutschen Hause willkommen sein.

Als eine Ergänzung zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" bezeichnet sich Biedermanns Buch „Mein Leben", und es ist in der That eine Illustration zu jenem Werk, eine subjektive Betrachtung gegenüber der objektiven, ein Buch der Erinnerung, wie es in Deutschland leider nicht häufig zu finden ist. Die Jugendjahre Biedermanns sind reich an pädagogischem Wirken und haben in mir sofort die Überzeugung befestigt, daß der Verfasser große erzieherische Talente besitzt. Sein Drang, vom Buchstaben zum Geiste, aus der Schulenge in die weite Weltthätigkeit zu gelangen, erfüllt uns mit Achtung, und wenn er nun berichtet, was er als Schriftsteller und Volksvertreter gethan, erlebt und erlitten, so können wir nicht genug hören. Das Frankfurter Parlament, am Schluß des ersten Bandes, ist ungemein lebhaft geschildert Das spätere Stillleben in Weimar mit den dramatischen Anläufen bildet eine reizende Abwechselung. Darauf folgt Biedermanns neue Thätigkeit in Sachsen, die sowohl wissenschaftlich als auch parlamentarisch und publizistisch war, und wenn er seine Erfolge und Ehren ausführlich berichtet, so darf man das um so leichter verzeihen, als er lange zurückgesetzt und von [seiner heimatlichen Regierung mit Undank belohnt worden. Durch Aufnahme von Beiesen hervorragender Männer ist dem Buch ein erhöhtes Interesse gesichert, und der Leser scheidet mit dem Wunsche, den Mann, den er achten, ja lieben gelernt, einmal persönlich sprechen zu können: gewiß der sicherste Beweis dafür, daß Biedermanns Leben wertvoll, belehrend und erhebend ist.

Heinrich Solger.

Neue Poesie.

„Studenten-Tagebuch." Von Otto Erich. Zürich, Schabelitz. Der Inhalt des Büchleins ist zum Teil berechtigte Satire, zum Teil dichterische Unverfrorenheit, zum Teil gute, vornehme Lyrik. Satire ist, wie der Leser bald merkt, schon der Titel und die Widmung „Dem deutschen Studenten". Einige der kleineren satirischen Gedichte sind sehr wohl gelungen. Mit knappen, klaren Worten brandmarken sie große Übelstände des heutigen Lebens. Um so weniger sind die meisten der größeren zu loben. Hier geht der Sarkasmus in ätzenden Hohn, die Ironie in selbst den tolerantesten Leser verletzende Frivolität über. Ich nenne besonders: „Gottvertrauen zum Bayonette", „Die Apotheose des Duells", „Revolverle", „Ein christlich Gebet für Berlin" und die jedes Maß von natürlichem Anstand überschreitende „Legende". Das Studenten-Tagebuch ist mir gewiß viel lieber als Albert Trägers Mutterlieder und ähnliche Winseleien, aber die letztgenannten Erzeugnisse des Herrn Erich (Pseudonym?) kann ich doch nur aufs schärfste tadeln. — Unter den eigentlich lyrischen Stücken der Sammlung sind nach Form und Inhalt wirklich sehr ansprechende. Aus vielen derselben strömt dem Leser eine tiefe, warme, volle Empfindung entgegen, die man dem Verfasser der „Legende" zuerst kaum zutraut, die aber zu ursprünglich ist, um den Verdacht des Gemachten zu erwecken. Als sehr gute Leistung möchte ich den kleinen Cyklus „Ellen" bezeichnen In dem Cyklus „Lore" werden vornehmlich 1 und 2 gefallen, ersteres hauptsächlich wegen des großen Wohlklangs der Verse. Köstlich ist die „Parabase", in der einer gewissen Zeitschrift gehörig die Meinung gesagt wird; sehr gelungen, wenn auch leichtgeschürzt, die „Morgenklagen", dem gleichnamigen Goetheschen Gedicht nachgebildet. Besonders genannt zu werden verdienen noch: „Der Sünder", „Laß gut sein, Mutter" und „Das Konfirmationskleid". Wie so oft kommt auch hier das Allerwertvollste zuletzt, nämlich das Gedicht „Die Wiederkunft", dessen mächtiger Schwung einen tief veranlagten Geist verrät. Das kleine, elegant ausgestattete Büchlein ist somit trotz einzelner Ausstellungen doch als eine sehr beachtenswerte Erscheinung unserer modernen Poesie zu bezeichnen. Wir wünschen ihm zahlreiche Leser, besonders unter den hart mitgenommenen Studenten.

Arthur Gutheil.

Italienischer Realismus.

„Sonnenbrut." Kopieen realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik von Woldemar Kaden. (Dresden und Leipzig, Pierson.) Ein schöner Titel und ein schönes Buch! Wir müssen dem Herausgeber danken, daß er uns die Kenntnis dieser novellistischen Meisterbilder vermittelte. Realistisch sind sie, aber wie poetisch dabei! Wenn sentimentale Narren lispeln, daß mit dem Realismus die Poesie flöten ginge, so gebe man ihnen, falls sie es wert sind, realistische Dichtungen zu lesen wie „Rotfuchs" von Giovanni Verga, „Seraphin Büchslein" und „Armenweh" von Emilio De-Marchi, „Sünde" und „Das Fest der Schlangen" von Domenico Ciàmpoli. Das sind lauter Perlen! Diese Empfindungstiefe und Natürlichkeit, dieser knappe, prägnante Ausdruck, jedes Wort ein Gedanke! Mit üppiger Gestaltungskraft sind diese Rassemenschen in ein paar kurzen, lebendigen Strichen hingeworfen. Das Nationalwesen sprüht heiß wie Sirokkohauch aus ihren Charakteren; über dem Ganzen schwebt eine cholerisch-melancholische, gar wundersame Stimmung. Dabei ist alles einfach beobachtend hingemalt, wie ein rechtes Bild, ohne Reflexionen, ohne aufdringliche Tendenz, aber so präzis und farbenglühend und inner-

lich gesättigt, daß der Leser selbst zum Reflektieren angeregt wird. Wie wir Deutsche immer noch zu hyperästhetisch und sentimental schreiben, das können w r auch aus dem realistischen Bilderbuch der Italiener zu unserer Beschämung studieren. -- Woldemar Kaden hat eine sehr geschmackvolle Auslese getroffen und die Sachen meisterlich übersetzt. Daß diese „Sonnenbrut" den ganzen Rahmen des italienischen Realismus, oder wie es dort zu Lande heißt, „Verismus" — umspanne, wird kein Billigdenkender erwarten. L. Willfried.

Unterhaltungslitteratur.

Potpourri von Nataly v. Eschstruth. Pierson, Dresden und Leipzig. Glatte, farblose Salonsprache. Sechs Novellen, von denen jede je zwei interessante Helden besitzt. Leider sehen sich diese Persönlichkeiten alle verzweifelt ähnlich. So zwar, daß man sich nur mühsam zum Schluß des Buches durchringt. Es ist einem bald alles so bekannt! Man weiß, daß man keine Überraschung, keine Herzhaftigkeit zu erwarten hat. In drei Nummern leiden die Heldinnen Herzensnot, weil sie nicht wissen, welchen sie am meisten lieben. Doch besinnen sie sich immer noch, genau an der Grenze, und schenken Herz und Hand dem Rechten. Wären sie nicht so erschrecklich klug, tugendhaft, comme il faut (wie man will), so hätte aus diesen Nummern, besonders „die Gauklerin", was besseres werden können. Im ganzen eine fürchterliche Süßholzraspelerei ohne Mark und Natur. Lauter Figuren von der Naturwahrheit des bekannten „neapolitanischen Fischerknaben" — der uns von Brochen, Dosen, Tellern, Bildern u. dergl. her so betrübend gut bekannt ist, daß, wenn wir abermals plötzlich wieder vor ihm stehen, wir am liebsten schnell den Blick wenden.

Von solcher Zuckerware ein Stückchen zwischen Kaviar und Beef — kann noch angehen, aber gleich ein ganzes Diner, brrr! Auch nur so kann man sich Ruf und Ansehen mancher Autoren erklären. Ihre Sachen erscheinen erst einzeln in Zeitungen und Monatsschriften, zwischen anderem — und sind erträglich, vielleicht sogar hübsch. Gesammelt in einem Band, müssen sie erst die Probe bestehen. Aber vermutlich wird dann auch der Band von all den Blättern, die zuvor Einzelnes gedruckt, gelobt u. s. w. Lektüre für Pensionskinder. Bis zu meinem siebzehnten Jahre entzückten mich diese gar so hübsch ideal verschnörkelten Gestalten. Jetzt graut mir in der Litteratur davor, weil ich weiß, daß sie im Leben ganz anders sind.

„Über den Wolken und andere Novellen." Von Otto Roquette. Pierson, Dresden und Leipzig. Ein sehr hübsches Buch. Gemütreich, unterhaltend, mitunter von liebenswürdig-komischem Humor. Ohne alle Effekthascherei. „Über den Wolken" und „Krähenfelde" halte für die zwei besten Nummern. Ersteres durch seine ungewöhnliche Gemütstiefe in so einfachen Aufzeichnungen der alten Stiftsdame über ihre erste und einzige Liebe — und durch den eigenen Hauch von jungfräulicher Keuschheit, der trotz einer starken Leidenschaft über dem Ganzen schwebt; letzteres durch seine ganz außerordentliche Anschaulichkeit und Naturwahrheit in Schilderung von Landschaft und Menschen. Es ist da nicht ein falscher Strich an dem ganzen reizenden kleinen Gemälde. Und so natürlich im Verlauf. — Eine prächtige Gestalt ist auch im „Siebenschläfer" der alte, immer in dichterischen Nöten sich befindende Konrektor Volmar. Überhaupt wie reizend und anheimelnd das Familienleben dieser guten, einfachen Menschen, in ihrem Haus und Garten mit den Mahlzeiten unter dem großen Nußbaum! Man sieht alles vor sich und möchte gleich selbst dabei sein. So wohl-

thuend auch die Fürsorge und Pietät der Töchter für den alten Vater und — „die gesammelten Werke!“ —

Ruhe, Einfachheit, Naturwahrheit sind im ganzen die Signatur dieses Buches. Fast immer sehen wir die geschilderte Landschaft und die Menschen gleich ganz bestimmt vor uns. Fritz von Bruck.

Den Freunden der Volksbühne!

Ein wirklich wertvoller Beitrag zur modernen Theaterkritik, trotz seiner Neigung zu einiger idealistischer Phrasenspielerei, ist Hans Herrigs geistvolles Büchlein „Luxustheater und Volksbühne“ (Berlin, Luckhardt). Der Verfasser ist nicht nur ein Meister in der Dichtkunst, er ist auch ein wahrhaft Wissender in der Kunst der Kritik. Hier macht sich keine öde Splitterrichterei und sterile Absprecherei breit sondern alles ist durchsättigt mit schöpferisch quellendem Geist. Ein weiter historischer Blick, geschult und erprobt in jahrelanger gewissenhafter Beschäftigung mit den großen Problemen der Theaterkunst, erschließt dem Leser neue Horizonte und hilft ihm selbstthätig neue Gesichtspunkte zur Beurteilung unseres heutigen Theaterwesens gewinnen. Unter seiner vorsichtigen und taktvollen Leitung tritt der Erkenntnissuchende an die Quellen, aus welchen das Unheil unserer Luxustheater fließen mußte und lernt zugleich jene verschütteten Quellen kennen, aus welchen neues Leben, neue Begeisterung für die große Sache der Volksbühnenkunst geschöpft werden kann. Nicht auf eine Ausfüllung von Lücken im Theaterwesen kommt's ihm bei seinen originellen Vorschlägen an, sondern um Gesundung von Schwächezuständen im künstlerisch irregeleiteten und verwahrlosten Volksleben selbst. Aus dem Seelenzustande, aus der Gemütsverfassung des deutschen Volkes heraus sind seine Bestrebungen für eine anders geartete Kunstpflege erwachsen, als sie die konventionelle Wirtschaft der Luxustheater bethätigen kann. Vieles ist vielleicht zu idealistisch gedacht, nimmt einen zu hohen Flug in eine unfaßbare Zukunft, allein als Anregung zum freien, fruchtbaren Nachdenken sind selbst diese Übertreibungen eines schönen, kunstfördernden Gedankens äußerst wertvoll. Jeder Volks- und Kunstfreund, gleichgültig in welchem ästhetischen Lager er kämpfe, muß die glücklich eingeleitete Entwickelung der Herrigschen Volksbühne mit den heißesten Wünschen begleiten. Wir wünschen dem interessanten Büchlein, dem auch die Pläne der Wormser Volksbühne beigegeben sind, die weiteste Verbreitung. M. G. Conrad.

Philosophisches.

„Wesen und Wert des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewußtseins der Menschheit“ von Dr. A. v. Eye. Zweite Auflage. Berlin 1886. Allgemeine Verlagsagentur. Die Vorrede sagt deutlich: „Nie stand eine Zeit mit so entschiedenem Pochen vor den Thoren der Ewigkeit, wie die unserige, für die Arbeit des Lebens einen Preis zu fordern, den sie selbst als genügend erkennt. Nie empfand die Menschheit mehr als gegenwärtig, wie schwer es ist Mensch zu sein, weil wir jetzt mehr Mensch sind als dieses unser Geschlecht je erreicht. Wir verlangen endlich eine Genugthuung, daran kein Zweifel mehr nagt, die kein Menschenwitz mehr verderben kann. Tausend falsche Propheten sind aufgetreten, die Menschheit mit einer Abschlagszahlung abzufinden. Orthodoxie und Sophistik, Materialismus und Idealismus, Sozialismus und Radikalismus haben darzuthun gesucht, wie auf mechanische Weise zu erlangen, in einer äußeren Verfassung festzustellen sei, was immer nur in der besonderen Persönlichkeit sich vollziehen und Ergebnis der eigenen sittlich-freien That sein

wird.“ Aus diesen Worten ist ersichtlich, wie es sich hier um nichts anderes handelt, als um die Feststellung der zwei höchsten Ideen der Menschheit: Gott und Unsterblichkeit. Der Verfasser geht in gelungener Weise alle religiös-philosophischen Anschauungen und Systeme unserer Erde durch, und findet deren Blüte im Christianismus.

Das wertvolle Buch Eyes, welches er ein Vermächtnis an die Menschheit nennt, ist von dem missionellen Wunsche getragen, die Menschheit über den Wert des Daseins dermaßen aufzuklären, daß dieses sich für jeden als Gewinn herausstelle. Eyes Buch ist im besten Sinne des Wortes eine Theodicee, er beweist Gott und den Sieg, wie den Zweck alles Guten in der Schöpfung. Daß dies nur mit dem Ausblick auf das Ewige geschehen konnte, ist selbstverständlich. Mag uns Modernen der Materialismus noch so sehr in sein nichtswürdiges Schlepptau in Bezug auf die Ideen Gott und Unsterblichkeit genommen haben; mögen wir Modernen heute selbst diese erhabenen Worte ungläubig als Thatsachen nennen hören: andererseits verwerfen wir ja doch den Gedanken an einen mechanischen Schöpfungsorganismus, weil er ein Unding ist, und unsere titanische, die Zeitlichkeit überragende Individualität, die das Haupt in den Wolken, die Hand nach Planeten und Sonnen streckt, muß das absolute Todesurteil, welches ihr vom Materialismus aus zugeht, mitleidig belächeln. Wir Modernen stehen zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Wissen und Nichtwissen, in diesem Punkte. Ob Gott ist oder nicht — uns kann es gleich sein. Ist er, so werden wir uns gewiß gut mit ihm abfinden; ist er nicht, gut, wir sind auch ohne ihn. Jede Minute eines hohen, in Wahrheit und Liebe, in Arbeit und Pflicht vollausgelebten Menschendaseins ist eine Ewigkeit an Gotteskraft und Gefühlstitanismus. Sind wir Unsterbliche — die Ewigkeit ist uns dann ein willkommener Tummelplatz, um unsere Kraft und unsere Fähigkeiten auszuleben. Für uns, durch uns selbst bereits Erlösten, ist weder Eyes Buch, noch sonst ein System von nöten über Gott und die Welt: Wir selbst sind beides in uns.

Aber da es noch viele, unendlich viele gibt, die ihre Vollendung in sich noch nicht gefunden haben, die sie aus sich selbst nie zu finden im stande wären und denen eine banale Dogmatik doch nicht genügen kann, um zum vollen Genuß des Daseinswertes zu gelangen, für diese ist das Eyesche Buch eine hochwillkommene Gabe. Es belehrt durch seine logischen Folgerungen, durch die vielen Citate aus unzähligen Dichtern, Philosophen und Gelehrten und es veredelt durch seine reine, ideale Sittlichkeitsidee, die es durchzieht.

Entzückend ist die Stelle, wo Eye die Unsterblichkeit der Seele auf materiellem Wege zu beweisen sucht. Mit der unbewußten Genialität des Berufenen streift er natürliche Wahrheiten. Er sagt: „Es gibt außerhalb unserer, in der sogenannten toten Natur Mächte, deren Wirkungen wir wahrnehmen, ohne daß wir ihrer habhaft zu werden vermöchten und deren Besitz, wenn die Naturphilosophen sich seiner rühmen, bis jetzt wenigstens auf Einbildung zurückzuführen ist. Solche Mächte (?) sind Anziehung und Flugkraft, Beharrungsvermögen und Reizbarkeit, Magnetismus, Elektrizität oder was diesen zu Grunde liegt. Sollten nun, wenn schon die tote Natur solcher feingestimmter Potenzen zur Vollziehung ihrer Zwecke sich bedient, im lebendigen, geistig veranlagten Organismus des Menschen nicht ebensolche, nötigenfalls noch höhere enthalten sein?“ — „Hier ist der rechte Vereinigungspunkt für Materialismus und Idealismus, hier der wahre Realismus.“

Eye, ein mutiger, begeisterter Streiter für Humanität und Fortschritt, schließt sein Buch mit dem Citat aus Goethe: Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste

Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit niederlassen. „Dahin deutet der Apostel," fährt Eye fort, „wenn er von den Gerechten spricht, die den Tod nicht schauen mögen.

Erquickend an dem Eyeschen Buche ist es, daß der platte Materialismus, wie die stupide Dogmatik mit liebenswürdiger Ironie behandelt werden.

Paul Andow.

Volkswirtschaftliche Erscheinungen.

Der Würzburger Publizist A. Memminger, längst bekannt als kenntnis- und erfahrungsreicher Volkswirtschafter, hat eine neue, sehr lesenswerte Schrift veröffentlicht: „Wer soll bluten? Einige Vorschläge zu einer Reform der Volkswirtschaft." Im Selbstverlage des Verfassers (A. Memminger, Schriftsteller in Würzburg) 1885.

Selbst erklärte Parteigegner des Autors werden seine Vorschläge gewiß des Nachdenkens und der Diskussion wert finden.

„Der Reichskanzler wird mit dem Teller umhergehen müssen, um die nötigen Fonds für die mit den Aufgaben des Reichs wachsenden Ausgaben aufzubringen." Der Verfasser will ihm nun einige neue Rezepte (staatssozialistischer Observanz) für einträgliche Aderlässe auf den Teller legen.

Erstes Rezept: In den neuerworbenen Kolonieen soll die Anlage von Tabakplantagen versucht und in weiterer Folge hiermit „ein Monopol für den ins Reich eingeführten Tabak, also ein Handelsmonopol" verbunden werden. Die Händler und Fabrikanten wären dann auf die Reichsmagazine angewiesen, statt wie jetzt auf den holländischen, englischen und amerikanischen Markt. Das Reich aber hätte, falls es den Anbau in eigene Regie nimmt, den Nutzen aus der Produktion sowie den vielfach noch größeren aus dem Einfuhrhandel.

Ferner — und hier wird das ganze Volk, soweit es nicht aus engherzigen Interessenten besteht, dem Verfasser beistimmen! — sollen die Zeitungen bluten; wohlgemerkt nicht die geistige Arbeit an denselben, nicht der Beruf, wohl aber das Geschäft, welches jenen immer mehr zu verschlingen droht!

„Die Zeitungen werden vielfach nur gemacht um des Profites willen. Der Hinterteil ist die Hauptsache, der Vorderteil ist ein notwendiges Übel, außer es diene dasselbe ebenfalls als Mittel zum Zweck des Geschäftes." (S. 7.)

Schlagend wird der Widerspruch nachgewiesen, der darin liegt, daß einerseits (leider!) die Mehrzahl der „Gebildeten", besonders aber das Volk fast all' seine Kenntnisse aus den Zeitungen schöpft, der Stand der Zeitungsschreiber aber, „der in Anbetracht seines Berufes in der Jetztzeit der einflußreichste und angesehenste sein sollte, kein Vertrauen und wenig Respekt genießt." Freilich zum großen Teil seine eigene Schuld!

Denn in der Theorie Lehrerin des Volkes rc. ist die Presse in Wirklichkeit „ein Stück moderner Versimpelung" geworden. (Vergl. z. B. die niedere und höhere Bildpresse!)

Ein Grund des Verfalls der deutschen Preßverhältnisse liegt übrigens in der freilich auch wieder durch besondere Ursachen bedingten Anonymität der Mitarbeiter. Nichts macht dem Volke den Journalisten verächtlicher als dessen Ehrabschneiden aus dem Hinterhalt.

Soweit also die Zeitung bloßes Geschäft ist, soll sie von einer ausgiebigen

Inseratensteuer getroffen werden, welche der Berufspresse freien Raum gibt auf Kosten der Geschäftspresse.

Man kann nicht zugleich Volkslehrer sein und öffentlicher Ausrufer und — Kuppler!

3. Die Lotterielose. Der Spieltrieb des Menschen ist unausrottbar und wechselt nur die Formen. Zudem erhält er durch die Zufälle der Konjunktur, durch den aleatorischen Charakter der heutigen Erwerbsverhältnisse immer neue Nahrung.

Der Verfasser will sich daher damit bescheiden, ihn für Sozialreformen nutzbar zu machen, indem die Staatslotterie die Zahl der Ziehungen gegen die früher bestandenen drei per Monat auf eine per Monat reduziert, und der Einsatz nicht unter drei Mark betragen solle.

Der Reinertrag dieser Lotterie solle teilweise als Beitrag zu einer Invaliden- und Altersversicherung im Interesse der Arbeiter verwendet werden.

4. sollen bluten die Aktien- und Schuldtitel der Banken, Versicherungsgesellschaften, Eisenbahnen, Bergwerke und anderer Erwerbsunternehmungen.

Dem Verfasser kommt es hier weniger auf eine neue Emissions- und Kouponsteuer an als vielmehr auf „die Einziehung aller nicht präsentierten fälligen Koupons von Aktien und Obligationen, der verfallenen Pfandbriefe und Depositen aller Art im öffentlichen Interesse.“

Als die wichtigste aller Zeitfragen bezeichnet Memminger indes die Bauernfrage. Nirgends ist die allgemeine Ratlosigkeit größer als hier. „Daß die Landwirtschaft mit Getreidezöllen zu retten sei, glaubt wohl im Ernste niemand mehr“ (S. 18), glauben, können wir hinzufügen, selbst die Großgrundbesitzer nicht, von denen diese Agitation ausging. So erklärte die pommersche ökonomische Gesellschaft in einer Generalversammlung zu Stolp am 27. Oktober vorigen Jahres, der heutige Getreidezoll sei für die Landwirtschaft völlig wirkungslos und die Getreidezölle müßten wenigstens auf die Dauer von drei Jahren verdoppelt werden.

Während das Mittelalter, beherrscht vom germanischen Rechte, die Tendenz hatte, die bewegliche Habe zu immobilisieren, auf Grundbesitz zu radizieren, hat die Neuzeit mit ihrem „heutigen römischen Recht“ den Grundbesitz mobilisiert, zur Handelsware gemacht. Die Zehnten und Frohnden wurden deshalb als unverträglich mit dem Zeitbewußtsein abgelöst; „soll es denn nicht möglich sein,“ fragt Memminger, „die Ablösung der Hypothekenschulden an die Hand zu nehmen?“

An Stelle der Feudalwirtschaft (obwohl auch von dieser noch ansehnliche Überlebsel — darwinistisch gesprochen — sich erhalten haben), ist jetzt die Schuldknechtschaft der mit Pfandbriefprivilegien ausgerüsteten Aktienbanken getreten. Und schon spricht die unerbittliche Statistik ein deutliches: memento mori, deutscher Bauer!

„Um dieses zu verhüten — es ist dazu höchste Zeit — muß die Agrargesetzgebung geändert, ein Heimstättengesetz geschaffen, die innere Kolonisation angebahnt und die Ablösung der Hypothekenschulden in Angriff genommen werden. Wer aber da bluten soll — das liegt nach den Andeutungen Bismarcks auf der Hand.“

J. Hillebrand.

Litterarische Volkshefte.

Herausgegeben von Dr. Eugen Wolff und Leo Berg in Berlin. Das Heft zu ½ Mark. Gute Ausstattung (Berlin, Richard Eckfteins Nachfolger). Das 1. Heft ist

— „Doktor Blumenthal, dem deutschen Dichter" gewidmet. Dieser Eifer verstimmt; die Nichtberliner finden diese Entrüstungs-Kritik noch Umfang und Stärke übertrieben. Für alle Nichtberliner, die sich um Presse und Theaterschreiberei kümmern, ist Blumenthal niemals ein Dichter gewesen, wohl aber gilt er ihnen als ein kluger Kopf, gewandter Feuilletonist und findiger Stückmacher. Kein einziges dieser Stücke ist an sich besonders gut und bedeutend, aber es enthält immer einige Ansätze zu wirklich guten und bedeutenden Szenen. Die Schauspieler spielen im allgemeinen diese Sachen gern, das Publikum sieht sie gerne an — und so erleben drei, vier Blumenthal-Stücke immer noch zahlreiche Wiederholungen auf großen und kleinen Bühnen. Einmal durchgedrungen, kann er sich rühren und den Theaterdirektoren, denen er mit seinen Stücken die Kasse füllte, die Katze im Sack verkaufen. Eine Blumenthalsche Novität wird unbesehen acceptiert und aufgeführt. Das Alles hat nichts mit der Litteratur zu schaffen — so wenig als irgend eine andere Veranstaltung für öffentlichen Spaß mit Deklamation, Kostümen und Beleuchtungseffekten, als irgend eine andere Industrie für Herstellung der Requisiten zur Aufführung sothaner Spaßhaftigkeiten. Wer dumm genug ist, das für große Kunst zu halten, mag seinen Willen und seine Freude haben. Die „Litterarischen Volkshefte" haben sich mit dem Blumenthal-Thema vergriffen; es interessiert die Nichtberliner — und das sind schließlich doch die „Mehreren" im deutschen Volk — herzlich wenig. Für Blumenthal selbst ist's eine nicht unerhebliche Reklame, in solcher Weise die Serie zu eröffnen, zumal wenn das zweite Heft „Henrik Ibsen" heißt. Dieses Ibsen-Heft, verfaßt von Leo Berg, bietet eine hocherfreuliche Lektüre. Warm und kräftig im Ton, streng und rund in der Sache, fest und ruhig im Urteil, wächst sich dieses Schriftchen von Blatt zu Blatt zur besten und vollständigsten Ibsen-Monographie aus, die sich das litterarische Publikum nur wünschen kann. Dem Verfasser des Blumenthal-Heftes, der eine nicht weniger vortreffliche Feder führt, als sein Kollege Berg, möge es gefallen, sich recht bald mit einem ähnlich bedeutenden und wirkungsvollen Thema seinen Lesern vorzustellen. Das soeben erschienene dritte Heft entstammt der Feder von Julius Hart und behandelt „Julius Wolff und die moderne Minnepoesie." Zwar auch ein undankbares Kapitel deutscher Poesie-Versimplung, aber ergiebig an Einladungen zu ästhetisch-kritischen Seitensprüngen, die denn der geistvolle Verfasser reichlich ausnützt. Unsere moderne Minnepoesie! Ja, der Geschmack der modernen Deutschen ist zum Erbarmen — oder zum Auspeitschen. Ich wäre fast für das Auspeitschen, für die Prügelstrafe in der Kunst, wüßte ich nicht, daß der brave Deutsche sich schon für dümmere Dummheiten hat totschlagen lassen. Bei uns hilft eben alles nichts — wir vertragen Püffe und Flüche und schimpflichen Tod, wenn wir uns nur vorher ordentlich an unseren Lächerlichkeiten erlaben durften. Die Kritik ist ohnmächtig, Gott allmächtig: er besser's! Amen. M. G. Conrad.

Zur sozialen Frage.

Herr Otto Bütow in Kolberg gibt in eigenem Verlage ein dreiteiliges Werk „† Die Lösung der sozialen Frage" heraus. Der erste Teil mit dem Untertitel „Der Rassenursprung der gesellschaftlichen Frage" ist soeben zu dem Preise von 6 Mark im Handel erschienen. Der zweite Teil soll „Die gesellschaftliche Frage", der dritte Teil „Die Antwort auf die gesellschaftliche Frage" enthalten. Selbstverständlich läßt sich ein abgerundetes Urteil erst dann abgeben, wenn das ganze Werk vorliegt. Vorerst erweckt der Titel einiges Mißtrauen. So schlankweg die „Lösung" dieser

ewigen Frage zu verkündigen, mutet uns leicht an wie die „Erfindung“ des Perpetuum mobile oder der Quadratur des Zirkels. Aber bei Otto Bütow ist ein † dabei — und das ermutigt. Das Kreuz hat seine uralte Geschichte und wir kennen sie hinlänglich, um bei diesem Zeichen gegen jede mystische Benebelung, die man uns etwa anthun wollte, hinlänglich gewappnet zu sein. Wir schlagen also unsern Autor ohne jedwede Furcht auf und finden zu unserer Freude, daß wir uns in Gesellschaft eines sehr belesenen, sehr liebenswürdigen und wohlwollenden Geistes befinden, der zwar seine geheimnisreichen Kombinationsstückchen weg hat, aber nicht entfernt mit dem Hintergedanken arbeitet, uns ein X für ein U vorzumachen. Wir lächeln zuweilen, wenn er „geheimes“ Freimaurer-Wissen „enthüllt“ und uralte Glaubenslehren „entschleiert“, aber wir folgen ihm auch dabei mit Interesse. Für seine edlen Absichten zollen wir ihm aufrichtigen Dank. Wir sehen der Vollendung seiner Arbeit mit Spannung entgegen. Wenn wir uns — was wir hoffen und wünschen — am Schluß noch so gut mit ihm vertragen, wie am Anfang, dann wollen wir nicht verfehlen, auch unsere mitunter sehr abweichende Auffassung geschichtlicher Vorgänge zu enthüllen. Und so wollen wir denn, einem guten parlamentarischen Brauche folgend, dem geschätzten Vortragenden nicht in die Rede fallen, sondern geduldig den Schluß erwarten.

M. G. Conrad.

Redaktions-Post.

H. L. in Speier. E. D. in Stuttgart. J. St. in Stuttgart. B. R. in Freiburg. Ihre ohne vorherige Anfrage eingesandten Manuskripte (ohne Beischluß der vorgeschriebenen frankierten Kouverts zur Rücksendung durch die Post!) können auf unserer Redaktion abgeholt werden. Wir leiden an einer derartigen Materialüberfülle, daß wir vorerst keine neuen Beiträge annehmen können.

A. W. in Berlin. Nein, geschätzter Herr, die vielberühmten Briefe S. E. des Geheimrats Leibniz, des „größten Denkers“ deutscher Nation und allzeit dienstbeflissenen maître de plaisir am churfürstlichen Hofe zu Hannover, lustigen Angedenkens, interessiren uns so herzlich wenig, daß wir uns gerne des Vergnügens berauben, Ihre ebenso tiefsinnigen wie weitschweifigen „Untersuchungen“ über den Briefwechsel des oben belobten Geheimrats &c. eingehender zu prüfen. Besten Dank für Ihre gute Absicht; Manuskript steht zur Verfügung. Zurücksendung und Einschreibung erfolgt nur gegen Vorauszahlung der Postgebühr, wie sie als „alter Verehrer“ unserer Zeitschrift ja wissen werden.

S. in Berlin. „Privatlehrer für Studierende“ sind Sie und Lehmann heißen Sie auch — bei besonders festlichen Veranlassungen? Das genügt zu Ihrer Entschuldigung.

R. v. K. in Moskau. Gewiß, der „Litt. Merkur“ hat sich unter Ebners Redaktion bereits bis in die „Flegeljahre“ ausgewachsen. In diesem interessanten Stadium wollen wir nichts mit ihm zu schaffen haben. Warten wir seine Mannbarwerdung ab. Das „Deutsche Dichterheim“ hingegen prangt, trotz der kleinen Ungezogenheiten dann und wann, immer noch im Flügelkleide kindlicher Unschuld. Kinder müssen auch der Kritik heilig sein. Darum unser Schweigen.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

❀

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

❀

Heft 10. * 1887.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

(Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.)

III. Jahrgang. Heft 10.

1887 • Oktober • 1887

Inhalt:

Seite

Suttner, Bertha v., Moderne Geister 759
Conrad, M. G., Die Angespundeten und das Theater 770
Suttner, A. G. v., Was man erlebt. Mit dem Bildern und Faksimiles von A. G. und Bertha von Suttner 776
Reder, Heinrich von, Kritische Hochsommer-Briefe 785
Unser Dichteralbum:
Bötticher, Georg, An Hermann Lingg 798
Liliencron, Detlev von, Hunger 799
Arent, Wilhelm, Die Zigeunerin. Totes Glück . . . 802
Klie, Anna, Die Karyatide 803
Willfried, L., Baronin Lillis Philosophie 803
Mauerhof, Emil, Lady Macbeth 816
Flürscheim, Michael, Max Nordaus „wirtschaftliche Lüge“ . 825
Vom Büchertisch 828
Zuschriften aus dem Leserkreise 834
Redaktions-Post 836

Hierzu zwei Porträts von A. G. v. Suttner und Bertha v. Suttner.

„Die Gesellschaft“ erscheint Mitte jeden Monats und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, wie von der Verlagshandlung zu beziehen.

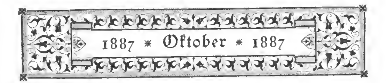
Preis pro Semester (6 Hefte) Mark 5.—.



A. G. von Suttner.



B. v. Suttner



Moderne Geister.

Betrachtungen über ein Buch.

Von Bertha v. Suttner.
(Schloß Harmannsdorf.)

Vor mir liegt eine Galerie litterarischer Bildnisse. Der Verfasser, Georg Brandes, sagt von seinen Originalen: „Ihnen allen gemeinsam ist ein Etwas, das sich leichter empfinden, als definieren läßt: es sind moderne Geister.*)

Ganz richtig. Für heute genügt diese Bezeichnung vollständig, um in dem Geiste derer, die selber zu den Jüngern des modernen Gedankens gehören, einen ganzen Akkord von Vorstellungen anzuschlagen — das heißt also eine Empfindung wachzurufen, welche die Sphäre des noch undefinierbaren Begriffs ausfüllt. Aber das Wort „modern“, hier im Sinn von neu und nicht etwa „modisch“ — denn nichts ist noch weniger „in der Mode“ als der moderne Geist — dieses Wort wird in naher Zukunft seine diesfällige Ausdruckskraft verlieren, wenn das dadurch Bezeichnete älter und alt geworden sein wird; wenn diejenigen Gedanken und Gefühle, Bestrebungen und Anschauungen, zu welchen bisher erst eine kleine Schar Auserlesener sich bekennt, zur allgemein herrschenden Weltanschauung herangereift sein werden. Dann wird der moderne in den universellen Geist sich verwandelt haben.

Daß auch gegenwärtig der „universelle“ Zug es ist, welcher großenteils der in Frage stehenden Richtung ihre Modernität verleiht, das tritt aus dem Brandesschen Buch besonders deutlich hervor. Sowohl durch die Physiognomieen der vorgeführten Talente, als durch die Pinselführung

*) Moderne Geister. Litterarische Bildnisse aus dem XIX. Jahrhundert von Georg Brandes. II. Aufl. Frankfurt a. M. Rütter & Loenig. 1887.

des Porträtisten. Da stehen in einer Reihe Franzosen, Skandinaven, Engländer, Deutsche, Russen, von welchen ein jeder solches geleistet, was ihm künstlerisches Weltbürgertum erworben hat; von welchen jeder, wenn auch in sehr ungleichem Grade, den modernen Geist vertritt; und — der Universellste von allen — ihr Kritiker voran, der es verstanden hat, diese Vertreter der verschiedensten Länder und der verschiedensten Kunstformen unter einen Gesichtspunkt zu bringen. Das Prinzip des Kosmopolitismus, der Internationalität, findet in dem vorliegenden Werke Bekräftigung und feiert einen Triumph darin. Nicht daß in dessen Ausführungen dieses Prinzip verfochten würde, es wird — was mehr ist — bestätigt. Ein Däne, der in deutscher Sprache französisches und englisches Schrifttum analysiert: was will man für einen klareren Beleg für die Thatsache, daß sowohl die Manifestationen des Geistes — namentlich des modernen — als dessen Verständnis über die Schranken der Landesangehörigkeit hinaussetzen.

Brandes erklärt, daß er nicht den Ehrgeiz hat, ein deutscher Schriftsteller im eigentlichen Sinne zu sein. Er ist es auch nicht. Er ist ein europäischer Schriftsteller, der sich der deutschen Sprache bedient. Er spielt auf einem Klavier — das er übrigens vollkommen in der Macht hat — nicht um Klavierstücke, sondern Musikstücke zu Gehör zu bringen. Ebenso gut könnte er das Vorgetragene auf der Geige, nämlich in französischer Sprache, vortragen; es fänden sich da keine für ein anderes Instrument berechnete Effekte, keine unübertragbare Passagen — nichts als eine Melodie, die durch jedes beliebige Instrument, vorausgesetzt, daß es gleich künstlerisch beherrscht wird — zu gleicher Geltung gebracht werden kann. Ich glaube, das Buch ließe sich mühelos in ein analoges Englisch oder Französisch übersetzen, ohne eine Nüance seiner beabsichtigten Wirkung einzubüßen. Natürlich nur in ein Französisch oder Englisch, wie es die „modernen Geister“ schreiben; wie es in den Werken der Spencer, der Taine, durch die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek“ zu den geistigen oberen Zehntausend sämtlicher Kulturnationen spricht. Klarheit, Knappheit und Glanz sind die Merkmale jener Sprache, die ich meine, gleichviel ob der deutsche, der italienische oder der — dänische Wortvorrat dazu verwendet wird. Das Hauptgeheimnis dieser Sprache — oder sagen wir dieses Stils — ist, daß in jedem Satze etwas gesagt wird, daß nicht mehr Wortfolgen darin enthalten sind, als Gedanken, und daß daher jeder Satz in ein beliebiges anderes Idiom übertragen werden kann, ohne von seinem Gehalt und seiner Schönheit zu verlieren. Ich werde später Stellen aus Brandes' Buch anzuführen

Gelegenheit haben, und der verschiedener Sprachen kundige Leser wird das eben Gesagte — indem er die Stellen in Gedanken übersetzt — daran erproben können; zugleich aber erkennen müssen, daß des Autors Deutsch — obzwar nicht spezifisch deutsch — doch nicht im geringsten undeutsch ist. Im Gegenteil; die Fremdworte sind ohne allen Zwang vermieden; dem deutschen Sprachgeist selber werden mit anmutiger Gewandtheit neue Ausdrücke abgewonnen, die den Sprachschatz um manches Kleinod bereichern. Wenn z. B. von der Akademie gesprochen wird, als von einer „Vergoldungsanstalt der Mittelmäßigkeit", oder andererseits als einer „Ritterwacht des Lichts", so ist mit dieser letzten Zusammenstellung ein im deutschen Diktionär zwar nicht auffindbares, aber tadellos schönes Wort geschaffen; ein Wort, dessen Schönheit auch wieder darin besteht, daß mehr Ideen als Silben darin enthalten sind. So an einer anderen Stelle die Bezeichnung für die heiteren Weisen eines Dichters „frischer, luftreinigender Lachgesang". Für Leser, die an dem Gefunkel geschliffener Sprachfassetten ihre Freude haben, hält das Buch fast auf jeder Seite solche Freuden bereit. Doch, eingedenk der von Brandes selber aufgestellten Lehre, „daß es viel vernünftiger ist, einen Autor zu schildern, als ihn zu loben", will ich fortan den Ausdruck der Bewunderung zurückdrängen, die mir das vorliegende Werk eingeflößt hat, und versuchen, letzteres einigermaßen kennen lernen zu lassen.

Man kann in dem Buche ein zweifaches Interesse befriedigen. Einmal dasjenige an den darin vorgeführten Persönlichkeiten, von deren Werken und Individualitäten man hier weiten Überblick und tiefen Einblick gewinnt, und zweitens das Interesse an den Kritiker selber, der als solcher bekanntlich einen hohen Rang einnimmt und dessen Eigenart hier deutlich zu Tage tritt. Nicht alle die vorgeführten Größen sind „moderne Geister" im eigentlichen Sinn des Worts — so gehört der romantische Tegnér wohl kaum in diese Kategorie —, aber durchaus modern ist die Methode, nach welcher sie alle unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht werden; durchaus modern auch die Weise der Analysierung — man könnte fast sagen der Experimentation — die an ihnen vorgenommen wird. Die verschiedenen Talente werden nicht, wie das so alter Brauch war, als Gottesgnadenwunder betrachtet und in allen ihren Manifestationen gelobt, beziehungsweise getadelt; es wird nicht, je nach dem empfangenen Eindruck, dieses und jenes verhimmelt und verlästert, dies und jenes hinzu und hinweg gewünscht; nein, Brandes sieht in jeder Individualität, also auch in der künstlerischen, ein organisch zusammenhängendes Ganzes: „Ihre Schwäche in dem einen Punkt bedingt ihre Stärke in dem

anderen; die Entwickelung jener Fähigkeit verursacht die Hemmung dieser Fähigkeit, und es ist unmöglich, etwas einzelnes zu verändern, ohne die ganze Maschinerie zu verändern und zu stören." Die Eigenschaften des Dichters werden untersucht und geprüft, um aufzudecken, wie die eine notwendig aus der andern folgt, oder die andere ausschließt, und welche darunter die übrigen beherrscht; der Dichter wird bei der Arbeit belauscht, indem man z. B. nachspürt, wie er zu Werke geht, wenn er einen älteren Stoff benützt; und aus solchen und ähnlichen Indizien wird geschlossen, was den Grundtypus oder — um es bildlich auszudrücken — was die Spiralfeder des ganzen künstlerischen Räderwerkes abgibt. Brandes verfährt, wie man sieht, nach der naturwissenschaftlichen Methode und steht — wie dies ja selbstverständlich bei einem „modernen Geist" der Fall sein muß — ganz und gar auf entwickelungswissenschaftlichem Boden. Das Auffallende ist hierbei, daß er seinen Standpunkt, den er nie verläßt, nie hervorkehrt. Obwohl von naturwissenschaftlicher Denkart durchdrungen, wird in dem Buche das Wort Naturwissenschaft höchstens vorübergehend erwähnt, und es ist da weder von Darwin und Häckel noch von Evolution und Selektion die Rede. Gerade so wie es ja durchweg christlich gedachte Bücher gibt, in welchen Gott Vater und Gott Sohn, Sündenfall und Erlösung gar nicht besprochen werden. Und diese Art ist eigentlich die vorgeschrittenere. Sie zeigt an, daß des Autors Überzeugungen selbständig in ihm fortleben, und daß er bei seinem Publikum das Verständnis derselben voraussetzt. Er hält es weder für nötig, seine eigenen Ideen auf ihre Grundsätze zurückzuführen, noch diese Grundsätze dem Leser erst zu demonstrieren. Auf diese Art bewegt sich der Vortrag mit überlegener Ruhe weiter, ohne jemals den pathetischen oder den didaktischen Ton anzuschlagen. Es wird da nicht psalmodiert und nicht doziert — und desto sicherer wird der gleichdenkende Leser begeistert und belehrt.

Die naturwissenschaftliche Denkart, die sich nach und nach aller Zweige menschlichen Wissens bemächtigt, die bei den eigentlichen Naturdisziplinen, als Zoologie, Biologie u. s. w. begonnen, später aber die moralischen und sozialen Wissenschaften ergriffen hat, weist nun als eine ihrer letzten Errungenschaften noch die Kunstkritik auf. Ein hervorragender Vertreter dieser Art Kritik ist Taine, der in seiner „Philosophie de l'art" als Ausgangspunkt seiner Methode die Erkenntnis bezeichnet, daß ein Kunstwerk nicht vereinzelt dasteht, daß daher die umgebende Ganzheit untersucht werden muß, von welcher das betreffende Werk abhängt, und aus welcher dasselbe sich erklärt. Brandes kennt

Taine — denn welche litterarische Größe kennt er nicht? — aber indem er die gleiche Methode anwendet, geschieht dies nicht in Nachahmung. Zwei Menschen, die von demselben Punkte ausgehen und dasselbe Ziel vor Augen haben, müssen sich unterwegs begegnen und so manche Strecke nebeneinander schreiten.

Die Aufgabe der naturwissenschaftlich betriebenen Kunstkritik läßt sich in wenigen Sätzen formulieren. Es heißt, die verschiedenen Erscheinungen in ihrem Zusammenhang zu erklären, ihr geschichtliches Werden zu verfolgen, ihre Beziehungen zueinander und zu der Außenwelt zu erkennen und die Gesetze zu finden, denen sie gehorchen. Aber wenngleich diese Aufgabe nur in rein wissenschaftlichem Geist gestellt ist, die Ausführung bedarf auch eines künstlerischen Geistes. Um die Empfindungen des Dichters, dessen Werke der Kritik vorliegen, unter den Augen des Lesers als Versuchsobjekte funktionieren zu lassen, muß der Experimentator dieselben bis zu einem gewissen Grade nachempfunden haben; die Gluten, die Thränen, die Träume, die er aus den Dichtungen hervorholt, um ihren Ursprung zu erklären und ihre Wirkung zu schildern, er muß — und sei's nur für Augenblicke — in denselben mitgeglüht, er muß sie mitgeweint und mitgeträumt haben. Aber diese Gefühlsregungen sollen dem Vortrage vorangegangen und nicht mehr in demselben enthalten sein. Die Kritik selber wird nicht in feurigem, weinerlichem oder träumerischem Tone vorgebracht, sondern mit streng wissenschaftlicher Kaltblütigkeit. Die Flügelrosse der beurteilten Dichter werden da dem Publikum an der Longe vorgeführt, und während man ihre Gangart erklärt, während man über ihre Abstammung, ihre Temperamente dissertiert, muß man sie mit strammer Hand am Zügel halten und nicht etwa versuchen, sich selber in den Sattel zu schwingen.

So verfährt Brandes. Sein Buch kann als eine Schule der Kritik dienen, obwohl er die beiden Dinge, die bisher allgemein als Rezensionsinstrumente gebraucht werden — Lob und Tadel — niemals in Anwendung bringt.

Ein gut getroffenes Porträt ist zugleich ein wertvolles Gemälde. So bieten hier die Bilder Heyses, Ibsens, Turgenjeffs, Renans u. s. w. nicht nur die sprechenden Konterfeis hochinteressanter Charakterköpfe, sondern auch eine kleine Galerie von Kunstwerken, aus welchen der interessante Charakter des Malers hervortritt. Wenn eine Zeit käme, wo einige der porträtierten Originale vergessen wären, so behielten die Bilder ihren Wert durch den unterzeichneten Namen des Porträtisten, wie dies

bei unseren Van Dyks und Rembrandts der Fall ist, von welchen wir nicht wissen, wer dazu Modell gestanden hat.

Daß die Aussprüche des Autors ihre Richtigkeit und ihre Wirkung nicht nur in bezug auf das Verhältnis zu ihrem Gegenstand haben, sondern daß ihnen selbständige und allgemeine Geltung zukommt, das hat seinen Grund in der Methode. Wer die einzelnen Erscheinungen auf ihre allgemeinen Ursachen zurückführt, wer sich auf den frei- und hochragenden Standpunkt wissenschaftlicher Forschung stellt und von da aus den Blick nach dem ganzen Horizont der bisher errungenen Wahrheit schweifen läßt, wer dabei über jegliche Borniertheit nationaler und sonstiger Vorurteile sich erhoben hat, der wird in allem, was er von A und von B spricht, immer noch vieles sagen, was über A und B weit hinausreicht. Und so kommt es, daß, wenn man das Brandessche Buch an was immer für einer Seite aufschlägt, irgend ein Satz, ein Bild, ein Wort zu finden sein wird, das — gleichviel ob es sich nun auf Flauberts Romane oder Andersens Märchen bezieht — durch seine innere Schönheit auffällt. Nichts leichter, als da einen ganzen Korb voll sogenannter „Goldkörner“ zu sammeln Die prägnante und knappe Form, in welche der Autor seine Gedanken zu fassen liebt, trägt noch dazu bei, seinen Aussprüchen den Charakter abgerundeter Aphorismen zu geben.

Lassen Sie uns den Versuch anstellen; trennen wir die Citate durch Sternchen, wie das so Aphorismenbrauch, und sehen wir zu, was sich da ergibt.

*

Die Macht, der man selbst als Künstler gehorcht, wird notwendig die Macht, welche man in seinen Werken auf den Ehrenplatz erhebt.

*

Es gehört Mut dazu, Talent zu besitzen. Man muß wagen, sich seiner Inspiration anzuvertrauen; man muß überzeugt sein, daß der Einfall, welcher einem durch das Hirn schießt, gesund ist, daß die Form, welche einem als natürlich ansteht, selbst wenn sie neu ist, ein Recht hat, sich geltend zu machen.

*

Es kommt in allen Ländern ein gewisser Zeitpunkt, wo die Litteraten plötzlich das gleichsam entdecken, was lange unbemerkt in der Gesellschaft gelegen hat. So wird in einer Litteratur nach und nach der Bürger, der Bauer, der Student u. s. w. entdeckt. Zu Platons Zeit war das Weib noch nicht geoffenbart.

*

Der Dichter empfängt den Mut, ein Talent zu äußern, indem hunderttausend dumpfe Stimmen rings um ihn her seine Berufung verstärken; indem der Strom, wider den er zu schwimmen droht, ihn zu seinem Ziele schaukelt und hinträgt.

*

Um den glücklichen Dichter steht eine Schar, die mit weniger Glück in derselben Richtung, wie er, arbeitet, und um diese Schar tummeln sich die Völker als stumme, aber teilnehmende Mitarbeiter. Denn das Genie ist wie ein Brennspiegel; es sammelt und vereint die weit zerstreuten Strahlen. Es steht niemals allein. Es ist nur der herrlichste Baum im Walde, nur die höchste Ähre in der Garbe, und man erkennt es erst in seiner wirklichen Bedeutung und in seiner wahren Stellung, wenn man es an seinem Platze gesehen hat.

*

Die französische Satire ist ein Stoßdegen mit einem vorläufigen Knopf. Sie hat in Tartüffe, Candide und Figaro Revolution vor der Revolution gemacht. Das Gelächter ist Frankreichs älteste Marseillaise.

*

Alle Kunst enthält eine Antwort auf die Frage: was ist der Mensch?

*

. . . Es ist überhaupt sonderbar mit der ästhetisch-systematischen Rangordnung; es ergeht einem mit ihr, wie mit der Rangordnung im Staate: je mehr man darüber nachdenkt, desto ketzerischer wird man. Vielleicht kommt es daher, weil Denken überhaupt gleichbedeutend ist mit Ketzer sein . . .

*

Die Ideen stammen nicht von dem Dichter her; sie tauchen auf bei der Arbeit der Denker und Forscher; sie treten hervor als große, geniale Ahnungen von den Verhältnissen und Gesetzen der Wirklichkeit; sie gestalten sich unter naturwissenschaftlichen Versuchen, unter historischer und philosophischer Forschung; sie wachsen, läutern sich und erstarken im Kampf für und gegen ihre Wahrheit, bis sie, wie die Engel der Bibel, ihre Schwingen entfalten, zu „Mächten, Thronen, Herrschaften“ werden, und die Zeitgenossen beherrschen.

*

Die echten Dichter werden, während die Ideen im Wachsen begriffen sind und sich durchkämpfen müssen, von ihnen erfaßt und stellen sich mitkämpfend auf ihre Seite; sie werden hingerissen und können nicht anders; sie verstehen, ohne immer gelernt zu haben.

*

Die schlechten Poeten, jene, welche nichts anderes vom Dichter an sich haben, als die ererbte oder erworbene Routine, haben kein Ohr für das dumpfe Tosen der Ideen, die unter der Erde ihre Minen graben, kein Ohr für ihren Flügelschlag in der Luft.

Sämtliche hier angeführten Stellen enthalten Aperçus aus dem Gebiete des litterarischen Schaffens. Und da das Buch diesem Gegenstande gewidmet ist, so müssen solche Stellen selbstverständlich vorwiegend darin vorkommen. Aber es fehlt auch an noch allgemeineren Sätzen nicht, die sich an die litterarischen Erörterungen zwanglos anknüpfen. Da ist z. B. von einem Andersenschen Märchen die Rede, von einem wilden Schwan, der in den Gartenteich sich niederläßt, wo er Brot und Kuchen bekommt und die alten Schwäne sich vor ihm neigen. „Mögen sie sich neigen," fügt Brandes hinzu, „aber möge man nicht vergessen, daß es etwas gibt, was mehr wert ist, als die Anerkennung aller alten Schwäne und Gänse und Enten, mehr wert, als daß man als Gartenvogel Brotkrumen und Kuchen erhält: das stille Dahingleiten und der freie Flug!"

Gestützt auf das vom Autor selber aufgestellte Axiom, daß die Macht, welcher ein Künstler den Ehrenplatz in seinen Werken anweist, auch diejenige ist, welche ihn am meisten beherrscht, können wir auch einem Kritiker ins Innere schauen und erfahren, welcher Macht er gehorcht, was ihn am gewaltigsten anzieht, wenn wir die Worte prüfen, die er citiert. Naturgemäß wird er nur solches anführen, was Kraft der Übereinstimmung mit der eigenen Denkungsart ihn am lebhaftesten frappiert hat, oder was ihm doch, wenn er auch anders denkt, auf diejenige Weise ausgedrückt erscheint, die seinem Verständnis und seinem logischen oder ästhetischen Bedürfnissen am besten entspricht — auf eine Weise, in der er das Gesagte am liebsten selbst gesagt hätte. Ein Citat gilt so viel als eine Gegenunterschrift. So lasse ich hier noch eine kleine Lese der von Brandes angeführten Dichterworte folgen und biete so von „modernen Geistern" den Lesern eine Quintessenz.

Auf Schritt und Tritt sich aufzupassen,
Was soll es frommen?
Wer nicht wagt, sich gehen zu lassen,
Wird nicht weit kommen. Paul Heyse.

*

Man könnte ebenso gut ein geflügeltes Insekt mit einer Keule zu treffen versuchen, als wie mit den groben Klauen des Syllogismus die Wahrheit in einer Geisteswissenschaft fassen wollen. Die Logik ergreift die Nüancen nicht, aber die moralische Wahrheit beruht ganz völlig auf Nüancen. Es nützt deswegen nichts, mit der plumpen Gewaltsamkeit eines wilden Ebers sich auf die Wahrheit loszustürzen — die flüchtige und leichte Wahrheit entschlüpft und man verliert nur seine Mühe.

E. Renan.

*

Mein Reich ist so groß wie die Welt und meine Begier hat keine Grenzen. Ich gehe immerfort vorwärts, Geister befreiend und Welten wägend, ohne Furcht, ohne Mitleid, ohne Liebe und ohne Gott. Man nennt mich die Wissenschaft. (Hilarion in „Tentation de St. Antoine".)

Flaubert.

*

Das Seltene ist fast immer das Schöne. Goncourt.

*

Mitten in einem Saale in der Tiefe der Erde sitzt tiefgrübelnd ein Weib, von einem weiten grünen Gewande umwallt.

Ich verstand gleich, daß dieses Weib die Natur war, und meine Seele wurde wie von einer plötzlichen Kälte, einer heiligen Furcht befangen.

Ich näherte mich der sitzenden Frau, und nachdem ich sie ehrerbietig begrüßt hatte, rief ich:

„O, unsere gemeinsame Mutter, woran denkst du? An das künftige Schicksal der Menschheit? An die Bedingungen, die notwendig sind, damit sie die höchstmögliche Vollkommenheit, das größtmögliche Glück erreichen kann?"

Das Weib wendete langsam seine dunklen, durchdringenden, schrecklichen Augen gegen mich; ihre Lippen öffneten sich halb und ich hörte eine Stimme, die klang, wie wenn Eisen an Eisen stößt:

„Ich denke daran, wie ich den Beinmuskeln der Flöhe größere Kraft

geben kann, damit sie leichter den Nachsetzungen ihrer Feinde entgehen. Es ist kein Gleichgewicht mehr zwischen Angriff und Verteidigung; das muß hergestellt werden."

„Was?" stammelte ich, „dies ist es, woran du denkst? Aber wir Menschen, sind wir nicht deine Lieblingskinder?"

Sie zog die Brauen zusammen. „Alle Tiere sind meine Kinder," sagte sie, „ich sorge gleich viel für sie alle und ich rotte sie alle auf dieselbe Weise aus.

Turgenjeff.

*

Das Wesen des Weibes ist eine Hingebung, deren Form Widerstand ist.

Kierkegaard.

*

Glaubt nicht, was euch ins Ohr die Trägheit flüstert,
Es sei der Streit zu hoch für eure Kräfte
Und werde ausgekämpft wohl ohne euch.
Allein gewinnt der Feldherr nicht die Schlacht,
Für ihn gewinnen sie die tiefen Glieder.

Esaias Tegnér.

*

Poesie ist die Gesundheit des Lebens — ein Freudensprung aus den Grenzen des Alltagslebens hinaus.

Björnstjerne Björnson.

*

(Aus einem Kalender, worin der Herausgeber sich von anerkannten Dichtern für jeden Monat ein Gedicht ausgebeten hatte.) Björnson schrieb:

Ich wähl' mir den April
Wo Altes bricht zusammen,
Und Neues Wurzeln, feste,
Bekommt, bei Krach und Flammen
Nicht Frieden ist das beste
Nein — daß man etwas will!

Ich wähl' mir den April,
Er stürmt, daß alle beben,
Er lächelt, schmelzt und blitzet,
Da regt sich neues Leben,
Weil er Genie besitzet,
Und Sommer bringen will.

*

. . . Die Begriffe verlangen nach einem neuen Inhalt und nach einer neuen Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, wie zur Zeit der seligen Guillotine. Dies ist's, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äußerlichen, im Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, das ist das Revoltieren des Menschengeistes.

Henrik Ibsen.

Ja, das Revoltieren des Menschengeistes ist es, worum es sich handelt und das ist es auch, was aus allen diesen Dichterworten verheißend herausklingt. Das ist's, wozu in Augenblicken erschlaffender Kraft der Denker sich selber anspornt, wenn er gefallene Blätter und gedorrte Halme also sprechen läßt:

Wir sind die Gedanken,
Die du hättest denken sollen,

— — — — — —

Wir strebten nach vollen,
Rauschenden Chören,
Und müssen hier rollen,
Wer mag uns hören?

— — — — — —

Wir sind das Feldgeschrei,
Das du hättest verkünden sollen;
Im matten Einerlei
Hast du's nicht finden wollen.

— — — — — —

Die Werke sind wir,
Die du zu üben säumtest;
Doch geknickt sind vom Wind wir,
Während zweifelnd du träumtest.

H. Ibsen.

Doch sie träumen nicht, die modernen Geister. Sie arbeiten sich hinan, trotz allen Widerstandes, den ihnen die Trägheit der Massen und die Anstrengungen der Reaktion in den Weg legen. Und so werden sie ihr Ziel erreichen, wie jene wackeren, felserklimmenden Pflanzen in dem kleinen Märchen, womit Björnson seine Bauernnovellen eröffnet, und von dem uns Brandes (der ja selber zur Gattung Wachholder gehört) folgenden Auszug gibt:

... Wacholder, Eiche, Föhre, Birke und Heidekraut entschließen sich, den nackten Felsen, der vor ihnen liegt, zu bekleiden. Die Versuche mißlingen lange: es ist deutlich genug, der Felsen will nicht bekleidet werden; so oft die Bäume sich ein wenig hinaufgearbeitet haben, kommt ein Bach, der zum Strom wächst und alles hinunterwirft. Sie fangen aber immer wieder von neuem an.

So war der Tag endlich gekommen, wo das Heidekraut mit einem Aug' über die Felsenkante hinwegsehen konnte: „O jeh! o jeh! o jeh!' sagte das Heidekraut, und weg war es. „Lieber, was ist's, das das Heidekraut sieht?" sagte der Wacholder und kam so weit, daß er hinüber gucken konnte: „O jeh! o jeh! o jeh!" schrie er und war weg. Als endlich Föhre und Birke sich hinaufgearbeitet haben und den Kopf über den Felsen empor kriegen, rufen sie: „O jeh — steht nicht ein großer Wald aus Föhren und Wacholder und Birken in der Ebene dort und erwartet uns?" — Sie begegnen der Arbeit, die von der anderen Seite gemacht worden ist, um den Felsen zu bekleiden.

„Ja, so ist es, wenn man vorwärts strebt," sagt der Wacholder.



Die Ungespundeten und das Theater.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Vorbemerkung. Auf vielfache Anfragen diene zur Nachricht, daß die „Ungespundeten" eine zwanglose litterarisch-künstlerische Gesellschaft in München bilden mit dem Stammsitz im „Klosterbräu". An dem folgenden Gespräche nahmen teil, außer einem Gaste: der Professor, der Redakteur, der Maler, der Baron, der Bankdirektor, der Oberst.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Das muß ich sagen: so viel wir auch den Chinesen schon abgeguckt haben, im Theater sind sie uns noch hundert Nasenlängen voraus, und es wäre gewiß vorteilhaft für unsere weltbedeutenden Bretter, wenn wir sie nach chinesischen Mustern umhobeln würden.

— Das Theater auch noch? Mir ist Deutschland auch so schon chinesisch genug.

— Bei Gott! ja. Daß Ludwig II. von Bayern nicht mehr dazu gekommen, sein geplantes Chinesenschloß auf dem Falkenberg zu bauen, hat uns um das Vergnügen gebracht, von Fürstenhand auf weithin leuchtender deutscher Bergeshöhe ein schönes Symbol errichtet zu sehen ...

— Es ist noch nicht aller Tage Abend.

— Ihr irrt, wenn ihr meine Hochachtung vor den Chinesen in parodistischem Sinne deutet. Ich spreche vollkommen ernst und überzeugt, wenn ich sage, daß das chinesische Theater als solches ein mustergiltiges Institut ist.

— Für Chinesen!

— Das ist es eben: freilich für Chinesen! Für wen denn? Das ist ja sein ungeheurer Vorzug, daß es seine Aufgabe so vollkommen erfüllt, aus dem Volke für das Volk zu sein, was jede echte Bühne sein soll: die getreueste Spiegelung des eigenen Wesens, die unverfälschte Darstellung des eigenen Volkstums. Die Chinesen erfreuen sich einer so eminent nationalen Bühne wie kein europäisches Kulturvolk, das deutsche am wenigsten, trotz Lessing und Schiller. Wir haben höchstens eine internationale Mischmasch-Bühne.

— Nationale Bühne, das müßte sich bei uns auch schön ausnehmen! Eine interessante Spiegelung, wenn wir unser heutiges öffentliches Leben, unsere Politik mit ihren windigen Parteikämpfen, Tabaks- und Schnapsmonopol-Krakehlereien und ähnlichen Herrlichkeiten noch theatralisch abspiegeln wollten! Wenn wir freilich auf der Bühne die Vorhänge vom Alkoven der sogenannten großen Politik auseinanderschlagen dürften und zuschauen, was da im Namen der Volksbeglückung für Prinzipien-Unzucht getrieben wird, oder wenn wir den Ultramontanen, den Agrarier und tutti quanti bei schönen Weibern und beim schäumenden Sekt überraschen könnten, während sie von der Klostermoral, von der gefährdeten Religion, vom sozialen Notstand u. s. w. gar erbaulich deklamieren . . . Oder wenn wir gewisse Musterknaben der Regierungspresse in ihrer Chamäleons-Verwandlungsfähigkeit vorgesetzt bekämen! Die politische Lüge! Das gäbe ein Stück Leben! Dafür, scheint's, ist einstweilen unser Parlament da. Wer sich für diese Komödie interessiert, kann hingehen. Mir graust schon, wenn ich nur die Zeitungsberichte darüber sehen muß — sie zu lesen, dazu ist man zum Glück nicht gezwungen, das ist eins von den paar Restchen Freiheit, die man uns noch gelassen.

— Bei christlichen Völkern kann sich überhaupt keine nationale Bühne halten. Das Urwüchsig-Nationale wird immer wieder vom importierten Christentümlichen und seiner Bonzen Allgewalt niedergeduckt. Die Spanier und Engländer haben den Versuch gemacht: haben sie etwas Dauerndes zu stande gebracht? Auch in Kunstangelegenheiten behielt

immer und überall der Beichtvater das letzte Wort. Alle Theaterspielerei ist ja aus dem religiösen Kultus hervorgegangen ...

— Pardon, daß ich unterbreche: das ist auch ein wesentlicher Unterschied und Vorzug, daß das chinesische Theater durchaus profanen Ursprungs und **nicht** wie alle übrigen, die christlichen, griechischen, indischen u. s. w. aus dem religiösen Kultus hervorgegangen ist.

— In Europa haben doch die **Franzosen** eine wirkliche und wahrhafte nationale Bühne?

— Ja, sie bilden sich's ein! Ein nationales Konversationsstück haben sie — nichts weiter. Damit haben sie freilich einen verhängnisvollen Einfluß auf die Bühnen der anderen Länder ausgeübt. Ihr sonstiger Theaterspaß hat zwar nationale Eigenart, aber er erfüllt nicht das, was Shakespeare als den Zweck aller dramatischen Dichtung bezeichnet.

— O diese Franzosen! Da ist man nie vor Überraschungen sicher: der Déroulède mit seinem Boulanger wird ihnen schon noch ein ganz spezifisches Patriotentheater erfinden.

— Und unsere Tausendkünstler von Theaterdirektoren werden sich's sofort gegen schweres Geld ins Deutsche übersetzen lassen und wir werden die Revanchetiraden und die Invektiven der Patriotenliga mit teutonischen Beifallssalven begrüßen. Unser vaterländischer Charakter erlaubt uns das. Wir Deutschen bleiben immer — deutsch. Aber es ist danach.

— Und die Chinesen bleiben chinesisch, und das ist vortrefflich. Man glaubt nicht, was dieses bezopfte Volk mit seiner trockenen, philisterhaften Verständigkeit für einen unbändigen Theaterteufel im Leibe hat. In ihren Zauberdramen (unsern Possen entsprechend), besonders aber in ihrem pikanten Intriguen-Lustspiel entwickeln sie eine so souveräne persiflierende Kritik, daß einem deutschen Mandarinen die Haut schaudern würde. Schrankenlos wendet sich diese Kritik gegen die Staatsreligion, gegen die Moralphilosophie des Konfuzius, gegen einzelne Glaubensartikel der Buddhisten u. s. w. Für sie gibt's nichts Heiliges, nichts Unantastbares. Nun vergleiche man diese kritische Komik des chinesischen Theaters beispielsweise mit den Possen des modernen Theaters in Europa! Wie lächerlich nichtssagend, belanglos sind diese — wie gewaltig ist die sitten- und kulturgeschichtliche Bedeutung der chinesischen Schwänke! Die dümmste chinesische Zauberposse atmet noch mehr aristophanischen Geist, als das gesamte europäische Possenrepertoire von heute.

— Dafür werden meines Wissens in China die Schauspieler mit den Sklaven, Packträgern und Kurtisanen zur niederen Klasse gerechnet, welche den vier ehrbaren Klassen der Bevölkerung entgegengesetzt wird.

— Ist bei uns auch nicht viel besser, wenn man den Dingen auf den Grund sieht und sich nicht von der konventionellen Schönthuerei belügen läßt. Es ist noch nicht zu lange her, daß Hackländer seinen Roman „Weiße Sklaven“ aus dem Theaterleben herausschrieb. Hat sich was mit der Herrlichkeit unserer Theaterprinzen und Theaterprinzessinnen! Man zeichnet einige Größen aus, die gerade in Mode sind — thut herablassend gegen das wirkliche, beifallumbrauste Talent, so lang es jung, schön und nicht zu spröde — und dann heißt's mit dem ganzen Bewußtsein spießbürgerlicher Überhebung: alter Komödiant, alte Komödiantin! Der Kastengeist ist bei uns nicht weniger frech entwickelt, als bei den Chinesen, nur weiß er sich zu Zeiten besser zu maskieren.

— In großen Kunstzentren, Paris, Wien zum Beispiel, steht's bei der wirklich vornehmen Gesellschaft nicht ganz so schlimm. Ich erinnere daran, daß die Wolter von der österreichischen Kaiserin dem russischen Zaren nicht als Gräfin O'Sullivan, sondern als Frau Wolter vorgestellt wurde, mit der feinen Motivierung, daß es Gräfinnen genug, aber nicht viele Wolter gebe. Übrigens —

— Geht mir: Komödianten sind wir alle! Je höher hinauf im Rang, desto größer die Komödianterei!

— Und abwärts ist es nicht viel besser, nur sind die Masken geist- und geschmackloser, die Kostüme fadenscheiniger und das Spiel plumper. Ebenbürtigkeit, Gleichheit, Demokratismus — lauter eingelernte Rollen, um dem süßen Pöbel eine angenehme Täuschung zu bereiten.

— Weil nun doch alles Komödie ringsum — Ibsen nennt's die Lebenslüge — so finde ich die Zimperlichkeit lächerlich, ja unmenschlich, tierisch, mit der man wehrt, daß das ganze, volle Leben mit seiner Oberfläche, seiner Tiefe und seinen verborgenen Höhlen auf die Bühne gebracht werde. Ich denke mir's großartig: da sitzt das Volk im Theater und läßt sich sein ganzes Leben in künstlerischer Abbreviatur vorspielen, und es weint und lacht und ist tiefsinnig und starr und ruft am Schluß: Bravo! ja, das war's, das war die Wahrheit, das war der treue Spiegel des Lebens — erhaben, schön, dumm, gemein, rührend, ekelhaft, aber echt!

— Das Echte erträgt eben nur ein sehr kluges, sehr geistreiches Volk, z. B. die Chinesen. Wir ertragen es nicht, oder unsere Führer, Vormünder, Hirten ertragen es nicht — was bei unserer Gesellschaftsordnung auf das Gleiche hinausläuft — und darum haben wir es nicht. Wir bekommen nur gefälschte Ausschnittchen vom wirklichen Lebensbild und die wichtigsten Gebiete, z. B. das Religiöse, Kirchliche u. s. w., sind dem Theater ganz verschlossen. Der beschränkte Unterthanen- und Kirchen-

gänger-Verstand könnte ja aus seiner Dumpfheit aufgerüttelt werden; er könnte plötzlich Leidenschaften, Energieen bekommen, wenn das Theater die Fackel schwenkte und die Enge und die höheren Wege, die hinaus- und hinaufführen, hellstrahlend beleuchten! Erlaubt ist nur das Unschuldige. Und was ist unschuldig? Das Ungefährliche. Darum muß das Theater mehr und mehr verkommen. Es muß eine Anstalt für Volksversimpelung werden mit seinem insipiden Repertoire-Geleier, mit seinen 999 Variationen über das abgespielte Motivchen: Liebe, Ehe und Ehebruch.

— Großer Unzufriedener, denken Sie doch nicht so polizeiwidrig! Wie kann man nur so unzeit- und unortsgemäß sein! Ich sage Ihnen, das Theater, wie es ist, ist gar nicht so übel für Leute, die ein angenehmes Freibillet oder so viel Taschengeld haben, sich einen guten Platz zu kaufen. Ich z. B. habe weder das Eine noch das Andere. Meine Mittel als zweifacher Familienvater erlauben mir nicht, drei bis fünf Mark für einen annehmbaren Theaterplatz zu opfern. Mein Leutnant und meine „höhere" Tochter würden ein schönes Gesicht machen, wenn sich der „Alte" diesen Griff in „ihre" Kriegskasse erlaubte. Für Eltern, die nur noch das Portemonnaie und das Tischleindeckdich für ihre Kinder sind, ist somit bei den heutigen schweren Zeiten die Theaterfrage rasch erledigt. Punktum.

— Bei uns spitzt sich die Frage heute so zu: Luxustheater oder Volkstheater? Das Luxustheater stellt immer unerschwinglichere Ansprüche. Aber was es bietet, ist litterarisch, dramatisch, musikalisch und gesellschaftlich in der That meistens ein Luxus, den der gescheidte Mensch ohne Schaden entbehren kann. Der Spaß ist zu teuer. Und die Volksbühne, wie sie sein soll und sein könnte, haben wir noch nicht; sie ist noch im Stadium der Träume oder der tastenden Versuche. Wir Deutschen haben den Fehler, daß wir solche Sachen immer gleich zu hoch nehmen, vom Wolkensitz irgend eines unerreichbaren Ideals. Die Chinesen, ja, die Chinesen, die haben gut machen mit ihren mehr als fünftausendjährigen verbuchten Kulturerfahrungen; ihr litterarisches Theater wurde freilich erst im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begründet, allein fast dreitausend Jahre v. Chr. hatten sie bereits eine sehr kluge Oberintendanz der Musik und ein sehr vielseitig geschultes Ballet, das sich sogar an pantomimische Darstellung historischer Ereignisse wagen durfte. Im Vergleich zu diesem Volke sind wir ja noch die reinsten Wickelkinder der Kultur!

— Unsere Regierenden behandeln uns auch darnach!

— Nein, wir sind noch keine vollkommenen Chinesen, aber nur

Geduld, mit der Zeit werden wir's schon noch werden! Es wurde vorhin die Abneigung vor der Politik auf der Bühne ausgesprochen. Meines Erachtens mit Unrecht. Inzwischen mache ich einen Vermittelungsvorschlag: verpflanzen wir die theatralische Schaustellung unseres politischen Weltlebens ins Ballet! Dabei kann sich kein Dichter und kein Mime das Maul verbrennen — und das Unsagbarste wird von schöntrikotierten Beinen so poetisch und zweifelsohne zugleich ausgedrückt, daß es die helle Freude ist. Wie wunderbar anschaulich könnten da z. B. die verwickeltsten Beziehungen des Reichskanzlers zum Vatikan, der Kulturkampf, der Kulturfriede, das „Retablissement" der Ultramontanen u. dergl. in einer Reihe von pikanten Bildern und Reigen vorgeführt werden!

— Das Retablissement der Ultramontanen mit einer graziösen Solotour von Windthorst — das gäb' allerdings eine einzige Augenweide.

— Welch' eine Ausbeute müßte nicht überhaupt der jüngste Katholikentag von Trier einem schneidigen Librettisten bieten! Vorspiel: Fürst Bismarck ist überzeugt, mit Hilfe der Bischöfe und des Papstes das Zentrum zu sprengen. Erstes Bild: Weisheit und Friedensliebe Leo XIII. im Zusammenhange mit dem päpstlichen Interesse und Wohlwollen für das Gedeihen des preußischen Ketzerstaates. Zweites Bild: Die kampflustigen Zentrumsführer empfangen auf dem Trierer Katholikentag die enthusiastische Zustimmung der Bischöfe und den Segensspruch des Papstes für ihre neuen Kriegspläne gegen den Staat. Drittes Bild: Zentrum, Bischöfe und Papst sind zum äußersten entschlossen und proklamieren einmütig das famose „Retablissement" des Ultramontanismus. Viertes Bild: Erste glänzende Kampf- und Siegesszene — Sturz des staatlichen Schulaufsichtsgesetzes. Fünftes Bild: —

— Fünftes Bild: Die Ungespundeten und ihre Gesinnungsverwandten schwören feierlich das bayerische Klosterbier ab, bekehren sich zum alleinseligmachenden Lourdes-Wasser und wallfahrten mit „fliegenden Fahnen" ins Lager des Zentrums — oder sonst wohin, wo es gerade recht kulturfriedlich-christlich-germanisch zugeht.

— Sechstes Bild: Das gesamte Balletkorps entwickelt eine Riesentarantella zum Empfang der aus der Verbannung ins „Reich" zurückkehrenden Jesuiten. Siebentes Bild: Die bewußten „Knochen" des pommerischen Landwehrmanns helfen dem Papste die weltliche Herrschaft ....

— Erlangen, natürlich. Apotheose u. s. w. u. s. w.

— Ja, in China könnte sich so etwas wunderschön machen, auf den weltbedeutenden Brettern Deutschlands aber würden sich mit sothanen Tanzphantasieen Librettisten und Beinschwinger die Hälse brechen. Der-

gleichen Scherze kann man bei uns wirklich nur den — Politikern und Diplomaten gestatten; die sind absolut schwindelfrei und geübt in den gefährlichsten Pas.

— Nun dann schlage ich etwas ganz Unschuldiges vor: ein Tanzpoem über Büchmanns „Geflügelte Worte“, wobei ich mir das zeitgemäße „Lex mihi Mars“ als Schlußtableau mit elektrischer Beleuchtung in allen deutschen Bundesstaatsfarben besonders effektvoll denke. — —



Was man erlebt.

(Mit den Bildern und den Faksimiles von A. G. und B. von Suttner.)

Schloß Harmannsdorf, September 1887.

Mein lieber Freund Conrad!

Was man erlebt! Oder sollte ich richtiger sagen: Wie man erlebt wird? Doch ich will dir die ganze Geschichte mit allem Drum und Dran erzählen.

Kommt da neulich ein fremder Herr ins Haus geplatzt, — ein Doktor Rochus Pumpnigl, von dem ich mein Lebtag nichts gehört noch gesehen habe. Abgesehen davon, daß wir hier in unserer ländlichen Stille etwas „wild“ geworden sind, war uns dieser Fremdling um so unheimlicher, als er sich ohne Umstände zwischen uns beiden niederließ, zuerst meine bessere Hälfte (du weißt, daß das textlich zu nehmen ist), hierauf mich scharf fixierte (er trug Brillengläser, groß wie die Scheiben einer Elektrisiermaschine) und uns dann ersuchte, ihm einige „markante Züge“ aus unserem Leben mitzuteilen.

Was wollte der Mann eigentlich? War er etwa ein Narr, — oder vielleicht ein übereifriger Detektiv, der in mir einen Postdefraudanten witterte? Plötzlich stieg in meinem tiefsten Innern eine Vermutung auf, die mir die Schweißperlen auf die Stirn trieb. Damals war nämlich der Thronsessel von Bulgarien noch total vakant und da sich gerade die verschiedensten Apotheker, Rechtsgelehrten, Journalisten und sonstigen Fürstenmacher aus Sofia in Wien herumtrieben, so — — — „Entschuldigen Sie, Herr Doktor“ — unterbrach ich ihn, — „Ihr Name klingt zwar unverkennbar deutsch, — allein Ihrer Aussprache nach zu urteilen“ —

„Ganz richtig“, — fiel er mir in die Rede — „ich bin aus Galatz gebürtig.“

Da hatten wir's! Kein Zweifel: sie hatten sich verteilt und jeder suchte auf eigene Faust, einen Kandidaten aufzustöbern!

„Sie kennen doch Galatz?" frug er mich, verbindlich den Kopf zur Seite neigend.

„Nein, leider nicht. Wir haben uns jahrelang im Kaukasus aufgehalten — und da blieb uns nicht recht Zeit, das alte Europa eingehender kennen zu lernen." Während ich sprach, warf der Doktor einen prüfenden Blick nach dem kaukasischen Zelte, das ich zur Erinnerung an unsere Argonautenfahrt in einer Ecke des Arbeitszimmers aufgepflanzt habe.

„Sie lieben aber den Orient;" sagte er — „ich habe das aus Ihren Büchern ersehen."

„Zu gütig, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, meine Bücher zu lesen."

„Ich habe sie sogar mit Interesse gelesen, — obwohl ich nicht leugnen kann, das ich einiges daran ausstellen möchte."

„Einiges nur? Ich selbst stelle vieles aus."

„So hätte ich zum Beispiel den Anfang von Daredjan anders gemacht," und im Nu hatte er mir das Gerippe eines total verschiedenen Romanes dargelegt.

Ich dankte höflich für die Mühe, die er sich gab, und hielt es nun für zeitgemäß, auf den eigentlichen Zweck seines Besuches überzugehen: „Was halten Sie eigentlich von Bulgariens Zukunft, lieber Doktor?" frug ich lauernd.

Er sah mich einigermaßen befremdet über seine Brillengläser an, dann zuckte er wegwerfend mit der Achsel: „Von Bulgariens Zukunft?" Er knitterte das Sacktuch, das er eben in der Hand hielt, gewaltsam mit beiden Händen zusammen und steckte es hierauf mit Ostentation in die Tasche: „Das ungefähr, wenn ich Rußland wäre."

Ich glaube, mein Gesicht hatte sich nach dieser Pantomime bedenklich in die Länge gezogen, denn Doktor Rochus schmunzelte wohlwollend vor sich hin und sagte:

„Lassen wir das lieber und gestatten Sie mir, einige Fragen an Sie beide zu richten." Er erkundigte sich nun nach unseren vergangenen und gegenwärtigen Verhältnissen, verweilte längere Zeit bei einzelnen kleinen Episoden und kam mehrmals auf unsere schriftstellerische Thätigkeit zu sprechen, um dabei meiner Frau einige Anweisungen zu geben, wie sie gewisse Bücher hätte beginnen, fortsetzen und schließen sollen. „Man thäte gut, den Frauen von staatswegen zu verbieten, sich in die

Philosophie zu vertiefen, — verseichten — würde Leixner sagen; Sie kennen doch Otto von Leixner von der deutschen Romanzeitung?"

„Ich kenne ihn nur von den Vivisezierungsversuchen, die er an mir angestellt hat," erwiderte meine Gattin zitternd, denn sie fürchtet sich unbändig vor den christlich-ästhetisch-mystisch-philosophischen Lanzenstichen unserer zeitgenössischen Kreuzritter und -Knappen.

„Nun, in gewisser Beziehung sollten Sie seine Worte beherzigen; die Frau gehört in die Küche und nicht auf den Panther — heißt es irgendwo."

Wir blickten beide zerknirscht zu Boden, bis sich Doktor Rochus endlich erhob und nach seinem Hute griff: „Ich will Sie nicht länger stören."

Wie es auf dem Lande geboten ist, forderten wir ihn auf, zum Mittagessen unser Gast zu bleiben, aber er lehnte dankend ab und hielt meiner Frau die Rechte hin, mir zwei Finger der Linken, da die anderen drei die Hutkrämpe umklammerten: „Ich empfehle mich Ihnen."

„Noch eins, lieber Doktor!" rief ich ihm hastig nach — „Erklären Sie, bitte, ganz formell in meinem Namen, daß ich unter keiner Bedingung nach Bulgarien gehen werde."

Wieder traf mich ein forschender, mißtrauischer Blick, dann verschwand der Besucher hinter der Thüre.

Warum ich dir das alles erzähle, lieber Freund? Das sollst du sogleich erfahren: Wenige Tage später erhielt ich folgenden Brief:

„Geehrter Herr!

Ich befasse mich mit Nekrologen und Biographieen bekannter Persönlichkeiten. Zufällig auf einem Sommerausfluge in Ihrer Nähe begriffen, erfuhr ich Ihre Anwesenheit und benützte die Gelegenheit, um Ihnen einen Fachbesuch abzustatten.

Sie werden ohne Zweifel bemerkt haben, daß ich kein Mann der Phrase, sondern, wie man hier zu Lande sagt, ein g'rader Michl bin, darum halte ich es auch für meine Pflicht, Ihnen vor allem jede Illusion zu benehmen: gegenwärtig können Sie sich noch durchaus nicht schmeicheln, zu den „bekannten" Litteraten zu zählen; aber was nicht ist, kann werden, — und im Hinblick auf diesen Umstand (Sie müssen wissen, daß ich als vorsichtiger Mann auf die Zukunft hinaus arbeite; so ist beispielsweise die Biographie des künftigen mutmaßlichen Papstes schon fix und fertig) — also im Hinblick auf diesen Umstand

benützte ich den Zufall, der mich in Ihre Nähe führte, um Sie kennen zu lernen und einige Daten zu sammeln.

Ich höre soeben, daß Ihre Porträts in der „Gesellschaft“ erscheinen sollen (meiner Ansicht nach etwas verfrüht) und da stelle ich Ihnen nun beifolgenden Aufsatz zur Verfügung. Er kann ganz gut als Begleitartikel zu ihren Bildnissen dienen. Hochachtungsvoll

Doktor Rochus Pumpnigl.

P. S. Ich kann wohl rechnen, daß Sie auf ein Exemplar meiner „Kunst, Bücher zu machen“ zeichnen werden; der Subskriptionspreis beträgt 20 fl., die ich mittels Postanweisung einzusenden bitte. — —

Ich habe subskribiert, — und dir, lieber Freund, übermittle ich den beifolgenden Aufsatz. Du wirst hier und da in Parenthesen einige Bemerkungen finden, die von meiner Hand herrühren: ich glaubte mich verpflichtet, stellenweise Rektifikationen einzuschalten, damit den Lesern deines Blattes, unter denen wir, glaube ich, einige Freunde besitzen, nicht gewisse Übertreibungen, deren sich Doktor Pumpnigl schuldig gemacht hat, als Wahrheiten aufgetischt werden.

* * *

Ein österreichisches Schriftstellerpaar.

Wie alljährlich, stattete ich auch im Laufe des heurigen Sommers meinen Freunden Suttner auf Harmannsdorf meinen Besuch ab. — (Aufgeschnitten! Beabsichtigt er immer wiederzukommen?) Der Ort liegt auf dem Manhartsberge, 537 Meter hoch.

Als ich durch das Schloßthor trat, schlug die Uhr auf dem hohen alten Wartturme die Mittagsstunde. — (Falsch! An jenem Tage schlug sie überhaupt nicht, weil eines der Haupträder beim Uhrmacher in Behandlung war. Eine merkwürdige Uhr übrigens; ungemein selbständig: wenn ihr gerade der Raptus kommt, so schlägt sie um Mitternacht 197! Der Nachtwächter versichert, das habe etwas zu bedeuten.) — Ich traf das liebenswürdige Paar (Geschmacksache!), wie gewöhnlich, am gemeinschaftlichen Arbeitstische. Er war eben in einen kaukasischen Roman, einen „zahmen“, wie er mir sagte, vertieft, — sie arbeitete an einem größeren Werke, über das ich nichts verraten darf, — ich mußte mein Wort darauf geben.

„Wie ist Ihnen eigentlich die Idee gekommen, sich der Schrift-

stellerei zu widmen?" frug ich, nachdem wir einige alltägliche Phrasen gewechselt.

„Wie?" antwortete sie. „Ich möchte Ihnen mit Alphonse Daudets Valmajour erwidern: Ça nous est venu en entendant chanter le rossignol!"

„Ja, diese mingrelischen Nachtigallen!" fiel er ein, „die könnten einem so manches erzählen."

„Die Natur muß dort allerdings schön sein."

„Paradiesisch! — Zu gewissen Jahreszeiten wenigstens; im Mai wenn einem die Nachtigallen das Schlaflied singen und der Azaleenduft die Sinne betäubt, da müßte man wahrlich ein Marmorblock sein (unrichtig! ich sagte „Holzklotz"), wenn man sich nicht elegisch gestimmt fühlte."

„Ich dachte — schläfrig," unterbrach sie ihn lachend.

„Logischerweise ja, — aber oft waren Gesang und Duft so intensiv, daß von einem Schlafen nicht die Rede sein konnte."

„Bitte," mengte ich mich ins Gespräch — „ich will durchaus nicht die Ursache einer Kontroverse sein." Gewöhnlich beginnt der eheliche Disput mit solchen Lappalien.

Sie blickten mich erstaunt an: „Kontroverse? das hat es zwischen uns nie gegeben und wird es nie geben."

Ich erlaubte mir ungläubig zu lächeln.

„Ja, ja," versicherte er, — „es ist die vollste Wahrheit."

„Dann sind Sie kein normales Ehepaar!" konnte ich mich nicht enthalten, zu rufen. „Doch zur Sache: Sie haben sich also im Kaukasus die ersten Sporen verdient?"

„So ist es, und wir hatten das Glück, unsere Erstlingsarbeiten acceptiert zu sehen," bestätigte A. G. „Der erste Roman meiner Frau wurde von der deutschen Verlagsanstalt erworben, und meinen Roman ‚Daredjan' brachte Sacher-Marsch mit einer sehr wertvollen Besprechung in ‚Auf der Höhe'."

„Das war jedenfalls sehr ermutigend."

„Gewiß; umsomehr, als wir bis dahin in dem Wahne lebten, den übrigens viele teilen, daß zu derlei Dingen Protektion gehöre. Uns hat nie jemand protegiert; erst durch unsere Arbeiten haben wir uns in litterarischen Kreisen Freunde gemacht."

Ich sagte nichts, obgleich ich dieser Ansicht nicht beistimmen kann; habe ich doch selbst bittere Erfahrungen gemacht: mein erster und letzter Roman, den ich bescheidenerweise nur als „gut" bezeichnen will, liegt

mangels Protektion seit zehn Jahren im Pulte vergraben! — Ist das nicht ein trauriger Beweis für das Cliquenwesen? . . .

„Bitte nun, Verehrtester," — wandte ich mich an ihn — „erzählen Sie mir einiges aus Ihrem Vorleben; aus der Zeit, wo Sie noch nicht die Idee hatten, ins Land des goldenen Vließes zu wandern."

Er teilte mir jetzt bereitwillig einzelne Jugenderinnerungen mit. Wie er gestand, war er einer der trägsten Gymnasialschüler gewesen, die es geben konnte, und, wenn sich die Gelegenheit bot, der Range wie er im Buche steht. Seine Passion war von früher Jugend an das Lesen. Marryat, Walter Scott, Ainsworth, James, Cooper, Gerstäcker, Hackländer und noch viele andere wurden mit wahrem Heißhunger verschlungen; er lebte sich so in die Romane hinein, daß er und die Helden eine Person bildeten, und hatte er das Buch beendet, so war ihm das Bewußtsein, von seinen Lieblingen Abschied nehmen zu müssen, so schmerzlich, daß er regelmäßig noch einmal die ersten Kapitel vornahm, um sämtliche Personen wieder am Leben und bei bestem Wohlbefinden zu treffen; dann erst sagte er ihnen adieu. Im Parke hatte er sich verschiedene Schlupfwinkel zurechtgerichtet, in die er sich mit der griechischen Grammatik in der Hand — und einem Roman in der Tasche, — verkroch, um das verhaßte Lehrbuch beiseite zu schleudern und sich in die Unterhaltungslektüre zu vertiefen.

Sein Erzieher schüttelte dann nach Ablauf der Memorierungsstunde bedenklich den Kopf:

„So ein elendes Gedächtnis ist mir nie vorgekommen," sagte der gute Mann, der in der Überzeugung lebte, sein Schutzbefohlener habe die ganze Stunde hindurch über die Schönheiten der griechischen Sprache oder über die Erhabenheit des pythagoreischen Lehrsatzes nachgegrübelt. Je mehr Bücher er verschlang, um so größer wurde sein Appetit, und seine Bewunderung für die Männer, die solches geschrieben, nahm von Tag zu Tag zu. — „Wenn ich es einmal zu stande brächte, einen wirklichen Roman zu schreiben, das wäre das Ziel aller meiner Wünsche!" seufzte er oft, und eines Tages faßte er den großen Entschluß, sich an die Arbeit zu machen. Das erste Kapitel im Umfange von anderthalb Seiten wurde in einer Woche fertig gebracht und das zweite begonnen, ohne daß es zum Abschlusse kam, — und so erlebte der schöne Ritterroman „Die feindlichen Brüder, oder die Tugend siegt doch!" nie seine Vollendung.

„Ja, wenn sich so etwas in zehn Tagen schreiben ließe, dann gäbe es wohl so viele Romandichter, daß der Rest der Menschheit sich aufs Fabrizieren von Papier und Druckerschwärze verlegen müßte," versicherte

er. „Aller Anfang ist schwer, — sagt das Sprichwort, — ich aber behaupte, daß in der Schriftstellerei aller Anfang leicht, — ein Kinderspiel ist; an der Fortsetzung und gar am Ende bricht man sich erst den Hals."

Bei diesem ersten Versuche ließ er es zwanzig Jahre lang bewenden; dann erst, nachdem er und die Gattin vom Schicksale zur befreundeten Familie der Fürstin von Mingrelien getragen worden, sollten seine Jugendträume in Erfüllung gehen.

„Sie sind also mit Ihrem Berufe zufrieden?" frug ich schließlich, da eine Pause eintrat.

„So ziemlich. Ich wäre es vollkommen, — oder vielmehr: ich werde es einmal sein, wenn uns deutschen Autoren etwas mehr Freiheit eingeräumt wird. (Der gute Doktor hat meinen Ausspruch etwas gemildert; ich sagte: „wenn der deutsche Schriftsteller nicht mehr unter der Vormundschaft der Verleger und mit diesen unter der Fuchtel jenes muckerhaften Teils des Publikums stehen wird, das heute leider noch die Prätension hat, den Ton anzugeben; wir seufzen heute noch unter dem Joche dieser angeblichen Moralwächter, die ich die litterarischen On-olatr-isten nennen möchte; wer mich verstehen will, wird wissen, wie das zu deuten ist.)"

Ich wollte auf diese heikle Diskussion nicht näher eingehen und wandte mich daher an sie: „Und Ihre Jugendzeit, wie haben Sie dieselbe verbracht?"

„Teilweise wie alle jungen Mädchen: mit Putz, Tanz, Gesang, — teilweise aber auch mit nützlicheren Beschäftigungen, als Strümpfestricken, Pantoffelsticken und Suppenkochen."

„Wie? Sie rütteln an der althergebrachten Sitte? Sie wollen behaupten, daß die deutsche Jungfrau" —

„Vor allem mache ich keinen Unterschied zwischen der deutschen, französischen, englischen, italienischen oder sonstigen Jungfrau," fiel sie mir ins Wort. „Ich bin der Meinung, daß sie im Durchschnitte alle gleich — erbärmlich erzogen werden, — eben nach dem Ausspruche, den Sie vorhin citierten: die Frau gehört in die Küche und nicht auf den Panther!"

Herrgott, da hatte ich in ein Wespennest gestochen! — „Sie genossen also mehr eine wissenschaftliche Bildung?" suchte ich einzulenken.

„Eine Vorbildung, — ja; die Bildung eignet man sich erst nach und nach im reiferen Alter an. Ich fühlte Passion zum Lernen, — nicht zum trockenen Lernen, wie es auf Ihren Schulprogrammen steht, denn ich ahnte, daß durch dieses zopfische System mein Geist abgestumpft würde,

— und meine Mutter besaß zum Glück den Verstand, der den meisten Müttern fehlt, diese Passion in mir rege zu halten und zu befördern. Ich habe mit dreizehn Jahren nicht mehr meine Zeit mit läppischem Puppenspiel und dergleichen gerngesehenen Unschuldsbethätigungen vergendet, sondern ich las mit Wonne ernste Bücher, auch Belletristisches — und bin deshalb keine schlechtere Gattin geworden. Ästhetik, Philosophie, — soweit sie meinem unausgebildeten Gehirn zugänglich war, — ferner die modernen Fremdsprachen füllten meine Zeit aus, und ich war dabei glücklich.

Zum ernsten Studium wurde ich erst viel später angeregt. Ludwig Büchners ‚Kraft und Stoff' war das erste Buch, das mich zum näheren Eingehen auf die konkreten Wissenschaften anspornte."

„Die Sie in Ihren Romanen zur Geltung zu bringen suchen," warf ich nicht ohne leisen Vorwurf in der Betonung ein.

„Ja, weil ich der Ansicht bin, daß die Belletristik höhere Pflichten hat, als die, beschäftigungslosen Leuten eine langweilige Stunde zu vertreiben; ein Buch soll zum Denken anregen, — sei es nun ein Fachwerk, ein Roman oder eine Dichtung im strengsten Sinne; alles andere gehört ins Bereich der — Traumbücher und Kindergeschichten."

„Und doch finden die beiden letzteren den stärksten Absatz."

„Leider!" bemerkte er, — es ist nervenangreifend, wie die Leutchen übereinstimmen. — „Weil aber die Menschen noch nicht zum Denken, sondern im Gegenteil zum blinden Glauben erzogen werden."

Da ich die strengste Neutralität einzuhalten entschlossen war, ging ich auf keine nähere Diskussion ein, sondern suchte von dem Thema abzulenken, indem ich sie bat, mir einiges aus ihren Erlebnissen mitzuteilen.

Sie ist in ihrer frühen Jugend schon viel in der Welt herumgekommen, hat in Begleitung von Mutter und Bruder Italien, die Schweiz, Deutschland, Frankreich, England kennen gelernt, um schließlich mit ihrem Gatten die Reise in den Kaukasus zu unternehmen, woselbst das Paar nahe an zehn Jahre blieb. Sie haben in Mingrelien, Imerethien, Georgien und Gurien längere Zeit stationiert, Städte mit Dörfern vertauscht und letztere sogar mit einsamen Gehöften, wo sie wie in den Urwäldern Amerikas lebten, selbst die Küche besorgten, Holz spalteten, Baulichkeiten ausführten, Wölfe und Bären jagten (der Plural ist eine Übertreibung; meine Frau hat sich beispielsweise nie dem Jagdvergnügen hingegeben) und sich seelenvergnügt und zufrieden fühlten, wenn sie im selbstaustapezierten, hellerleuchteten Arbeitszimmer saßen, während der Samovar

brodelte und draußen vor dem Hause die Schakals ihr Kindergewimmer ertönen ließen. (Das ist wahr.)

Endlich, da sie sich definitiv für die litterarische Karrière entschlossen, fühlten sie die Notwendigkeit, wieder in näheren Kontakt mit dem alten Europa zu kommen, und sie schifften sich eines schönen Frühlingsmorgens ein, um die sechstägige Rückfahrt über den Pontus Euxinus zu unternehmen.

Da sitzen sie nun ruhig und friedlich, und schaffen fleißig an ein und demselben Arbeitstische, der groß genug ist, um einen Zirkus darauf zu organisieren.

„Ich denke, wir haben Ihnen genug über unsere interessanten Persönlichkeiten erzählt, lieber Doktor," sagte er. „Wenn Sie einmal den Wunsch hegen sollten, Intimes über uns zu erfahren, so lassen Sie sich Nr. 5 und 6, Jahrgang 1886 der ‚Gesellschaft' kommen und lesen Sie ‚Es Löwos', — da werden Sie sehen, was wir für ein närrisches Paar sind."

Ich erhob mich, um von den beiden Abschied zu nehmen; zwar wollten sie mich zum Mittagessen zurückhalten, da ich aber eine Karlsbader Kur durchmachte, so lehnte ich ab.

Halt, — daß ich nicht vergesse: er schien mir etwas sonderbar, obwohl er teilweise ganz normal sprach, — aber es ist möglich, daß er zu angestrengt arbeitet und dadurch seinem Gehirn zu viel zumutet, denn als ich schon bei der Thüre war, rief er mir in ganz aufgeregtem Tone zu: „Noch eins, lieber Doktor! Erklären Sie, bitte, ganz formell in meinem Namen, daß ich unter keiner Bedingung nach Bulgarien gehen werde." Schon zu Anfang unserer Besprechung kam er auf jenes Land der Übergeschnappten zu reden, — wenn er nur nicht selber noch einmal, — — na, ich will meinen Bericht nicht mit einem trüben Akkord abschließen.

Doktor Rochus Pumgnigl.

Durchgesehen, vermehrt und verbessert:

A. G. von Suttner.



Kritische Hochsommer-Briefe.

I.

Rottmanns-Höhe am Starnberger See, Juli 1887.

Sie fragen mich, meine liebe Freundin, was ich von den neu erschienenen Suttnerschen Romanen halte? In Klammern setzen Sie bei, das Paar müßte wohl recht glücklich verheiratet sein, weil die Neigung für den Schriftsteller-Beruf ein so seltenes Zusammentreffen gefunden.

Ihre Frage ist für mich sehr schmeichelhaft, obgleich es nicht gerade zu meinen Beschäftigungen gehört, Romane zu lesen, noch weniger, dieselben zu kritisieren. Diese aber habe ich gelesen aus persönlichem Interesse. Ich hatte nämlich das Vergnügen, beide Autoren im Salon eines Freundes kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit spielte Frau Bertha von Suttner ungarische Weisen mit einer solchen Empfindung und künstlerischen Vollendung, daß ich dieselben nie vergessen werde. Ich glaubte den Zigeuner zu hören:

Setz' dich, brauner Geigenkönig,
Zu uns auf den Boden nieder,
Spiele deiner weiten Pußta
Heimatlose Wanderlieder.

Ob die beiden glücklich verheiratet? Ich bin dessen überzeugt und Sie werden es glauben, wenn Sie die liebenswürdige, kindliche Plauderei „Es Löwos“ in den vorjährigen Heften der „Gesellschaft“ nachlesen wollen. Damit wäre diese Gewissensfrage erledigt.

Was ich von den Romanen halte? Ja, meine Liebe, wenn ich dabei an Ihre blonden Locken, blauen Augen und an die germanische sittliche Weltordnung denke, ist die Antwort eine heikle Sache. Wozu auch ein Urteil? Ich bin auf den Standpunkt gekommen, zu sagen: Das gefällt mir und das gefällt mir nicht. Das ist einfach und ausreichend. Die Romane der Suttner haben mir gefallen. Ich raune Ihnen das ganz leise ins Ohr, schon der Nähe der blonden Locken wegen.

Die „Stimmen der Presse“ lauten über diese am Romanhimmel aufgegangenen Sterne sehr verschieden. Kritik! Bah, sagt der Eine vom „verehrlichen Publikum“, langweiliges Zeug. Ich kaufe und lese das Buch nicht, was soll mir da eine Kritik? Hm! der Andere: Was brauch' ich einen Leithammel, der mir sagt, was ich lesen und nicht lesen soll? Ich suche mein geistig Futter selbst. Der Dritte: Kritik! Nichts weiter als Reklame, Koterie, gegenseitige Ruhmesversicherung, fort damit! Irgend ein Schriftsteller vom Fach, in Socken oder Strümpfen, überfliegt den

Kritik-Artikel in der Erwartung, daß der Autor gehörig mitgenommen, „zerfasert" und in die Pfanne gehauen wird. Je schlimmer, desto besser. Sieht er sich getäuscht, so legt er das Blatt mißmutig beiseite.

Wissen Sie, wie Mörike einen Rezensenten behandelt hat? Er gab ihm wohlgesinnt so einen Tritt von hinten mit. Das könnte mir auch begegnen. Doch Sie wollen ein Urteil „nicht im Zunftstil". Auf diese Weise läßt sich's wagen.

„Daredjan," mingrelischer Roman von A. G. von Suttner. Ich stehe weder im Lager der Idealisten noch der Realisten. Dieser ruft: Hosiannah! In Suttner ist dem deutschen Volk ein Zola erstanden! Jener: Anathema sit! Ans Kreuz mit dem morallosen Sittenverderber! Wer hat Recht?

Nach meiner Ansicht ist der Verfasser der „Daredjan" weder das Eine noch das Andere. Er ist nur ein echter Dichter. Ein solcher wählt nach Gutdünken seinen Stoff und macht zu Gold, was den Anderen Spreu — den Stoff zu einer Daredjan, dem sinnlich angelegten Weib, das auf abschüssiger Bahn durch Liebe und Lieben untergeht, kann man wohl in jeder Großstadt, im Salon und auf der Straße finden. Man braucht deshalb nicht nach Mingrelien zu wandern. Sie schütteln dazu mit Ihren blonden Locken und schlagen die blauen Augen nieder. Macht nichts, es ist doch so.

Der Titel „Daredjan" ohne den Zusatz: Mingrelisches Sittenbild, hätte genügt, denn, wie gesagt, unter Änderung gewisser Lokaltöne würde das Bild auch für Andere, von heißer Sonne beschienene Länder, auf Spanien, Italien, Frankreich und sogar auf das zumeist in Dunst und Nebel verhüllte Germanien passen, obgleich ich glaube, daß nach Suttner die Mingrelier vorzugsweise den Stoff zu einer richtigen Daredjan besitzen. Es soll damit den guten Leuten beileibe nicht zu nahe getreten werden.

Was hat Suttner aus diesem bedenklichen Stoff gemacht? Einen bemitleidenswerten, gefallenen Engel, der schließlich doch noch Erlösung findet, wahrlich nicht; aber einen Typus all der unglücklichen weiblichen Wesen, welche jung und schön, mit einem leidenschaftlichen Herzen, schlecht erzogen, von einer raffinierten Gesellschaft gehätschelt und mißbraucht, an gutem Ruf und Gesundheit zu Grunde gerichtet, zuletzt in Not, Jammer und Elend verkommen.

Sie sagen: Solche Geschöpfe interessieren die gute Gesellschaft nicht. Bitte, sie interessieren die gute Gesellschaft sehr und hätte ich das Recht, gewisse geheime Fächer eleganter Schreibtische zu durchstöbern, so würde



ich wohl manches öffentlich verfehmte, aber heimlich gern gelesene Exemplar der im blaugrauen Büßergewand eingebundenen Darebjan finden.

Impertinent! Sehen Sie, meine Beste, gerade darin liegt die Moral der Geschichte, wenn Sie denn doch einmal eine solche haben wollen, um Ihr Gewissen zu beruhigen. Wollen Sie diese Moral mit dem Stichwort Zola totschlagen? Das wird nicht gelingen, so lang es Menschen gibt.

Darebjan ist nicht für höhere Töchter und bartlose Jungen, es ist für gescheidte Männer und Frauen geschrieben, welche die Welt und das Leben kennen. Diese werden bald aus dem üppigen Gewand den ethischen Gehalt des Buches herausschälen. Sie sagen: Das kann auch auf andere, minder das sinnliche Element betonende Weise erreicht werden. Gewiß, aber trocken langweilige Bücher werden höchstens von einem alten Schulfuchs gelesen und das nützt nichts. Wir sind nun einmal so paradiesisch geartet. Tschort vasmi! (Hol's der Teufel!)

Darebjan ist nicht zusammengeschustert von heut auf morgen wie ein bandwurmartiger Feuilleton-Roman mit spannenden, nach Fortsetzung begehrlich machenden Absätzen, Darebjan ist von der ersten bis zur letzten Zeile ein vollkommen in sich abgeschlossenes Kunstwerk der schildernden Darstellung, ein Kunstwerk, welches bis auf die kleinsten Züge der Einbildungskraft des Dichters vorschweben mußte, um es so abgerundet hervorzubringen. Und fertig ist es herausgekommen, in einem tadellosen Guß bis auf das feinste Gewebe der Spitzen und der sechs Knöpfe der Handschuhe.

Es ist eine Liebesgeschichte, abgespielt auf einem uns fremden Boden unter naturwüchsigen und von der Kultur beleckten Menschen. Eine Liebesgeschichte! Es ist ein wahrer Jammer, daß man heutzutage in der schöngeistigen Litteratur immer und ewig nur dieses Thema behandelt. Gibt es denn gar kein anderes Motiv? Sie sagen: Schon, aber andere interessieren uns nicht und Sie haben Recht wie immer.

Diese Darebjan aber ist eine Figur, die mit einer so staunenswerten Kenntnis des weiblichen Herzens, mit einer solch feinen Zergliederung des ganzen weiblichen Empfindungs-Vermögens und doch mit einer so berechnenden Folgerichtigkeit geschildert ist, daß es mich fast bedünken will, als wenn die beiden Gatten bisweilen ihre Federn verwechselt hätten.

Schon im ersten, reizend dargestellten Kapitel, im Spiele der Kinder von Mann und Frau, der Kinder, „die sich tagsüber selbst überlassen", ist gleich einer Knospe die ganze künftige Charakterentwickelung des vollerblühten Weibes enthalten. Diese Szene ist mit einem solch zarten Duft

der Poesie, ähnlich wie beim Tod der Unglückseligen in den Fluten des Ingus, umwoben, daß ich mich erstaunt fragte, wo steckt der nackte Realismus? Aber solche Blüten der Poesie sind durch das ganze Buch in reichem Maße zerstreut.

Die Erziehung Taredjans im Mädchen-Pensionat gibt viel zu denken. Ja wohl, das ist Realismus, erschreckliche Wirklichkeit. Aber ist dies Kapitel für den, der zu lesen versteht, nicht viel eindringlicher als ein Pack pedantischer, trockengelehrter Schulvorschriften über Erziehung der Jugend? Wenn die Schriften eines Zola, Daudet und anderer in ein Mädchenpensionat eingeschmuggelt werden können, so taugen eben die vorgeschobenen Riegel nichts. Sollten deshalb diese Schriften verbrannt werden? Der Koran genügt.

Es würde zu weit führen, die sechsundzwanzig Kapitel des Buchs auf diese Weise zu zergliedern, um die vollendete Schönheit der Sprache, die lebendige, farbenreiche Schilderung und schließlich die ethische Absicht des Verfassers zu zeigen. Diese wäre allerdings erreicht worden, wenn das feine Füßchen minder häufig unter dem Spitzensaum hervorgelugt, wenn gewisse Situationen minder ausführlich vorbereitet und wenn endlich dahinter weniger Gedankenstriche gestanden. Ich bin ein Feind dieser Gedankenstriche. In der bezüglichen Lage denkt man sich bekanntlich nichts.

Da sich der Leser schon auf der ersten Seite des Buchs im Land der „Tausend Bäche“ befindet, so muß zugestanden werden, daß Suttner das Land und dessen Bewohner so gut kennt, daß uns seine plastische Darstellung vollkommen dorthin versetzt. Seine Landschafts-Bilder und Stimmungen sind von einem wunderbaren Zauber, nicht platt auf die Leinwand heruntergestrichen, sondern perspektivisch gegliedert. Man kann mit den Menschen darin gehen und stehen, reiten und fahren, an einsame Orte im Gebirge, um der Liebe ein duftiges Nest zu bauen, in Bäder und waarenreiche Stapelplätze, um wieder der Liebe Nester zu bauen. Und wie werden diese Nester eingerichtet. Ich bin erschrocken über diese Kenntnis der dazu nötigen Möbel, der Teppiche, Vorhänge, Nippes, exotischer Gewächse, Parfüms, Toiletten, Schmuck, Spitzen, Bänder, Nägelpolierer, Kinderwäsche u. s. w. Was mag dem Autor die Erwerbung sothaner Kenntnisse gekostet haben!

Nun erst Suttners Menschen! Die haben nicht allein Fleisch und Blut, sie haben auch Knochen, d. h. sie sind richtig gezeichnet, oft nur mit ein paar Strichen, aber treffend, wie es nur einem Meister der Kunst gelingt. So der Pferdedieb Oisme, der scheinheilige Pope Bes-

farion, der von jedem Schmause ein paar Flecken mehr auf dem Talar nach Hause trägt, der betrügerische Armenier Ter-Tzapiany, der mit Daredjan Geschäfte zu machen versteht, „sie ging den Handel ein"; als erster Liebhaber der genußsüchtige Fürst Levan mit seiner mingrelisch-chevaleresken Gesellschaft von gleichem Schlage, als zweiter ein französischer Maler, der mit einem zerlegbaren Häuschen im Lande herum zigeunert, lauschige Plätzchen am Ingur malt und schließlich die schöne Daredjan im unsichtbaren Gewande einer Nixe als Staffage hineinpinselt, als dritter ein junger diplomatischer Agent von zweifelhafter Existenz und endlich dessen Spiel- und Zechbrüder u. s. w.

Abscheulich! meinen Sie — Hm, aber wahr nach dem Leben. Und doch erweckt diese Daredjan unsre Teilnahme bis zum Ende, gewiß nicht wegen ihrer koketten Füßchen, auf persischen Teppichen herausfordernd Versteck spielend, sondern wegen der Notwendigkeit, mit der sie als reichbegabtes Geschöpf dem Untergang entgegen gehen muß aus Mangel an Erziehung. Wo war die Mutter? Kurz nach Daredjans Geburt gestorben. Der Vater ist ein Geschäftsmensch und war froh seine Tochter an den Mann gebracht zu haben. An was für einen Mann? Eigentlich an einen ganz regelrechten, fleißigen, geldverdienenden, aus Hainbuchenholz geschnitzten Philister, viel zu gutmütig und nachgiebig für eine solche Frau, der schließlich ob seines ehelichen Unglücks bisweilen nach Schnaps riecht. Da spanne jemand einen grobknochigen ungeschlachten Stier mit einer feinen arabischen Stute an einen Pflug und sehe zu, ob er gerade Furchen zieht. — Sie hätte ihn nicht heiraten sollen. Das läßt sich hinterher leicht sagen. Diese Mingrelierin von edler Rasse, schwarzhaarig und schwarzäugig, schlank, üppig, leidenschaftlich, sich selbst und andern überlassen, wollte geliebt sein und sie wurde geliebt.

Hätte die Fee Roeapi sich ihrer nicht erbarmt, so wäre sie wahrscheinlich im Spittel gestorben und auf den Sezier-Tisch gekommen. Am Blitzbaum wurde ein Blechkästchen mit einem heidnischen Frauenbild gefunden, das frühere Heiligenbild war verschwunden. Wuai, wua Daredjan! Nehmt ein Exempel dran!

Das ist die Moral der Geschichte. Wenn sie einer nicht herauszulesen versteht, so ist ihm nicht zu helfen. Das Buch ist nicht für die Unschuldigen, sondern für die Schuldigen geschrieben und deshalb wird es voraussichtlich eine sehr große Verbreitung finden.

Das Seitenstück zur Daredjan ist A. G. von Suttners kaukasischer Roman: „Ein Aznaour." Hier hat die Primadonna nicht schwarzes,

sondern feuerrotes Haar und russisch-polnisch-turkmenisches Blut in den Adern. Aus einer solchen heillos narkotischen Mischung ist diese wild-poetische Kibitka-Venus zusammengebraut. Riechen Sie nicht die Lunte, die das Pulverfaß in die Luft sprengt? Nein, es duftet nach Orangeblüten. Abwarten.

Diese und eine französische Kunstreiterin Fanchette vereinigen sich, um einen von Haus aus gut angelegten „kaukasischen" Edelmann, den Aznaour Kurdel zu Grunde zu richten. Beide Damen haben wunderschöne Beine, dieser ist „knetbar" und er wird geknetet. Seine Reitkunst ist an ihm das beste, denn er taumelt wie ein liebebrünstiger tollgewordener Urhahn zwischen den beiden Weibern hin und her, um schließlich, um Hab und Gut gebracht, von der eifersüchtigen, rachedürstenden Adriana, die zu andern Künsten auch den Sport des Pistolen-Schießens betreibt, in den Armen der Fanchette, die nur mit einer Art Kravatte bekleidet, erschossen zu werden. Diese Sühne muß jeden Tartüffe zufrieden stellen. Adriana aber, ihrer Neigung zum Trapez folgend, stürzt im Zirkus von demselben herab, freiwillig oder unfreiwillig. Nehmen wir an freiwillig, so ist Tartüffe nochmals zufrieden. Sie bricht den Hals. Ende gut, alles gut — „Sic transit gloria mundi" ist das Schlußwort des Romans.

Obgleich ein „Aznaour" alle die unbestreitbaren Vorzüge der Suttnerschen Feder besitzt wie „Daredjan", flüssig und farbig in der Diktion, prächtig, bisweilen hochpoetisch in der Schilderung, überaus reiche Lebenserfahrung, die sich in geistreichen Bemerkungen kund gibt, so erreicht er nach meiner Ansicht als Kunstwerk nicht ganz die Höhe der „Daredjan". Diese ist kurz, bündig, in sich geschlossen, während der Herr Aznaour sich öfter romanhaft behaglich verbreitet und mehr als nötig dieselben Rosen vom Strauche pflückt und in der absonderlichen Verquickung der beiden holden Unholdinnen nicht mehr recht weiß, von welcher er am Seile geführt wird. Es thut halt niemals gut, wenn ein Bürschlein zwei Mädel lieben thut.

Realistisch sind alle Figuren und ich möchte zum Verfasser sagen wie der famose Zirkus-Direktor Bernard „mein Kompliment" und — hütet euch,

„Denn schönes Weib
Will schönes Band,
Und Diamant" ꝛc.

Ich habe Ihre Geduld, liebe Freundin, mehr als zur Genüge in Anspruch genommen. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen über

die Romane der Frau Bertha von Suttner berichten. Der Czardas klingt mir noch in den Ohren, wehmütig, wild, melancholisch.

Für alle Fälle bitte ich, die Briefe den Flammen zu übergeben als ein Brand- und Sühneopfer für den Popen Bessarion.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Heinrich von Reder.

II.

Sankt Heinrich am Starnberger See, August 1887.

Wie ein Zigeuner habe ich mein Zelt auf der Rottmanns-Höhe abgebrochen, die Rundsicht auf die Alpenkette und den langgestreckten blaugrünen Wasserspiegel mit einem von Schilf und Wald umwachsenen Winkel am Südende des Sees vertauscht. Hier ist es still und einsam. Nur von ferne tönt der Pfiff der Lokomotive und das Rauschen des Dampfboots.

Ahnen Sie, wen ich hier zur Gesellschaft haben möchte? Eine Frau wie Sie, meine liebe Freundin oder wie — Bertha von Suttner. Sie sagen: da weiß ich doch Besseres zu thun, als die Einöde eines so unverbesserlichen Pessimisten zu teilen und Frau Bertha, ja die hält derlei Menschen für „unberechtigt und überflüssig“ und nennt sie „Universumheuler“.

Aber ich habe trotzdem diese Dame in meine Gesellschaft gezwungen, indem ich einfach den größten Teil der von ihr verfaßten Bücher in meine Waldeinsamkeit mitgenommen. Dagegen konnte sie sich nicht sträuben und so besitze ich von dieser liebenswürdigen Schriftstellerin doch den geistigen Teil ihres Daseins.

Diese Schriften bilden eine stattliche Reihe: Freie Vorträge, zerstreut in verschiedenen Journalen unter dem Pseudonym B. Oulot, Ein Manuskript, Inventarium einer Seele; an Romanen: Ein schlechter Mensch, Daniela Dormes, High-life. Scherzhaft nennt die Schriftstellerin selbst dies ihre litterarische Bagage. Nun geben Sie wohl zu, daß es für einen Sommerfrischling, der dem Schreibtische freudig Lebewohl gesagt, eine dem dolce far niente wenig zusagende Aufgabe wäre, diese ganze Bagage wie die Kiste eines Pariser Modemagazins vor Ihren blauen Augen durchzumustern und jedes Stück als Zollschutzwächter gegen verbotene Waare einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen. Dem Auspacken der verschiedenen Roben würden Sie sicherlich mit unvermindertem Interesse folgen, aber die Kritik würde bald Ihre Geduld erschöpfen, selbst wenn sie nicht im Schulstil verfaßt ist.

Sie schrieben mir: Ihre Kritik über A. G. von Suttner hat mich amüsiert. „Amüsiert.“ Erstes Kriterium der Lektüre für Damen. Nun, ich lasse mir das Kompliment gefallen.

Nach dieser regelrechten Einleitung könnten wir beginnen.

Frau Bertha von Suttner steht als Romanschriftstellerin ihrem Gemahl ebenbürtig zur Seite, ich möchte fast sagen, sie übertrifft ihn noch in — da haben Sie die Bescheerung, reiner Schulstil, fort damit.

Unter meinem Balkon führt die Freitreppe mit einem geraden, sandbestreuten Weg gegen das Ufer des Sees. Hier hat das Wasser noch einen gelblichen Ton vom irdischen Schlamm, weiter hinein wird es smaragdgrün, dann tiefblau. Den Horizont begrenzt ein langgedehnter waldiger Höhenzug, über diesem steht am reinen Himmel in stiller Nacht ein prächtiger Stern, strahlend wie kein andrer im milden Licht. Dieser wirft seinen Widerschein in den See mit einem glänzenden Streifen und dieser Streifen verbindet sich mit dem nun gleichfalls hellen Sandweg zu einer geraden Linie. Ich stehe am Balkon und betrachte diese Linie. Sie führt mich in Gedanken bis hinauf zum Stern. Die Ideen-Assoziation überlasse ich Ihrer Divinationsgabe. O du Universumheuler und dabei doch ein Sterngucker! Wie reimt sich das zusammen?

Philosophische Schriften sollte man nach hausbackener Ansicht eigentlich gar nicht lesen, weil sich sonst die Gedanken der Andern in unserm Gehirn abklatschen und unwillkürlich da und dort wieder zum Vorschein kommen. Am Ende ist ja doch jeder sein eigener Philosoph, bewußt oder unbewußt. Ein Fuchs z. B. läuft sein Leben lang im Wald herum und kümmert sich den Kuckuck um solche Probleme. Er treibt nur sein Geschäft und dies besteht hauptsächlich darin, anderes Getier zu verzehren. Kampf ums Dasein! Dadurch bleibt er ein richtiger, selbständiger Fuchs. Wenn er aber lesen würde, so möchte er sich bald in einen Kulturhund verwandeln, welcher aufwartet und apportiert. Da sagen Sie: Aber mein Lieber, Sie haben doch den Aufsatz der Oulot „über die Dummheit“ gelesen und wollten so einem Fuchs die Stange halten, „à bas la bêtise!“

Ja, da sitzt eben der Haken. Lesen und selbständig bleiben, wie viele können dies? Frau von Suttner hat, nebenbei bemerkt, unbändig viel gelesen und ist doch in allem ihrem Denken selbstherrlich geblieben.

Ich habe mir ein Verzeichnis ihrer Autoren zusammengestellt und bin erschrocken, wie viel ich nachzuholen hätte. Das Handwerk des Mars kostet Zeit. Nun kommen wir vom Fuchs zum Leuchtstern.

Frau Bertha ist nach meiner Ansicht als Schriftstellerin den landläufigen Romanschreibern nicht beizuzählen, denn ihre Romane haben weniger den Zweck der Unterhaltung als den der Aufklärung und Belehrung. Sie setzt sich mit Vorliebe auf den Redner-Fauteuil des philosophirenden Doktors, der über die verschiedensten Themata, über Mitleid, Weltanschauung, Schmerz, Vorurteile und Gemeinplätze, über Transformismus in der Moral (der ungelehrte Fuchs spitzt die Ohren) überaus geistreich nach neuen Gesichtspunkten zu sprechen versteht, dann besteigt sie als reflektierender Tourist einen „von Infusorien aufgeschichteten Litteratur-Berg", von wo sie mit ihrem goldnen Zwicker die Welt an- und überschaut bis zum geheimnisvollen Dunkel der Unendlichkeit, in der Hand die Leuchte des Humanismus, mit dem zart empfindenden Herzen des Weibes, dem scharfen logischen Verstand des Mannes, ohne sich beim Erklimmen des Gipfels eines Führers und blauer Strümpfe zu bedienen.

Warum aber hat sie trotz dieses Sports für Besteigung der Höhen im Kalkgebirge der Philosophie denn doch Romane geschrieben? Sie wissen, meine Liebe, daß, wenn man den Kindern bitter schmeckende Pillen gibt, dieselben vorsichtigerweise in Oblaten eingewickelt werden. Mich dünkt, daß nur aus diesem Grunde Frau von Suttner die Form des Romans gewählt hat, damit ihre liberalen, mitunter sogar radikalen Ideen sich in größere Kreise hineinschmeicheln. Dazu gehören Oblaten, gebacken aus dem Teige von Pschutt und Blau. Menschen mit einer kurzen Zunge und noch kürzerem Verstande schmecken nur die Umhüllung, andere dagegen die Einlage. Schmeckt diese auch bitter, nur hinuntergeschluckt, die heilsame Wirkung wird nicht ausbleiben. So hat Bertha augenscheinlich den „Schlechten Menschen" nur geschrieben, um die Erziehungs-Methode des Frank Myltus gegen die des Hofmeisters zu verteidigen und „High-life" der Ansichten des Amerikaners wegen. Amerika ist das Land der Zukunft.

Deshalb möchte ich zur Beurteilung dieser ungewöhnlich begabten Dame, „auf einem großen Umweg von der Natur erzeugt," nicht den Maßstab an ihre Romane, sondern an die zerstreuten Aufsätze, an das „Inventarium einer Seele" und selbst an „Ein Manuskript" legen, obgleich dieses zu ihren Erstlingsarbeiten gehört. In diesen Werken ist unverblümter als in den Romanen enthalten, was Frau von Suttner eigentlich will: mitzuhelfen an der Bekämpfung der alten Vorurteile, mit welchen sich die Menschen das Leben verbittern. Und wahrlich in der allzeit verfehmten Schar, fechtend unter der Fahne mit der Devise: Es

werde Licht, steht sie nicht als Schlachtsoldat in Reih und Glied, mit dem schweren Lederhelm auf dem Haupt, sondern sie befindet sich unter den Generalstäblern, welche zum Zeichen ihrer rein geistigen Thätigkeit im letzten Kriege „die Intelligenz-Mütze", leicht und bequem zum Denken, getragen.

Wenn da und dort auch die Kämpfer für das Licht am Wall der Dummheit, des Vorurteils, des Aberglaubens, des Eigennutzes, der Bosheit und wie alle diese Hindernisse heißen mögen, ihre Schädelstätte finden, andere erstehen aus ihrem Blute, eine wahre Drachensaat, die endlich doch den Sieg über die Verdunkelung erringen wird.

Es werde Licht! Sie werden mir jetzt die Schwärmerei für den Leuchtstern verzeihen. Wie viele, sogar gute Bücher sind schon geschrieben worden über das Thema: Festgeschenk für Jungfrauen, Bräute und solche, die es werden wollen, goldene Lebensregeln für junge Gattinnen, Berufspflichten der Frau rc. In Bertha von Suttners „Ein Manuskript", Briefe einer Mutter an ihre auf der Hochzeitsreise befindliche Tochter, steht unter andern „goldnen Lebensregeln" ein Satz, in Erz zu graben und an allen Wegen und Stegen, die zum Ehebette führen, als Merktafel aufzustellen: „Liebe deinen Mann und nochmals, liebe deinen Mann."

Würde dieser Spruch befolgt, so hätten wir wenig von unglücklichen Ehen zu berichten und brauchten nicht dem Rate des gütigen Dichters Viktor Hugo zu folgen: „N'insultez jamais une femme, qui tombe." Frauen, die ihre Männer lieben, fallen nicht und die Männer, die fallen dann auch nicht.

In diesem Buch hat Bertha als ein geschickter Anatom des Seelenlebens das weibliche Empfindungs-Vermögen auf den Seziertisch gelegt und jeden Nerv durch Beobachtung an sich und andern bis in die feinsten Verästelungen verfolgt. Daher diese erstaunliche Wahrheit der Schilderung, meinethalb dieser Realismus. Das Buch ist nicht mit Tinte, es ist mit Herzblut geschrieben. Sie werden sagen: Aber diese Vertraulichkeit der Mutter mit der Tochter in den intimsten Angelegenheiten — das geht denn doch über die Elle, mit welcher wir die Leinwand zu unseren Hemden zu messen gewohnt sind. Beim Baldur, dem Gotte des Lichts und der reinen Wäsche! Wenn überall dieses Vertrauen zwischen Mutter und Tochter, zwischen Vater und Sohn bestände, wir würden mehr Kinder haben, die an Leib und Seele gesund sind.

Das Buch enthält in einem „amüsanten" Gewande auf jeder Seite die reichste Lebenserfahrung. Aber die Jungen folgen selten dem Rate der

Weisen, das Kiek-in-die-Welt will selbst seine Erfahrung machen. Deshalb bleibt die „Dumbheit" unausrottbar. Hat auch sein Gutes. Würden alle gemachten Erfahrungen befolgt, so gäbe es lauter gute Menschen und das wär am Ende doch ein unerträglicher Zustand. Selig sind die Armen im Geiste.

Wie amüsant sind nicht die mit kurzen Strichen launig hingeworfenen Figuren, Marionetten aus der „guten Gesellschaft", die sie zu unserer Belustigung auf dem Seile tanzen läßt: die ewig häkelnde Tante Fanny, als Mumie in aristokratischen Vorurteilen vertrocknet, der alte kurschneidende General, ein wahres Mädchen für alles, der am Wagenschlag galoppierende junge Offizier, ein pars pro toto, der ironische Doktor, die nonnenhafte, schließlich doch den Brautschleier nehmende Clotilde, dazu die Haus-Theaterprobe, die, weiter ausgeführt, an und für sich schon ein nettes Lustspiel geben würde. Das Kapitel über Toilette wird Sie besonders interessieren. Die Rechnung für sechs Anzüge lautet auf 9700 Franks. Brrr!

Unter dem Titel „Ein Drama" ist als Episode eine reizende Novelette eingewoben, eine „entsetzlich kokette" Russin Tatjana, deren Gatte, ein gehörnter Siegfried — gehörnt kommt hier nicht von hürnen — im Zweikampf zur Herstellung „seiner Ehre" zu Tode getroffen wird. Auf dem Sterbebette übergibt er die perfide Tatjana, eine weitschichtige Verwandte der Daredjan, ihrem vermeintlichen Verführer mit den Worten: Nun könnt ihr glücklich sein — ich gehe. — Es muß auch solche Käuze geben. Tatjana aber empfiehlt sich, um glücklich zu sein, nicht mit dem so allbarmherzig Empfohlenen, sondern mit ihrem eigentlichen Geliebten, einem jungen Lord auf dessen schnell segelnder Yacht. Fischerin, du kleine, fahre nicht alleine, in das weite Meer hinaus.

Diese Episode halte ich für eine Oblate, welche die einheitliche Durchführung des Stoffs beeinträchtigt und ihm einen unnötigen, pikanten Nebengeschmack verleiht. Andern Orts hätte sie als selbständige Novelle sehr gut ihren Platz gefunden. Harding ist für die Briefe schreibende Mama als Heiratskandidat interessant genug und bedarf dazu keiner Blutflecken an der des Degens kundigen Hand.

Bei der Feier zur Rückkehr der geliebten Tochter von der Hochzeitsreise in das mittlerweile mit allem Luxus eingerichtete Schloß Waldenberg werden im letzten Kapitel noch drei Verlobungen gefeiert, darunter auch die von Idas philosophischer Mama. Das nenne ich mir einen richtigen Schluß. Alles ist glücklich. Ich bin es auch und werde den Brautpaaren „Ein Manuskript" als Festgabe auf den Tisch legen. Wenn

sie die darin enthaltenen Lehren befolgen, vermute ich, daß sie glücklich bleiben, da Frau Bertha als vorsorgliche Hausfrau sie mit dem nötigen Kleingeld zu einem völlig unabhängigen, behaglichen Dasein ausgestattet hat. Sie brauchen nur ihrer Liebe zu leben und werden sich angeregt genug fühlen, über dieses unerschöpfliche Thema noch weitere geistreiche Reflexionen anzustellen.

An dieses Buch reihe ich stofflich das „Inventarium einer Seele“. Wenn die Verfasserin diese Abhandlungen einer philosophischen Fakultät zur Erlangung des Doktortitels und der venia legendi vorgelegt haben würde, so hege ich keinen Zweifel, daß sie beides erlangt hätte. Wie würde sie von dem Gros der schriftstellernden Damen beneidet werden: Frau Dr. Bertha von Suttner!

Der Inhalt ist nach Laune den verschiedensten Gebieten der geistigen Spekulation in eigentümlich fesselnder und lichtvoller Darstellung entnommen. Frau Bertha hat sich dabei auch ihren Gottesbegriff entwickelt, diesen Gott aber nicht mit einer Dornenkrone ans Kreuz geschlagen, dagegen ihm einen Altar in ihrem Herzen errichtet, auf dem nicht dem Nirwana, sondern dem Allvater Weihrauchopfer gespendet werden. Sie huldigt dem Optimismus mit dem milden Öl der Humanität, dem Salz der Satire und dem Pfeffer des Humors versetzt, für seine Gaumen ein äußerst schmackhaftes Gericht. Wenn diese Abhandlungen auch nicht in eine strenge systematische Form gebannt, sondern dem freien Flug des Geistes überlassen wurden, so mag sich irgend ein Pedant darüber grämen. Ich liebe mehr die Schwalbe als die abgerichtete Brieftaube und sehe gern den grauen Stamm der Theorie mit den bunten Blüten der Poesie umwunden.

Frau Bertha von Suttner ist Aristokratin, von Geburt Gräfin Kinsky, von Erziehung und Bildung, von Wissen und Können, von Herz und Geist. Trotzdem liebt sie das Volk, behält aber im Umgang mit demselben ihre nach Orangenblüten duftenden Glacéhandschuhe an. Ich hatte Gelegenheit, dies auf dem Münchner Salvatorkeller zu beobachten, wo sie die absonderlichen Biermanentypen mehr interessierten als der bajuwarische Nektar. Ich freue mich schon darauf, wenn mir einmal in einem neuen Romane der magere Schullehrer als bissiger Demokrat, der wurzelhafte, den Steinkrug schmetternde blondgelockte Novellist, bereit, sich mit einer gichtlahmen Hebe im Totentanz der Liebe zu schwenken, das gelüstige Fräulein mit der kitzlichen Pfauenfeder, welche die dräuende Reichssuppe des Polizeiarrestes wegen verpönter Erscheinung in den Sal-

vatorresten vergessen wollte u. s. w. in kurzen markanten Zügen wieder lebendig vor Augen treten werden.

Frau von Suttners Stahlfeder kämpft unermüdlich für das Edeltum, für das Schöne, Wahre und Gute, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß wir unter dem Einfluß von Begriffen handeln, die bezüglich dieser Eigenschaften noch vieler Verbesserung fähig sind. Sie werden mir einwenden: Wohin soll es mit unserer Gesellschaft kommen, wenn selbst der Adel, eine der ersten Stützen dieses in seinen Grundfesten wankenden Baues, sich zu solchen gefährlichen, aufklärenden Deduktionen herbeiläßt? Da meine ich nun, daß gerade der Adel die Leitung der sozialen Bewegung übernehmen sollte, aber nicht der Adel, welcher nur nach blauem Blut und bisweilen sehr fragwürdigen Ahnen rechnet, sondern zugleich der Adel der Gesinnung, gestützt auf Bildung. Wer das Edle will und thut, ist adelig.

Das wäre die Crême der Nation, das wahre comme il faut, gewiß ein anderes, als es die Tante Fanny vertritt. Frau von Sutter kennt natürlich die jetzige Crême, sie hat sie uns in drastischer Weise im „High-life“ geschildert, sicher nicht, um den anderen armen Sterblichen, die nicht zu den oberen Zehntausend gehören, zu zeigen, wie herrlich und in Freuden sich's unter gewissen Bedingnissen auf diesem Erdenkloß leben läßt, sondern als eine Mahnung, was der Adel zu thun und zu lassen hätte, um nicht Neid, Haß und Verachtung der unteren Volksschichten, sondern Achtung und Liebe sich zu erwerben, soweit dies bei der jetzigen Organisation des bipes überhaupt möglich ist.

Wenn bei ihren Bildern aus der Gesellschaft die Farben da und dort realistisch aufgetragen werden, so entspricht dies ihrem Wahrheitsgefühl und wenn manche darüber Zeter schreien, kommt dies daher, weil die Menschen die Wahrheit nicht vertragen (Gemeinplatz!), sondern sich porträtiert sehen wollen, nicht wie sie wirklich sind, sondern wie sie sein möchten. Schein für Sein, Lüge überall. Die Wahrheit wird nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man sie verschweigt und eitel ist das Bemühen jener Falschmeier, welche die Lüge mit Gewändern umhüllen, um sie für die Wahrheit auszugeben.

Auch die Liga vom Geist, sie hat keine Organisation, kein Mitgliederverzeichnis und zahlt keine Beiträge, besitzt vortreffliche Detektivs, um die gegen die Menschheit begangenen Verbrechen aufzuspüren. Zu diesen Aufdeckern gehört auch Frau Bertha, welche der Lüge die Maske herabnehmen, nicht mit ungeschlachter Handschellenfaust, sondern höflich, mit feiner aristokratischer Hand.

Diese Frau denkt und hat den Drang und die Lust, was sie denkt, auch niederzuschreiben, in der Meinung, es könnten andere über das Niedergeschriebene weiter zum Denken angeregt werden, „damit Früchte sprießen". Diese Früchte werden reifen, wenn wir auch nicht zu den Glücklichen gehören, die sie ernten. Dies bleibt einer späteren Zeit vorbehalten, denn — Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.

Ich habe Gründe genug, Sie, meine liebe Freundin und auch diejenigen, welchen Sie diese Zeilen etwa mitteilen, zu diesen wenigen zu rechnen, denn es gibt zum Glücke doch noch „schlechte Menschen", wie solche Frau Bertha von Suttner so gut geschildert hat.

Alles auf der Welt ist relativ. Ich denke, das ist ein brillanter Abgang, womit ich schließen kann als

Ihr ergebener
Heinrich von Reder.



Unser Dichter-Album.

An Hermann Lingg.

München 1881.

Es war beim Festbankett, als es geschah,
Daß ich dich, denn ich lang gewünscht zu sehen,
Endlich leibhaftig, wirklich vor mir sah.
Da fühlt' ich — heute darf ich dir's gestehen —
Unwiderstehlich schier den heißen Drang,
Zu dir zu eilen, dir die Hand zu drücken,
Dir auszusprechen, wie dein ernster Sang
Mich oft erfüllt mit heiligem Entzücken.
Doch als ich dich so still und ernsthaft sah
Im Lärm und Jubel weinberauschter Gäste,
Einsam, so viele Tausende auch da,
Befangen fast und wie entrückt dem Feste —
Sah, wie die Phrase sich in deine Näh'
Plattheit und Eitelkeit sich an dich drängte —
Auf daß man sie mit dir beisammen säh! —
Wie die Gemeinheit plump sich an dich hängte —
Da hielt ein Zagen meinen Fuß gebannt
Und hieß mich meine Absicht scheu verneinen:
Ich mochte nicht, der ich dir unbekannt,
Ein Eitler oder Trunkner dir erscheinen.

So blieb ich denn, und sah, halb wie im Traum,
Die Stunde, die dich mir geschenkt, verstreichen — —
Sah, wie du aufstandst, leis, dem dumpfen Raum,
Dem Lärm, der Phrase endlich zu entweichen — —
Doch, während um mich, von Musik umgellt,
Schrei'n und Gelächter wechselten beständig --
Saß ich versenkt in deine stille Welt
Und alles, was du schufst, war mir lebendig.

Wurzen bei Leipzig. Georg Bötticher.

Hunger.

Am Besten wird gegessen in der Welt
In Hamburg, diesem edlen Beefsteakharte,
Und hier, doch selten ohne vieles Geld,
Ganz ausgezeichnet, in der That, bei Pfordte.
In „Willen's Keller," wenn es euch gefällt,
So hießen früher jene Schlemmerwarte.
„Mais à Paris?.," Mais oui ... „Café Anglais ...'
Nein, Pfordte nur, entscheid' ich als Gourmet.

Ja, wär' ja kund und weitberühmt mein Name,
Den stolz Herr Pfordte trägt, ich wär' zufrieden.
Von Zungen viel fliegt aus der wonnesame,
Wie einst Homer ihn streute dem Peliden.
Ist das nicht größte Trommel und Reklame,
So kann ich wahrlich bessere nicht schmieden.
Liest Pfordte diese kleine Rhapsodie,
Er schickt mir gleich zwei Flaschen Pommery.

Ah, Pommery, du der Champagner Krone,
Von allen Sorten lieb' ich dich zumeist.
Du wunderbarer, stiller Cicerone,
In welche Himmel führst du meinen Geist!
Durch dich vergess' ich alle Erdenfrohne,
Hast du mich sanft dem grauen Tag entgleist;
Zwar bleibt verschieden immer der Geschmack,
Der liebt die Witwe, jener Silberlack.

Jüngst saßen hier in kleiner Tafelrunde
Ein Sportsman, ein Verleger und zwei Dichter,
Und Pfordtes Lob erklang in aller Munde,
Der Sportsman selbst ließ fort den Splitterrichter.

Als Säckelmeister, was ich gern bekunde,
Hielt sich der Herr Verleger als Verpflichter.
„Das läßt tief blicken," wie Herr Sabor spinnt,
Wenn ein Verleger solche Scherze sinnt.

Die beiden Dichter waren seine Kinder,
Und diese Kinder machten ihm Vergnügen,
Zwar war der eine von den beiden minder
Berühmt, noch will sein Bücherpflug nicht pflügen
Im Vaterland, kein rechter Kundenfinder,
Der andre aber fliegt in Adlerflügen,
Und dankbar zu ihm auf schaut die Nation,
Denn was er singt, singt er im Meisterton.

Wer ist ein Dichter? Mancher ist es wohl,
Der durch sein Leben keinen Vers geschrieben,
Der Deutsche zwar, und söß' er auch am Pol,
Muß reimen selbst bei Bier und Kegelschieben —
Und viele, greulich ist ihr Strophenkohl,
Sind Stümper stets trotz Lorbeerkranz geblieben.
O Muse, trage nicht so hoch den Nacken,
Du hast im Stall zu viel der lahmen Kracken.

Verzeihung, daß ich absprong vom Diner.
Die Kerzen flimmern, und es herrscht die Stimmung,
Die so behagliche, die beim Koffee
Geplauder durch Zigarrendampfverschwimmung
Hinflottern löst zu sattem Evoë,
Fern jeder höheren Gesprächserklimmung.
Der eine von den Herrn genießt die Pracht,
Vom offnen Fenster aus, der schwülen Nacht.

Noch immer klingelt fort die Pferdebahn,
Noch immer hat die Droschke Appetit,
Und unten mascht sich weiter der Roman
Von jedem Menschen, der vorüberzieht,
Dem wohler wäre, wenn der Fibelhahn
Ihm schon gekröht des Lebens letztes Lied.
Ein tröges Wölkchen, das sich Sterne harkt,
Betupft das Glühlicht ouf dem Rothausmarkt.

Der Rothausmarkt ist Hamburgs schönster Plotz.
Die Börse, dieser Engelssitz, liegt dort.
Des großen Götzen Schritt, des Nimmersatts,
Dröhnt Tag für Tog durch ihre Hollen fort.

Als Zwanzigmarkstück schlägt hier selbst dem Spatz
Das Herzchen, zirpt er auf dem Gnadenhort.
Am Rathausmarkt auch, sanft wie Himmelssegen,
Ist Pfordtes Sybaritenhaus gelegen.

Wer biegt aus jener Straße her . . . nein da . . .
Wo just der Offizier vorbeigegangen —
Nun bleibt er steh'n . . . am Laden dort . . . holla . . .
Es könnte jedem vor dem Antlitz bangen.
Sprühn seine Lippen ein Anathema?
Was will der wüste Kerl sich unterfangen?
Er drängt auf Pfordtes Haus die Nackensehnen,
Und sieht den Herrn am offnen Fenster lehnen!

Und drohend ballt sich seine Faust nach oben,
Die Nägel scheinen sich ins Fleisch zu graben.
Sein Kalabreser, auf die Stirn geschoben,
Umrahmt die blassen Züge eines Knaben,
In denen Wogengang und Stürme toben,
Und gräßlich Strandgut ihren Küsten gaben:
„Du Schurke, du, ich hungre seit vier Tagen,
Du füllst dir mit Kapaun und Sekt den Magen."

Am Fenster jener zittert und erbleicht,
Und weiß im Augenblick kein Wort zu finden,
Und ist im tiefsten Innersten erweicht,
Und kann das regste Mitleid nur empfinden.
Dann hat er Ruhe wieder bald erreicht,
Und läßt nach unten seine Worte binden:
„Ich komme, warte, wo du stehst, am Laden,
Und sprachst du wahr, dann ist es dir kein Schaden."

Doch unten ist der Schmerzensreich entschwunden,
Am Laden ist die Stelle stumm und leer,
Und Niemand kann den fremden Mann bekunden,
Und wo er schwand im großen Menschenmeer.
Und jener hat den Kläger nicht gefunden,
Lief er auch alle Straßen kreuz und quer.
Bis er vom Suchen müde niedersank
Am Alsterdamm auf eine Gartenbank.

Verworren brodelt her das Stadtgebrause,
Die kleinen Dampfer kreuzen durchs Bassin.
Beendet ist auf Uhlenhorst die Pause,
Und klar herüber klingt: Doux entretien.

Die Vorstadt jubelt noch der Narrenkrause,
Zum Tingeltangel und dem Harlekin.
Und eine Stimme, schwer und vorwurfsgroß,
Ringt sich wie mühsam aus den Wassern los:

„Wißt ihr, was Hunger ist? Ihr wißt es nicht,
Denn was ihr Hunger nennt, ist nur ein Sporn,
Auf den durch Jagd und Bad ihr seid erpicht,
Ihn künstlich scharf zu schleifen, ist ein Dorn,
Der sanft das fette Eingeweide sticht,
Ein scheinheilig Gefühl, ist Bühnenzorn.
Euch ist der Hunger leichtverzäunte Szene,
Und lachend beißen fort sie eure Zähne.

Ich hungre heut den vierten langen Tag,
Und bin auf Nahrung nun nicht mehr versessen,
Im Ohre klingt es mir wie Wellenschlag,
Mich hat die Welt, und ich hab' sie vergessen.
Sauft nur und praßt auf eurem Zechgelag,
Was kümmert euer Schlemmen mich und Fressen.
Ein Sprung hat bald dem Leben mich entfernt,
Das Betteln hab' ich nicht zu Haus gelernt."

Die Welle tuschelt mit dem Sternenheer,
Spült Schaum heran und spielt mit ihm am Strand.
Herr Gott, seht, seht, kammt Leute, Hülfe her,
Dort liegt ein angeschwemmter Mensch im Sand.
Und aus den Wassern hoben wir ihn schwer —
Und keinem ist der stille Mann bekannt.
Grub dieser blassen, feinen Stirn, dem Dulder,
Das Kainsmal der eigene Verschulder?

Kellinghusen (Holstein). Detlev Freiherr von Liliencron.

Die Zigeunerin.

(Nach einem russischen Volkslied, Alexei Kalzow zugeschrieben.)

Kleine, flinke Zigeunerin
Mit dem Purpur-Mündchen,
Mit dem lerchenlustigen Sinn,
Weile doch ein Stündchen!

Plaudre süß! . . . Wie Maienluft
Tönt dein Kinderlachen —
Laß' an deiner jungen Brust
Träumen mich und wachen.

Totes Glück.

Verrauscht ist Lieb' und Treue all,
Verrauscht wie Kuß und Liederschall,
Das Laub weht von den Zweigen,

So müde sinkt es hin im Fall —
Tief neigt der glüh'nde Sonnenball
Sich in das öde Schweigen.

Die Dämmerung wogt so nebelweit —
O Nacht voll düstrer Einsamkeit
Wie keine noch auf Erden!
O ungeheures Seelenleid —
Ich mach' zum Sterben mich bereit,
Will nie wach wieder werden . . .

Frankfurt a. M. Wilhelm Arent.

Die Karyatide.

Ein Sonnenschimmer sinkt hernieder,
Er streift der Karyatide Glieder
Und hält zu ihren Füßen Rast.
So hold, daß man sie lebend glaubte,
Trägt sie auf ihrem edlen Haupte
Des Steingesimses schwere Last.

Wie reich die Flechten ihr zu Seiten
Vom Antlitz auf die Schultern gleiten,
Wie stolz sie dasteht, schlank und groß!
Ich sah vordem wohl Lasten tragen,
Doch nie so schön ein Antlitz sagen:
Ich harre aus, dies ist mein Loos!

Zu ihr möcht' ich den Einen führen,
Der an mein Herz gewagt zu rühren,
Ein Frevler gegen Herd und Haus;
Daß ihm ihr Bild vor Augen stünde
Und stumm an meiner Statt ihm künde:
Es ist mein Los, ich harre aus.

Braunschweig. Anna Klie.



Baronin Lillis Philosophie.

Von C. Willfried.

(München)

Es war ein regnerischer Oktobernachmittag. Die kleine Baronin Lilli langweilte sich. Ach, das Leben ist auch so entsetzlich eintönig. Da hat sie nun volle vierundzwanzig Jahre durchgespielt, durchgetanzt, durchkokettiert — und jetzt fängt sie plötzlich an über den Ernst des Daseins nachzudenken — zum ersteumal. Was so ein abscheuliches Regenwetter doch alles fertig bringt! Baronin Lilli denkt! Die kleine zarte Gestalt kauert in ihrer Kauseuse gleich einem schmollenden Kinde, das mit seinem

Herrgott mault, weil es seine beste Puppe zerbrochen hat. — Ist Baronin Lilli schön? Sie gilt dafür, obwohl sie rote Haare und grüne Augen hat, obwohl noch kein Maler ein hinlänglich ähnliches Porträt von ihr zu stande brachte, so extravagante Linien und Töne zeigt ihr Köpfchen. Das ganze niedliche Persönchen im Nippfigurenformat scheint eine bizarre Laune des Schöpfers zu sein, in einer Feierstunde zur Kurzweil geformt. Schön ist die Baronin eigentlich nicht, — aber reizend, pikant, verführerisch ist sie! Gefährlich, sehr gefährlich mit ihren Nixenaugen und der feurigen Lohe um ihr Haupt! Sie weiß es auch, sie hat sich soeben in dem Spiegel beäugelt, — nur aus Langeweile, versteht sich! Jetzt rückt sie eine Schleife an ihrem lachsfarbenen Atlaskleid zurecht — und dann langweilt sie sich weiter.

Die Zofe tritt ein, ein Packet auf dem Arm, die wöchentliche Buchhändlersendung. Baronin Lilli langt darnach, es ist ihr ein angenehmes Intermezzo. Sie löst den Umschlag: französische Romane für sie, soziale und philosophische Schriften für den Baron. Sie streut die diversen Broschüren über die Kauseuse hin. Ach, sie hat sich an französischen Romanen so satt gelesen, übersatt! Die philosophischen Schriften legt sie scheu beiseite, sie hat eine große Ehrfurcht vor der Philosophie; Männer, die Zeit und Lust haben, sich ein ganzes Leben lang mit so entsetzlich ernsten Dingen zu beschäftigen, erscheinen ihr bewundernswert. Sie hatten in der Pension zwar auch wöchentlich eine philosophische Stunde auf dem Lehrplan, Samstags, wenn die neuen Pariser Modejournale ankamen. Während dieser Stunde hatte sie sich jedesmal aus dem Journal und ihrer Phantasie eine neue großartige Robe zusammenkomponiert. Überhaupt auf Toilettenkompositionen verstand sie sich! Ihre Kostüme waren immer eine ganze Tondichtung, bald ein Straußscher Walzer, bald ein Chopinsches Notturno, bald eine Mendelssohnsche Romanze, manchmal sogar eine klassische Symphonie; da war alles harmonisch, melodiös, stilvoll — plastische Musik!

Langsam glitt das letzte Buch durch ihre Finger. Zerstreut las sie den Titel: „Der Weg zur Freiheit. Soziale Studien von Siegfried Arnold. Mit dem Porträt des Verfassers." — Gleichgültig schlug sie das Deckelblatt auf.

„Ah!" entfuhr es ihren Lippen. „Ein schöner, charakteristischer Kopf, mit Zügen, wie gemeißelt, geistsprühenden Augen und einem Lockengewirr um die Stirn!" — Sie sprang leichtfüßig auf, zum Fenster hin, um den Kupferstich bei Licht genauer zu betrachten. Lange sah sie ihn an, dann schüttelte sie ernsthaft den Kopf.

„Trage die Bücher dort zum Baron hinüber, Gervaise," rief sie plötzlich die Zofe an, „den ‚Weg zur Freiheit' behalte ich vorläufig!"
Gervaise gehorchte und eilte geräuschlos davon.

Lilli hatte das Buch mit dem aufgeschlagenen Titelkupfer vor sich auf das Fensterbrett gelegt, hockte sich auf einen niedern Puff davor, beide Arme auf dem Sims und mit immer größer werdenden Pupillen den geistreichen Kopf anstarrend.

„Unsinn," zwitscherte sie endlich, „dummes Zeug!" Sie begann das weite Boudoir auf- und abzutrippeln. Auf einmal unterbrach sie sich: „Obgleich man sich heutzutage auch als Frau mit ernsten Dingen beschäftigen soll! Es ist eigentlich eine Schande, von Sachen, wie Realismus, Pessimismus, Sozialismus nur zu wissen, daß es Fremdwörter sind!" Sie trat wieder zum Fenster und blätterte in dem dort liegenden Buch: „Ob der ‚Weg zur Freiheit' sehr langweilig ist?"

Sie setzte sich aufs neue hin und fing zu lesen an, — zehn Minuten — zwanzig, fünfzig Minuten, eine Stunde. Dann blickte sie triumphierend in die Höhe, sie hatte einen heldenhaften Entschluß gefaßt. „Was hindert mich daran," plauderte sie vor sich hin, „auch soziale Studien zu machen? Die Gesellschaft ist so verderbt, die Welt so schlecht bestellt, der armen Menschheit muß geholfen werden! Warum soll ich nicht auch meinen Fingerhut Öl in die ewige Lampe der Erkenntnis schütten?" — Baronin Lilli kam sich plötzlich um einen halben Schuh größer vor, sie dehnte und reckte ihr Miniaturfigürchen, sie fühlte sich auf einmal eine Art Welterlöserin, etwas wie weiblicher Heiland.

„Und wie werde ich der albernen Gräfin Meyerling und der arroganten Frau von Henneberg, die sich so viel auf ihren Esprit einbildet imponieren, wenn ich mitten in der Zeitströmung schwimme, schöngeistige Abende abhalte, berühmte Leute, wie Siegfried Arnold" — sie stockte, fuhr aber rasch fort, — „die anderen werde ich schon noch dazu finden, — wenn ich lauter Geistesgrößen bei mir zum Thee sehe! Richtig, Professor Erdmann! Mein alter, guter Professor, der uns die philosophischen Stunden in der Pension gab, darf nicht fehlen! — Wer noch?"

Sie flog zu ihrer Visitenkartenschale, stürzte den ganzen Inhalt auf den Tisch und begann darin zu wühlen. Leutnants, junge Diplomaten, Sportsmen, sämtliche Lions der Stadt, ein paar Maler, die Porträts von ihr verpfuscht hatten, altadelige Stiftsfräulein, Modedamen! Das war alles nichts — nichts! Sie schlug ungeduldig mit ihren kleinen Atlasstiefelchen mit den turmhohen Hacken den Takt zu einem Sturmmarsch, dann lachte sie lustig in sich hinein, stob aus dem Zimmer

durch eine Flucht von Gemächern bis zu einer messingbeschlagenen Eichentür, an der sie klopfte.

„Herrein!" schnarrte eine hohe Fistelstimme. Lilli trat ein.

„Lieber Julian," rief sie lebhaft, „bist du mit vielen bedeutenden Männern bekannt?"

Baron Julian erhob sich etwas verwundert vom Schreibtisch und schob rasch einen rosafarbenen Briefbogen in die Mappe zurück. Galant führte er seine Gemahlin zu einem Sofa und frug: „Was willst du damit?"

„Einladen will ich sie, gleich übermorgen, zu einem ästhetischen Thee!"

Baron Julian lachte laut auf. „Aber an Donnerstagen habe ich, wie du weißt, Gesellschaftsabend im Jockeiklub!"

„Meinetwegen, ich halte dich ja nicht ab, ich werde schöngeistern ohne dich!"

„Gut, ma chérie, ich habe nichts dagegen!"

„Würde dir auch nichts helfen, mein Freund — du weißt, ich thue doch, was ich will!"

„Deinem Wunsch kann ich glücklicherweise nachkommen, es ist für uns Diplomaten der neuen Schule nötig, mit allen bedeutenden, also gefährlichen Köpfen in Fühlung zu treten!"

„Kennst du Siegfried Arnold?"

„Noch nicht!" versetzte Julian gleichmütig, seinen steifgewichsten Schnurrbart drehend. „Wenn du wünschest, stelle ich dir eine Liste Auserwählter zusammen — ich fürchte nur, du langweilst dich in so ernster Gesellschaft!"

„Vergiß Professor Erdmann nicht!"

„Beileibe nicht, er ist ja in den letzten Jahren zu großem Ruhm gekommen, seine Fortpflanzungstheorie ist grandios!"

„Was ist das?"

„Er beweist darin, daß der einzige Lebenszweck des Weibes die Mutterschaft ist —"

„Ah, wie drollig!"

„Und giebt die Mittel an, wie sich das Menschengeschlecht am naturgemäßesten und gesundheitlich vorteilhaftesten entwickelt und vermehrt!"

„Kann eine Dame das lesen?"

„Sie langweilt sich dabei."

„Also vergiß nicht, die Liste! Heute noch! Adieu!" und die Seidenrobe Lillis rauschte davon.

Julian zog gleichmütig seinen rosa Briefbogen wieder hervor, auf

dem bis jetzt nur die Worte standen: „Angebetete Melanie!“ und ließ seine Feder rasch über das Papier gleiten.

* * *

Der Donnerstagabend kam. Baronin Lilli hatte eine schwarze Spitzenrobe mit Schmelzstickereien angelegt, in der sie sich sehr würdevoll erschien. Professor Erdmann war geladen, außerdem mancher Schriftsteller mit großem Namen, Männer der Wissenschaft mit stolzen akademischen Titeln, alle mehr oder minder bei Jahren. Auch ein lyrischer Dichter mit wallender Mähne und sanftmelancholischem Augenaufschlag, der seiner schönen Wirtin beim Thee den zwölften Band seiner Poeme servierte. Baronin Lilli langweilte sich selbstverständlich fürchterlich den ganzen Abend, man sprach von lauter Dingen, die sie nicht verstand — von Volkserziehung, dem Toleranzsystem, der Verlogenheit der Kulturvölker — — sie wischte sich heimlich ein Stäubchen poudre de riz von der Nasenspitze, das sie dort bei einem zufälligen Blick nach dem Spiegel entdeckt — sie kam sich herzlich unbedeutend vor. Um elf Uhr ging man auseinander. Lilli ließ sich einen ganzen Stoß französischer Romanlektüre ans Bett bringen zur Erholung und blätterte darin, bis sie müde wurde, die Bücher sämtlich von der Seidendecke auf den Teppich herab warf und einschlief.

Aber so klein und zierlich unsere Baronin körperlich, so stark und zäh war ihr Wille. Nach zwei Monaten segelte sie bereits im vollen Fahrwasser, sie pflückte allwöchentlich die neueste Blüte der Wissenschaft oder Schöngeisterei und komponierte jedesmal eine neue Toilette für ihren ästhetischen Jourfix. Sie lernte bald sehr klug sprechen, von Woche zu Woche stieg ihr wissenschaftliches Ansehen; selbst Baron Julian, der sich hier und da auf ein Stündchen in dem gelehrten Kreise einfand, fing an sie zu bewundern.

Einmal sprach sie so ganz beiläufig vom „Wege zur Freiheit“.

„Ein vortreffliches Buch!“ knurrte Professor Erdmann und fuhr sich bedächtig über das glattrasierte Kinn.

„Kennen Sie den Verfasser?“

„Gewiß, er ist ja der Hauptmatador einer neuen philosophischen und litterarischen Richtung, ein kritischer Kopf! Er erregt allgemeines Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt durch die Kühnheit und Unerschrockenheit seiner Theorieen!“

„Und vielen Anstoß, setzen Sie hinzu!“ lispelte Ehrenreich Immergrün, der löwenmähnige Poet, den die kleine Baronin schon zu einem

dreizehnten Band seiner Gedichte begeistert hatte; „er ist Realist der rohesten Art und zertrümmert unbarmherzig alle unsere Ideale. Ich bin sein persönlicher Gegner. Er hat mich einmal so scharf angegriffen, daß ich ihm einen Prozeß an den Hals hängte —“

„Den Sie verloren haben!“ brummte der Professor. „Wagen Sie sich nicht mehr an ihn, der Löwe spielt gutmütig mit den Mäusen, so lange er bei Laune ist — aber wird er gereizt, dann wehe, wohin er seine Tatze fallen läßt!“

„Der Löwe fängt an mir zu imponieren!“ summte Lilli vor sich hin.

„Er heißt in unsern Kreisen nur der Riese!“ fuhr Erdmann fort.

„Warum?“ fiel interessiert die Baronin ein.

„Er ist ein Riese an Körper und Geist, über das Pygmäengezücht unserer modernen Tagesschriftstellerei weit hinausragend!“ Ein Seitenblick traf Ehrenreich Immergrün.

„Warum bringen Sie ihn nicht mit?“

„Hm, er ist in wissenschaftlichen Gesprächen oft von einer brüsken Offenheit, einer kernigen Geradheit und boshaften Schärfe, die für verwöhnte Damenohren —“

„Liebt er die Frauen nicht?“

„Im Gegenteil — das heißt, ich weiß es nicht!“ schaltete Erdmann vorsichtig ein.

* * *

Ein paar Donnerstage vergingen, ohne daß Siegfried Arnold erschienen wäre. Professor Erdmann hatte ihm zwar pflichtgetreu Lillis Einladung überbracht, aber wenn Arnold alle ästhetischen Thees, zu denen er geladen, besuchen wollte, wo nähme er da Zeit zum Arbeiten her

Eines Donnerstags erhielt die Baronin ein Billet von Professor Erdmann: „Ich habe Dr. Arnold bewogen, mich heute in ihre Soiree zu begleiten.“ Lilli las, ein-, zweimal. Dann rief sie ungeduldig nach Gervaise; diese erschien mit der rosa Plüschrobe, welche für den Abend bestimmt war. Lilli ließ einen kritischen Blick darüber fallen: „Bringe die blaue Atlasschleppe mit den Crêmespitzen und das weiße Moireeantiquekleid!“

Lange wählte Lilli zwischen den drei Toiletten; endlich entschied sie sich für die weiße. Ganz Unschuld, ganz Jungfräulichkeit! Das mußte den kecken Spötter im Zaum halten! Ihre Locken leuchteten auf dem weißen Gewand wie flüssiges Gold, die grünen Augen phosphoreszierten

noch intensiver als sonst und wechselten alle Augenblicke chamäleonartig die Farbe — Baronin Lilli hatte selten so berückend ausgesehen.

Die Gesellschaft war lange versammelt, als Erdmann mit dem neuen Gast erschien. Lillis Herz klopfte ein wenig, sie sah kaum auf, als der fremde Mann ihre Fingerspitzen chevaleresk küßte. Ja, das war ein Riese, sie reichte ihm kaum bis zur Brust, weiter hinauf wagte sich ihr erster Blick nicht. Erst nach und nach, als er an ihrer Seite Platz genommen, begann sie ihn schärfer ins Auge zu fassen. Wie doch Namen oft zutreffen! Das war der leibhaftige Nibelungenheld Siegfried! Diese reckenhafte, markige Gestalt — ganz, ganz verschieden von den andern! Was für eine jämmerliche Figur spielte daneben Ehrenreich Immergrün, der aus einer Ecke seinen Feind mit dolchscharfen Blicken aus zusammengekniffenen wasserblauen Augen streifte ...

Dann fing der Riese zu reden an; Lilli antwortete lange nur mit „Ja!" oder „Nein!" Er sprach über die banalsten Sujets, über Dinge, mit denen man eben eine Dame unterhält, — aber wie sprach er darüber! Mit welch sprühendem Humor, welch strahlendem Geist! Und wie leicht und elegant er sich im Salon bewegte, als hätte er sein Leben nichts gethan wie Galanterieen gesagt und Quadrillen getanzt!

„Ich habe Ihren ‚Weg zur Freiheit' gelesen!" unterbrach Lilli endlich schüchtern den glatten Strom ihrer Salonkauserie.

„Dann bedauere ich Sie!"

„Warum?"

„Weil er Sie gelangweilt haben wird, Freiheitsweg — Leidensweg — dornig, öde —"

Lilli schwieg etwas beleidigt und horchte nach der anderen Seite hin, wo Erdmann gerade seinen philosophischen Halbgott Eduard von Hartmann in Schutz nahm.

„Hören Sie mir mit dem abscheulichen Menschen auf, für den die Frau rein nur aus volkswirtschaftlichen Gründen auf der Welt ist!" leitete Lilli ihre schlechte Laune ab. „Jedes Weib muß elf Kinder haben, um ihren Lebenszweck zu erfüllen und ein nützliches Glied der Gesellschaft zu bilden! — Als ob wir bloß geboren, um nützlich zu sein!"

„Das Schöne ist da, nur um schön zu sein; es heißt schön, eben weil es nicht im gewöhnlichen Sinn nützlich ist!" erwiderte Dr. Arnold galant. Er bereute wohl, doch schien es Lilli, als blinzelte er dabei so übermütig spottlustig mit den Augen. Lachte er sie aus? — Sie hatte sich's wohl nur eingebildet.

„Denken Sie sich mich als Mutter von elf Kindern!“ lachte sie so drollig, daß die ganze Gesellschaft davon angesteckt wurde. „Ich bin mir bis jetzt auch ohne dies sehr notwendig auf der Welt vorgekommen!“

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich widerspreche,“ eiferte Erdmann, „aber die moderne kinderlose Ehe ist eine sozial-ethische Gefahr . . .“

„Wie viel Kinder haben Sie, Professor?“ warf Lilli verschmitzt lächelnd dazwischen.

„Keines, ich habe keine Zeit zum Heiraten!“ antwortete der Hartmannverehrer etwas entrüstet und fuhr breitspurig fort: „Ich habe jetzt wieder neun volle Monate über einem neuen Werk gebrütet: ‚Die Entstehung des Herrschervolks‘, welches auf Basis der Hartmannschen Theorieen die Ermöglichung einer machtvoll steigenden Volksvermehrung nachweist. Auch die Kulturentwickelung wird neu beleuchtet, die Frau gefeiert als die berufene Erzieherin der nächsten Generation . . .“

„Soll sich aber ja nicht um das Treiben der jetzigen kümmern! Wo bleibt da die Logik, Professor? Wie kann ich ein zukünftiges Geschlecht fortschreitend heranbilden, wenn ich nicht weiß, bis zu welcher Entwickelungsphase das jetzige gediehen ist?“ Lilli wehte sich in nervöser Erregung mit dem Riesenfächer aus weißen Straußfedern Wind zu.

„Bravo, Frau Baronin!“ applaudierte Ehrenreich Immergrün aus seiner Ecke.

„Es empört mich, wenn man uns Frauen mit solchen verschimmelten Phrasen besänftigen will, um uns ungenierter unserer natürlichen Rechte berauben zu können. Ich revoltiere gegen jeden Zwang! — Herr Doktor, gehören Sie auch zu den Unterdrückern des Weibes?“

„Ich verbleibe unter allen Umständen sein frömmster Anbeter!“ versetzte der Riese im galantesten Hofton mit kaum merklichem Anflug von Ironie.

Lilli schlug etwas ungeduldig die weißen Zähnchen auf einander. Er fütterte sie mit Bonbons ab wie ein unverständiges Kind, wie eine Puppe. O, er glaubte wohl, weil er um zwei Köpfe größer war als sie? Aber sie wollte ihn eines bessern belehren, sie mußte den Löwen bändigen — so oder so! Wozu war sie ein Weib, wozu standen ihr alle Geheimnisse raffiniertester Koketterie zu Gebote? Sie ließ alle Künste spielen. Und er ließ mit sich spielen. Er hob ihr den Fächer, den sie immer wieder fallen ließ, geduldig dreimal auf, er knöpfte ihr gehorsam den Handschuh zu, ja er kniete sogar vor ihr und schob ihr das Fußkissen unter, wobei sie ihn mit ihren Lilliputanerschuhchen fast

auf die Hand trat. Hatte sie den Riesen wirklich schon bezwungen? Es schien so — und doch streifte sie mitunter ein rascher Seitenblick mit schelmisch spöttischem Augenzwinkern, ein leichtes, mokantes Zucken glitt manchmal über seine Lippen. Spielte er mit ihr, statt sie mit ihm?

Kleine Baronin, sei vorsichtig, verbrenne dir die Finger nicht und das Herz! Der urgermanische Recke ist stärker als du. Hüte dich, hüte dich!

* * *

Lilli wußte nicht recht, woran sie war an jenem Abend, aber sie erwartete mit fiebernder Spannung den nächsten Donnerstag, um das verwegene Spiel fortzusetzen. Heute sollte er reden — — — Wenn er nur kam! „O, er kommt, ich fühle es, er muß kommen!“ murmelte sie vor sich hin, als sie sich in einer meergrünen Brokatrobe mit eingestickten Rosenguirlanden vor dem Trumeau musterte. Und er kam wirklich! Sie lächelte ihm schon zu wie einem alten Freund; er küßte ihr den Handschuh, sie fühlte durch das feine Leder seine heißen Lippen brennen — sie errötete bis an die Haarwurzeln.

Dann wickelte sich die Konversation wieder programmmäßig ab; Sozialismus, Pessimismus, Nihilismus waren oft wiederkehrende Schlagworte; hierauf ging man zum Realismus über. Lilli sprach tapfer mit. Herr Immergrün krähte sein ideales Phrasenlexikon herunter; er war sicher gemacht, weil Arnold so lange schwieg. Lilli sah den Hünen herausfordernd an mit einem Blick, der deutlich sagte: „Werden Sie noch nicht reden? Werden Sie diesem welken Schmachtjüngling nicht mit der Löwentatze ein wenig die Mähne zerzausen?“ — Da streifte sie wieder der gutmütig satyrische Seitenblick und Dr. Arnold — sprach; er säbelte den ästhetisierenden Barockbau der Immergrünschen Ansichten kurz und klein zusammen; er sprach blendend, feurig. Wie schön er war in seiner stolzen Begeisterung — ein ganzer Mann, ein Held! Das war keine pedantische Schulweisheit, das sprudelte alles frische Lebensfülle, er hatte die Wahrheit seiner Behauptungen an sich selbst gefühlt und erprobt. Lilli wandte kein Auge von ihm. Beider Blicke trafen sich einmal, der seine ruhte flammend auf ihr, sie senkte rasch den ihren.

Er hatte geendet und verbeugte sich entschuldigend vor ihr: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich in Ihrer Gegenwart ein für Sie offenbar langweiliges Thema behandelte, es soll nicht mehr geschehen!“

Lilli ärgerte sich wieder. War sie denn gar so unbedeutend, sollte sie absolut nichts verstehen? Sie erhob sich, er reichte ihr den Arm.

„Es hat mich sehr interessiert!“ sagte sie endlich. „Überhaupt ich liebe die Wissenschaft! Sie sprachen auch von Schopenhauer; schwärmen Sie für ihn?“

„Schwärmen?! — Ich schwärme nur für das geistvolle, edle Weib, den Inbegriff aller irdischen Schönheit und Seligkeit.“

„Aber Sie gelten als ein erklärter Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie!“

„Ich kann leider nicht nein sagen, selbst wenn mir dies Ihre Ungnade zuziehen sollte, schöne Baronin.“

„Ach, Sie meinen, weil er über Frauen und Liebe etwas absurde Ansichten vortrug? Ich bin keine engherzige Natur. Ich möchte Schopenhauer sogar intimer kennen lernen — — würden — wollten Sie mir ein paar Lektionen darin geben?“ Sie sah etwas zaghaft zu ihm auf.

Er lächelte sie an, so gut, herzensgut; nein, jetzt spielte gewiß nicht der mokante Zug um seinen Mund! Er sah ihr tief in die Augen und sie senkte die ihren nicht mehr, sie hielt tapfer seinen brennenden Blick aus.

Plötzlich streckte sie ihm die Hand hin: „Wollen wir — Freunde werden?“

„Freunde?“ wiederholte er eigentümlich und seine Augen bohrten sich bis auf den Grund ihrer Seele; „Freunde — ja!“

Sie waren im Gespräch in ein Nebengemach gekommen, das augenblicklich leer stand. Er ergriff die dargebotene Hand, streifte den eleganten langen dänischen Handschuh von dem weißen Arm und preßte seine Lippen flammend auf das rosige Fleisch. Fast erschreckt sah Lilli auf das rote Mal, das sein Kuß darauf gebrannt hatte und hastig zog sie den Handschuh wieder über, den Doktor beinahe gewaltsam nach dem Salon zurückführend. Da leitete sie ja den Löwen am Gängelband! Que femme veut, Dieu veut! Und während über die Frauenfrage und den Nihilismus, über Schopenhauer und Hartmann disputiert wurde, — flog leise Amor, der von dem Frankfurter Weltweisen so verschmähte kleine Gott und gefährliche Schützenkönig aller verliebten Herzen, herein und nahm boshafte Rache an dem ganzen liebesfeindlichen Pessimismus, indem er zwei rasche Pfeile abschnellte. Ein Pfeil traf die kleine, zarte Baronin mitten ins Herz, und der zweite? Amor mußte sich strecken und gut zielen, damit er das Herz des Riesen treffen konnte. Aber er traf!

* *
*

„Pst, Franz, lassen Sie die Briefe hier im Vorzimmer, Sie wissen ja doch, die Gnädige nimmt gerade ihre philosophische Lektion! Da darf sie niemand stören!“ flüsterte Gervaise dem Diener zu.

„Was macht sie denn da?“

„Sie liest Schopenhauer — ich habe auch schon darin geblättert, aber er interessiert mich nicht — der Mann schimpft mir zu viel!“

„Ja, sagen Sie nur, Fräulein Gervaise, langweilt denn dies fade Zeug die Baronin nicht?“

„Das verstehen Sie nicht — die Schwarzseherei ist jetzt Mode in der eleganten Gesellschaft, die gnädige Frau ist auch schon ganz weltschmerzlich, neulich hielt sie dem Baron sogar eine Vorlesung über den schauerlichen Ernst des Lebens beim Diner.“

„Der kann's brauchen! Der hält das Leben für eine einzige Tanzmusik. Denken Sie, das kleine Balletmädel, die Melanie . . .“

„Was gehen mich die Liaisons Ihres Herrn an?“ versetzte würdevoll die blasierte Kammerkatze. „Darüber spricht man nicht! Geben Sie nur acht, daß die Baronin nichts merkt.“

„Ach, die Gnädige ist ein Engel — es ist doch zu närrisch, daß alle Welt sieht, wie schön und reizend sie ist — nur ihr eigener Gatte nicht!“

„Ach, Franz, man merkt's, Sie verkehren noch nicht lange in der großen Welt!“ seufzte Gervaise gelangweilt, „sonst wüßten Sie, daß es zum bon ton gehört, so etwas an seiner eigenen Frau zu übersehen!“

„Na ja, die Gnädige dauert mich doch! Wenn sie nun gar die Schwarzseherei anfängt!“ murmelte Franz und schlich sich davon.

Gervaise sah ihm malitiös nach. „Dummer Mensch,“ zischte sie leise, „glaubst du denn, die weint da drin ihrem Gatten nach? Gott, wenn man die Wahl hat zwischen dem ausgedörrten, fast glatzköpfigen Baron, dem das ganze corps de ballet auf dem Rücken und im Gesicht geschrieben steht, und dem kraftvollen Hünen mit dem blonden Lockenkopf und der strammen Haltung — ich würde mich da nicht lange besinnen! Aber der blöde Franz braucht ja nichts davon zu wissen, seine Dummheit ist weniger gefährlich!“

Nach diesem Kapitel praktischer Philosophie, welche die Zofe gewiß mehr ihren eigenen gesunden Erfahrungen, als der Lektüre Schopenhauers verdankte, warf sie sich gähnend in ein Plüschfauteuil, legte die Füße auf einen nahen Stuhl und zog einen französischen Roman von Crebillon hervor, in dem sie eifrig las, während hie und da ein müdes Lächeln über ihren Mund hinzuckte, das nur mit dem Ben Akibaschen „Alles schon dagewesen!“ zu übersetzen war.

Gervaise war endlich bei einer besonders zur Träumerei stimmenden Stelle eingeschlafen. Die Bahn ist frei — huschen wir leise ins Boudoir! Hinter der Portière raschelt's, neugierig lugt ein rundes Kindergesicht aus den Seidenfalten hervor auf den indiskreten Eindringling.

„Was treibst du denn da, Schelm Amor?" rief ich das kecke Kerlchen an, das sich hier eingeschmuggelt hatte. „Ich warte!" lispelt der Kleine pfiffig und legt den Finger an die Lippe. Ich überfliege das Gemach mit schnellem Blick. Da sitzt des Doktors mächtige Gestalt, vor sich auf der schwarzen Marmorplatte des Tisches einen aufgeschlagenen Band Schopenhauer; er liest einen Paragraphen daraus vor, dann erklärt er ihn, beleuchtet ihn kritisch von rechts und links — gerade, als säße er auf dem Katheder. Aber wo ist Lilli? — Da, richtig, in dem riesigen Fauteuil liegt ihr winziges Figürchen vergraben, wie ein Kätzchen zusammengerollt. Sie nimmt sich so hypermodern aus in ihrer Vieilor-Spitzenrobe mit dem rostfarbenen Plüschausputz, — aber sie denkt jetzt nicht daran, sie hat die Ellenbogen aufs Knie gestemmt und sieht mit glänzenden, schillernden Augen höchst ernsthaft zu dem Doktor empor. Er behandelt das Kapitel von der Liebe. Held Siegfried bespricht die Richtigkeit des Satzes, daß sich nach dem Normalgesetz nur körperlich gleiche Individuen angehören dürfen.

Da springt ein übermütiger Schalk in die Grübchen von Lillis Wangen und sie kichert: „Demnach müssen Sie, Doktor, eine Riesin lieben und ich einen Zwerg!"

„Bleiben wir ernsthaft, Baronin," versetzt der blonde Doktor mit unbeschreiblicher Würde.

Sie nimmt sich die Zurechtweisung bitter zu Herzen, denn sie senkt demütig das Köpfchen wie ein gescholtenes Kind und setzt eine so fürchterlich ernste Miene auf, daß selbst der Riese heimlich in sein Buch hineinlächelt.

So ging's fort — man sprach über die Liebe in ihren Graden und Abstufungen, wie man über den Küchenzettel spricht; man urteilte über die Leidenschaft der Menschenbrust wie über das Wetter. Ja, man leugnete sogar das süße Wunder der Herzensneigung, — alles zum Triumphe Schopenhauers! Ich schielte überlegen zu Amor hinüber; er gähnte gleichmütig.

Die goldene Uhr am Kamin schlug die vierte Stunde. Der Löwe schüttelte sich die Locken aus der Stirn und klappte mit einem deutlichen „Gott sei Dank!" seinen Philosophen zu. Amor wurde lebendig — und richtig, da hockte er schon mitten auf dem Tisch und guckte so recht frech und verwegen zu mir herüber.

Die kleine Baronin rieb sich die Augen, schoß dann pfeilschnell aus der Tiefe ihres Fauteuils auf, und mit einem Satz sprang die aristokratische Lilliputanerin dem gelehrten Riesen aufs Knie: „Nun laß uns einmal von der vielen Vernunft ein bischen erholen!"

„Und recht, recht unvernünftig sein, so unphilosophisch wie nur möglich!" jubelte ihr Siegfried zu und preßte das Elfenkörperchen in seine starken Arme, daß man Angst bekam, es möchte zerdrückt werden. Die kleine Schopenhauerianerin geberderte sich wie ein ausgelassenes Kind. Mit Kindern aber muß man auf Kinderart spielen. So neckten sie sich, so kicherten sie, küßten und bissen sich scherzend — wie ein paar tolle, wilde Kinder. Sie zupfte ihn am Bart, wühlte in seinen Locken — und er lachte, lachte so hell und übermütig lustig, so antischopenhauerisch, daß der schwarze Pessimist sich noch im Grabe über die Narrheit seines Jüngers umdrehen mußte.

O weiser Arthur, wofür hast du so schöne, ergreifende, weltschmerzdurchzuckte Bücher geschrieben! Ist das die Nutzanwendung deiner entsagungpredigenden Lehren?

„Elfe, Fee, Angebetete!" flüsterte er glühend und barg sein Haupt in ihren Schoß.

„Bin ich dir auch nicht zu klein zur Liebe, Riese Siegfried?"

„Engel sind immer klein und niedlich und du bist ein Engel, der süßesten einer!"

„Aber Schopenhauer sagt doch . . ."

„Laß doch jetzt den öden Schopenhauer, bitte, der hat ja gar nichts davon verstanden! Küssen wir uns, das ist die beste Weltweisheit!" Und der arme Philosoph flog in die Ecke und konnte sich dort über das lächerliche Geflüster und närrische Gekose dieser beiden unglaublichen Menschenkinder nach Belieben seine Gedanken machen. Der geheimnishütende Amor aber drückte mir plötzlich beide Händchen auf die Augen und schob mich eilig hinaus aus dem Boudoir, an der schlafenden Kammerjungfer vorbei, auf die im Wirbel des Abendverkehrs wogende und lärmende Straße. Ein vierschrötiger Lastträger stieß mich an. Das ernüchterte mich. Mein Traum war zerronnen. Ich sah mich um; keine Spur mehr von dem kleinen Gott!



Lady Macbeth.

Von Emil Mauerhof.
(Leipzig).

Man hat sie eine vollendete Virtuosin des „Verbrechens“, eine „Mörderin aus Gattenliebe“, eine „altnordische Furie“, eine „kannibalische Amazone“, eine „Klytämnestra an Stolz, Grausamkeit, Unerschrockenheit und Gewissenlosigkeit“ genannt; und es wird wohl erlaubt sein zu starren und zu staunen vor der Kunst des Genies, das in der That all diese weltbekannten und unvergeßlichen Gesichtszüge hier zu einem neuen und dabei durchaus eigenartigen Gebilde zusammen zu weben verstanden, welches im einzelnen alle Ahnungen einer heroischen Vergangenheit in uns heraufbeschwört, und, sind diese lebendig geworden, dann uns erst recht mit eins und im ganzen als wesenhafteste Lady Macbeth entzücken soll und auch entzückt. Goethe hat sie zudem die „Überhexe“ und Herr Werder die „Rippe Macbeth“ geheißen, beide, wie es scheint, in der naiven Vorstellung, daß dieses Frauengebilde Shakespeares wirklich noch etwas anderes sein möchte als eine Heroine oder gar Megäre des klassischen Altertums. Wie man bemerkt: der Bilder und Namen sind viele! Die Wahl — ist sie schwer? ist sie leicht? genug es heißt sich entscheiden. Wohlan! Wir ziehen die magischen Kreise: Dünste steigen auf, wallen hin und wieder, ballen sich; wir murmeln Beschwörung auf Beschwörung, wir rufen es endlich mit verlangender Gewalt: Lady Macbeth erscheine! erscheine! Und siehe da! die Nebel senken sich, verwehen und in sonniger Tageshelle schreitet über den frischen Rasen ihres Parkes die anmutigste Gestalt.

Sie ist es! so klar wie der Tag, so unumwölkt ist ihre weiße Stirn; sie freut sich der Schönheit des Morgens, sie ist heiter gestimmt und ruhig. In ihrer Rechten hält sie einen halbgeöffneten Brief: sie entfaltet ihn und liest. Er kommt von dem Gemahl, erzählt von Kriegen, Schlachten, Niederlagen, Siegen, — da stutzt sie! hat sie recht gelesen? noch einmal fliegt ihr Auge über das Blatt — sie ist bewegt, immer begehrlicher saugen sich ihre Blicke in das beschriebene Papier, ihre Erregung steigt, ihr Mund bebt, ihre Züge lächeln Triumph. Laut und immer lauter drängt sich Wort nach Wort auf die willige Lippe, bis sie es endlich in die Welt hinausrufen, die Bäume, Vögel, Lüfte zu Zeugen anrufen muß, daß er Glamis ist! und Cawdor! und daß er darüber hinaus noch werden soll, wozu sie den Willen hat. Und wie sie dies denkt, knittert das Papier in ihrer kleinen, geballten Hand; noch höher hebt sich ihre schlanke Ge-

stalt und mit stürmischen Schritten mißt sie Pfad auf Pfad. Endlich! jauchzt es in ihr, und wie die Sonne vom bläulichen Firmamente herab wolkenlos erglänzt, so leuchtet auch in ihrem Antlitz strahlende Genugthuung auf. Liebt sie doch ihren Gatten wie ein stolzes Weib: nicht bloß in Hingebung und Zärtlichkeit, sondern vielmehr noch, weil er der Großen Größester, auch ungekrönt, ihr ein Diadem verhieß. Wie hat er es verstanden, ihr Träumen und Sehnen wahr zu machen — er! der Herrliche, der Unvergleichliche, der Mann unter den Männern, der Feldherr unter den Kriegern, noch als Unterthan schon Herrscher unter den Königen. Ihm wird nur, was er von jeher war; und ihr? Sie spricht es nicht aus; aber während sie es denkt, dunkelt es in ihrem sonst so lichten Auge zu unheilvollen Wettern auf. Oh! Sie weiß mehr, als sie sagt. Wie sie so daherwandelt in der leichten Grazie ihrer Bewegungen, vergleichbar nur der Fürstin, die niemand über sich, alle unter sich erblickt, die Brust von Ahnungen des Glanzes und der Herrlichkeit geschwellt: Triumph im Gange und Triumph im Blicke — beteuert sie, im heißen Willensdrange vor sich selbst, daß ihr der goldene Reif sicherer ist als selbst der nächste Augenblick. Da erscheint der Gemahl, und wie sie nur in einer einzigen Empfindung lebt, so hat sie als Gruß auch nur ein einziges Wort: Heil! Heil! Heil! sie muß es dreimal sagen und zum drittenmale: das größere „Heil dereinst!"

Dein Brief hat mich hinweggerückt aus dieser
Beschränkten Gegenwart, ich fühle nun
Das Künftige im Jetzt —

und da sie so fühlt, über die Gegenwart hinaus schon im berechtigten Besitze der Zukunft lebt, so muß auch werden, ohne dem zu leben sie nicht länger vermöchte; sie schwört es sich zu und schwört es als — Weib; welches nur mehr Begehr, und solchergestalt das, was es begehrt, bedenkenlos und auf dem kürzesten Wege will. Aber wie? auf welche Art?

Als Macbeths Gattin einzig im stande, durch ihn die Krone zu erringen, will sie dieselbe scheinbar mehr für ihn, in Wahrheit jedoch mit ihm für sich — und als Weib schlechtweg durch ihn für sich. Durch ihn! und wie?

Auch daran hat sie schon gedacht, das Mittel aber in Anbetracht des Charakters ihres Mannes bedenklich gefunden: er ist nicht schlecht genug dazu; übrig bliebe nur die ganze Kraft ihres sonst bewährten Einflusses aufzubieten. Sie fragt und mäkelt nicht, sie schaudert und verschiebt nicht: sogleich! Sie ist sich ganz klar darüber, durchaus fertig mit sich — das Leben eines Mannes dazwischen: weg damit! Das ist

die uneingedämmte Leidenschaft des Kindes und des Weibes. Für beide gibt es zwischen Begehren und Erreichen oft genug keine Kluft; wollen und haben, gleichviel wie: und vor allem — sofort!

Zu Ende des Briefes hatte der Gemahl ihr geschrieben: „Dies hab' ich für gut angesehen dir mitzuteilen, teuerste Genossin meiner Hoheit, damit du nicht deinen schuldigen Anteil an der Freude verlierest durch Unkunde der dir verheißenen Größe. Leg' es an dein Herz und lebe wohl!"

Der dir verheißenen Größe! Nicht umsonst steht dies da! denn der Gedanke an diese Größe lebt als etwas durchaus Eigenes und Selbstständiges in der Frau. Sie ist weitaus vor ihm ehrbegierig, da sie aber ihre Leidenschaft nur durch ihn befriedigen kann, so auch ehrgeizig für ihn. Der Ehrgeiz in ihr ist Natur, die Liebe zum Manne Wahl; diese wurde, wo jener angeboren ist, folglich der letztere das Grundelement, in dem sie atmet. Als ihr ein Bote meldet, der König käme zur Nacht — in derselben Sekunde ist sie auch schon über den „nächsten Weg", den der Gemahl gehen soll, hinweg; sie selbst will ihn betreten:

Kommt ihr Geister, die
Ihr Mordgedanken dient, entweibt mich hier —
Und füllt mich an vom Schopf zur Zeh', randvoll
Mit wildester Grausamkeit! macht dick mein Blut;
Verstopft Zugang und Weg der frommen Scheu,
Daß keine reuige Regung der Natur
Den finstern Vorsatz lähm' und Frieden halte
Zwischen der That und ihm!
Legt euch an meine Frauenbrust und findet
Statt Milch nur Gall', ihr mordenden Gehilfen,
Wo ihr auch weilt als unsichtbar Gefolge
Menschlicher Frevelthat! Komm dichte Nacht!
Und wickle dich in braunsten Höllenqualm,
Daß nicht mein scharfer Dolch die Wunde sehe,
Der Himmel nicht durch deinen Vorhang blicke
Und rufe: halt! halt!

Sie fürchtet, der Mann möchte widerstreben und so die schönste Gelegenheit verpassen — dagegen bäumt sich ihr riesengroßer Ehrgeiz auf. Die Krone, die sie schon als köstlichen Besitz in ihren Händen hält, sieht sie diesen wieder entschwinden; ehe das geschehe, will sie lieber das grausigste Geschäft gleich selber thun. Das will die Leidenschaft; ob die Frau es ausführen kann, ist eine andere Frage. In dem dunkeln Gefühle, daß sie sich als menschliches Wesen für eine solche That zu schwach erweisen möchte, ruft sie unter dem Sporn einer zaun- und zügellosen Gier alle

Mächte des Abgrundes auf, ihr hilfreich zu sein. Sie allein kann es nicht. Das Gefühl dagegen ist vorhanden — unklar und doch allgewaltig. Darum der Notruf der Leidenschaft und deren verzweifelte Geberde. Die Leidenschaft ist dafür, der Instinkt dagegen: beides bis zum äußersten Begriff gesteigert — das ist der Charakter der Lady Macbeth.

Keineswegs auf wunderbare, nur auf unerwartet schnelle Art ist Macbeth zum Than von Glamis und Cawdor heraufgerückt, ist mit eins aus dem bis dahin machtlosen Krieger der mächtigste und erste Herr des Landes nach dem Könige geworden. Das ist für unbegrenzte Wünsche zu wenig und zu viel! Wäre er geblieben, was er war, so hätten beide, Mann wie Weib, ruhig und friedlich, wenn auch im Innersten unbefriedigt, weiter gelebt. Beide waren desselben hochstrebenden Sinnes, sich dessen bewußt, mehr zu bedeuten, als sie zur Zeit vorstellten, und darum nicht zufrieden. Sie hatten Kinder besessen und verloren; allein geblieben, brachten sie ihre Tage dahin, in sich und durch sich beglückt — und doch nicht glücklich. Aber das Schicksal schien sich ihren innigsten, wohl verwahrten und nur ihnen selbst bekannten Wünschen so neidvoll zu verschließen, indem es sie trotz Tüchtigkeit und Verdienst machtlos ließ, daß sie schon halb und wie für immer entsagten: die Dämonen schlummern. Da auf einmal reißt der Zufall alle Schranken weg, die sich ihrem Drange entgegentürmten und führt sie beide in einem Zuge bis hart vor das Ziel der ehrgeizigsten Träume. Die Krone funkelt ganz nahe vor ihren Augen, ihre Arme erreichen sie, nur ein alter, schwacher Mann steht ihnen im Wege: weg mit ihm! Sie rufen es beide — nur rufen sie es verschieden, er mit Vorbehalt, sie völlig bedenkenlos! Der Dämon ist in ihr erwacht und schaltet ungezügelt. In der reißenden Schnelle, mit der sich der Wechsel der Geschicke von der Tiefe zur Höhe vollzieht — und daß zugleich diese Versuchung die erste ist — birgt sich der letzteren phantastischer Reiz und ihr bohrender Stachel. Daß sich eben so rasch die Gelegenheit bieten muß, damit vollständig abzuschließen — dieser Umstand vollendet dann das Verhängnis.

Die Lady Macbeth ist ganz Weib, und nie, auch im moralischen Sinne, je etwas anderes. Ihr seelisches Leben ist ausschließlich innerlichster Natur, ganz verschlossen — selbst ihrem Manne gegenüber bei aller Innigkeit des Gefühls eher karg an Worten. Nichts von ihr erscheint an der Oberfläche, alles birgt sie sorgsam in der Tiefe; nichts verrät sie, alles bewahrt sie: es sei denn, daß ihr trügerische Traumbilder die gefesselte Zunge lösen. Sie ist eine reiche Natur, von starker Phantasie und lebhaftester Empfindung. Je geheimnisvoller sie alles, was sie

im Innersten erlebt, in sich zusammenschließt, um so leidenschaftlicher ist dieses innere Leben selbst, und je weniger sie an Dinge von geringem Werte zu verausgaben pflegt, um so mehr Nährstoff liegt für die Erscheinung eines einzigen Lebenszweckes aufgespeichert: so wird dies in der Tiefe gekräftigte Gefühl sie gelegentlich dahin führen, auf ihren Lebensdrang das äußerste Maß aller Kräfte zu setzen, und eine unerfahrene Einbildungskraft wird sie dazu verführen, Traum und Wirklichkeit unterscheidungslos gegeneinander auszutauschen. Eine solche Frau kann, wofern sie liebt, nur einmal lieben und wird, wofern sie einmal von ganzer Seele will, diesen Willen mit ihrem Leben bezahlen.

Wie die Lady völlig Weib ist in ihrer Hingebung an den Geliebten und an ihren Lebenszweck, so ist sie dies auch in ihrem Wissen und Gewissen. Mit ihrem Wirken als Gattin und Mutter schließt sich für sie diese engere Welt; was außerhalb derselben liegt, kennt sie nicht mehr, und versteht es kaum. Das bunter gestaltete Leben der Männer, deren Art zu handeln und zu betrachten im ungleich mannigfaltigeren Spiele begehrender, sich messender und versagender Triebe, sieht sie nur zufällig und wie aus nebelgrauer Ferne, und vergißt es demgemäß. So glaubt sie den eigenen Mann an sich messen zu dürfen, verkennt sich, täuscht sich zwiefach und geht an dieser doppelten Täuschung jämmerlich zu Grunde.

Als sie die Nachricht von der überaus raschen Beförderung Macbeths erhält, sieht sie — und wer sähe es nicht? — daß nur ein Mann zwischen ihr und ihrem Ziele steht, und sofort, ohne jegliche Zögerung spricht sie diesem das Urteil: er sterbe! Dabei nicht eine Spur von Bedenken oder Gewissensqual — einzig eine dunkle Scheu, und auch diese nicht einmal, so lange der Mann den Frevel vollführen soll; erst als die Missethat an sie herantritt, empört sich ihr natürliches Gefühl: ein Abscheu, der nicht sein Woher und Warum zu kennen scheint, gleichwohl da ist — groß, gewaltig, unüberwindlich, den sie ersticken möchte und nicht kann, der sie selbst auch wirklich schirmt, aber als bloßer Instinkt nur sie und nicht mehr den Genossen rettet.

Sie und er! welch' ein Gegensatz. Er völlig Mann, sie völlig Weib; er ganz Gewissen und Bedenken, sie ganz bedenken- und gewissenlos. Sie ist darum noch nicht schlechter als er, denn sie ist eben Weib und dazu noch Lady, aber sie steht tief unter ihm.

Im nie ausgeglichenen Kampfe sich ewig widerstrebender Natur- und Seelenmächte aufgewachsen, innerhalb derselben immer thätig geblieben, vom Wechsel der Geschicke hin- und hergestoßen, tausendfältig

geprüft am Maße der Leidenschaft, ihrer Ernüchterung und Befriedigung auf fremde und eigene Kosten und somit erfahren im eigenen wie fremden Glück und Weh — betrachtet der Mann, erfährt das Walten des eigenen Gewissens und entscheidet häufig genug gegen seine Gier: wo in ähnlicher Lage die Frau nur dem Schwunge ihrer Phantasie und dem Triebe ihres Verlangens gehorcht. Da nun aber das Gewissen nichts anderes als ein sittliches Wissen ist, so hat jene letztere auch in Dingen, die außerhalb ihrer Lebensvorstellungen liegen, kein Gewissen, denn sie weiß nichts. Ja, wäre über die Lady als Gattin oder Mutter eine Versuchung gekommen, wir hätten zweifellos der Gewissensregungen und Bedenken die Fülle gehabt, aber auf dem Schauplatze der Thaten, zu dem eine Windsbraut sie ungewarnt entführt, muß sie sich völlig fremd und unerfahren dünken, und da ihr so jeder Schutz einer früheren seelischen Prüfung fehlt, ist sie auch widerstandslos allen Dämonen ihrer Sinnlichkeit preisgegeben. Kein Gewissen gibt es da zu knebeln, allein das Grauen. Daß ihr das letztere nicht gelingt, ja, soweit sie allein in Frage steht, gänzlich mißlingt, ist die Beglaubigung ihrer sittlichen Menschlichkeit. Sie hat wahrlich keine Mühe gespart, ihrer Leidenschaft ganz zu Gefallen zu leben! Nicht bloß auf Worte hat sie sich beschränkt, nicht bloß die Geister blut'ger Frevel hat sie als Mordgehilfen angerufen, sie hat auch die Dolche der Kämmerer bereit gelegt, die in das Blut des Ermordeten getaucht werden sollen, aber je weiter die Nacht vorrückt, desto schwächer und schwächer fühlt sie sich werden. Um sich zu kräftigen, hat sie sich absichtlich angetrunken:

> Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht,
> Was sie auslöschte, gab mir Feu'r.

In die Kammer des schlafenden Königs ist sie geschlichen und lungert da mit heißem Atem an dem Kopfende des Bettes herum:

> Hätt' er nicht meinem Vater gleich gesehen,
> Wie er so schlief, ich hätt's gethan.

Nun das versteht sich! Sie kann es eben nicht, auch — um die ganze Welt nicht! Wer sieht, wie so die Leidenschaft schrankenlos in diesem Weibe tobt, von keiner wie auch immer gearteten Betrachtung gehemmt und zurückgewiesen, und wie sich mit jener die geschäftigste Phantasie verbündet, um dieselbe noch mehr zu erhitzen, ihr Gelingen vorzulügen und nichts als Gelingen! sie toll zu machen vor den verführerischen Bildern der allernächsten Zukunft, und ihr darum als unfehlbares Mittel dazu das Werk anpreist, mit dem die Lady nicht bloß sich, sondern auch schon

Macbeth blenden wollte — das Werk, von dem sie äußert, daß es „alle Tage und Nächte“ der Folgezeit

Mit Hoheit schmücken wird und Herrlichkeit —

wer alles das verfolgt und dann wahrnimmt, wie die Frau dennoch für sich zum wenigsten widersteht, der wird das Maß von dem Reichtum rechter, echter, natürlicher Menschengüte erhalten, der in diesem Busen verborgen und ungehoben geblieben ist. Begierde und Versuchungen widersprechen dem in keiner Weise. Wer gar nicht mehr in der Reife des Lebens versucht werden kann, ist von jeher stumpfsinnig gewesen. Das ist kein Vorzug, es ist ein Mangel. Hier waltet die Leidenschaft auf dem Gipfel ihrer Thätigkeit, in der gleichen Höhe kreist die Phantasie; und trotz dieses übermächtigen Bündnisses versagt die Frau den verlangten Dienst. Sie unterwirft sich nicht; sie weiß nicht, warum; sie kann es nicht; sie will es nicht; die natürliche Güte erweist sich stärker in ihr als die Leidenschaft. Jenes grauenhafte Selbstgespräch der Lady ist nur die dramatische Wiedergabe dieses erbitterten, inneren Kampfes. An dem Riesenmaße der Anstrengungen, womit da die Leidenschaft ihr Werk betreibt, tritt wohl ein unmäßiger Ehrgeiz, aber keineswegs die unmenschliche Verruchtheit der Frau und ihre Bosheit — ganz im Gegenteil die menschliche Würde derselben zu Tage. Und diese bewährt sich an ihr durchweg und als Unterlassung schon in der nächsten Stunde: denn sie mordet nicht. Aber leider! sie selbst kann nicht morden, doch sie kann verführen: das will sie und thut sie.

Die Lady selbst scheut vor dem Morde zurück; das ist entschieden, sie wird ihn nimmer begehen. Es war kein Grundsatz, keine Betrachtung, kein Bedenken, nicht einmal eine Gewissensregung, die sie davon zurückhielt, es war ein unwillkürliches Grauen, ein Abscheu, ein unbewußtes Gefühl, das zwischen ihr und der Missethat aufstieg und ihre Hände lähmte, aber die Leidenschaft tobt nach wie vor, will die Krone haben, will dies sofort und demgemäß auch den Tod des Königs. Die Lady verlangt das letztere ebenso heftig wie vorher: nur sie selbst kann nichts dabei thun, darum muß ein anderer dafür eintreten, und dieser andere ist der Sachlage gemäß ihr Mann. Und genau mit demselben Ungestüm und der gleichen Raserei von Leidenschaft, mit der sie früher die Vorbereitung an sich selbst vollziehen wollte, geht sie auch jetzt vor, und mit Stacheln und Skorpionen gewinnt sie den Tag. Sie freut sich ihres Sieges; sie vermag ihn zu genießen, weil jenes unerklärliche „Grauen“ sich nur zwischen ihr und der That als wirksam erweisen konnte, jedoch auf die Handlungsweise eines anderen ohne Einfluß bleiben mußte: denn

sie scheut wohl die That, aber sie verurteilt dieselbe nicht. Und sie gewinnt, weil ihre Liebe zum Gemahl geringer ist als ihre Sucht nach der Krone. Wäre dem anders, so hätte sie statt seiner den Frevel auf sich genommen; und da sie dies, wie bekannt, nicht vermochte, so wäre derselbe überhaupt nicht geschehen.

Schon genug der Frauen hat es gegeben, die um ihrer Männer oder Kinder willen vor keinem Verbrechen zurückschreckten, die für jene strebten, für jene sündigten, um nur in reine Hände den verbrecherischen Gewinn zu legen, sich opferten, damit jene im glücklichen und ungetrübten Genusse sich des Opfers erfreuen möchten. Von diesem Opfermute ist in der Lady auch nicht ein Gedanke, und konnte nicht sein, weil sie von Anfang an die Missethat nicht nach Recht und Gewissen, sondern ausschließlich nach dem Drange ihres Ehrgeizes begreift. Wo sie sich zu der Ausführung drängt, folgt sie nur der Ungeduld ihrer Gier und der Furcht, die Vollziehung möchte sonst unterbleiben. Was sie als bewußt sittliches Wesen unter ähnlichen Umständen gethan und unterlassen hätte, mag man hier füglich unerörtert lassen; jedenfalls aber hätte sie als solches, wenn unfähig selbst zu morden, sich dem geliebten Manne noch in dem letzten Augenblicke mit abwehrenden Händen entgegengestürzt.

Gewiß! sie liebt den Gemahl; und sie liebt ihn nicht am wenigsten, wenn sie ihn mit wildem Anrufe gegen den Abgrund treibt — winkt ihr doch jenseits der scheinbar so schmalen Kluft das berückend glänzendste Bild seiner und ihrer Zukunft. Und sie liebt zuletzt nur ihn und außer ihm nichts weiter in der Welt, nachdem sie den ersten Blick in das wehverzerrte Antlitz des mörderischen Mannes gethan. Die Leidenschaft hat ausgeröchelt, die Phantasie liegt am Boden: betrogen! ach betrogen! Die Krone hat sie nun, und indem sie die früher so sehnlich gewünschte aufs Haupt drückt, spricht sie in freudlosem Tone:

Nichts hat gewonnen, alles hat verspielt,
Wer seinen Wunsch und kein Genüg erzielt;
Weit besser des Ermordeten Geschick,
Als durch den Mord ein zweifelhaftes Glück.

Sie spricht dies schon ganz in sich gekehrt, wie in unablässigem Brüten über sich und die Vergangenheit: es ist bereits die nachtwandlerische Geberde, in der sich schon hier ihr geistiger Verfall ankündigt.

Die erste, große, furchtbare Prüfung ihres sittlichen Lebens hatte die Ärmste nur zur Hälfte bestanden; sich selbst hatte sie wohl zu retten vermocht, dafür aber einen anderen dem unentrinnbaren Untergange geweiht. Vielleicht nur dieses eine Mal hatte sie ihrer Liebe zu ihm ver-

gessen, und — rettungslos verloren! Aus jenem dumpfen Aufschrei der Verzweiflung, mit dem er sie nach der fluchwürdigen That begrüßt, weiß sie es mit unerschütterlicher Gewißheit; und schwerbeladen mit Schuldbewußtsein und bitterster Reue tritt sie von neuem ihre Wanderung durch das farblose, ganz verödete Dasein an. Ihr Ehrgeiz ist gestorben; ihre Thatkraft ist für immer dahin; scheu beugt sie allem, was noch folgt, aus dem Wege; sie träumt nicht länger von Stolz und Glanz und Herrlichkeit, denn auf ihren Pfaden ist es ewige Nacht geworden — durch die nur als einsamer Stern die verdoppelte Zärtlichkeit zu ihrem noch unseligeren Genossen leuchtet; immer einsilbiger wird sie; verschlossener als je, öffnet sie nur die Lippen, wenn es gilt, den geliebten Mann in seiner Gewissenspein zu beschwichtigen; und rafft sie sich von Zeit zu Zeit scheinbar zu ehemaliger Energie empor, so ist es lediglich in dem verzweifelten Bestreben, zu retten, wo und wenn überhaupt noch etwas zu retten ist.

Sie ist nicht roh, sie ist nicht gemein; sie ist weder grausam, noch gefühllos, weder blutdürstig, noch kannibalisch — nur der Pöbel urteilt so; sie ist im Gegenteil vornehm und zart und von urgründlicher Güte, aber sie ist eine dämonische Natur — ohne die Zucht des Gewissens aus der harten Schule des Lebens. Daß der Dämon in ihr aufgerufen wurde, da alle Wächter fehlen, und sie, ihrer Leidenschaft voll und ausschließlich überantwortet, nur in deren Dienst wie unter dem Zwange eines Naturgesetzes handeln muß, ist ihr tragisches Verhängnis. Denn was sie in jener Mordnacht vollbringt, vollführen gegebenen Falles alle von dem gleichen dämonischen Drange und zeigen sich nicht sonderlich ergriffen darnach. Aber so fein sind die Fäden, aus der ihre scheue Seele gesponnen, daß der erste rauhe Windstoß dieselben zerreißt, und der erschütterte Sinn sich in die schirmende Welt des Scheines flüchtet, um dort noch einmal aufzuflammen und dann zu erlöschen. Nur als Gefühl, nicht als Grundsatz ist das Gewissen wahrnehmbar in ihr, darum ist sie auch dem plumpen Verstande, der nur auf Worte und Lehrsätze pocht, von jeher ungeheuerlich erschienen. Der Feingehalt ihres Empfindens ist aber so groß, daß sie, die doch auf jenen Höhen der Menschheit wandelt, wo es keine Kläger und keine Richter mehr gibt, gleichwohl an dem eigenen Gerichte zu Grunde geht. Sie ist erbarmungswert von Anfang bis zu Ende und unseres Mitleids gerade dort am würdigsten, wo sie sich im Taumel ihrer Leidenschaft zu dem Grausigsten bereit machen will. Es ist ja kein Wahn, was sie glaubt, hofft und erträumt: eine Nachtwandlerin auf der schmalsten Felswand — wenn sie erwacht? tief unten die Schlucht birgt den zerschmetterten Leichnam.

Solches ist das Schauspiel, welches die Lady Macbeth gewährt — ein Schauspiel von Angst und Bangen und Thränen: in welchem sie sie lebt, schafft und endet — als Dämon und Weib.

So wie der Dichter sie ersonnen, ist sie reinste Natur, und für den einsichtsvollen Kenner ein Kunstgebilde von entzückender Wahrheit.



Max Nordaus „wirtschaftliche Lüge".

Von Michael Flürscheim.
(Gaggenau in Baden.*)

So vorzügliches Max Nordau in den andern Kapiteln seiner „Konventionellen Lügen" leistet, so mangelhaft müssen wir seine wirtschaftlichen Anschauungen finden, umsomehr als er zu der großen Grundidee der Bodenverstaatlichung die richtige Stellung genommen hat. Der Fehler entsteht durch die Abwesenheit richtiger Begriffe über das Verhältnis des Kapitals zum Grundbesitz. Die von uns vertretene Theorie, die immer mehr Anerkennung findet, daß der Zins das Kind der Rente, daß der Kapitalismus der Sprößling des Grundbesitzrechts ist, daß mit dem Übergang der Rente in Staatsbesitz auch das Kapital keinen Zins, sondern nur Sicherheitsprämie erlangen kann und daß mit der ihm abgeschnittenen Anlage im Grundbesitz es sich direkt der Arbeit anbieten muß, so daß die Arbeit, die leicht zinsfreies Kapital erlangen kann, den Unternehmernutzen auf die Höhe des Unternehmerarbeitswerts beschränkt: diese Theorie ist ihm naturgemäß unbekannt, da sie unseres Wissens erst im gleichen Jahre wie sein Buch das Licht der Welt erblickte. Wenn er nach Studium der betreffenden Arbeiten sich diese Anschauung aneignen sollte, würde er ohne Zweifel zur Überzeugung gelangen, daß wir nicht zu einer Aufhebung des Erbrechtes greifen müssen, die infolge einfacher oder verhüllter Schenkungen obendrein noch leicht zu umgehen wäre, abgesehen von der Ungerechtigkeit der Beschränkung des freien Verfügungsrechts über selbst erworbene Güter.

Sehr empfehlenswert ist dagegen die seiner gewandten Feder eigene farbenreiche Beleuchtung der heutigen wirtschaftlichen Zustände. Auch ihm

*) Wir entnehmen diese interessante Arbeit unseres berühmten Landreformers und Mitarbeiters seiner vor kurzem begründeten, in diesen Blättern bereits empfohlenen Monatsschrift „Deutsch Land".

drängt sich das Bild des in der Weltgeschichte unerhörten riesigen Reichtums auf, (er zählt mit Recht 800 bis 1000 Privatleute in England allein, die über 5 Millionen Mark besitzen, wenn auch seine Schätzung von mindestens 100 000 Millionären in Europa allein etwas übertrieben sein dürfte) und einer „Menge besitzloser Individuen, Arme, die des Morgens nicht wissen, was sie am Tage essen und wie sie des Abends schlafen werden“, wie es noch zu keiner Zeit gab. Ganz richtig bemerkt er, daß für den Sklaven wenigstens bezüglich seiner einfachsten Bedürfnisse gesorgt war, daß im Mittelalter nur die unehrlichen Leute, das fahrende Volk völlig enterbt war, daß dagegen der heutige elende Proletarier der Großstädte keinen Ahnen in der Geschichte hatte. „Vermögen, wie die eines Vanderbilt, Baron Hirsch, Rothschild, Krupp (?) u. s. w., Vermögen von 400 Millionen Mark und darüber hat es im Mittelalter nicht gegeben.“

„Man schwatzt uns fortwährend die Ohren voll mit den Gastmählern des Lucullus, von deren Abfällen sich noch heute anekdotenkramende Historiker und Archäologen nähren. Es soll eben noch bewiesen werden, daß das alte Rom je ein Fest gesehen hat, welches 400 000 Mark gekostet hat, wie der Ball eines New-Yorker Krösus, von dem die Zeitungen kürzlich berichtet haben.“

„Die große Masse der Besitzlosen in den Kulturländern fristet ihr nacktes Dasein unter Bedingungen, wie sie keinem einzigen freien Tiere der Wildnis bereitet sind. Die Wohnung des Proletariers der Großstädte ist ungleich schmutziger und ungesunder als die Lagerstätte der großen Raubtiere, ein Dachs- oder Fuchsbau. Gegen die Kälte ist er unvollkommener geschützt als diese. Seine Nahrung ist gerade nur ausreichend, um ihn nicht gleich verhungern zu lassen, obwohl auch thatsächlicher Hungertod in den Weltstädten ein tägliches Vorkommnis ist.“ (Nahezu 100 per Jahr in London allein.) Mit Recht brandmarkt Nordau das „eiserne Lohngesetz“ als eine schamlose Lüge; denn der Lohn reicht schon lange nicht mehr aus, „um den Proletarier vor dem vorzeitigen Zugrundegehen durch ungenügende Ernährung, Bekleidung und Ruhe zu bewahren.“ Mit großer Naturwahrheit schildert er das Elend des stets zunehmenden gebildeten Proletariats.

Diese Stellen des Kapitels sind von höchstem Interesse und machen es lesenswert, wenn man auch sich eines Lächelns beinahe überall da nicht enthalten kann, wo der Verfasser versucht, auf die Ursache dieser Zustände näher einzugehen. Er sieht die durchschnittliche Höhe der Getreide- und Fleischpreise fortwährend steigen in einer Zeit, die solche in-

folge des Riesenimports aus anderen Weltteilen im Weltmarkt ständig fallen sieht. Er sieht die ständige Verbilligung der Industrieerzeugnisse aus den Fortschritten der Technik entstehen, ohne die gleichen Fortschritte in der Ackerbautechnik zu beachten.

Er wünscht eine Abnahme der Überfüllung der freien Berufsarten, indem der Studierte sich an die Hobelbank stellt, und sieht nicht, daß mehr wie zu viel Leute diese jetzt schon besetzen, daß es keinen unüberfüllten Beruf gibt.

Er sieht eben die einzige direkte Ursache dieser Erscheinung der Überproduktion neben Gütermangel nicht, das Konsumdefizit der Riesenkapitalisten nämlich, und muß darum im Finstern herumtappen. Nicht wie er z. B. vorschlägt, müßte die Produktion der Großindustrie durch die Nachfrage bestimmt werden, sondern durch eine richtigere Güterverteilung müßte die Konsumfähigkeit der Volksmassen so gekräftigt werden, daß die Großindustrie noch lange nicht dem Bedürfnis nachkommen kann. Nordau hat sich eben auch nicht von dem Unsinn der anarchischen Produktionsweise emanzipieren können, hat nicht zu begreifen vermocht, daß es keine falsch eingeteilte Produktion geben kann, so lange auf allen Gebieten zu wenig oder auf allen zu viel produziert wird, je nachdem man den wirklichen Bedarf oder die Kauffähigkeit der Bedürftigen in Betracht zieht.

Ganz richtig sieht er ein, daß Leute à la Schäffle einen Unsinn behaupten, wenn sie von einer Überproduktion in Getreide sprechen und daß noch lange nicht genug Getreide produziert wird; aber um das Defizit auszufüllen, brauchte noch kein einziger Industriearbeiter zum Ackerbauer zu werden und dadurch das ebenso große Defizit an Industrieprodukten noch weiter zu verringern. Die unbeschäftigten oder nur halb beschäftigten Kräfte würden mehr wie ausreichen. Land ist, wie Nordau auch einsieht, genug vorhanden, um mehr als die zwanzigfache Menschenzahl zu ernähren.

Der beschränkte Raum unserer Zeitschrift verbietet mehr als diese skizzenhafte Besprechung. Es würde uns freuen, wenn sie den Anlaß böte, den geistreichen Schriftsteller zu veranlassen, mehr unter die Oberfläche der wirtschaftlichen Erscheinungen zu dringen, sowie uns durch richtigere Erkenntnis der ausgedehnten Wirkung der Landverstaatlichung mit voller Kraft in deren Erkämpfung zu unterstützen und wenn sie den Leser, der das geistreiche Werk noch nicht kennt, zu dessen Lektüre anregen sollte.

Vom Büchertisch.

Moderne Lyrik.

Karl Henckell, „Strophen“. (Zürich, Schabelitz.) Ein interessanter Beitrag zur Krankheitsgeschichte des jüngsten Jungdeutschlands! Größenwahn, Reklamegeschrei, unwahre Schmerzsexerei, und diese überreizte Fruchtbarkeit! Bekanntlich gehört es neuerdings zum Wesen des Ballgenies, mindestens jeden Monat einen großen, dreibändigen Roman oder eine Serie von Dramen auf den Büchermarkt hinaus zu schleudern. („Genie ist Fleiß.“) Dieses berühmte Muster scheint's Herrn Henckell angethan zu haben: auf jedes kleine, kleinste und allerkleinste Erlebnis ein Gedicht; die poetische Mappe schwillt an, wie der Kadaver eines Wassersüchtigen, und auf dem Umschlag seiner „Strophen“ kann uns der Verfasser bereits wieder zwei neue Sammlungen als „in Kürze“ und „demnächst“ erscheinend ankündigen. „Die Menge thut es“ (Heine, Letzt. Ged.). Was Wunder, daß Herr Henckell nun mit seiner so bewiesenen Genialität gewaltig bramarbasiert. „Nur immer herein, meine Herrschaften, nur herein! Sie sehen hier das größte dichterische Ingenium der Gegenwart, Sie sehen den poetischen Wunderknaben, Sie sehen den neuen welterlösenden Messias!“ Gibt es eine gelungenere Jahrmarktstirade, als das Gedicht „Er war ein Knabe“ (S. 41) mit seinem unglaublich erheiternden Schluß:

Ihr lacht gemein und ahnungslos,
Wie groß der seltne Knabe war.

der seltne Knabe! —

Weniger glücklich ist Herr Henckell in seinem beabsichtigten Humor: seinem Leichenbittergesicht stehen die komischen Falten schlecht; das Lachen wird zum Grinsen und wirkt peinlich oder albern. Man vergleiche „Einjährig-Freiwilliger Bapf“, „Journalist Knallawsky“ u. a. Löblich ist das Bemühen des Verfassers, sich in der Satire massiver Grobheit zu befleißigen; es wäre ihm dabei nur etwas Witz zu wünschen, der ihm leider ebenso wie der Humor gänzlich abgeht. („Litterarische Randglossen“, „Pump vom Pumpsack“ u. s. w.). Statt dessen findet man mehrmals eine geradezu kindische Albernheit, die selbst in Sekundanerkreisen nur mitleidiges Lächeln ernten dürfte. Z. B.

„War einmal von gutem Stamm“
„Meinst du denn, ich achte se.“

Durch besondern Tiefsinn zeichnet sich auch die Spruchweisheit aus, für die Herr Henckell ein Faible zu haben scheint und die durch ihre verblüffende Lebenswahrheit den ahnungslosen Leser geradezu niederschmettert. Vergl. „Hat nicht Jeder“ (S. 80). Diese knabenhafte Unreife charakterisiert auch die meisten seiner kleinen Gedichte und Lieder, die den zweiten Teil der Sammlung bilden. Ganz nette Sächelchen darunter, nun ja, die einer höhern Tochter vielleicht nicht übel anstehen würden, aber ist das die Lyrikerrevolution? Wo bleibt das Persönlich-Individuelle, das Konkret-Anschauliche? Zu solchen unbedeutenden, wesenlosen Liedchen braucht man kein „moderner Dichtercharakter“ zu sein; das kann jeder besser beanlagte Müller oder Schulze und tausend andre auch. Haben wir denn noch keinen Lilienkron aber Wallath? Was unterscheidet denn die moderne realistische Lyrik von dem simplen Minne- und Mondgeleier und Reimgeklingel? Doch wohl, daß wir hinter jedem, selbst dem kleinsten dichterischen

Produkt des Realisten eine scharfumrissene Persönlichkeit wittern, die aus dem Innersten ihres eigentümlichen Wesens, aus ihrer individuellsten Lebenserfahrung verkörpert und gestaltet. Da ist alles Anschaulichkeit, Lakalkalarit, Erdgeruch, alles in dem Schmelztiegel des Subjekts umgemünzt und mit dem Herrscherkopf des souveränen Dichters von Gottes Gnaden gestempelt. Freilich nicht jedem siedet die unterirdisch-dämonische Glühhitze durch die Adern. Bei Herrn Henkell müssen wir uns mit lauwarmem Spülicht begnügen: alte wohlbekannte Bilder, deren Reize durch den langjährigen, intimen Verkehr mit der Dichterzunft stark abgegriffen und verblüht sind, z. B. Busens Lilienpracht, Blütendach, süßes Engelsbild und dergl. verwaschenes Zeug; zwitterhafte Gedichtlein, die in der Harmlosigkeit ihres Inhalts ebenso wie in ihrer gefälligen Klangwirkung an das beliebte Ammenlied: „Schlaf, Kindchen schlaf" erinnern. — Wirklich bedeutende und originelle Stellen finden sich dagegen im ersten Teil der Sammlung; aber es kostet Schweiß, sie auszugraben. Welche Weitschweifigkeit! Keins dieser bandwurmlangen Gedichte wirkt als Ganzes: man muß durch endlose Steppen hindurchkeuchen, bis man endlich auf eine erquickende Oase trifft; immerhin für die Mühsal Entschädigung genug. Hier sind zu nennen „Deutschland", „Im Schacht der Zeit", „Der Liebe Lied", „Moderne Wandelbilder" u. a. Besonders gut gelungen sind die Kampfgedichte, durch welche, ohne den Zusatz von erzwungnem Esprit, eine aufrichtige Empörung über die verfaulte Gesellschaft dröhnt. Die Perle der Sammlung ist das Gedicht „Heimfahrt" (S. 89): prachtvoll anschaulich, diese Frühmorgenstimmung im rüttelnd-sausenden Kurierzug. Das ist moderne Lyrick!

Max Halbe.

Parodistische Litteratur.

Es giebt Dummheiten, denen mit nichts, am allerwenigsten mit Vernunftgründen beizukommen ist. Sie sind heilig und unantastbar, ja lange sie bestehen — und sie bestehen, bis sie an sich selbst zu Grunde gehen, natürlich, um bloß neuen Dummheiten Platz zu machen. Denn die Menschheit bedarf ihrer, so lange sie sich nicht selbst in einer höheren Form der Entwickelung überwunden und vom letzten Rest äffischer Tierheit erlöst hat. Die Dummheiten der Mode — wie viele ausgezeichnete Donquichote kämpfen nicht unablässig einen wahrhaft heroischen Kampf gegen sie! Chignon, Reifrock, Taurnüre, Cul de Paris — ganze Kohorten streitbarer Mannen sind gegen sie zu Felde gezogen! Selbst ein so kluger Kopf wie der schwäbische Ästhetiker Vischer ist seiner Zeit mit einer geharnischten Streitschrift „Über Mode und Cynismus" auf dem Plane erschienen. Alles umsonst. Gegen die Dummheiten des religiösen, politischen und sozialen Aberglaubens — wie viel Ströme edelsten Blutes und bester Tinte sind geflossen! Pro nihilo. Eine Dummheit geht, die andere kommt — d. h. die eine heilige, untrennbare, ewige Dummheit manifestiert sich in ewigen Wandlungen. Die Dummheiten in der Wissenschaft! Die Dummheiten in Kunst und Litteratur! Ganze Berge kritischer Schriften wurden und werden gegen sie geschrieben — sie nützen gar nichts, aber sie sind oft amüsant zu lesen. Da hat sich ein neuer Kritikus den „berühmten" Ebersschen ägyptischen Professoren-Kolportage-Roman vorgenommen in Gestalt einer sehr lustigen, aber feinen Parodie: er hat der „Nilbraut" den „Nilbräutigam" entgegengestellt (Leipzig, R. Werther, Preis 1 Mark). Dieser Beitrag zur parodistischen Litteratur, den S. Rebeg mit seinem „Roman" geleistet, verdient die heiterste Anerkennung. Die Frage, ob Ebers' ägyptische Professoren-Dichtereien überhaupt eine Parodie notwendig machen, ob sie nicht an und für sich schon wie

Parodien wirken, ist eine müssige — angesichts der litterarischen Geschmacksreife unseres p. t. Publikums. Die Hauptsache ist, daß Rebegs „Nilbräutigams“ künstlerisch vollkommen selbständig wirkt, so daß der Leser der teueren Ebersschen „Nilbraut“ entraten kann, ohne in seinem Genusse beeinträchtigt zu werden: er hat am Bräutigam wirklich genug und kann den Spaß an der Braut getrost den — andern überlassen. Schade, daß Rebegs Parodie das Druckjahr auf dem Tittelblatte angiebt. Damit bringt er in 100 Jahren die berühmtesten akademischen deutsch-chinesischen Litteraturforscher um das unbeschreibliche Verdienst, im Schweiße ihres Angesichtes die weltbewegende Streitfrage zu stellen und nach weiteren 100 Jahren annähernd endgültig zu lösen: hat Ebers mit seiner Braut den Bräutigam des Rebeg, oder hat der Bräutigam des Rebeg die Braut des Ebers parodiert? O deutsche Litteraturforschung, o deutscher Professorenroman, o eselsgraue deutsche Dummheit! — Auch das ist ein vortrefflicher Beitrag zur parodistischen Litteratur, was uns Bernh. Westenberger unter dem Titel bietet „Jung-Schön-Blond-Fridolins Sängerfahrt.“ Spielmannslieder von Brigitta von dem Blüthenriede. (Berlin, Fr. Thiel.) Auf den 37 Seiten des Büchleins wird nicht nur der Scheffel-Baumbach-Wolffschen Studenten-, Kneipe- und minniglichen Pensionats-Muse in gar ergötzlichen Weisen die Nase gedreht, auch das parodierende Vorwort zaust unsern Familien- und Salonlyrikern ganz unbarmherzig an dem Idealitätsbart, der ihre süßlich-lüsterne Physiognomie so edelmannhaft verziert. Vielleicht bringen wir gelegentlich einige Proben aus dem wertvollen Büchlein, das bereits den Triumph erlebte, von einigen Musterkritikern, wie sie unsere deutsche Presse zieren, für vollkommenen Ernst genommen und dementsprechend gar lieblich abgekanzelt zu werden. Natürlich, der bislang noch unberühmten Brigitta von dem Blüthenriede gegenüber konnte man seiner kritikaster-moralischen Entrüstung schon etwas erlauben: wären die Parodieen mit dem Namen eines anerkannten Butzenscheibenlyrikers gezeichnet gewesen, hätte man sie devotest mit schuldigem Enthusiasmus begrüßt. Ja, ja, den Schalk spürt unser ernsthaftes Kritikervölklein nie, nicht wahr, mein gestrenger M. in der Wiener Allg. Kunstchronik? M. G. Conrad.

Deutsch-Österreich im Reich.

Es ist eine ebenso bekannte wie beklagenswerte Thatsache, daß der Kampf der Deutschösterreicher für ihr nationales Recht und für ihre historisch vollbegründete Bedeutung im Kaiserstaate in Deutschland keineswegs überall genügend gewürdigt wird. Die schlimmste Verkennung der Ziele und des Wesens der deutsch-österreichischen Bewegung begegnet uns natürlich bei den Konservativen und es kann durchaus nicht Wunder nehmen, wenn die „Kreuzzeitung“, von Anfang an das Hauptorgan nationalitätsfeindlicher Reaktion, auch hier in Mißverständnis oder Verdrehung das Ärgste leistet.

Es war bei Gelegenheit der Gasteiner Kaiserzusammenkunft, als sie Betrachtungen über die Tendenz der österreichischen Deutsch-Liberalen anstellte, welche offenbar von ihren österreichischen Gesinnungsverwandten, den Feudalen und Pfaffenfreunden inspiriert waren.

Wir werden dort belehrt, alle Versuche, das Deutschtum wieder zum alleinherrschenden Element des Kaiserstaates zu machen“, seien nur geeignet, das Freundschaftsbündnis zu stören. Man wird einfach fragen, welche Partei denn jemals einen solchen Versuch gemacht hat? Die Deutschen befinden sich auf der ganzen Linie in

der strengsten Defensive, während die großen und kleinen Stämme der österreichischen Slaven, unter beständiger Nachgiebigkeit einer für ihre Majorität zitternden Regierung, nach Möglichkeit das Deutschtum aus Schule, Gerichtssaal, Landtagsstube und wo es sonst nur irgend angeht, zu verdrängen suchen.

An die falschen Voraussetzung wird dann eine verdächtigende Bemerkung geknüpft. Jene Bestrebungen, heißt es, könnten nur dann einen Erfolg haben, wenn die Wiedergeltendmachung des deutsch-österreichischen Einflusses innerhalb des Deutschen Reiches als letztes Ziel ins Auge gefaßt würde. Das ist einleuchtend absurd. Ernsthafter ist die zweite Verdächtigung gemeint, welche in folgender Form ausgesprochen wird: „Ohne dies Ziel wäre das frühere Verhalten den Deutsch-Lieberalen nur dann verständlich, wenn sie einer Annexion der deutschen Provinzen des Kaiserstaates durch Deutschland die Wege ebnen wollten."

Wer kann es bezweifeln, daß der Einbläser dieser Verdächtigungen aus der machiavellistischen Schule Hallers' und Metternichs stammt? Wurden nicht in den Preßorganen jener Schule den Völlern, welche ihre nationale Selbständigkeit und ihre natürlichen Rechte verteidigten, regelmäßig gefälschte Motive untergeschoben, während die wahren Ursachen ihrer Bestrebungen auf der Hand lagen?

So ist es auch hier. Gerade weil die Deutschen in Böhmen, Mähren, Kärnthen rc. österreichische Deutsche bleiben wollen, deshalb streben sie mit aller Kraft danach, daß Österreich auch für sie wohnlich und heimisch bleibe und daß sie nicht von Kindern des Hauses zu Stiefkindern oder gar zu Heloten hinabgedrückt werden. Wenn jemand nach Kräften einer Losreißung der deutschen Provinzen von Österreich die Wege ebnet — zum Glück sind diese Kräfte doch unzureichend — so sind es die, welche die Deutschen fortwährend beschimpfen und bedrängen, vor allem die biedern Czechen.

Und welch' ein Unsinn ist es, in der wachsenden Macht der begünstigten Slaven eine Bürgschaft für den Bestand des österreichisch-deutschen Bündnisses zu sehen! Sind sie es doch gerade, welche dieses Bündnis offen anfeinden, welche sich, nicht nur Deutschland, sondern auch Österreich gegenüber, auf die Seite Rußlands stellen und die Aussichten eines russischen Sieges über beide Reiche — allerdings ein Hirngespinst — in einem nicht mißzuverstehenden Sinne erörtern.

Die Sache liegt einfach umgekehrt. Nur wenn die zehn Millionen Deutschen in unverkürztem Besitzstande bleiben oder vielmehr wieder in ihn eingesetzt werden und wenn den an Hochverrat streifenden Bestrebungen der cis- wie transleithanischen Slaven ein kräftiger Dämpfer aufgesetzt wird, kann das deutsch-österreichische Bündnis zu einer Festigkeit gelangen, welche sich in jedem Sturme bewährt.

„Vergessene deutsche Brüder", Wanderungen im Böhmerwalde und im Sachsenlande Siebenbürgens. So betitelt sich eine soeben in Philipp Reclams Universal-Bibliothek (No. 2308) erschienene sehr interessante Sammlung von Reiseskizzen und politisch-ethnographischer Studien, welche durchaus auf eigener Anschauung des Verfassers Karl Pröll beruhen. Dieselben führen uns zwei bisher wenig bekannte Gebiete näher, in welchen herrliche Naturgebilde, eigenartige Zustände sich mit dem unzerstörbaren deutschen Wesen der dort heimischen Volksstämme innig verschwistert haben. Die nationale Notlage, welche diese „vergessenen Brüder" standhaft ertragen, die Heimsuchungen durch fremden Chauvinismus, deren sie in jüngster Zeit ausgesetzt worden, werden anschaulich geschildert und steigern das Interesse des deutsch fühlenden Lesers. Aber auch die Kultur-, Sitten und Landschaftsbilder fesseln

uns in der schlichten Darstellung. Wir können dieses Büchlein (aus dem wir gelegentlich eine Probe bringen werden) allen Deutschen aufs Wärmste empfehlen.

Fritz Hammer.

Biographische Litteratur.

„Ole Bull, der Geigerkönig." Frei nach dem Original der Sarah Bull bearbeitet von L. Ottmann. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. Auf 233 Seiten werden wir mit dem kampf- und ruhmreichen Erdenwallen des norwegischen Geigenvirtuosen Ole Bull (geb. 1810, gest. 1880) bekannt gemacht. Siebzig Jahre des Strebens und Ringens, des Kampfes und Triumphes ziehen an unserem Geiste vorüber — ein Künstlerleben comme il faut! Es ist erhebend, zu sehen, wie sich das Genie durch all die Hindernisse und Widerwärtigkeiten, womit blasser Neid, Beschränktheit und Dummheit seine Bahn zu verrammeln suchten, hindurcharbeitete zur Unsterblichkeit. Auch wer nicht das Glück genoß, dem wunderbaren Zauber des Saitenspiels des großen nordischen Künstlers zu lauschen, wird dessen Biographie, wie sie hier vor uns liegt, mit großem Interesse lesen. In der That, eine treffliche Lebensbeschreibung, ungekünstelt die Darstellung, natürlich warm der Ton, frei von verschönerungssüchtiger Lobrednerei. Anekdoten beleben das Ganze, ohne es zu überwuchern. Wir empfehlen diese Bull-Biographie wärmstens.

Matthäus v. Gnodstadt.

Deutscher Realismus.

„Mimi Schlichting." Ein Berliner Roman von Friedrich Roßneck. Ein erschütterndes Buch! Das packt bis in die tiefste Seele hinein! Welche Idee aber auch! „Ein junger Mann, ein Künstler, bemüht sich um die Liebe eines jugendschönen Weibes. Er gewinnt sie, um dann zu erfahren, daß das junge Geschöpf bereits vor Jahren ein Opfer der Prostitution geworden, sich allerdings dann, von Ekel erfaßt, aus eigner Kraft dem Lasterpfuhle entrissen und wieder ein ehrlicher Mensch geworden ist. Er glaubt, sich mit seiner gewaltigen Liebe über diese entsetzliche Thatsache hinwegsetzen, das geliebte Weib zu sich emporziehen, und noch glücklich mit ihm werden zu können. Doch nein, er hat sich getäuscht. Sein Vorhaben ist ein übermenschliches — er kann's nicht ausführen — er geht darüber zu Grunde.

Welche Tragik! Welche Erhabenheit! Und diese Durchführung! Ganz meisterhaft! Anordnung und Behandlung des Stoffs, Zeichnung und Entwickelung der Charaktere — alles vorzüglich. Das Buch ist wahrhaft wie im Sturme mit fortreißender Lebenslust durchflutet, in Anlage und Durchführung von einem Realismus, wie er echter kaum gedacht werden kann. Das ist Berlin mit seinem moralischen Schmutz, seinem Leichtsinn, seinem Witz, seiner Gutmütigkeit, — das sind Menschen, wie sie im „Buche der Welt" stehen und keine Ausgeburten der Hölle und des Himmels. Genug; das Buch ist hochbedeutend, ein Meisterwerk des deutschen Realismus.

Hans Carolan.

Unterhaltungslitteratur.

„Der Spion." Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußlands. Von Julius Große. Dresden, Piersons Verlag. Die Spionengeschichte, welche uns da ein alter pensionierter Professor zum besten gibt, ist den Memoiren

eines Generalmajors von P. entnommen und bildet ein Stück der neueren russischen Verschwörungs- und Empörungsgeschichte. Sherwood, geborener Engländer und Held des Romans, wird teils durch Zufall, teils durch Schicksalstücke zum Spion. Er weckt nicht nur unser Interesse, sondern auch unsere Sympathie in hohem Grade, bis zu seinem tragischen Ende, das uns umsomehr ergreift, als wir es lange vor dem Eintritt schon als unabwendbar sozusagen vorempfinden — eine Wirkung, die wir dem Erzähler hoch anrechnen. Obwohl die hauptsächlichen Vorgänge der Geschichte in hohen und höchsten Militärkreisen sich abspielen und mehr weltgeschichtlicher Natur sind, ist darein, nächst dem Schicksal des Helden, auch das einer altadeligen Familie verflochten und gibt dem Verfasser Gelegenheit, uns einige vortrefflich gezeichnete Szenen russischen Privatlebens vorzuführen. Als die bedeutendste derselben erachte ich den Leichenschmaus für die kleine Annuschka.

Etwas zu blaß und unbestimmt gezeichnet erscheinen mir in dem Buche nur die beiden Frauengestalten, die Schwestern Nadja und Tatiana. Wie überhaupt Frauen und Frauenliebe eine sehr untergeordnete Rolle spielen, wenngleich die Beweggründe zu den Handlungen des Helden vornehmlich auf die Liebe zu seinem Weib zurückzuführen sind. Was dem Autor übrigens nicht zum Vorwurf gemacht werden soll, da er sich durch die Bezeichnung „historischer Roman“ ja im voraus das Recht gewahrt hat, das Liebes-Element und was sonst den gewöhnlichen Roman zu beherrschen pflegt, nebensächlich behandeln zu dürfen. — Die Sprache ist durchaus angenehm und fließend im besten und elegantesten Deutsch, — was wir in unserer schönen Litteratur, selbst oft bei Namen erster Güte, leider immer noch als besonderen Vorzug rühmen müssen.

In einen ganz anderen Empfindungskreis stellt uns die Dichtung eines jüngeren Schriftstellers:

„Im Dorf der Schmied.“ Von Max Vogler. Leipzig, Verlag von Oskar Kuffz. Eine Elsässer Dorfgeschichte, und zwar sehr wenig origineller, fast gewöhnlicher Art: die zudem noch das Unglück hat, zehn bis fünfzehn Jahre zu spät auf die Welt gekommen zu sein. Damals, im Anfang der Siebziger! Ja, damals, frisch nach Krieg und Sieg, nach unserer Wiedervereinigung mit den feindlichen Brüdern — da konnten wir uns für die dümmste Liebesgeschichte, sogar für noch weniger „von dort“ begeistern und bis zu Thränen rühren lassen! Aber heute, wie ganz anders empfinden wir heute! Die „Wiedergewonnenen“ haben uns inzwischen von unserer politisch-romantischen Gefühlsseligkeit und unserem unbegrenzten Elsaß-Enthusiasmus gründlich kuriert. Wir stehen ihnen jetzt nahezu kalt und stolz gegenüber, wie es einem selbstbewußten Volk, dem sein Entgegenkommen so grob und dumm gelohnt wird, auch gar nicht anders ziemt. Die Fabel also, wie ein gutmütiger, ehrlicher deutscher Bär (in diesem Fall der Schmied Jakob Barthold) mit wahrer Eselsgeduld um ein sprödes elsässisches Wirtstöchterlein wirbt, dem zudem noch in einem Pariser Pensionat besondere französisch-patriotische Mucken in den Kopf gesetzt wurden, kann uns durchaus nicht mehr erwärmen. Im Gegenteil, wir möchten fast bei jeder Seite des Buches unserem verliebten Schmied und Landsmann zurufen: Geh, Freund Jakob, sei ein Mann, laß das Gewinsel um die abgeschmackte Franzosen-Äffin und nimm dir ein ehrlich deutsch Mädel zum Weib! Es gibt deren ja genug, die sich vor einem annehmbaren Freier wie du nicht lang zieren; also mach' die Augen auf.

Stil und Sprache des Buches, am Anfang stellenweise verworren, erheben sich zwar im Fortgange zu klarerem Flusse, erreichen aber nicht jenen Grad künstlerischer Durchbildung und realistischer Feinheit, der uns wenigstens litterarisch für die reizlose

Fabel entschädigen könnte. Es ist, als ob der Darsteller selbst ein Opfer des verunglückten Sujets geworden wäre. Wir erwarten einen besseren Griff bei der Wahl seines nächsten Stoffs. Fritz von Bruck.

Der poetische Pillen-Überzuckerer.

„Die kleine Hygieia in Stube, Küche und Keller." Ein Hausfrauenbrevier, von R. Reymond. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. Keine Dithyrambe auf die „Rosenweberinnen", sondern ein witziges Spott- und Strafgedicht auf das überzivilisierte Weib. Sieben „Muster": Frau Rosa, die Kosmetische, Frau Siglinde, die Stilvolle u. s. w. — eine „böse Sieben" — besingt Reymond in ergötzlichster Weise nach dem Leben. Des Verfassers Absicht ist edel: die Hausfrau soll wieder werden der Schutzgeist des Hauses, die richtige Tochter Asklepios, Hygieia. Das bildgeschmückte Büchelchen eignet sich vortrefflich als sinniges Geburtstagsgeschenk für Institutstöchter und „Musterhausfrauen, wie sie nicht sein sollen". Im gleichen Verlage hat der nämliche Verfasser seinen „Kleinen Schweninger" und ditto „Jäger" erscheinen lassen — welche für vernünftige Lebensweise eintreten und gegen die schlechten Gewohnheiten unserer hochwohllöblichen gedankenlosen Philisterwelt in heiterer Form Front machen. Bis zum Kindischen empfindlich, wie der heutige Deutsche nun einmal ist, läßt er sich die Pillen bitterer Wahrheiten in poetischer Überzuckerung noch am ersten zwischen die Zähne schieben. Herr R. Reymond, der einst gar wütend gegen die Realisten und Naturalisten zu Felde gezogen, übt jetzt seine kritische Kunst viel zweckmäßiger als poetischer Pillenüberzuckerer, wozu wir ihm den besten Erfolg wünschen.
Matthäus von Gnodstadt.

—⁂—

Zuschriften aus dem Leserkreise.

I.

Bemerkungen zu E. Wechslers Bleibtreu-Studie.

Wechsler will dem Leser unter anderm wie natürlich die Entwicklung und Vielseitigkeit der Begabung Karl Bleibtreus vor Augen führen. Welchem Kenner der Werke dieses Dichters mußte da nicht auffallen, daß neben all der Gründlichkeit, mit welcher der Kritiker zu Werke ging, drei Werke nur in Fußnoten erwähnt sind, die doch wahrlich geeignet wären, beide Eigenschaften in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen?! Gerade bei Bleibtreu, der wiederholt und an verschiedenen Orten (Revolution der Litteratur; Paradoxe der konventionellen Lügen u. s. w.) geniale Fortentwickelung als das kennzeichnendste Merkmal großen Talentes hervorhebt, muß der Kritiker auf die Darlegung dieser Entwickelung ein Hauptgewicht legen. Nichts aber kann die wirklich großartige Entwickelung des Bleibtreuschen Talentes innerhalb erstaunlich kurzer Zeit in schärfere Beleuchtung rücken, als der Hinweis auf seine beiden ersten selbständigen Werke „Gunnlaug Schlangenzunge" (1879) und „der Traum" (1880). Will man Bleibtreus eigenes Kritikschema anwenden, so kommt die Inselmär Gunnlaug schlecht weg: sie ist weder bedeutend (1) noch originell (2); sie ist voll Leidenschaft, verrät, allerdings oft noch schlummernde, Gestaltungskraft, während die poetische Stimmung sehr

oft durch Geschmacklosigkeit vernichtet wird (3); sie ist nicht gut komponiert (4); ist arm an hübschen Einzelheiten (5) und endlich sehr schlecht geschrieben (6)! Die Form, der Bleibtreu gewiß nicht ohne Berechtigung nur sekundäre Bedeutung anmißt, ist hier einfach stümperhaft und, was überhaupt an dieser Inselmär Gutes ist — und Gutes ist da — wird in der Miserabilität und Geschmacklosigkeit der Form ersäuft. Was einzig mit der Existenz des Buches versöhnen kann, ist die kräftige Phantasie, Leidenschaftlichkeit und, wenn auch noch unfertige, Gestaltungskraft, Eigenschaften, die zu Hoffnungen berechtigten. Geradezu verblüffend ist der Fortschritt von „Gunnlaug“ zu „der Traum“! Klimpert der Dichter dort mit fast rührender Unbeholfenheit auf seiner Harfe herum, spricht dort die Unreife aus jeder Seite, so scheint dieses Werk von einem welterfahrenen Manne mit hoher geistiger Kraft geschrieben.

Es ist (1) bedeutend, (2) originell, (3) voll Leidenschaft, Gestaltungskraft und poetischer Stimmung, (4) allerdings nicht gut komponiert, (5) aber reich an hübschen Einzelheiten und (6) im ganzen gut geschrieben! Es ist so recht ein Buch für junge Männer; doch, daß es von einem gleichaltrigen (zwanzigjährigen) stammt, vermag man kaum zu glauben; es müßte massenhaft von der männlichen Jugend gelesen werden!

Läßt sich durch Vergleichung dieser beiden Erstlingswerke die Entwickelungsfähigkeit des Bleibtreuschen Talentes am klarsten nachweisen, so leuchtet seine kritische Schlagfertigkeit und Vielseitigkeit der Bildung am hellsten aus den „Paradoxen der konventionellen Lügen“! Hier finden wir — was der „Revolution der Litteratur“ abgeht — ruhige, sachgemäße, scharfe Kritik, verbunden — doch nicht dadurch beeinträchtigt — mit vernichtendem Sarkasmus. Das beste, was Nordau ins Leben rief, ist jedenfalls diese glänzende Abfertigung und reductio in absurdum seiner eignen höchst unphilosophischen und unlogischen Schreibereien! Was man schon aus seinen Dichtungen ersehen konnte, beweist Bleibtreu hier in umfassender Weise, daß er nicht einseitiger Dichter, sodern auch scharfer Denker ist, der an alle ästhetischen, sozialen und philosophischen Fragen vorurteilsfrei herantritt und sich ein klares Urteil über sie zu bilden versteht.

Köln. E. F. St.

II.

Hebbelfeier.

Am 2. September dieses Jahres fand die Einweihung des Hebbeldenkmals in Wesselburen (Holstein), der Vaterstadt des Dichters, statt.

Der Oberpräsident der Provinz war nicht an Ort und Stelle. Ebenso fehlten Abgesandte von der königlichen Regierung in Schleswig. Selbst der Landrath des Kreises war nicht erschienen. Alle diese Herren hätten ja wahrscheinlich das Fußgestell des Denkmals küssen müssen . . .

In denkbar nüchternster Weise, allerdings Schleswig-Holstein angemessen, verlief die Feier.

Hervorzuheben wäre noch, daß Wesselburen seiner Zeit 200 Mark als Beitrag zum Hebbeldenkmal verweigerte.

Kellinghusen (Holstein), September 1887.

Detlev Freiherr von Liliencron.

III.

Sehr geschätzte Redaktion! Die wundervollen Ebers-Eschstruthschen Stilproben in Ihrem Augustheft haben meine „höhere“ Tochter so begeistert, daß sie

sich sofort folgende Verschmelzung des Ebersschen Genies mit dem Eschstruthschen leistete:

„Hu, Nilbräutigam, wie ist deiner Gäuseliesel kalt! Nun klopfe ich schon volle drei Stunden mit meinen Stiefelhacken an das Wandgetäfel, um mich zu erwärmen, bis mir Füße aus den Händen wachsen, um als brüllende Sirenen umherzulaufen und an allen Wegen als Löwen zu sitzen, damit die brechenden Kniee hochaufgerichtet die zermalmte Wucht meines Glückes tragen."

Erlauben Sie, geehrte Redaktion, daß ich Ihrem Urteile vorgreife und diese Verschmelzung für durchaus gelungen erkläre. In den berühmtesten deutschen Moderomanen allein wird man auf stilistische Schönheiten stoßen, welche an vollendeter Idealität die Leistung meiner Tochter überragen — sonst nirgends, glauben Sie mir. Indem ich Ihnen im Voraus für die Anerkennung danke, die Sie dem Talente meines Kindes zollen, verbleibe ich ꝛc. X. Y. Z.

Redaktions-Post.

Redaktion des „Manuskript" in Weimar. In der August-Doppelnummer Ihres „Organs zur Förderung der gemeinsamen Interessen u. s. w." beschäftigt sich Emil Ließ in Form einer „Plauderei" mit dem Thema „Das litterarische Jung-Deutschland und der Naturalismus." Die Ungereimtheiten und Banalitäten, die er dabei auskramt, sind seine Sache; jeder hat das Recht, so ungereimt und banal zu sein, als ihm seine Mittel erlauben — wir rühren nicht daran. Jedes anerkannte Recht ist uns heilig — selbst das der Dummheit. Aber ein Recht ist selbst unter den mildesten und tolerantesten Menschen nicht anerkannt: das der öffentlichen Beleidigung. Niemand hat das Recht, auch Ihr „Plauderer" Ließ nicht — selbst wenn wir ihm in der Publizistik die weitesten Privilegien, wie sie der Natur seiner Kräfte angemessen, einräumen wollten — der litterarischen Ungezogenheit, Verleumdung und Ehrabschneiderei in einem gesitteten Staate zu fröhnen. Es gibt im Deutschen Reichsstrafgesetz einen § 186, welcher lautet: „Wer in Beziehung auf einen Anderen eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird . . . wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften . . . begangen ist, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft." Ihr Plauderer Emil Ließ behauptet von zwei bekannten Schriftstellern, die in einer langen Reihe von Werken ihre Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit längst erwiesen haben, „daß sie an gründlicher litterarisch-philosophischer Bildung von der großen Mehrzahl, an schrankenloser Eitelkeit von keinem einzigen der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller übertroffen werden." Bei dieser rechnerischen Präzisierung seiner Behauptung haben dem Herrn Emil Ließ gewiß die 16000 deutschen Schriftsteller des Kürschnerschen Litteratur-Kalenders und deren Qualitäten vorgeschwebt. An einer anderen Stelle behauptet Ihr „Organ für gemeinsame Interessen u. s. w." von dem einen der betroffenen Schriftsteller, daß „er sich mindestens für den Goethe der neuen Zeit hält," daß „seine Feder von grenzenloser Eitelkeit überfließt," daß er „einer der Hauptkometen der naturalistischen Dichterschule" ist u. s. w.

Diese Behauptungen, welche Ihr „Organ" ohne jedweden Versuch irgend eines Beweises vorbringt, sind im Sinne des obenangeführten § 186 des R.-St.-G. unzweifelhaft geeignet, die gemeinten und von Ihrem „Organ" mit Namen genannten Schriftsteller „verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen". Wir zeihen daher Ihr „Organ" und Ihren Plauderer Emil Ließ der litterarischen Verleumdung und Ehrabschneiderei bis zum vollen Erweis des Gegenteils und behalten uns weitere Schritte gegen Sie beide vor.

Herausgeber und Redakteur der „Gesellschaft".

F. T. in Berlin. Ihre tieftraurige „Totale Sonnenfinsternis-Elegie" hat uns viel Spaß gemacht. Zum Abdruck ist sie nicht geeignet. Wir sind zwar vollständig unabhängig und dienen weder irgend einem Ministerium, noch irgend einer Partei, am wenigsten der Börse, noch sonst einer verdienstvollen gewerblichen Interessengruppe, allein es ist doch kein Grund vorhanden, daß wir Ihrer übermütigen Laune wegen es mit Gott und der Welt und mit einigen Staatsanwälten zugleich verderben sollten. Der Spaß wäre zu teuer! Übrigens dürfen Sie sich nicht schmeicheln, der Erste zu sein, der überhaupt das Sonnenfinsternismotiv in der deutschen Dichtung verwendet habe. Schlagen Sie einmal gefälligst Wilhelm Jordans Nibelungen auf, dort finden Sie bei Siegfrieds Tod eine sehr phantasievolle Ausnützung dieser Erscheinung. Bezüglich der vielumstrittenen Sonnenfinsternis bei Christi Kreuzestod steht heute fest, daß es eine totale — Mondfinsternis gewesen. Der Vollmond ging am 3. April 33 gegen Abend für Jerusalem zur Hälfte verfinstert auf, und gerade dieses Zusammentreffen mit dem Tode des Nazareners muß den gewaltigen Eindruck hervorgebracht haben, der für immer in der Erinnerung der Menschen haften geblieben. Die Sonnenfinsternis jedoch ist nach dem von Oppolzer in Wien herausgegebenen „Kanon der Finsternisse" am 24. November 29 nach Christi Geburt (im 19. Jahr des Kaisers Tiberius und im 4. Jahr der 202. Olympiade) gewesen. Als später die evangelischen Schriften abgefaßt wurden, hat man die beiden Verfinsterungen verwechselt oder absichtlich mit einander kombiniert.

S. A. in Berlin. Für Ihre Zwecke dürfte sich besonders das inhaltreiche Werk von Prof. Dr. Sepp eignen „Görres und seine Zeitgenossen, 1776—1848". Posselts „Europäische Annalen" bieten gleichfalls sehr schätzbares Material. Daselbst finden Sie auch den berüchtigten Aufruf an die Deutschen: „Laßt uns Napoleon ein Nationaldenkmal errichten, würdig des ersten und einzigen Wohlthäters der gesammten deutschen Nation. Auf der höchsten und steilsten Felsenwand Deutschlands werde mit ungeheuren Lettern aus glänzendem Metall sein Name eingegraben, daß er im Gold der Morgensonne weit in die Gefilde Deutschlands strahle, dem er eine bessere Zukunft erkämpfte." In Bayern war es damals Herr von Aretin, der anerkannte Häuptling der ultramontanen Partei des Landes, welcher durch eine viel verbreitete Druckschrift seinen Gesinnungsgenossen und den Franzosen mit der Hoffnung schmeichelte, Napoleons Herrschaft werde den endlichen Sieg über den Protestantismus herbeiführen. Über die schmachvolle Aufführung der hohen katholischen Klerisei zur Rheinbundszeit fehlt es nicht an zeugniskräftigen, unverdächtigen Quellen. Dieselben hier einzeln namhaft zu machen, würde zu weit führen. Breite Behandlung empfehlen wir besonders bei den Heldenthaten des „alten Sünders und Leuteschinders", des „Hundsfotts" (wie ihn der ehrlich derbe Blücher nannte) Karl Freiherr von Dalberg, seines Zeichens geistlicher Kurfürst von Mainz und zugleich Fürstprimas und Reichskanzler von Deutschland. Er wußte mit solchem Erfolge Napoleon zu schmeicheln, daß er allein von allen geistlichen

Patentätlein bei deren Säkularisation Landesherr blieb — wenn auch mit Verlegung seines Sitzes nach Regensburg — mit einem Jahreseinkommen von einer Million Gulden. Als Frankfurter Großherzog von Napoleons Gnaden war er gehaßt wie die Sünde, ergab sich gänzlich dem Wein und den Weibern und starb als Regensburger Bischof in seinem 73. Jahre.

F. K. in Berlin. Wie das offizielle Berlin die deutsche Litteratur schätzt, hätten Sie u. a. auch aus der Berliner Denkmal-Statistik, die jüngst von allen Blättern gebracht wurde, ersehen und darnach ihre chauvinistische Meinung verbessern können. Von den fünfzig Standbildern berühmter Männer in Berlin fällt die größte Zahl (wenn man von den Büsten an der Ostseite des neuen Museums absieht) den Feldherren zu (ein volles Dutzend); dann folgen die gekrönten Häupter mit zehn, die Architekten Kunsthistoriker u. s. w. mit acht, die Gelehrten mit fünf — und ganz zuletzt die Dichter mit zwei Denkmälern. Daß diese zwei von dem offiziellen Berlin bedenkmalten Dichter nur die bewußten Oberklassiker deutscher Nation sein können, errät jedes Kind. Wir senden Ihren Artikel „Berlin als Litteraturstadt", der mehr Ihren lokalpatriotischen Träumen als der Beobachtung der Wirklichkeit entsprungen ist, mit Dank zurück. Auf der Entwickelungslinie, in welcher sich das Bismarcksche Preußen-Deutschland seit der Reichsgründung bewegt, wird sich Berlin niemals zu dem Einflusse, dem Ruhm und Glanz in der schönen Litteratur erheben, zu dem sich Paris in der französischen Nationallitteratur von den Zeiten des wahrhaft genialen Staatsmannes Richelieu bis auf den heutigen Tag in ununterbrochener Steigerung entwickelt hat. Die deutsche Reichspolitik ist eine schlechthin militärstaatliche und materialistisch-opportunistische und hat mit den Idealen der schönen Litteratur keine Fühlung.

Ignotus, München. Auf solche Vorhalte von Leuten, die offenbar von den großen technischen Schwierigkeiten einer Redaktion gar keine Ahnung haben, ist eigentlich nichts zu erwidern. In jeder größeren Zeitschrift sind Verschiebungen der ursprünglichen Disposition der Beiträge unvermeidlich. Die große Mehrzahl der in unseren ersten Quartalen in Aussicht gestellten Beiträge ist erschienen, wenn auch nicht in der geplanten Reihenfolge. Wenn der geschätzte Aufpasser heute noch z. B. die versprochenen novellistischen Studien von Heiberg, Boy-Ed u. a. vermißt, so beweist er damit nur, daß er die „Gesellschaft" nicht aufmerksam gelesen aber leichte Veränderungen im Titel der Beiträge übersehen hat. Auch Arthur Feldmann ist seine „Pariser Erinnerungen" nicht schuldig geblieben, da er bereits im ersten Jahrgang S. 385 „Ernst Renan" als akademischen Plauderer geschildert hat. Wenn wir einige angekündigte Aufsätze infolge genauerer Prüfung aller Umstände dennoch von der Veröffentlichung ausgeschlossen und nachträglich einen oder zwei Namen von der ersten Mitarbeiterliste gestrichen haben, so sind unsere Leser jedenfalls durch besten Ersatz dafür entschädigt worden. Übrigens möge der geschätzte Aufpasser, bevor er andere moralisch richtet, sich an der eigenen Nase nehmen, denn ein eilfertiges Aburteilen über Dinge, die man nicht versteht, gilt nirgends als sittliche Qualität.

R. R. in München. Herzlichen Dank für Übermittelung des Weimarer Blättchens. Dr. Conrad wohnt jetzt Maximilianstraße 23, I. Redaktions-Sprechstunde von 2—3 Uhr.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.



Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

Heft 11. * 1887.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

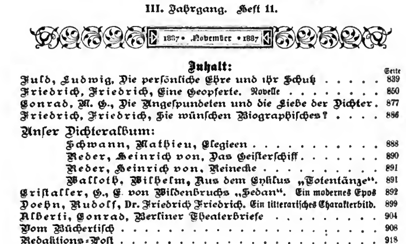
Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

(Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.)

III. Jahrgang. Heft 11.



Inhalt:

Seite
Juld, Ludwig, Die persönliche Ehre und ihr Schutz 839
Friedrich, Friedrich, Eine Geopferte. Novelle 850
Conrad, M. G., Die Angespundeten und die Liebe der Dichter. 877
Friedrich, Friedrich, Sie wünschen Biographisches? 886
Unser Dichteralbum:
Schwann, Mathieu, Elegieen 888
Reder, Heinrich von, Das Geisterschiff 890
Reder, Heinrich von, Reinecke 891
Walloth, Wilhelm, Aus dem Cyklus „Totentänze“. 891
Gristaller, G., E. von Wildenbruchs „Sedan“. Ein modernes Epos 892
Doehn, Rudolf, Dr. Friedrich Friedrich. Ein litterarisches Charakterbild. 899
Alberti, Conrad, Berliner Theaterbriefe 904
Vom Büchertisch 908
Redaktions-Post 918

Hierzu das Porträt von Dr. Friedrich Friedrich.

„Die Gesellschaft“ erscheint Mitte jeden Monats und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, wie von der Verlagshandlung zu beziehen.

Preis pro Semester (6 Hefte) Mark 5.—.

Hochelegante Einbanddecken (in Halbleder) für den I. Semesterband 1887 der „Gesellschaft“ sind zum Preise von M. 1.50 durch jede Buchhandlung sowie auch direkt von der Verlagshandlung zu beziehen.

Die beiden Beilagen zu diesem Heft: Prospekt über die Monatsschrift „Deutsch Land“ und Illustriertes Verzeichnis ausgewählter Werke aus dem Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig empfehlen wir besonderer Beachtung.



Friedrich Friedrich



Die persönliche Ehre und ihr Schutz.

Von Ludwig Fuld.
(Mainz.)

Kein Volk, das auf die kulturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit bedeutsamen Einfluß ausgeübt zu haben den Anspruch erhebt, kann sich rühmen, den Begriff der persönlichen Ehre in der erhabenen Weise aufgefaßt zu haben, wie das deutsche. Das persönliche Ehrgefühl, dem Germanen von jeher in weit höherem Grade eigen, als dem Angehörigen einer andern Nation, machte ihn gegen jede, auch die geringste Antastung seiner Ehre empfindlicher, als den Römer und Griechen, den Slaven und Romanen. Im Gegensatze zur klassischen Welt beansprucht der Germane die Achtung seiner Persönlichkeit um seinetwillen, sein Selbstgefühl fordert, daß niemand sich auch nur der kleinsten Mißachtung derselben schuldig mache, und er ist bereit, sich die ihm verweigerte Achtung zu erzwingen, er ist entschlossen, sein Leben dafür einzusetzen, daß der Frevler an seiner Ehre nicht der rächenden Strafe entschlüpfe. Der römische Jurist mochte die Ehre als den durch die Gesetze oder Gewohnheiten bestätigten Zustand ungeminderter Würde bezeichnen, dem Germanen genügte dieser Begriff nicht, für seine Anschauungen war er zu wenig umfassend, er gibt sich nicht mit der objektiven, durch Beleidigungen nicht zu erschütternden Stellung zufrieden, welche der Einzelne im Staate einnimmt, sondern er verlangt von jedem, sich einer, gleichviel wie beschaffenen, Mißachtung seiner Person strengstens zu enthalten. Dieses so überaus empfindliche Ehrgefühl erheischt, daß jede Beleidigung mit nachdrücklicher Strafe geahndet werde, es wird nicht durch eine kleine, unbedeutende Sühne befriedigt, sondern nur durch eine Ahndung, welcher der Charakter des Übels und der Pein aufgeprägt ist, und wenn der Staat es nicht versteht, mit solchen Strafen für den Schutz der Ehre zu sorgen und dem

empörten Ehrgefühl die verlangte sittliche Genugthuung zu gewähren, dann greift der Germane zur Selbsthilfe, dann erinnert er sich, daß er einen Arm hat, um seine Ehre selbst zu schützen, dann trägt er lieber die Strafe für seine Auflehnung gegen das Gesetz, als daß er darauf verzichtete, den Beleidiger die Unbill fühlen zu lassen, in vollem Einklang mit jenem Shakespeare-Wort: „Wahrhaft groß sein heißt um Großes nur sich regen, doch eines Strohhalms Breite zu verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel.“ Eine Rechtspflege, welche für den Schutz der andern Rechtsgüter ein schärferes und schneidigeres Schwert besitzt als für die Beschirmung der Ehre, wird stets einen tiefgehenden Widerspruch zwischen den Ansprüchen der Gesellschaft und den gerichtlichen Urteilen hervorrufen, der für die Ausbreitung des Zweikampfes, für die Vermehrung des Duells den fruchtbarsten Boden bereitet. Daß der Schutz, welcher in Deutschland zur Zeit der Ehre zu teil wird, auch nicht entfernt geeignet ist, dem gekränkten Rechtsgefühl des Beleidigten eine Genugthuung zu verschaffen, ist die innerste Überzeugung weitester Kreise der Nation, und wenn sich in den jüngsten Jahren die Zweikämpfe in so bedeutendem Maße vermehrt haben, daß der deutsche Reichstag sich veranlaßt sah, der Frage näher zu treten, ob und wie mit den Mitteln des Strafgesetzbuchs hiergegen eingeschritten werden könne, so trägt die mangelhafte Beschützung der Ehre wahrlich nicht in letzter Linie die Schuld daran. Leider kümmert sich unsere Rechtspflege blutwenig um den Unwillen, der gerade die Besten und Ehrenhaftesten ob der verhältnismäßigen Schutzlosigkeit der Ehre ergreift, es liegt ihr wenig an der Entrüstung, die sich des schamlos Verleumdeten bemächtigt, wenn der Ehrabschneider mit der glimpflichsten Geldstrafe seine nichtswürdige Handlungsweise „sühnen“ kann.

Der Rechtsschutz für persönliche Ehre in Deutschland ist aus doppelten Gründen ein unzureichender, zunächst sind die Strafen so geringfügig und bedeutungslos, so lächerlich klein, daß nur der Naivste in ihnen ein geeignetes Mittel zur Abwehr frivoler Antastungen sehen könnte, zweitens taugt das Verfahren, welches für die Verfolgung einer Ehrenkränkung vorgeschrieben ist, absolut nichts. Handelt es sich bezüglich des ersteren Punktes weniger um einen Fehler der Gesetzgebung als um einen solchen der praktischen Rechtspflege, so vereinigen sich bezüglich des letztern Gesetzgebung und Gesetzesanwendung, um das Verfahren für den Zweck einer strafrechtlichen Verfolgung durchaus unbrauchbar zu machen.

Die Klage über ungerechtfertigte Milde der Rechtspflege bei Bestrafung von Beleidigungen ist eine alte, sie ist im Reichstage von dem berufensten Manne, dem Reichskanzler, mit ehernen Worten ausgesprochen

worden, sie wurde in der Tages- und Fachpresse und auf Versammlungen in sorgfältiger Weise erörtert. Alles umsonst. Das Schwert der Themis besitzt gegenüber dem Ehrabschneider in Deutschland weder Schneide noch Schärfe, es hat nicht die Kraft, den Ehrendieb mit der Spitze zu treffen, die es bei dem Brandstifter und Fälscher zu gebrauchen versteht. Die sinnlose Milde unserer Strafrechtspflege tritt bei keiner Straftat in dem Maße hervor wie bei der Beleidigung. Welcher Mißbrauch hier mit den geringsten Sätzen der Geldstrafe gemacht wird, übersteigt geradezu alle Begriffe und würde bei jedem andern Volke als Zeichen des Mangels sittlicher Strenge, als Zeichen einer sittlichen und rechtlichen Erschlaffung betrachtet werden müssen, das stets der Vorbote des Untergangs eines Kulturvolkes ist. Die materialistische Richtung unserer Zeit, die einseitig-kapitalistische Schätzung des Menschen unter Außerachtlassung seiner sittlichen Natur hat sich eben auch in die Rechtspflege Eingang zu verschaffen gewußt. Die äußerliche Anschauung, welche die Güter der Welt, der Gesellschaft und ihrer Glieder nur nach dem Geldwerte schätzt, jene geist- und gemütlose Auffassung, für welche der Kapital- und Tauschwert den ausschließlichen Maßstab bildet, den man bei der Beurteilung der Rechtsgüterwelt anlegt, ist nicht ohne Einfluß auf die Handhabung der Strafrechtspflege geblieben. Es ist selbstverständlich und wird nur zur Vermeidung böswilliger Mißdeutungen ausdrücklich hervorgehoben, daß der Vorwurf, zu welchem diese Erscheinung Anlaß gibt, sich lediglich gegen das System und nicht gegen die einzelnen Personen richtet, welche, als Kinder ihrer Zeit, beeinflußt und beherrscht durch die derselben eigentümlichen Strömungen, sich dem falschen Geiste der Zeit nicht in dem notwendigen Umfange zu entziehen vermögen. Ist es Thatsache, daß von unseren Gerichten kein Rechtsgut weniger geschützt wird als die Ehre, kann es nicht bestritten werden, daß selbst bei den schwersten Beleidigungen von kaum zu übersehender Tragweite der Richter nur in Ausnahmefällen auf eine nachdrückliche Freiheitsstrafe erkennt, gehören diejenigen Urteile in Beleidigungssachen, welche eine wahrhafte Genugthuung gewähren, zu den seltensten Fällen, so muß der Schluß gezogen werden, daß die körperliche Gesundheit, daß das Eigentum und der Besitz eines Gegenstandes, für den in der Gesellschaft ein Tauschwert existiert, dem deutschen Richter ein weit wertvolleres Gut zu sein scheint, als die Ehre, von welcher Deutschlands größter Dichter so wahr gesagt hat, daß, wenn sie verloren, alles verloren sei. Weil das verunglimpfte Mädchen, die ehrbare Frau, deren Sittlichkeit lästermäulige Verworfenheit in den Kot gezerrt hat, keine Berechnung des gemeinen Wertes der ihr angethanenen

Unbill überreichen kann, schlüpft der Verbreiter solcher Gerüchte mit einer Geldstrafe durch, während die beschäftigungs- und mittellose Arbeiterfrau, welche zur Winterzeit einen Korb Kohlen oder Kartoffeln entwendet, unbedingt in das Gefängnis wandert: das nennt man dann „ausgleichende Gerechtigkeit", oder noch besser „soziale Gerechtigkeit" und es gibt noch naive Leute, die ernsthaft glauben, dieses doppelte Maß entspreche in der That dem Gerechtigkeitsideale! Daß man von der großen Mehrheit der Herrn Schöffen keine besondere Feinfühligkeit für Ehrenkränkungen erwarten kann noch darf, ist ja selbstverständlich, und wenn die Herrn Beisitzer, für deren richterliche Fähigkeit zahlreiche unserer Berufsgenossen*) so begeistert sind, daß sie bei dem leisesten Angriff auf diese Einrichtung in dieselbe Stimmung geraten, wie der echte Engländer bei der kritischen Beleuchtung des epitheton ornans „der jungfräulichen" Königin, fast ausnahmslos für geringfügige Bestrafung eines Beleidigers wirken, so ist dies höchst erklärlich und natürlich. Nicht natürlich ist es aber, daß der deutsche Richter sich von dem Banne der kapitalistischen Zeitströmung in einem Grade beherrschen läßt, der ihn der Fähigkeit beraubt, die Verletzung eines idealen Gutes richtig zu beurteilen, nicht natürlich ist es, daß der Richter, welcher wissenschaftliche Bildung besitzt, bei den Alten in die Schule gegangen ist und seinen Geist an den hehren Idealen der klassischen Welt gebildet hat — gebildet haben sollte, wäre vielleicht richtiger — sich der verderblichen Macht des kapitalistischen Götzendienstes so wenig zu entziehen vermag. Bei jedem andern Volke wäre diese betrübende Erscheinung begreiflicher und verständlicher als bei dem deutschen, dessen Ruhm es von jeher war, für die idealen Güter und Interessen in die Schranken zu treten. Wäre der ideale Sinn noch so mächtig wie früher, wahrlich, dem deutschen Rechtsleben wäre die bittere Erfahrung erspart geblieben, daß deutsche Richter für die Empfindlichkeit des persönlichen Ehrgefühls kein Verständnis mehr besitzen, wir wären nicht in die Lage gekommen, von der Thatsache Vormerk nehmen zu müssen, daß vor deutschen Gerichten die Ehre als minder wertvoll und minder wichtig gilt, denn irgend ein anderes verletzbares Gut.

Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich hat leider bei der Regelung der Beleidigungsstrafen eine Bestimmung aufgenommen, welche auf die soeben gekennzeichnete Strömung der Rechtspflege nur fördernd wirken konnte. In § 182 wird eine Strafe gegen die verleumderische Beleidigung angedroht, welche den Kredit gefährdet; mit vollem Rechte hat

*) Verfasser ist Rechtsanwalt. D. R.

man diese Bestrafung als einen Fehler der Gesetzgebung, als eine „Verirrung des bewußt und unbewußt der Plutokratie huldigenden Zeitgeistes" bezeichnet, und es ist heute noch zu bedauern, daß die Bedenken, welche der Abgeordnete Lasker bei der Beratung des Gesetzes im Reichstage gegen diese einseitige Begünstigung des vermögensrechtlichen Kredits vorbrachte, keine bessere Beachtung fanden. Zwar läßt sich kaum annehmen, daß die Rechtspflege ohne das von der Gesetzgebung gegebene Beispiel eine andere Richtung genommen hätte, allein es fehlte dann doch an der Möglichkeit, die fehlerhafte Handhabung des Rechtsschutzes durch einen Hinweis auf die Gesetzgebung gewissermaßen rechtfertigen zu wollen. Es soll nicht bestritten werden, daß es gerade bei den Beleidigungen sehr schwierig ist, durch das Strafmaß den in Betracht kommenden Gesichtspunkten allseits gerecht zu werden; der Aufwallung des Zornes, welche das rasch dem Munde entfahrene Schmähwort hervorrief, muß nicht minder Berücksichtigung zu teil werden, wie dem heißblütigen Temperamente des Hitzkopfes u. s. w. Wenn die Erwägung dieser Momente den Richter veranlaßt, bei Ausmessung der Strafe eine besondere Milde walten zu lassen, wenn sie ihn insbesondere bewegt, von der Verhängung der Geldstrafe einen fast ausschließlichen Gebrauch zu machen, so ist hiergegen so lange nichts einzuwenden, als nicht der berechtigte Anspruch des Beleidigten auf Genugthuung geschädigt wird. Geht aber die Berücksichtigung soweit, daß die Ehre zum schutzlosen Angriffsgegenstand und das Rechtsgefühl jedes sittlich denkenden Menschen aufs tiefste verletzt wird, dann muß gegen sie der Vorwurf erhoben werden, die erste Grundlage eines geordneten Gemeinschaftslebens, den Rechtsschutz, welchen der Staat seinen Unterthanen gewährt, zu erschüttern und zu zerstören. Kein Volk, außer es stehe auf der Stufe des Greisenalters, keine Nation, welche markiges Selbstgefühl besitzt, wird sich einer Rechtspflege unterwerfen, die ihre Ehre gleichsam für vogelfrei erklärt; jeder einzelne wird mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür eintreten, daß ihm volle Genugthuung nicht versagt werde; lieber wird er mit dem Gebote des Staates sich in Widerspruch setzen und die Strafen hierfür geduldig aufnehmen, als dem Verleumder das Recht geben, mit einem Lumpengeld seine Schmähschrift sühnen zu dürfen. Was helfen die ausgezeichneten Reden, welche im Reichstage gegen das Duell gehalten werden, so lange es mit dem Schutze der Ehre nicht besser bestellt ist? Kann man z. B. wirklich einem Manne von Ehre zumuten, es ruhig mit anzusehen, daß ein feiger Bube, welcher ihn oder seine Frau in schwerer Weise verleumdet hat, nur eine Geldstrafe von fünfundzwanzig Mark erhält, und wer hat den Mut ihm zuzumuten, sich mit dieser Ge-

nugthuung zu begnügen? Wer die deutsche Strafpraxis aufmerksam verfolgt, kann Beispiele von Urteilen sammeln, die als wahre Muster der Mißachtung der Ehre bezeichnet werden dürfen, als Kabinetsstückchen, wert in einer Sammlung von Seltenheiten zum ewigen Gedächtnis dafür aufbewahrt zu werden, daß zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Ehre im deutschen Reiche seitens der Mehrheit der Gerichte in gewissem Sinne als Angriffsgegenstand betrachtet wurde, um dessen Schutz sich eine einsichtsvolle Justiz nicht zu kümmern braucht. Leider verbietet uns der Raum, aus der Praxis geschöpfte Beispiele hier mitzuteilen, die unsere Leser vielleicht zu der erstaunten Frage veranlassen dürften, ob es denn in der That möglich ist, daß eine solche Verkennung des Zwecks jeder Strafe bei einem Volke vorkommen konnte, dessen älteste Rechtsdenkmäler schon den höchsten Unwillen und die herbste Mißbilligung gegenüber dem Ehrabschneider und Verleumder verraten?

Verschärfen wir immerhin die Strafen gegen den Zweikampf bis zur drakonischen Härte, bieten wir immerhin den ganzen Apparat der Polizeimacht auf, um jedes Zweikampfes Spur zu entdecken, wir werden dadurch die Zahl der Duelle auch nicht um den hundertsten Teil vermindern, so lange die Strafpraxis sich nicht zu einer gesunden Strafausmessung aufzuschwingen versteht. Das Duell ist und bleibt ein stehender Protest gegen die gerichtliche Behandlung der Ehrensachen und es ist lediglich Selbsttäuschung, wenn man glaubt, diesen Zusammenhang geflissentlich übersehen oder sich über ihn hinwegsetzen zu können.

Mit Neid muß es uns erfüllen, wenn wir unsere Blicke von der deutschen Strafpraxis hinweg auf die französische lenken. In Frankreich hat man seitens der Gerichte noch nicht verlernt, den Verleumder mit strengen, wirkungsvollen Strafen zu belegen, in Frankreich weiß man noch, daß die Ehre ebenso heilig ist, wie das Eigentum und daß es nicht minder gefährlich ist, durch unsinnige Strafen die Beschützung jener illusorisch zu machen, wie die Beschirmung dieses. In Frankreich werden deshalb auch seitens der Gerichte gegen die Beleidiger und Verleumder Strafen in solcher Höhe ausgesprochen, wie sie in Deutschland überhaupt nicht vorkommen; wer in Frankreich den Ruf einer Dame besudelt und nicht mehr denn ein Jahr Gefängnis dafür erhält, mag seinem Geschick für die unerwartet milde Strafe danken, in Deutschland hätte man dies mit fünfzig, vielleicht auch hundert Mark abgemacht und darin noch einen Beweis „schneidiger“ Justiz gesehen. Die französische Regierung würde sich freilich eine Rechtspflege wie die deutsche schwerlich gefallen lassen, und es gehört der ganze Rechtssinn und die ganze Achtung, welche der

Deutsche den Aussprüchen der vom Staate eingesetzten Gerichte zu zollen pflegt, dazu, um angesichts ihrer Irrtümer und Fehler nicht völlig die Geduld zu verlieren. Das Duell ist noch lange nicht die schlimmste Art der Selbsthilfe, zu welcher sich der in seiner Ehre Gekränkte veranlaßt sehen könnte; in Frankreich würde sich das empörte Rechtsgefühl vermutlich anders und schlimmer Luft zu machen wissen, und wenn wir uns an die Art und Weise erinnern wollten, auf welche die französische Damenwelt es versteht, sich gegen gewisse Vorschriften der Gesetze aufzulehnen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Auflehnung durch das Urteil der sogenannten Volksgerichte eine formelle Anerkennung und Billigung erhielt, so dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß eine ähnliche Schutzlosigkeit der Ehre wie in Deutschland bei unseren unruhigen Nachbarn jenseits des Wasgauwaldes von den wildesten Ausbrüchen der entfesselten Selbsthilfe und des zügellosen Rachetriebes begleitet wäre. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die langmütigste deutsche Geduld eine Grenze hat und auch der deutsche Mann sich am Ende daran erinnern wird, daß, „der Richter, der nicht strafen kann, gesellt sich zum Verbrecher". Lange genug hat man es wahrlich ertragen, daß die persönliche Ehre dem schamlosen Angriff jedes Lumpen preisgegeben ist, lange genug hat man gehofft, es werde ein anderer Geist in die Rechtspflege seinen Einzug halten, sie mit jugendlichem Feuer durchglühen und verjüngen und hierdurch in den Stand setzen, der Flut von Beleidigungen, die je länger je mehr zu einer wahren Hoch- und Sintflut anschwillt, Halt zu gebieten. Vergebens; die Hoffnungen sind getäuscht, die Erwartungen betrogen worden, und wenn nicht hin und wieder auf die geradezu ungeheuerlich zu nennende Erscheinung aufmerksam gemacht würde, ginge der Schlendrian seinen gewohnten Gang weiter. Ist es da nicht an der höchsten Zeit, mit einem kraftvollen Quo usque vor die Rechtspflege Deutschlands zu treten, ist es nicht geboten, ihr unverhüllt die Konsequenzen vorzuhalten, zu welchen sie führt, teilweise schon geführt hat und ganz sicher führen wird, wenn sie nicht schleunigst ihren Irrweg aufgibt und zu den Überlieferungen des preußischen Richtertums zurückkehrt? Neben der kaum zu übertreffenden Milde, welche die Bestrafung der Beleidigungen kennzeichnet, ist das Verfahren in Beleidigungssachen für den unbefriedigenden Zustand auf diesem Gebiete verantwortlich zu machen. Die von der Strafprozeßordnung beliebte Regelung der gerichtlichen Verfolgung einer Beleidigung bildet einen der mangelhaftesten Teile des ganzen Gesetzes; das Verfahren in Privatklagesachen erinnert durch den ihm eigenen langsamen und schleppenden Gang weit mehr an ein Zivil-, denn ein Strafverfahren, und

für Menschen mit empfindlichem Ehrgefühl ist es nicht gerade leicht, sich an ihm zu beteiligen. Es ist mehr als fraglich, ob man gut daran gethan hat, die Erledigung der Privatklagen ausschließlich den Schöffengerichten zuzuweisen, deren Zusammensetzung keineswegs dafür bürgt, daß die Bedeutung der Ehre und die Rücksicht auf dieses so leicht verletzliche Gut stets richtig geschützt werde. Daß die zwischen den Schöffen und den Parteien bestehenden Beziehungen, mögen sie freundschaftlicher oder feindlicher Natur sein, das Urteil gerade in Beleidigungssachen außerordentlich beeinflussen, ist eine sattsam bekannte Erfahrung. Außer diesem Umstande kommen die Miß- und Übelstände in Betracht, welche als Folgen des schrankenlos öffentlichen Verfahrens erscheinen. Die vielfach dem innersten Familienleben angehörigen Verhältnisse, welche die Grundlagen so zahlreicher Beleidigungen bilden, gehören nun einmal nicht in den öffentlichen Sitzungssaal, und so wenig man es für angemessen hält, Ehesachen in Gegenwart von Zuhörern verhandeln zu lassen, so wenig ist dies bei einer großen Anzahl von Beleidigungen am Platze. Der Staat sollte auf das Familieninteresse, das bei ihnen eine so bedeutungsvolle Rolle spielt, mehr achten und, ähnlich wie in Ehesachen, den Beteiligten das Recht geben, bei den Verhandlungen den Ausschluß der Öffentlichkeit verlangen zu dürfen. Es ist durchaus nicht wünschenswert oder erfreulich, daß nach Maßgabe des jetzigen Rechtszustandes die breitmäulige Skandal- und Lästersucht in der Lage ist, die geheimsten Beziehungen des Familienlebens zu erfahren und zu verwerten, und die Abneigung der Gebildeten gegen die gerichtliche Verfolgung einer Beleidigung beruht wahrlich nicht zuletzt auf dem peinlichen Gedanken, die Geheimnisse der Familie gierigen Augen und Ohren preisgeben zu müssen. Wenn man ferner in Betracht zieht, in welcher Weise die Verteidigung des Beleidigers häufig geführt, wenn man berücksichtigt, mit welchen Mitteln oft der Wahrheitsbeweis zu führen gesucht wird, wenn man bedenkt, daß der alte Grundsatz semper aliquid haeret auf keinem Gebiete die Bedeutung besitzt, wie bei Verleumdungen, so kann man den Widerwillen der Gebildeten gegen die Erhebung einer Privatklage, ihren Haß gegen ein Verfahren, das eine unerträgliche Verzerrung eines sachgemäßen Verfahrens darstellt, weder unbegreiflich noch ungerechtfertigt finden.

Die Verfolgung einer Beleidigung soll in einem Verfahren geschehen, welches erkennen läßt, daß es sich um die Verfolgung einer strafbaren Handlung dreht, in einem Verfahren, welches den Charakter der Strafverfolgung energisch zu Ausdruck bringt, aber nicht an dem ver-

hängnisvollen Fehler leidet, zwischen einem Zivil- und Strafprozeß Ähnlichkeiten aufstellen zu wollen.

Aus den vorstehenden Bemerkungen geht als zweifellos hervor, daß die Klagen, welche gegen den Schutz der Ehre in Deutschland laut werden, völlig am Platze sind. „Offenbar," sagt ein bekannter Kriminalist unserer Zeit, Professor Berner, „hat die Ehre in der germanischen Welt und bei den christlichen Völkern der Neuzeit überhaupt eine andere Stellung als in den Republiken des Altertums. Im Altertum gibt der Staat einem jeden seine Ehre und jeder fühlt sich in dem Maße geehrt, als er in seiner Person den Staat vertritt oder für den Staat eine Bedeutung besitzt. Bei uns hingegen muß die Person sich selbst ihre Ehre geben. Die Ehre gewinnt eine tiefere und individuelle Bedeutung, sie steckt nicht in der öffentlichen Stellung des Menschen, sondern in der Person als solcher. Der Einzelne ist daher auch jeden Augenblick bereit, diese vorwiegend individuelle Ehre selbst durch die Einsetzung seines Lebens zu beweisen. Das ist der Grund des Ehrenduells, von dem Griechen und Römer nichts wissen. Es hängt aber dieser Unterschied der antiken und modernen Auffassung der Ehre mit der allgemeinen Verschiedenheit der Stellung des Individuums zum Staate zusammen. Dem Altertume ist der Staat alles und das Individuum geht in ihm auf, während nach der tieferen Anschauung der Neuzeit die Persönlichkeit in selbständiger Berechtigung aufgefaßt wird."*) Einem Volk, welches so über die Ehre denkt, wie in den angeführten Worten geschildert ist, dem ist kein Preis zu hoch, um seiner Überzeugung in Ehrenfragen Anerkennung zu erzwingen. Ein Volk mit diesem Ehrbegriff gibt sich nicht mit einer Rechtspflege zufrieden, welche für sein Ehrgefühl kein Verständnis besitzt. Wenn man sich so häufig darüber beklagt, daß der Rechtspflege und den Gerichten nicht mehr die Achtung zu teil werde wie in früheren Zeiten, so sind diese Klagen gewiß nicht unbegründet. Allein wie kann man sich seitens unserer Gerichte darüber wundern, wenn man durch die Rechtsprechung die heiligsten Gefühle der Besten aufs tiefste kränkt, wenn man über die sittliche Empörung und den gerechten Unwillen kalt und gleichgültig zur Tagesordnung übergeht? Zum Glück ist das Rechtsbewußtsein in der deutschen Nation noch zu stark, als daß die große Mehrheit sich gegenüber solchen Erscheinungen nicht mit voller Kraft auflehnte. Zwischen den Anschauungen der Gerichte und den Ansichten der Gesellschaft besteht in dieser Beziehung eine so tiefe Kluft, daß sie durch ver-

*) Berner, Lehrbuch des Strafrechts, S. 438.

tuschende Redensarten nicht beseitigt zu werden vermag. Will die Strafjustiz sich wieder des Vertrauens früherer Zeit erfreuen, dann breche sie mit der Routine, dann mache sie sich frei von der Überschätzung der materiellen Werte und der Mißachtung idealer Güter, dann schütze sie mit dem scharfen Schwerte der Themis die persönliche Ehre und zeige, daß auch in den heutigen Richtern noch etwas von dem markigen Geiste unserer Altvordern zurückgeblieben ist, welche sich nicht bedachten, mit der schmerzhaftesten Leibesstrafe gegen den Verleumder einzuschreiten. So nur kann sie die Achtung, das Vertrauen, die Liebe der Gebildeten wiedergewinnen. Ist sie aber dieses Aufschwungs unfähig, wird ihr dieser Verjüngungsprozeß unmöglich, so mag sie sich darauf gefaßt machen, daß das deutsche Volk sie als eine abgestorbene Form zu den Toten wirft und neue Mittel und Wege ersinnen wird, seine Ehre wirksamer zu verteidigen und zu beschützen, als dies seither durch die Gerichte geschah.

Nachschrift der Redaktion.

Unser geschätzter Mitarbeiter hätte die gerügten Mißstände in unserer Rechtspflege vielleicht auch damit noch erklären können, daß das mehr und mehr von der öffentlichen Kritik beleuchtete mangelhafte Studium unserer Juristen nicht von gestern und heute datieren kann und allmählich seine schlimmen Früchte zeitigen muß. Ein sehr bemerkenswertes Gutachten über den bösen Zustand des juristischen Bildungswesens hat erst am 4. Juli d. J. der Direktor im Reichsamt des Innern R. Bosse gelegentlich eines Vortrages in der Berliner staatswissenschaftlichen Gesellschaft gegeben. Wir begnügen uns heute, einige Stellen aus dieser Rede mitzuteilen, indem wir uns vorbehalten, gelegentlich auf dieses für unser Rechtsleben so wichtige Thema zurückzukommen. Nachdem Herr Bosse konstatiert hatte, daß bis jetzt von einer wesentlichen Verschlechterung unseres Beamtenstandes nicht die Rede sein könne, fuhr er fort:

„Indessen, wenn man im ganzen und großen unser Beamtentum auch noch als den Aufgaben seines Amtes gewachsen anerkennen muß, so fehlt es doch für den, der Gelegenheit hat, etwas genauer in gewisse Zweige der Verwaltung hineinzublicken, nicht an Wahrnehmungen, die mindestens zur Vorsicht mahnen.

„Die Professoren klagen über den wachsenden Unfleiß der juristischen Studierenden, namentlich der wohlhabenderen . . . Ein hiesiger Richter, welcher der freisinnigen Partei angehört, beklagte sich

vor einiger Zeit gegen mich in den bittersten Ausdrücken über die erstaunliche Unwissenheit und Interesselosigkeit zahlreicher Referendarien, über deren völligen Mangel an idealer Lebensauffassung, und wenn dies Zeugnis eines Praktikers, der doch täglich Gelegenheit hat, unseren juristischen Nachwuchs zu beobachten, mit den Wahrnehmungen der akademischen Lehrer übereinstimmt, so scheint in der That die Besorgnis nicht unbegründet zu sein, daß die tonangebenden Kreise unserer akademischen Jugend Wege gehen, welche die Bewahrung der traditionellen Tüchtigkeit unseres Beamtentums ernstlich zu gefährden drohen. Und selbst wenn unsere jungen Juristen sich später ihrer Berufszeit mit Ernst zuwenden, so kann ich doch dem Herrn Professor Schmoller darin nur Recht geben, daß sie als Beamte noch Tüchtigeres leisten würden, wenn sie zur rechten Zeit mehr gelernt hätten."

Wie gesagt, die Klage über die Verschlechterung des Beamtenmaterials, auch des juristischen, wie es unsere Hochschulen liefern, datiert nicht von heute und gestern. So weit wir uns erinnern, läßt sie sich schon vor der Gründung des Deutschen Reiches nachweisen. In seinem Nachrufe auf Mathy, der anfangs 1868 starb, hebt Herr von Treitschke, einer der gefeiertsten und einflußreichsten preußischen Universitätslehrer, nachdrücklich hervor, daß die deutsche akademische Jugend für die absehbare Zukunft zwar ein bescheidenes, verständiges, aber keineswegs durch geistige Gaben besonders ausgezeichnetes Geschlecht von Männern verspreche. Der fabelhafte Nimbus, mit dem sich in Deutschland besonders die Jurisprudenz-Studierenden so lange zu umgeben wußten, hat sich in Dunst aufgelöst.

Was nun die Behandlung der Ehrenbeleidigungsklagen insonderheit betrifft, so ließe sich gewiß aktenmäßig nachweisen, daß die laxere Praxis in Süddeutschland, namentlich in Bayern, vorherrscht und sehr unerfreulich von der viel mannhafteren Strenge absticht, mit welcher preußische Richter gegen Verleumder und Ehrabschneider (besonders in der Presse) vorgehen.



Eine Geopferte.

Von Friedrich Friedrich.
(Dresden-Plauen.)

1.

Der Baron Detlev von Mannstätt lag in seinem Zimmer auf dem Sofa und blies den Rauch einer Zigarre langsam, in Pausen in die Luft. Wie ein im Traum Versunkener starrte er zu der Decke des Zimmers, aber er träumte nicht, sondern fühlte sich nach einer durchzechten Nacht nur abgespannt und ermüdet. Auf seinem auffallend hübschen Gesichte lag der Ausdruck des Überlebten.

Den Kaffee, der auf dem Tische neben ihm stand, hatte er kaum angerührt; seine abgespannten Nerven bedurften eines stärkeren Reizmittels. Mit einem Gefühle des Unbehagens dachte er an den vor ihm liegenden Tag, denn er wußte noch nicht, wie er denselben hinbringen sollte. Mit seinen Freunden hatte er nichts verabredet und eine ernste Beschäftigung gab es für ihn nicht.

Er war ein ungemein befähigter Kopf. Auf der Schule hatte er gleichsam spielend alles erfaßt, aber diese Leichtigkeit der Aneignung war für ihn zum Nachteil geworden, denn er hatte nie den Ernst und die Ausdauer der Arbeit kennen gelernt. Auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst hatte er genippt, aber er war auf allen nur ein Dilettant geblieben. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter, ein Liebling aller Damen, er sprühte, wenn er durch den Wein angeregt war, von Geist; er glich einem Brillantfeuer, während seinem Geiste die echte Glühhitze der tiefgreifenden Leidenschaft fremd war. Er war kein Charakter.

Er wurde in seiner hindämmernden Stimmung durch schnelles und lautes Pochen an die Thür gestört. Den Kopf etwas empor richtend rief er: „Herein.“ Aber kaum wurde die Thür geöffnet, so sprang er mit dem überraschten Rufe: „Ah, Papa, Du!“ auf.

Es war eine große, schlanke Gestalt, die eintrat. Das von langem, weißen Barte umrahmte und durch viele Falten durchfurchte Gesicht derselben erschien trotzdem nicht alt, denn unter den grauen, buschigen Brauen leuchteten ein paar dunkle und lebhaft blickende Augen hervor. In der ganzen Erscheinung lag die Ungezwungenheit und Sicherheit des Aristokraten.

„Ich komme sehr zeitig, ich hoffe jedoch, dich nicht zu stören,“ sprach

der Baron Heino von Mannstätt, indem er dem ihm entgegeneilenden Sohne die Hand reichte.

„Gewiß nicht," versicherte Detlev nicht ohne ein Gefühl der Verlegenheit. „Ich hatte keine Ahnung — wann bist du angekommen?"

„Bereits gestern. Ich war gegen Abend hier, traf dich aber nicht daheim."

„Ich hatte mich mit einigen Freunden verabredet — wir waren den Abend zusammen," fiel Detlev ein, der noch immer seine volle Ruhe nicht wieder gewonnen hatte, denn unwillkürlich dachte er an die tolle, beim Sekt und Spiel durchlebte Nacht.

„Das habe ich mir gedacht," fuhr der Baron mit größter Ruhe fort. „Ich war auch nicht überrascht, als ich dich nicht daheim traf, denn ich weiß, daß du nicht zu den Stubenhockern gehörst."

„Weshalb hast du mich nicht von deinem Hiersein benachrichtigt?" warf Detlev ein.

„Das hätte keinen Zweck gehabt. Gestern Abend würde dich die Nachricht nicht mehr erreicht haben, du würdest heute Morgen zu mir in das Hotel geeilt sein, das wollte ich vermeiden, denn ich liebe die Hotels nicht; man ist in denselben mehr oder weniger der Neugierde des Personals preisgegeben und ich habe verschiedene ernste Angelegenheiten mit dir zu besprechen."

„Willst du nicht Platz nehmen?" fragte Detlev, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn die Worte seines Vaters klangen wenig freundlich.

„Laß, laß," wehrte der Baron ab. Er lehnte sich an den Schreibtisch und stützte sich mit der rechten Hand darauf. „Ich möchte die Frage an dich richten, wie du eigentlich deine Zukunft zu gestalten gedenkst. Du zählst jetzt dreißig Jahre, in dem Alter stehen andre junge Männer längst auf eigenen Füßen und ich meine, auch in dir müsse der Wunsch aufsteigen, dich endlich selbständig zu machen."

Der junge Mann zuckte leichthin mit der Schulter.

„Es war dein Wille, daß ich die Laufbahn als Diplomat aufgab," entgegnete er.

Der Baron zog die buschigen Brauen zusammen.

„Du hättest hinzufügen sollen, weshalb ich das wünschte," sprach er. „Weil du bereits in deiner ersten Stellung als Gesandtschaftssekretär solche Summen verthan hast, daß ich nicht länger im stande war, dieselben zu zahlen. Da du erklärtest, mit geringeren Mitteln nicht auskommen zu können, erteilte ich dir den Rat, die Laufbahn lieber aufzugeben. Hättest du es nicht gethan, so würdest du bei deinem leichten Charakter

Schulden gemacht haben. Dieselben wären mit jedem Tage gewachsen und nur zu bald würden dich dieselben völlig erdrückt haben. Ich wollte deine Ehre retten, solange es noch Zeit war."

„Ich habe meiner Ehre nichts vergeben," warf Detlev halb trotzig ein.

„Noch nicht, aber du würdest dahin gekommen sein. Ich habe dir hinreichend Zeit gelassen, dich nach einer andern Laufbahn umzusehen und bin neugierig, das Resultat deiner Bemühungen zu erfahren."

„Ich weiß nichts," gab der junge Mann zur Antwort. „Eine untergeordnete Stellung anzunehmen würde auch nicht nach deinem Sinne gewesen sein. Du hast mir stets eingeprägt, daß ich auf meinen Namen Rücksicht zu nehmen habe."

„Gewiß hast du das," fuhr der Baron Heino von Mannstätt fort, „aber du bist auch mir Rücksicht schuldig. Ich habe dir seit Jahren über meine Kräfte hinaus gegeben, jetzt sind dieselben vollständig erschöpft. Es ist für mich selbst ein sehr peinigendes Gefühl, dir sagen zu müssen, daß ich dir nichts mehr geben kann. Mein Gut ist so sehr mit Schulden belastet, daß es mir nicht gelingt, noch eine neue Hypothek darauf zu erhalten, die Ernten der letzten Jahre sind sehr schlecht gewesen, da brauche ich dir wohl kaum zu sagen, daß auch meine Einnahmen gering gewesen sind. Du hast dich freilich um derartige Verhältnisse nie bekümmert, denn das Leben in der Residenz hat dich vollständig in Anspruch genommen."

Detlev hatte sich auf einem Stuhle niedergelassen, blickte vor sich hin und drehte unruhig, erregt die Spitze seines kleinen, dunklen Schnurrbartes. Er konnte an den Worten seines Vaters nicht zweifeln, sie trafen ihn schwer.

„Was nun?" sprach der Baron weiter. „Ich wiederhole, daß du von mir nichts mehr zu erwarten hast, denn ich muß mich selbst sehr einschränken. Was willst du beginnen?"

„Ich weiß es nicht."

„Du mußt doch über deine Zukunft nachgedacht haben, denn ich will zu deiner Ehre nicht annehmen, daß du so leichtfertig in den Tag hineingelebt hast. Es mag ja angenehm sein, nur aus der Tasche seines Vaters zu leben, aber bei einem Manne deines Alters muß sich doch das Gefühl einstellen, daß dies keine ehrenvolle Existenz ist, zumal wenn der Vater selbst mit Sorgen zu kämpfen hat."

Detlev sprang erregt auf, sein Gesicht war blaß, er drängte jedoch das, was in ihm stürmte, gewaltsam zurück. Die Worte seines Vaters

trafen ihn um so härter, weil er sich gestehen mußte, daß sie die Wahrheit enthielten.

„Ich werde auswandern, um dir nicht länger zur Last zu fallen!" rief er.

Über das Gesicht des Barons zuckte ein halb unwilliger und halb spöttischer Zug.

„Auswandern?" wiederholte er. „Wohin?"

„Nach Amerika."

„Und was willst du dort? Glaubst du man könne dort Menschen, die hier zu einer ernsten Thätigkeit keine Lust gehabt haben, gebrauchen? Du würdest dort in wenigen Wochen untergehen. Das solltest du selbst wissen und deshalb solche thörichten Worte vermeiden. Auf mich machen sie keinen Eindruck. Ich habe mich mit deiner Zukunft mehr wie du selbst beschäftigt. Zu einer ernsten Beschäftigung fehlt dir die Lust und Ausdauer, es bleibt dir also kaum ein andrer Weg übrig, als durch die Heirat eines vermögenden Mädchens deine Zukunft zu sichern."

Detlev wandte bei diesen Worten den Kopf ab, denn er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß.

Der Baron schien dies gar nicht zu bemerken.

„Ich würde dir einen solchen Rat nicht erteilen, wenn ich dir nicht zugleich einen bestimmten Vorschlag machen könnte," fuhr er ruhig fort. „Durch Zufall habe ich erfahren, daß die Tochter meines Nachbars, des Gutsbesitzers Lippert, sich sehr günstig über dich ausgesprochen hat und ich glaube, es würde dir nicht schwer fallen, ihre Liebe zu gewinnen. Auch die Zustimmung ihres Vaters würdest du wohl erreichen, da dein Name ins Gewicht fällt und Lippert nicht ohne Eitelkeit ist."

„Nein — nein — nie!" rief Detlev erregt. „Ich liebe die junge Dame nicht."

„Was hast du an ihr auszusetzen?" fragte der Baron mit strengem Tone. „Ihr Ruf ist ein durchaus reiner, sie ist sehr gebildet und über ihren Charakter habe ich stets nur das Günstigste gehört. Sie ist eine Bürgerliche, aber sie ist das einzige Kind ihres Vaters und das große Vermögen desselben wiegt den bürgerlichen Namen reichlich auf. Lippert ist ein sehr, — sehr reicher Mann. Ich kenne die Zahl seiner Güter nicht, aber ich weiß, daß er dieselbe fast jedes Jahr noch vermehrt. Sein Schwiegersohn zu werden, halte ich für ein Glück. Da er selbst an rege Thätigkeit gewöhnt ist, wird er solche auch von dem Manne seiner Tochter fordern und das würde dir sehr dienlich sein."

„Ich kann es nicht!" rief Detlev.

„Weshalb nicht?“

Der junge Mann schwieg.

„Weshalb nicht?“ wiederholte der Baron mit strengem Tone. „Ich glaube, mir die Antwort selbst geben zu können,“ fuhr er fort, als sein Sohn auch jetzt noch schwieg. „Du hast eine Liaison. Willst du dies vielleicht in Abrede stellen?“

Über Detlevs Gesicht zuckte es in sichtbarer Erregung hin — er schien mit sich zu kämpfen.

„Nein, ich leugne es nicht“, entgegnete er dann den Kopf entschlossen emporrichtend.

„Eine Schauspielerin,“ bemerkte der Baron mit spöttischem Lächeln.

„Ja,“ gab Detlev zur Antwort. „Die ich liebe, ist eine Schauspielerin, eine Künstlerin, wie ich keine zweite kennen gelernt habe. Ich bin glücklich, weil es mir gelungen ist, ihr Herz zu gewinnen, ich werde . . . . . .“

„Spare deine Worte,“ unterbrach ihn der Baron. „Du sprichst nicht wie ein Mann von dreißig Jahren, sondern wie ein Achtzehnjähriger, der das Leben nicht kennt, der noch alles in einem idealen Schimmer erblickt, den jede Kokette, die klüger ist, bethören kann!“

„Vater!“ fiel Detlev entrüstet ein.

„Was willst du?“ entgegnete der Baron mit ernster, überlegener Ruhe. „Kannst du mir beweisen, daß ich Unrecht habe? Es würde mir lieb sein. Doch ich will dich nicht verdammen, weil du in die Netze einer Kokette gefallen bist; ich begreife jetzt, weshalb deine Mittel stets erschöpft waren.“

„Du irrst, die ich liebe, hat nie einen Pfennig von mir verlangt.“

„Um so schlimmer!“ unterbrach ihn der Baron. „Dann wirst du ihr Hoffnungen erregt haben, die ich selbst deinem leichten Blute nicht zugetraut hätte. Du hast dich vielleicht mit dem Gedanken getragen, sie zu deiner Gattin zu machen?“ fügte er spottend hinzu.

Detlev zögerte mit der Antwort.

„Ja,“ erwiderte er dann.

„Narr!“ rief der Baron unwillig, heftig. „Bist du bereits zu jeder Überlegung unfähig? Glaubst du, ich würde eine solche Beschimpfung meines Namens je zugegeben haben? Haha! Das Ganze erscheint mir wie eine lustige Komödie, aber du als eigentlicher Held spielst eine sehr traurige Rolle. Du bist nichts, du hast nichts, wenn ich meine Hand von dir zurückziehe und du willst eine Schauspielerin heiraten, um dich durch dieselbe ernähren zu lassen. Eine würdige Existenz! Du bist der

letzte Träger meines Namens, aber ich habe es nie für möglich gehalten, daß derselbe im Schauspielerelend zu Grunde gehen könnte. Ich habe nicht geglaubt, daß du dich so weit vergessen könntest!"

Detlev wagte nicht aufzublicken. Sein Vater hatte einen Ton in seiner Stimme, gegen den es keinen Widerstand gab; er hatte denselben von Jugend auf gefürchtet. Das Leben war ihm wie ein unklarer, wüster Traum dahin geschwunden — es dämmerte doch in ihm auf, daß er unerfüllbare Hoffnungen genährt hatte.

„Ich sehe, daß ich mit dir wie mit einem Knaben verfahren muß," fuhr Heino von Mannstätt fort. „Da du dreißig Jahre zählst, kann ich dich freilich nicht zwingen, der thörichten Liaison zu entsagen, du bist mündig und es steht in deinem Willen, ob du einer unwürdigen Existenz und einem sicheren Elende entgegengehen willst, aber ich will dich nicht im Zweifel lassen, daß ich meine Hand vollständig von dir abziehe, wenn du den thörichten Weg einschlagen willst. Du weißt, daß ich fest und unerbittlich bin, wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe. Nun entscheide dich."

Detlev zögerte mit der Antwort.

„Entscheide dich."

„Laß mir Bedenkzeit bis morgen," bat der junge Mann.

„Elender, du verlangst noch Bedenkzeit!" brauste der Baron auf. Es gehörte zu den Seltenheiten, daß er seine Ruhe verlor. „Ich habe dir eine goldene Brücke gezeigt und du zögerst, sie zu betreten! Ich will dich nicht überreden, nein — ein Mensch von dreißig Jahren muß ja wissen, was er zu thun hat! Haha! Dreißig Jahre — in dem Alter hat mancher sich schon zu hoher Stufe, zu Ehre und Ruhm emporgeschwungen! Wer dreißig Jahre zählt, den pflegt man als einen Mann anzusehen, denn man erwartet von ihm, daß er den Kinderschuhen längst entwachsen ist — Haha! Das ist unwahr — ein Irrtum, denn ich sehe, daß man in dem Alter noch ein Kind sein kann, welches sich thörichte Luftschlösser baut! Vielleicht bin ich auch zu alt und schwach geworden, um die jetzige Zeit zu begreifen — das mag sein, aber mein Kopf ändert sich nicht mehr!"

„Vater, lerne Toni Waller kennen und du wirst anders urteilen!" rief Detlev.

Er kannte das feste, kalte Herz seines Vaters doch nicht hinlänglich.

„Ich soll sie kennen lernen?" wiederholte der Baron mit scheinbar leichtem, aber doch spottenden Tone. „Du hoffst vielleicht, daß sie durch ihre koketten Künste auch mich bezwinge? Meine weißen Haare schützen mich vor solcher Thorheit!"

„Sie ist keine Kokette!“ rief Detlev.

„Darüber werde ich nicht mit dir streiten, denn du hast deine Meinung und ich habe die meinige! Entscheide dich!“

Der junge Mann schwieg. Kopf und Herz standen bei ihm im Streite. Er konnte nicht leugnen, daß sein Vater recht hatte, aber sein Herz widersetzte sich, es hielt fest an der, der es gehörte.

„Detlev, bist du denn vollständig verblendet!“ rief der Baron. „Ich meine es wahrhaftig ehrlicher mit dir, wie du selbst, wenn ich dir zurufe: Denk an deine Zukunft! Hier ein eingebildetes Glück mit Elend und dort eine glänzende Zukunft, ein Vermögen, mit dem du dir alles erkaufen kannst! Haha! Die Zeit der Schäferspiele, in der jeder seinem Herzen folgen konnte, ist vorüber, der Ernst des jetzigen Lebens paßt nicht mehr für solche Tändeleien.“

Detlev antwortete noch immer nicht. In sich zusammengesunken saß er da. Er hatte nicht den Mut, seinem Vater offen entgegenzutreten und für die Rechte seines Herzens zu kämpfen.

„Ich habe nicht Zeit zu warten, bis du zu einem Entschlusse gekommen bist, denn ich muß heute noch heimkehren,“ fuhr der Baron fort. „Bist du entschlossen, meinem Rate zu folgen, so weißt du, daß du mir willkommen bist, hältst du an deiner Thorheit fest, so sind wir geschieden und in meinem Hause wirst du keinen Platz mehr finden. Dies ist mein letztes Wort. Nun leb wohl!“

Er wandte sich der Thür zu.

„Vater!“ rief Detlev.

Der Baron wandte den Kopf zurück.

„Nun?“ fragte er. „Hast du einen Entschluß gefaßt?“

Als er keine Antwort erhielt, verließ er schnell das Zimmer.

2.

Detlev blieb noch geraume Zeit in derselben Stellung sitzen und blickte starr vor sich hin, dann sprang er erregt auf und schritt hastig durch das Zimmer hin. Das Blut pochte ihm in den Schläfen, er preßte die Hand auf die Stirn, um das, was in ihm wogte, zu beruhigen. Vergebens!

Es war ihm, als ob durch die Worte seines Vaters ein Schleier von seinen Augen gezogen wäre. Ja er hatte in den Tag hineingelebt, ohne ernstlich an die Zukunft zu denken. Auf den Vergnügungswogen der Großstadt hatte er sich angenehm geschaukelt, er hatte sich Träumen hingegeben, ohne zu fragen, ob dieselben auch erfüllt werden konnten. Nun

war er mit einemmale vor eine Entscheidung gedrängt und sein schwacher Charakter konnte keinen Entschluß fassen.

Er liebte Toni. Es war seine ehrliche Absicht gewesen, sie zu seinem Weibe zu machen — konnte er dies? Konnte er vor sie hintreten und ihr sagen: ich muß dich heiraten, weil ich nicht mehr die Mittel zum Leben habe? Er wußte, daß die Geliebte alles mit ihm teilen werde, aber sein Stolz sträubte sich dagegen.

Noch dachte er nicht daran, nachzugeben. Er sann und sann, um einen Weg zu finden, auf dem er sich eine Stellung erringen könne. Vergebens marterte er seinen Kopf. Ernster Arbeit hatte er sich ja nie hingegeben.

Nicht sich maß er die Schuld bei, sondern den Verhältnissen. In glänzender Lage aufgewachsen, verwöhnt, hatte er gewähnt, sein ganzes Leben so hinbringen zu können. Er wollte Toni treu bleiben, aber schon drängten sich Bedenken leise an ihn heran. Wenn Toni nun erkrankte, wenn sie unfähig wurde für die Bühne — wovon sollte er leben? Trat dann nicht das Elend ein, von dem sein Vater gesprochen hatte? Das alles hatte er nicht zu befürchten, wenn er die Tochter des reichen Gutsbesitzers heiratete. Noch sträubte er sich dagegen, aber immer und immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Möglichkeit zurück. Dann hatte er freilich keine Sorgen mehr zu befürchten. Durch das Geld des reichen Mannes konnte er sich eine Stellung schaffen, wie er sie wünschte. Er war dann in der Lage, den bereits verblassenden Glanz seines väterlichen Namens wieder aufzufrischen. Bisher hatte er gar nicht daran gedacht, jetzt erschien ihm dies von größter Bedeutung und er hielt es sogar für eine Pflicht.

Gegen seinen Willen dachte er sich immer mehr in die Möglichkeit, Lipperts Schwiegersohn zu werden, hinein; er wähnte unbefangen zu prüfen und sah doch nur die Lichtpunkte.

Toni wollte am Morgen dieses Tages auf mehrere Tage verreisen, um auf einer Bühne in der Provinz einige Gastrollen zu geben. Er war unwillig darüber gewesen, weil er dadurch von der Geliebten für acht Tage getrennt wurde, jetzt war es ihm sogar sehr lieb, denn er wäre doch nicht im stande gewesen, dem scharfen Auge der Schauspielerin das in ihm Vorgehende zu verbergen.

Er kleidete sich an, um durch einen Spaziergang den brennenden und schweren Kopf zu erfrischen. — —

Der Baron verließ am Nachmittage desselben Tages die Residenz. Als er auf dem Bahnhofe in ein Koupee zweiter Klasse stieg, saß bereits

eine Dame darin. Den Hut zum Gruße leicht lüftend, ließ er sich nieder. Kaum wenige Sekunden später setzte sich der Zug in Bewegung.

Erst jetzt kam er dazu, die ihm gegenüber Sitzende aufmerksamer zu betrachten. Es war eine junge Dame, welche höchstens zwanzig Jahre zählen konnte. Sie war nicht schön zu nennen, denn ihren Zügen fehlte es an Regelmäßigkeit, aber es lag in denselben eine bezaubernde Anmut. Um den kleinen, feingeschnittenen Mund zuckte ein ungemein lebhafter, geistiger und schelmischer Zug und die wunderbar großen und braunen Augen hatten etwas Madonnenartiges. Das ganze Gesicht bildete gleichsam eine Vermittelung zwischen diesen Madonnenaugen und dem schelmischen Munde.

Unwillkürlich mußte der Baron den Blick auf dem hübschen und fesselnden Gesichte haften lassen. Sie waren die einzigen Fahrgäste in dem Koupee und es wurde dem Baron nicht schwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen, auf welche die junge Dame unbefangen und doch in vornehmer Zurückhaltung einging.

„Entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen noch nicht vorgestellt habe," unterbrach der Baron das Gespräch, „mein Name ist Baron Heino von Mannstätt."

Über das Gesicht der jungen Dame glitt ein leises, kaum bemerkbares Lächeln. „Toni Waller," erwiderte sie sich leicht verbeugend.

Der Baron hatte den Namen nicht deutlich verstanden und mochte nicht nochmals fragen. Er interessierte sich ohnehin wenig für den Namen, denn er hatte sich nur vorgestellt, um der Form des Anstandes zu genügen.

Die Unterhaltung kam in immer lebhafteren Fluß. Es amüsierte den Baron, der umfassende Kenntnisse besaß, daß er die Gebiete der verschiedensten Künste berühren konnte und seine jugendliche Reisebegleiterin auf allen bewandert fand. Sie stimmte seinen Anschauungen durchaus nicht immer bei, sie gerieten in die lebhaftesten Auseinandersetzungen und es ergötzte den Baron, wie dann die Madonnenaugen seines jugendlichen Gegenüber einen ganz andern Ausdruck erhielten, es zuckte leidenschaftlich in ihnen auf und alle Regungen eines ungemein lebhaften Geistes spiegelten sich in ihnen wider.

Heino von Mannstätt hatte das Gefühl, als ob er um Jahre verjüngt sei, es stieg in seiner Brust wie Jugendfrische und Jugendlust empor. Der Druck, den die Unterredung mit seinem Sohne bei ihm zurückgelassen hatte, war geschwunden, die Augen des jungen Mädchens, die ihn so lebhaft und vertrauensvoll anblickten, hatten ihn davon erlöst.

Mehrere Stunden der Fahrt waren vergangen, sie erschienen ihm wie Minuten. Er konnte sich nicht entsinnen, sich je so vorzüglich und anregend unterhalten zu haben. Es war ihm warm ums Herz geworden. Der Wunsch, eine solche Tochter zu besitzen, drängte sich ihm auf.

Sie näherten sich der Stadt, die Tonis Reiseziel war. Toni rüstete sich zum Aussteigen.

„Fräulein, es ist grausam, daß Sie mich nach so angenehm verlebten Stunden, allein weiter fahren lassen," rief der Baron mit scherzendem Tone. „Ich liebe das Fahren auf der Eisenbahn nicht und werde es nun doppelt unangenehm empfinden."

„Ich bin Ihnen dankbar, weil Sie mir die Zeit so schön verkürzt haben, aber M. ist mein Reiseziel," entgegnete Toni.

„Werden Sie lange dort bleiben?"

„Nur wenige Tage."

„Ich bedaure, daß mein Gut nicht zwanzig Meilen näher liegt," fuhr der Baron fort, „wäre das der Fall, dann dürften Sie mir die Bitte nicht abschlagen, mich zu besuchen und für einige Tage mein Gast zu sein. Ich würde erfreut sein, Ihnen meine Frau vorstellen zu können, wir sind beide alt und leben still und vereinsamt auf dem Gute, um so dankbarer würden wir Ihnen sein, wenn Sie uns für wenige Tage Sonnenschein bringen wollten, der thut im Alter doppelt wohl, denn er erhellt und erwärmt zugleich."

„Mich ruft die Pflicht nach der Residenz zurück," entgegnete Toni.

Der Zug fuhr auf dem Bahnhofe in M. ein. Toni rüstete sich zum Aussteigen. Der Baron war ihr behilflich.

„Geben Sie mir die Hand zum Abschiede," sprach Heino von Mannstätt, als der Schaffner die Thür öffnete. „Sie dürfen den Worten eines Mannes mit weißem Haare Glauben schenken, wenn er Ihnen die Versicherung gibt, daß ihm nie Stunden so schnell und angenehm vergangen sind, wie die unserer gemeinschaftlichen Fahrt. Bitte, nehmen Sie meine Karte mit, und führt Sie je der Weg in meine Gegend, dann erinnern Sie sich Ihres Reisebegleiters, eines herzlichen Empfanges dürfen Sie bei ihm versichert sein. Ich hoffe, wir sehen uns nicht zum letzten Male."

„Wie das Geschick es fügt, Herr Baron," entgegnete Toni lächelnd.

Sie hatte ihrem Begleiter ihre kleine Hand gereicht, er hielt sie fest in der seinigen.

„Ich hoffe, daß das Geschick mir günstig sein wird," entgegnete der

Baron. „Es begleitet Sie mein aufrichtiger Wunsch, daß es Ihnen gut ergehen möge.“

Toni sprang aus dem Wagen, der Schaffner schlug die Thür zu. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Der Baron hatte sich aus dem Fenster gebeugt und winkte seiner jugendlichen Begleiterin, die noch auf dem Perron stand, mit der Hand ein Lebewohl zu.

Erst als der Zug den Bahnhof bereits verlassen hatte, ließ der Baron sich auf den Sitz zurücksinken. Unwillkürlich schloß er die Augen. Es war ihm, als ob ein hübsches, fesselndes Bild an ihm vorübergezogen wäre. Es hatte ihm Licht und Wärme gebracht, nun war es dahin und entnüchternd, fröstelnd legte sich die Wirklichkeit auf ihn. Seine Gedanken kehrten zu seinem verblendeten Sohne zurück. Weshalb führte derselbe ihm nicht solche Schwiegertochter zu? Mit welchem Jubel würde er dieselbe aufgenommen haben! Sie hätte auf sein vereinsamtes Gut neues Leben gebracht und er würde all seine Kraft aufgeboten haben, um dasselbe unter solchem Sonnenscheine wieder zu heben. Willig würde er sich Entbehrungen auferlegt haben, um der eine sorgenlose, freundliche Stätte zu bereiten, die seinem Sohne Glück bringen mußte.

Er machte sich Vorwürfe, weil er nicht noch einmal nach dem Namen des jungen Mädchens gefragt hatte; jetzt wußte er nicht einmal, wie sie hieß. Weshalb hatte er sich ihre Adresse nicht geben lassen? Er wäre dann doch im stande gewesen, die jugendliche Begleiterin in der Residenz aufzusuchen, oder schriftlich seine Einladung, ihn zu besuchen, zu wiederholen. Unwillig strich er mit der Hand über die Stirn hin.

Dann lächelte er unwillkürlich über sich selbst. Die anmutige und fesselnde Erscheinung hatte ihm ein Interesse abgewonnen, wie er es nicht mehr für möglich gehalten hatte. Sein altes Herz schlug schneller bei dem Gedanken an sie. Er glaubte, über das Alter der Jugendthorheiten hinaus zu sein und ertappte sich doch noch bei einer solchen. War es nicht eine Thorheit, daß seine Gedanken sich so viel mit einem jungen Mädchen beschäftigten, welches er nur flüchtig kennen gelernt hatte, dessen Namen er nicht einmal wußte? Er rechtfertigte sich damit, daß die Gefühle, welche sich in seiner Brust regten, ein väterliches Wohlwollen seien und daß er nur wünsche, eine solche Schwiegertochter in sein Haus aufnehmen zu können.

Auf seinem Gute angelangt, erzählte er seiner Frau nichts von seiner Reisegesellschaft, um so mehr dachte er an dieselbe. Selbst die Sorgen um seinen Sohn waren nicht im stande, die Erinnerung an das anmutige junge Mädchen in ihm auszulöschen.

Er fand jetzt seine Thorheit, nicht nach ihrem Namen geforscht zu haben, unverzeihlich. Hätte er denselben gewußt, so hätte er Erkundigungen über sie einziehen und Detlev mit ihr bekannt machen können. Er zweifelte nicht, daß sie das Herz seines Sohnes gewonnen und dadurch von seinem unglückseligen Verhältnisse mit der Schauspielerin abgezogen haben würde. Er sann sogar darüber nach, auf welchem Wege er das Versäumte nachholen könne, aber er sah keine Möglichkeit, da er nicht einmal den Zweck kannte, der seine Begleiterin nach M. geführt hatte. —

Nach wenigen Tagen langte Detlev unerwartet auf dem Gute an. Der Baron war überrascht, empfing den Sohn aber freundlich, weil er in dem Besuche das sichere Zeichen erblickte, daß er sich seinem Rate fügte.

Er berührte dies nicht, begab sich aber am Abend auf Detlevs Zimmer, um mit ihm Rücksprache zu nehmen.

„Ich fasse deinen Besuch als ein Eingehen auf meinen Vorschlag auf," sprach er.

„Ja," entgegnete Detlev, ohne seinen Vater anzublicken, denn der Entschluß war ihm sehr — sehr schwer geworden und er wußte noch nicht, ob er im stande war, ihn durchzuführen. „Ich will es versuchen."

„Das Gelingen hängt von dir allein ab," fuhr der Baron erleichtert aufatmend fort. „Du darfst freilich nicht mit deiner gewohnten Zaghaftigkeit auftreten; denn Lippert ist ein fester Charakter, der stets klar vor Augen hat, was er will und einen gleichen Anspruch wird er auch an seinen künftigen Schwiegersohn machen. Es wird gut sein, wenn du dich des großen Vorzuges, den dir dein Name gewährt, voll bewußt bist. Aus deiner pekuniären Lage brauchst du kein Geheimnis zu machen, denn Lippert kennt die Verhältnisse meines Gutes und wird sich allein sagen, daß ich dir keine Unterstützung länger gewähren kann. Wie ich ihn kenne, wird es ihm ziemlich gleichgültig sein, ob seine Tochter einen unvermögenden oder reichen Mann zu ihrem Gatten wählt. Er ist nicht geizig, sondern lebt nur deshalb einfach, weil er daran gewöhnt ist und es ihm am besten behagt. Jedenfalls wird er aber seine Tochter nur einem Manne geben, von dem er überzeugt ist, daß er das von ihm Erworbene nicht leichtsinnig vergeudet."

„Ich bin nie in der Lage gewesen, größere Summen vergeuden zu können," bemerkte Detlev. Er fühlte sich beklommen, mit sich selbst unzufrieden und zu diesen Worten wurde er durch seine Mißstimmung gedrängt.

Heino von Mannstätt zog die Brauen zusammen. Die Worte klangen wie ein Vorwurf und er war nicht gewöhnt, sich von seinem

Sohne Vorwürfe machen zu lassen. Er bekämpfte jedoch den in ihm aufsteigenden Groll.

„Ich habe keine Anschuldigung gegen dich ausgesprochen," fuhr er ruhig fort. „Ich teile dir nur das mit, was Lippert verlangen wird, denn ich kenne ihn besser wie du. Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um dich in deinem Vorhaben zu unterstützen. Wir wollen ihn in den nächsten Tagen besuchen. Ich habe ohnehin eine kleine Jagddifferenz mit ihm auszugleichen. Sein Jäger hat die Grenze überschritten und auf meinem Gehege gejagt; das Recht ist unbestritten auf meiner Seite und ich hoffe ihn günstig zu stimmen, indem ich die ganze Geschichte als nicht geschehen betrachte."

Detlev schwieg.

„Ich will nur noch einen Punkt berühren," sprach der Baron. „Du hast dein Verhältnis zu der Schauspielerin nun doch hoffentlich vollständig gelöst?"

„Noch nicht," gab Detlev zur Antwort.

„Noch nicht?" wiederholte der Baron erstaunt. „Das hätte doch deine nächste Aufgabe sein müssen! Du hättest ihr ja sagen können, daß ich darauf bestehe, daß ich gedroht habe, meine Hand von dir abzuziehen und daß ich gewohnt sei, mein Wort zu halten."

„Ich konnte es ihr nicht sagen."

„Weshalb nicht? Reichte dein Mut nicht soweit?"

„Sie war verreist, als ich die Residenz verließ und ich wollte ihre Heimkehr nicht abwarten."

„Du hättest es ihr schreiben sollen!"

„Ich hielt es für besser, noch zu warten."

„Weshalb?" rief der Baron. „Ich begreife dich nicht."

„Ich wollte ihr erst dann alles schreiben, wenn es mir gelungen ist, das Herz des Fräulein Lippert zu erwerben," entgegnete Detlev. „Dann steht sie einer Thatsache gegenüber und wird sich leichter fügen."

Der Baron blickte seinen Sohn prüfend an. Sollte derselbe nicht noch einen andern Gedanken hegen?

„Ich würde dir beistimmen, wenn ich nicht glauben müßte, daß dich ein ganz anderer Grund leitet," sprach er.

„Welcher?" warf Detlev ein.

„Du willst dir die Liebe der Schauspielerin sichern für den Fall, daß deine Bemühung um Selma Lippert mißglücken sollte."

Über das Gesicht des jungen Mannes ergoß sich eine flüchtige Röte, denn diesen Gedanken hatte er allerdings gehegt.

„Thu, was du willst,“ fuhr der Baron fort. „Schlägt dein Versuch fehl, dann weiß ich keinen Weg der Rettung mehr für dich, dann magst du ein Opfer deiner Thorheit werden! Ich darf aber von dir verlangen, daß du dich in sehr ernster Weise um die Tochter meines Nachbars bemühst, denn wenn du dir einen Korb holst, so stellst du nicht allein dich, sondern auch mich bloß.“

Er verließ das Zimmer. —

3.

Detlev übertraf die Erwartungen seines Vaters. Er besaß ja eine seltene Gabe der Unterhaltung und hatte von jeher in dem Rufe eines ungemein liebenswürdigen Gesellschafters gestanden. Er bewegte sich mit einer leichten Sicherheit und trat mit gewinnender Bescheidenheit auf.

Er verkehrte fast täglich in der Familie des reichen Gutsbesitzers, da er sein Ziel nicht aus dem Auge verlor.

Lippert hatte ihn freundlich empfangen und das entschiedene, ruhige Wesen des thatkräftigen Mannes gefiel ihm sehr. Der reiche Mann hatte sich einen einfachen Charakter bewahrt. Nur zuweilen schreckte er vor den strengen Grundsätzen desselben zurück.

Selma fesselte ihn weniger, obschon es ihm nicht verborgen blieb, daß sie ihn gern hatte. Durch den Reichtum ihres Vaters verwöhnt, war sie nicht frei von Launen und Herrschsucht.

Sie würde ihm besser gefallen haben, wenn er nicht stets Vergleiche mit Toni angestellt hätte. Selmas blaue, meist mattblickende Augen konnten sich nicht messen mit den leuchtenden Blicken seiner Geliebten. Wie oft hatte er Toni gegenüber gesessen und ihr in die großen, braunen Augen geblickt. In ihnen loderte Geist und Leidenschaft. Sie konnten wie Kinderaugen sorglos heiter lachen, aber sie konnten auch mit einer fast dämonischen Glut aufleuchten.

Er wußte, daß er an der Seite Selmas, deren Vorzüge er nicht verkannte, kein Glück finden werde, er wußte, daß er nie im stande sein werde, sie wirklich zu lieben, trotzdem war er entschlossen, ihre Hand zu erringen.

Mit Toni korrespondierte er täglich und er fand darin einen Ersatz für das, was er im Umgange mit Selma entbehrte.

Noch hatte Toni keine Ahnung, weshalb er so lange auf dem Gute seines Vaters weilte. Sie bat ihn, zu ihr zurückzukehren, sie schrieb ihm, wie sehr sie sich nach ihm sehne und er hielt sie mit Versprechungen



hin und antwortete ihr, daß er noch nicht kommen könne, weil er seinem Vater bei der Verwaltung des Gutes notwendig beistehen müsse.

Der Baron wußte um diesen Briefwechsel, aber er berührte ihn mit keinem Worte. Derselbe mußte ja aufhören, sobald Detlev sein Ziel erreicht hatte und er zweifelte nicht, daß er es erreichen werde. Er wollte dem Sohne die Aufgabe nicht erschweren.

Auch er war jetzt häufiger mit der Familie seines Nachbars zusammen gekommen und die günstige Meinung, die er von Selma gehabt hatte, war sehr gemindert. Sein scharfes Auge blickte klar. Er sah, daß sein Sohn nicht glücklich werden werde, aber der Einsatz erschien ihm nicht so groß, da Detlev durch diese Heirat in den Besitz eines großen Vermögens kam.

Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, weshalb die Tochter des reichen Mannes nicht die Anmut und die seelenvollen Augen seiner jungen Reisebegleiterin, die er nicht vergessen konnte, besaß. Er war überzeugt, daß sein Sohn dann ein beneidenswertes Glück gefunden haben würde.

Er kehrte mit seinem Sohne von einer heiteren Abendgesellschaft bei Lippert heim. Schweigend saßen sie eine zeitlang im Wagen nebeneinander. Selma war an dem Abende auffallend heiter gewesen und es unterlag keinem Zweifel, daß Detlev durch seine Unterhaltung viel dazu beigetragen hatte. Er hatte sich ihr fast allein gewidmet.

Detlev saß in Gedanken versunken, halb zusammengesunken im Wagen da. Er fühlte sich ermüdet und abgespannt, denn seine Heiterkeit war eine erzwungene gewesen. Er erschien sich selbst wie ein Opferlamm. Wie geistig belebt und erfrischt war er stets von Toni heimgekehrt!

„Hast du den günstigen Augenblick des heutigen Abends ausgenutzt?" brach der Baron endlich das Schweigen.

Detlev zuckte unwillkürlich zusammen, denn die Frage weckte ihn aus süßen Erinnerungen.

„Nein," entgegnete er.

„Weshalb nicht?" fuhr der Baron fort. „Es kann dir nicht entgangen sein, daß Selma dich in fast auffallender Weise auszeichnete. Ich bin überzeugt, daß sie dich erhört haben würde."

„Auch ich glaube es," gab Detlev zur Antwort.

„Und dennoch hast du gezögert?" fragte der Baron. „Weshalb?" fügte er halb unwillig hinzu, denn er befürchtete, daß sein Sohn wieder schwankend geworden sei. „Weshalb?" wiederholte er noch einmal, da er nicht sofort eine Antwort erhielt.

„Es stiegen Zweifel in mir auf, ob Lippert seine Einwilligung geben wird," erwiderte Detlev.

„Er liebt seine Tochter, sie ist sein einziges Kind und ich bin überzeugt, daß er sich der Wahl derselben nicht widersetzen wird."

„Er ist von Anfang an freundlich gegen mich gewesen," fuhr Detlev fort, „aber es ist mir nicht entgangen, daß er mich fortwährend noch mit einem prüfenden Auge betrachtet. Ich habe das Gefühl, als ob er mir mißtraue."

„Ich glaube, du blickst zu schwarz," warf der Baron ein, obschon er dasselbe wahrgenommen hatte.

„Du kennst Lippert auch zur Genüge," sprach Detlev weiter, „er ist ein liebenswürdiger und ehrlicher Charakter, aber seinen Willen wird er unter allen Umständen durchzusetzen wissen. Bin ich nicht nach seinem Gefallen, so wird Selmas Liebe mir nichts nützen. Ich bin deshalb entschlossen, mir erst über seine Gesinnung Gewißheit zu verschaffen."

Nicht ohne Staunen hatte der Baron seinem Sohne zugehört. Diese besonnene, überlegende Weise lag gar nicht in dem Charakter desselben. Er erriet ganz richtig, daß Detlev nur deshalb so vorsichtig handelte, weil sein Herz nicht dabei beteiligt war.

„Du hast recht," entgegnete er, „aber schieb dies nicht hinaus, eine einzige versäumte günstige Stunde bringt oft das ganze Menschenleben nicht wieder zurück."

„Ich weiß es," sprach Detlev und lehnte sich wieder in die Wagenecke zurück. — Als sie auf dem Gute angelangt waren, begab er sich sofort auf sein Zimmer. Er konnte nicht mehr mehr mit seinem Vater zusammen sein. Das Drängen desselben erschien ihm so herzlos. Ahnte derselbe denn nicht, daß er sein Herz und Glück zum Opfer brachte?

Erregt schritt er im Zimmer auf und ab. Sein Herz rief ihm laut zu: „Du kannst es nicht — du kannst es nicht!" und dann trat wieder die eiserne Notwendigkeit an ihn heran. Er mußte verzichten, denn er besaß nicht den Mut, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen und durch eigene Kraft sich durchzuringen.

Es war so öde und leer in ihm. Er fühlte sich in dem Vaterhause so verlassen.

Um einen Halt zu gewinnen, klammerten sich seine Gedanken an seiner Liebe an, er ließ sich am Schreibtische nieder und schrieb bis spät in die Nacht hinein an Toni. Er schrieb ihr, daß er nie — nie aufhören werde, sie zu lieben, daß er im Geiste stündlich bei ihr weile, daß er ihr das einzige Glück seines Lebens verdanke. Und der Gedanke, daß

er ein Verräter an diesem Glücke und dieser Liebe war, lähmte seine Hand nicht, er fühlte nicht, wie erbärmlich er selbst war, indem er ein treues, leidenschaftlich glühendes Herz betrog.

Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht ging er am folgenden Morgen spazieren, um den heißen Kopf zu kühlen. Er betrat den nahen Wald und schritt langsam in ihm hin. Die Worte seines Vaters vom Abende zuvor hallten in ihm nach. Er selbst hegte den Wunsch, bald zum Ziele zu gelangen, denn die Ungewißheit peinigte ihn. Sein schwacher, unselbständiger Charakter war kaum noch im stande, dieselbe zu ertragen, denn er schwankte hin und her. Bald war er entschlossen, zu Toni zurückzukehren, dann hielt ihn wieder der Gedanke an seine Zukunft.

Da sah er Lippert im Walde daher kommen. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Er würde einen Seitenweg eingeschlagen haben, aber der Gutsbesitzer hatte ihn bereits bemerkt und rief ihm ein „Guten Morgen!" entgegen.

„Wie ist Ihnen der gestrige Abend bekommen?" fuhr Lippert fort, ihm die Hand reichend.

„Vortrefflich!" versicherte Detlev, obschon das Gegenteil der Fall war.

„Ich sollte eigentlich solider leben," fuhr der Gutsbesitzer in heiterem Tone fort. „Ich empfinde nach solchem Abende am folgenden Tage doch immer etwas Unlust zur Arbeit; der lustige Ton summt mir im Kopfe noch nach. Heute wollte ich auf eins meiner Güter fahren, weil ich dem Verwalter desselben etwas schärfer auf die Finger sehen muß, das wird ohne etwas Ärger nicht abgehen. Früher fürchtete ich mich davor nicht, aber heute habe ich doch keine Lust dazu. Aber Sie sehen auffallend blaß aus. Fühlen Sie sich unwohl?"

Detlev zögerte mit der Antwort. Dann stieg plötzlich, wie in einer verzweiflungsvollen Stimmung der Entschluß in ihm auf, den Augenblick zu benutzen und eine Entscheidung herbeizuführen. Schlug sein Vorhaben fehl, dann hielt ihn nichts mehr, dann konnte er zu Toni zurückkehren.

„Ich befinde mich in einer peinigenden, aufregenden und aufreibenden Lage," sprach er. „Wollen Sie mir für wenige Minuten Gehör schenken, ohne mich zu unterbrechen?"

„Was haben Sie?" fragte Lippert. „Doch sprechen Sie, ich werde Sie nicht stören."

„Wozu soll ich viele Worte machen — ich kann es nicht," fuhr Detlev, all seine Entschlossenheit zusammenraffend, fort. „Ich liebe Ihre Fräulein Tochter, nicht erst seit wenigen Tagen, sondern schon seit län-

gerer Zeit. Ich suchte die Neigung in mir zurückzudrängen, denn ich sagte mir, daß ich Ihrer Tochter nichts bieten könne. Sie kennen die Verhältnisse meines Vaters, von ihm werde ich einst nicht viel zu erwarten haben. Es ist mir nicht gelungen, mein Herz zu bezwingen, ich kam hierher, um mich zu überzeugen, ob ich Hoffnung hegen dürfe. Bald glaube ich es, bald glaube ich es nicht, ehe ich indessen Ihrer Tochter mein Herz verrate, möchte ich wissen, ob ich hoffen darf, Ihre Einwilligung zu erhalten. Diese Ungewißheit peinigt mich, denn sie beschäftigt mich Tag und Nacht."

Dem Gutsbesitzer schien dies Geständnis nicht ganz unerwartet zu kommen, aber der Weg gefiel ihm nicht.

„Herr Baron, eine echte und innige Liebe wählt nicht diesen Umweg," entgegnete er. „Sie versichert sich zuerst des begehrten Herzens und kämpft dann mutig um den Besitz desselben. Die wirkliche Liebe schreckt vor keinem Hindernis zurück."

Detlev fühlte, daß er einen falschen Weg eingeschlagen habe, aber er war gewandt genug, die Worte des Gutsbesitzers für sich zu benutzen.

„Wenn man nichts ist und nichts hat, dann fehlt der rechte Mut," sprach er, ohne aufzublicken.

Diese Worte schienen auf Lippert einen besseren Eindruck zu machen.

„Sie haben sich mir offen anvertraut, nun will ich eine ebenso offene Frage an Sie richten und ich darf wohl voraussetzen, daß Sie dieselbe ehrlich beantworten," fuhr er fort. „Sie sagen selbst, daß Sie nichts haben; wenn nun das Verhältnis ein umgekehrtes wäre, wenn Sie reich wären und meine Tochter nichts besäße, würden Sie dann dieselbe Wahl getroffen haben?"

„Ja," gab Detlev dreist zur Antwort. „Ich befürchtete, daß Sie meine Liebe falsch deuten könnten und das hat mich zaghaft gemacht."

„Herr Baron, Sie dürfen meine Frage nicht unrichtig auffassen," fuhr Lippert fort. „Ich habe nur das eine Kind und die Sorge, sein Lebensglück zu sichern, ist mir die heiligste. Man hat mein Bestreben, mein Vermögen zu vermehren, vielfach mißgedeutet; ich bin nicht habsüchtig, ich habe weit mehr, als ich selbst gebrauche, aber ich habe stets an meine Tochter gedacht. Wenn Sie Selmas Herz gewinnen, dann will ich Ihnen nicht entgegentreten, denn ich hoffe, daß Sie es ehrlich meinen."

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen!" rief Detlev, die Hand des Gutsbesitzers erfassend.

„Eine Bedingung muß ich noch hinzufügen," bemerkte Lippert. „Sie

dürfen sich nicht allein auf mein Vermögen verlassen. Wenn Selma die Ihrige wird, müssen Sie selbst thätig sein, denn das allein wird Sie auf die Dauer frisch erhalten und Ihnen Zufriedenheit geben."

„Ich füge mich mit Freuden jeder Bedingung," fiel Detlev ein. „Geben Sie mir ein Feld zur Thätigkeit und Sie sollen sehen, daß es mir an Eifer und Ausdauer nicht fehlt. Ich würde selbst Sie darum gebeten haben, denn ich würde das beschämende Gefühl, von dem Vermögen meiner Frau zu leben, nie überwinden."

„Es ist gut; an einem solchen Felde soll es Ihnen nicht fehlen und Sie dürfen versichert sein, daß ich nie etwas Unbilliges von Ihnen verlangen werde," sprach der Gutsbesitzer in ruhiger Weise. Er schien sich doch einen anderen Schwiegersohn gewünscht zu haben, denn aus seinen Augen leuchtete keine freudige Erregung. „Es handelt sich ja nicht darum, daß Sie Geld verdienen, sondern sich nützlich beschäftigen. Nun kommen Sie. Ist es Ihnen recht, so begleiten Sie mich, Sie können dann Ihr Glück bei Selma versuchen."

Detlev folgte der Einladung.

Bereits wenige Stunden später fuhr er in einem Wagen Lipperts zu dem Gute seines Vaters, um demselben die Nachricht zu bringen, daß er mit Selma verlobt sei. Wechselnde Empfindungen erfüllten seine Brust. Bei dem Gedanken an die reiche, glänzende Zukunft erhob er unwillkürlich den Kopf, dann wieder erfaßte ihn Bangen, daß er Toni aufgeben sollte. Er fühlte, daß er ohne sie nicht leben konnte. Wie sollte er ihr mitteilen, daß er sich verlobt habe und sie aufgeben müsse? Hatte er ihr nicht mehr denn hundertmal geschworen, das nichts im stande sei, ihn von ihr zu trennen?

Da tauchte ein Gedanke in ihm auf. Mußte er sie denn aufgeben? Konnte er ihr seine Liebe nicht bewahren, auch wenn er verheiratet war? Er wurde reich, konnte sie mit Luxus und Glanz umgeben und hoffte, sie werde sich dadurch entschädigt fühlen, daß sie nicht seine Gattin hieß.

Diesen Gedanken hielt er fest und derselbe söhnte ihn völlig mit seiner neuen Lage aus.

Der Baron war über die so unerwartet schnelle Erfüllung seines Wunsches auf das Freudigste überrascht.

„Nun halte das Glück, welches dir beschieden ist, fest!" rief er, beide Hände des Sohnes erfassend. „Jetzt kann ich dir gestehen, daß ich befürchtete, Lippert werde seine Einwilligung nicht so leicht geben.

Er ist ein biederer Charakter, er vertraut dir, hüte dich, dies Vertrauen je zu verlieren."

„Ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht," versicherte Detlev.

„Nun säume nicht, die Jugendthorheit von dir abzuschütteln und mit deiner Vergangenheit zu brechen," fuhr der Baron fort. „Ich will dir keinen Vorwurf machen, aber jetzt mußt du entschieden auftreten, denn Lippert hat strenge Anschauungen und die darfst du in keiner Weise verletzen."

Detlev versprach alles, denn er hoffte fest, daß er Toni nicht verlieren werde. Die nächsten Tage schwanden für ihn wie ein Rausch dahin, denn er empfing Glückwünsche von allen Seiten. Selma war glücklich und immer und immer mußte er ihr wiederholen, daß er sie innig liebe und daß er sie ebenso sehr lieben werde, wenn sie arm sei. Willig fügte er sich dem Wunsche Lipperts, daß die Verlobung öffentlich bekannt gemacht wurde. Wenige Tage wollte er noch vergehen lassen, dann wollte er unter dem Vorwande, einige Angelegenheiten noch regeln zu müssen, nach der Residenz zurückkehren, um mündlich mit Toni alles zu besprechen. Er hoffte zuversichtlich, daß sie sich seinem Wunsche fügen werde. Er konnte denselben durch glänzende Geschenke unterstützen, denn sein künftiger Schwiegervater hatte ihm seine Kasse voll zur Verfügung gestellt, um alle etwaigen Angelegenheiten zu ordnen.

„Ich will über deine jetzigen Ausgaben keine Rechenschaft von dir verlangen," hatte Lippert zu ihm gesprochen. „Es ist mir vollständig gleichgültig, ob du einige Tausend Mark mehr oder weniger ausgibst, aber ich verlange, daß du allen Verpflichtungen nachkommst und daß niemand mehr eine Anforderung an dich hat, wenn du mein Schwiegersohn wirst."

Er hatte versprochen, diesem Wunsche gewissenhaft nachzukommen.

4.

Toni Waller saß in ihrem Zimmer in einem Fauteuil. Es war am Morgen. Der Kaffee stand neben ihr auf dem Tische, aber sie hatte denselben kaum angerührt. Es war ein grauer, trüber, neblichter Tag. Trüber noch lag es auf ihrem hübschen Gesichte. Vor sich hinstarrend saß sie regungslos da. Sie sehnte sich nach dem Geliebten. Er hatte ihr anfangs geschrieben, daß er nur wenige Tage fort bleiben werde und seitdem waren Wochen geschwunden. Sehnte er sich nicht nach ihr, wie

sie sich nach ihm sehnte? Die bange Ahnung, daß sie ihn nie wiedersehen werde, stieg in ihr auf. Sie sprang empor, um diese drückende Thorheit von sich abzustoßen, aber der Gedanke kehrte wieder und wieder. Mochte der trübe Himmel dazu beitragen, sie war verstimmt, niedergedrückt.

Da brachte ihr der Postbote einen Brief und die Morgenzeitung. Auf dem Briefe erkannte sie Detlevs Handschrift und hastig erbrach sie denselben. Stehend durchlas sie das Schreiben des Geliebten, ihre großen Augen leuchteten, ihr Gesicht verklärte sich und um für die bösen, zweifelnden Gedanken Abbitte zu thun, preßte sie das Papier, welches seine Hand berührt hatte, an die Lippen.

Beruhigt ließ sie sich in dem Sessel wieder nieder. Noch einmal las sie halb in Gedanken und Träumen versunken den Brief. Detlev versicherte sie aufs neue der Treue und Innigkeit seiner Liebe. „Es gibt nichts, was uns trennen kann, denn unsere Herzen sind für ewig verbunden," schrieb er. Sie empfand ein Gefühl der Reue, weil sie an seiner Liebe gezweifelt hatte.

Glücklich träumend saß sie da. Endlich griff sie zu der Zeitung, welche neben ihr auf dem Tische lag. Halb noch in Gedanken glitt ihr Blick über die Anzeigen hin. Der Name des Geliebten fiel ihr ins Auge, das Zeitungsblatt zitterte in ihrer Hand, sie riß die braunen, großen Augen weit auf, denn sie wähnte noch zu träumen — da — da stand es deutlich, daß Detlev von Mannstätt sich verlobt hatte.

Sie wollte aufschreien, aber brachte keinen Laut über die Lippen. Ihr schwindelte und schwarze Schatten zogen vor ihren Augen vorüber. Sie war einer Ohnmacht nahe, aber gewaltsam raffte sie sich zusammen. Heftig sprang sie empor und strich mit der Hand über die Stirn hin. Sie mußte geträumt haben — aber sie wachte; ein toller Gedanke mußte sie genärrt haben. Sie führte das Zeitungsblatt dicht vor die Augen, sie las, jeden Buchstaben einzeln prüfend — da stand seine Verlobungsanzeige.

Sie lachte laut auf, denn das mußte ein toller Scherz irgend eines Bekannten sein. Aber wenn es nun kein Scherz war? Weshalb war Detlev schon seit Wochen verreist?

Ihr war so dumpf und schwer im Kopfe. Nur einen Gedanken hielt sie fest — sie mußte Gewißheit haben — Aufklärung. Sie eilte zum Schreibtische, um an den Geliebten die Frage zu richten, schon hielt sie die Feder in der erregt zitternden Hand, da warf sie dieselbe von sich und sprang wieder auf. Weshalb sollte sie ihm schreiben? Aus seinem

Munde wollte sie hören, ob die Zeitung log, ins Auge wollte sie ihm blicken, um sich zu überzeugen, ob auch er sie belog.

Mit der Hast einer Fieberkranken rüstete sie sich zur Reise und nach kurzer Zeit war sie fertig. Um sich mit Geld zu versorgen, zog sie ein Fach ihres Schreibtisches auf und leicht zuckte sie zusammen. Ihr Blick fiel auf einen kleinen, zierlichen Revolver. Vor Jahren hatte sie denselben gekauft und oft Schießübungen mit ihm angestellt. Sie verstand, mit der kleinen Waffe umzugehen, sie wußte, wie scharf die Kugel derselben traf und ihre Hand war nicht ungeübt.

Es leuchtete in ihren Augen auf und hastig barg sie den Revolver in der Tasche ihres Kleides. Es schwebte ihr keine bestimmte Absicht vor, sie hatte nur das Gefühl, daß sie jetzt nicht schutzlos sei.

Ihre Aufregung schien sich zu mildern; als sie das Haus verließ, würde kein Auge ihr angesehen haben, was in ihr stürmte und zehrte. Sie langte auf dem Bahnhofe an und war erfreut, daß sie ein Koupee für sich allein fand. Sie hätte es nicht ertragen können, mit Menschen zusammen zu sein.

Und doch wurde ihr das Alleinsein zur Marter, denn ungestört konnte sie sich ihren verzweiflungsvollen Gedanken hingeben. Sie zog das Zeitungsblatt aus der Tasche und las noch einmal die Verlobungsanzeige, dann griff sie mit der Hand nach der Tasche, um sich zu überzeugen, ob der Revolver noch sicher darin ruhe.

Zurückgelehnt in eine Ecke saß sie da, starr vor sich hin blickend. Vor wenigen Wochen war sie denselben Weg in der Begleitung von Detlevs Vater gefahren. Alle früher gehegten Besorgnisse, daß Detlevs Vater ihrer Verbindung mit dem Geliebten Schwierigkeiten entgegensetzen könne, waren durch das überaus freundliche Entgegenkommen des alten Herrn verscheucht. Sie hatte sich den süßesten und sichersten Träumen hingegeben und nun war das alles mit einem Schlage vernichtet!

Wohl tauchte der Gedanke in ihr auf, daß sie vielleicht durch Detlevs Vater den Geliebten wieder gewinnen könne, aber ebenso schnell drängte sie denselben wieder von sich. Ihr Stolz sträubte sich dagegen. Sie wollte nicht betteln, wo sie durch Detlevs Schwüre ein Recht hatte.

Aufs neue zog sie die Zeitung hervor. Ihr Auge blieb auf dem Namen Selma Lippert haften, als ob sie dadurch das Bild derselben vor sich hinzaubern könnte. Besaß denn dies Mädchen so viel Anmut, war sie so schön, daß sie ihr das Herz des Geliebten hatte rauben können?

Da tauchte eine Erinnerung in ihr auf, erst dunkel, aber bald stand dieselbe klar vor ihr. Detlev hatte ihr vor längerer Zeit von dem Guts-

nachbar seines Vaters erzählt, er hatte den großen Reichtum desselben geschildert und hinzugefügt, daß er nur ein Kind, eine Tochter, habe, die einst alles erben werde. Sie wußte jetzt genau, daß er den Namen Lippert genannt hatte. Scherzend hatte sie ihn gefragt, ob er nicht Lust habe, sich die reiche Erbin zu erringen? Da hatte er stürmisch die Arme um sie geschlungen und sie an sich gepreßt! Er hatte gerufen, daß aller Reichtum der Erde nicht im stande sei, ihn von ihr zu trennen und lachend hinzugefügt, sie brauche umsoweniger etwas zu befürchten, weil die Tochter des reichen Gutsbesitzers häßlich sei.

Heftig sprang sie auf. Nun hatte er sich doch mit der Häßlichen verlobt und elendes Geld war der Preis für seine Untreue und seinen Verrat gewesen!

Unwillkürlich ballte sie die kleine Hand, dann wich der Zorn einem Gefühle des Ekels und der Verachtung.

Sie würde den Geliebten um keinen — um keinen Preis aufgegeben haben, sie würde ohne Zagen ihm ins Elend gefolgt sein und er — er hatte sie dem Gelde geopfert! Sie lachte laut, erbittert auf.

Dann ließ sie sich wieder nieder, sie glaubte ruhiger geworden zu sein, aber ihre Erregung hatte nur einen anderen Charakter angenommen. Regungslos saß sie da.

Endlich langte sie auf der Station, auf der sie aussteigen mußte, an. Sie wußte von Detlev, daß das Gut seines Vaters nur zehn Minuten entfernt lag und ohne Zögern, ohne sich zu erfrischen, schlug sie den Weg nach dem Gute ein. Niemand begegnete ihr, es war ihr lieb. Fast ungesehen betrat sie das Haus, in welchem der Vater ihres Geliebten wohnte. Sie hatte kaum einen flüchtigen Blick auf dasselbe geworfen und wie hatte sie sich früher gesehnt, die Stätte kennen zu lernen, an der Detlev seine Jugendzeit hingebracht hatte.

Ein Diener trat ihr entgegen. Sie verlangte, den jungen Baron zu sprechen. Der Diener bat um ihren Namen, um sie anmelden zu können.

„Führen Sie mich auf das Zimmer des jungen Herrn — ich muß ihn sprechen!“ rief Toni mit befehlendem Tone.

Der Diener zögerte, als aber Toni entschlossen neben ihm vorbeiging und die Treppe emporstieg, eilte er ihr voraus und öffnete die Thür eines Zimmers. Schnell trat sie ein. Sie befand sich in Detlevs Gemach. Langsam ließ sie den Blick durch dasselbe hinschweifen. Sie war ruhig, in sich fühlte sie eine unsagbare Leere, alles Blut schien sich

aus ihren bleichen Wangen verloren zu haben, aber ihre Kniee zitterten so heftig, daß sie kaum im stande war, sich aufrecht zu erhalten.

Da trat Detlev hastig ein. Bestürzt blieb er neben der Thür stehen.

„Um Gotteswillen, Toni, woher kommst du?“ rief er.

Toni richtete ihre großen Augen fest auf ihn.

„Um Gotteswillen?“ wiederholte sie langsam. „So empfängst du deine Geliebte? Ich habe heute Morgen in der Zeitung die Anzeige deiner Verlobung gelesen, da bin ich ohne Zögern hierher geeilt, um dich zu fragen, ob das wahr sei. Nun frage ich dich.“

Detlev stand wie vernichtet da, er wagte nicht aufzublicken.

„So antworte doch,“ fuhr die Erregte fort. „Du kannst mir ja sagen, daß es nicht wahr sei. Auf eine Lüge wird es dir nicht ankommen, denn du hast mich ja mehr denn hundertmal belogen, wenn du mir schwurst, daß du mich liebest! Nun antworte mir.“

„Nicht jetzt — nicht hier!“ stieß Detlev hervor.

„Doch jetzt und hier, denn zu dieser Frage habe ich ein Recht. Ich habe dir zuliebe alles geopfert, was ich besaß und worauf ich stolz war, meine Unschuld und meine Ehre. Deshalb verlange ich von dir eine Antwort.“

Detlev krümmte sich verzweiflungsvoll.

„Toni, du sollst alles erfahren,“ rief er. „Beurteile mich nicht falsch, ich habe nur der Notwendigkeit nachgegeben, mein Leben, meine Existenz hing davon ab. Ich habe nicht aufgehört dich zu lieben, mein Herz gehört noch dir, nur dir allein, aber . . . .“

Er war nicht im stande seine Worte zu beenden.

„Aber?“ wiederholte Toni langsam, fragend. „Aber ich war dir zu arm. Du sehntest dich nach Reichtum und Luxus, um Geld hast du mich verraten!“

„Halt ein — halt ein!“ rief Detlev, ihr die Hand bittend entgegenstreckend. „Ich bin dem Verlangen meines Vaters gefolgt, die Verzweiflung trieb mich — ja, ich habe mich verlobt; aber dir wird mein Herz immer gehören, ich kann nicht aufhören, dich zu lieben!“

Toni stand regungslos, wie erstarrt da.

„Dann willst du deine Verlobung wieder aufgeben und zu mir zurückkehren?“ fragte sie.

„Das kann ich nicht. Aber ich werde durch die Heirat zu großem Vermögen gelangen, ich werde dich mit Reichtum überschütten und wenn mein armes Herz sich nach Liebe sehnt, dann werde ich zu dir eilen!“

„Zu mir?“ fragte Toni, als ob sie die Worte nicht verstanden habe.

„Ja zu dir, denn du wirst immer meine einzig Geliebte bleiben," entgegnete Detlev und wollte auf sie zu eilen, den Arm um sie zu schlingen.

„Zurück, Elender!" rief die Entrüstete sich emporrichtend. „Zu deiner Buhlerin willst du mich machen und glaubst, daß ich dazu gut genug sei. Haha! du wirst ja reich! Daß du mich belogen und verraten hast, würde ich verschmerzt haben, aber daß du wagst, mich zu beschimpfen — das, du Elender . . .," sie riß den Revolver aus der Tasche — „das sollst du büßen!"

Detlev sprang erschreckt zurück.

„Wahnsinnige — Wahnsinnige!" rief er, als Toni auf ihn eindrang. „Hilfe — Hilfe!"

„Du Elender bist zu feige, um zu sterben!" rief Toni. „So lebe — lebe, um deine eigene Schmach zu tragen!"

Rasch richtete sie den Revolver auf die eigene Brust und drückte ihn ab. Es war nur ein schwacher Knall, der kaum im Nebenzimmer vernehmbar war, aber die Kugel hatte doch ein Menschenleben vernichtet.

Mit dem lauten Rufe: „Toni — Toni!" stürzte Detlev neben der zur Erde Gesunkenen nieder. Er erfaßte ihre Hand, versuchte ihren Kopf emporzuheben, er preßte in verzweiflungsvollem Schmerze sein Gesicht auf ihr Herz, welches durch die kleine Kugel nur zu sicher getroffen war und bereits aufgehört hatte zu schlagen.

In dem Augenblicke stürzte der Baron in das Zimmer.

„Detlev, was ist das? — Was ist geschehen?" rief er.

Der Genannte richtete langsam den Kopf empor.

Das Auge des Barons fiel auf Tonis Gesicht und wie ein vom Blitze Getroffener fuhr er zurück. Sein starrer Blick blieb auf den noch im Tode anmutigen Zügen seiner Reisebegleiterin haften.

„Wer ist das?" rief er.

„Meine Geliebte," entgegnete Detlev mit klangloser Stimme.

„Wahnsinniger, du hast sie getötet!" rief Heino von Maunstätt, den Arm seines Sohnes erfassend und denselben heftig schüttelnd.

„Nicht ich — sie selbst hat sich den Tod gegeben," gab Detlev zur Antwort.

Der Baron preßte beide Hände auf die Augen und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Seine Brust rang schnell, mühsam nach Atem. Diejenige, welche sein Herz gewonnen, die er zur Schwiegertochter sich gewünscht hatte, war die Geliebte seines Sohnes gewesen und lag nun tot zu seinen Füßen.

Die Dienerschaft eilte herbei, sie mußte dem Baron mehr Beistand leisten als seinem Sohne. Wie ein völlig Gebrochener ließ er sich auf sein Zimmer geleiten nnd schloß sich ein. Er öffnete niemand die Thür.

Detlev war in das Zimmer seiner Mutter gebracht. Dort saß er in einem Sessel bleich, regungslos. Auf seinem Gesichte war kein Zug des Schmerzes zu bemerken, er schien gegen alles völlig abgestorben zu sein. Er antwortete auf keine Frage, für die bestürmenden Bitten seiner Mutter war er taub, denn er hörte sie gar nicht. So schwand der letzte Rest des Tages und die Nacht.

Das Geschehene hatte großes Aufsehen erregt und wurde mit vielen Entstellungen verbreitet. Als am folgenden Morgen der Staatsanwalt mit einem Polizeibeamten aus der nahen Stadt kam, ließ sich Detlev ohne ein Zeichen der Erregung in sein Zimmer führen, in welchem die Tote sich noch in derselben Lage, wie sie am Tage zuvor niedergesunken war, befand. Er war nicht im stande, sie anzusehen, aber er beantwortete alle Fragen des Staatsanwalts klar und bestimmt. Der Verdacht, daß er seine Geliebte erschossen habe, wurde am besten dadurch widerlegt, daß die starre, kleine Hand der Toten den Revolver noch so fest umschlossen hielt, daß er nur mit Mühe aus ihr entfernt werden konnte.

Als das Verhör beendet war, verließ Detlev das Haus. Er hatte seinen Vater noch nicht wiedergesehen, ihn verlangte auch nicht darnach. Was sollte er ihm sagen? Durfte er ihn anklagen, daß er durch sein Verlangen den Tod des armen Mädchens herbeigeführt habe? Tonis Worte: „Du Elender bist zu feige, um zu sterben!" klangen ihm im Ohre wieder. Er war sogar zu feige gewesen, dem Verlangen seines Vaters zu trotzen, der Geliebten die gegebenen Schwüre zu halten und für seine Liebe zu kämpfen. Ja, er war ein Feigling!

Vor sich hin auf die Erde starrend schritt er langsam, wie ein Geistesabwesender durch den Park seines Vaters, über das Feld in den nahen Wald. Er hatte kein bestimmtes Ziel vor sich, sondern nur den Wunsch, allein zu sein. Der Kopf schmerzte ihn, eines Gedankens war er kaum fähig. Seine Brust erschien ihm wie leer und ausgestorben.

Ein Arbeiter kam ihm entgegen und brachte ihm einen Brief Lipperts. Ohne zu zucken, mit gleichgültiger Miene empfing er denselben. Langsam erbrach er ihn. In dem Schreiben lag der Verlobungsring, den er wenige Tage zuvor Selma an den Finger gesteckt hatte.

Der kurze Brief lautete:

„Geehrter Herr!

Im Auftrage meiner Tochter sende ich beifolgend den Ring zurück.

Mit Hochachtung

Gustav Lippert.“

Ein schwaches Lächeln glitt über Detlevs bleiches Gesicht hin. Ein Gefühl der Genugthuung drang in seine Brust. Es war eine Sühne für Tonis Tod. Er hatte an diesem Tage noch nicht daran gedacht, daß er verlobt war und eine Braut besaß. Ohne zu zucken steckte er den Brief und Ring in die Tasche seines Rockes und schritt weiter.

Nach geraumer Zeit näherte er sich der mitten im Walde gelegenen Wohnung eines ihm wohlbekannten Försters. Er war so erschöpft, daß er sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte; zu kurzer Rast trat er ein.

Der Förster, zu dessen abgelegenem Heim die Kunde des Geschehenen noch nicht gedrungen war, empfing ihn in der freundlichsten Weise.

Detlev sank auf einen Stuhl.

Dem Förster fielen die bleichen Wangen des jungen Mannes auf.

„Herr Baron — Sie fühlen sich unwohl?“ fragte er.

Detlev schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich bin nur sehr ermüdet und abgespannt,“ entgegnete er.

„Dann wird Ihnen ein Glas Wein wohl thun!“ rief der Förster und eilte aus dem Zimmer, um die Erfrischung zu holen.

Detlev hatte die Worte kaum gehört. Sein Auge glitt durch das Zimmer. An der mit Hirschgeweihen geschmückten Wand hingen Büchsen und Hirschfänger. „Du Elender bist zu feige, um zu sterben!“ hallte in diesem Augenblicke Tonis Ruf in ihm wieder. Hastig sprang er auf, riß eine Büchse von der Wand, richtete den Lauf gegen die Brust und ein lauter Knall erschütterte das Haus.

Als der Förster erschreckt, bleich in das Zimmer stürzte, fand er einen Sterbenden. Detlev hatte die Augen geschlossen und antwortete auf keine Frage. Sein Herz schlug noch, aber schon nach wenigen Minuten stand es für immer still. Tonis Tod war gesühnt!

5.

Der Baron überwand den Tod des Sohnes schwer. Seine sonst so grade, fest aufgerichtete Gestalt war gebeugt. Vergebens suchte er jede Selbstanklage von sich fernzuhalten, täglich redete er sich ein, daß er, um die Zukunft seines Sohnes zu sichern, nicht anders habe handeln

können, aber dann tauchten ein paar große, braune Mädchenaugen vor ihm auf und die mühsam errungene Fassung war dahin.

Er hatte seine anmutige Reisebegleiterin gebeten, ihn zu besuchen, sie hatte Wort gehalten und lag nun auf dem kleinen Dorffriedhofe, der an den Park seines Gutes grenzte.



Die Ungespundeten und die Liebe der Dichter.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Vorbemerkung. Auf neue Anfragen diene wiederholt zur Nachricht, daß die „Ungespundeten“ eine sehr zwanglose litterarisch-künstlerische Gesellschaft in München bilden, die gegenwärtig ihren Stammsitz im „Klosterbräu“ hat. Daß die Biertischgespräche der „Ungespundeten“ kulturhistorisch interessant und reizvoll sind, wissen unsere Leser von den früheren Proben, die wir ihnen nach einem Stenogramm mitgeteilt haben. An dem folgenden Gespräche nahmen teil, außer einem gespundeten Gaste: der Professor, der Oberst, der Baron, der Redakteur und der Hellmaler.

— — — — — — — — — — — — — — —

— Ja, die Frauen im Leben der Dichter, der Künstler überhaupt! Das ist etwas für steifbeinige Forscher und deren wortfrommes Publikum.

— Gli amori di Wolfgango Goethe haben selbst einen italienischen Professor zu einem umfangreichen Elaborat im blühendsten Casanova-Stil gekitzelt. Als ob die guten Italiener nicht genug Dichterliebschaften im eigenen Lande hätten!

— Wenn in der Gegenwart mit besonderer Vorliebe nach den Liebesverhältnissen und Liebeserlebnissen unserer Dichter geforscht wird, so geschieht dies selbstverständlich nur aus ernstem, wissenschaftlichem Interesse.

— Selbstverständlich!

— Der Mantel der Wissenschaft und der Moral ist zu allen Dingen nütze, sogar zur frechsten Alkoven-Forschung von Seite der Schmierfinken und Preßbanditen. Aus sogenanntem wissenschaftlichen Interesse darf selbst der frömmste Deutsche seiner Lust an erotischem Skandal fröhnen.

— Im allgemeinen handelt es sich dabei weniger darum, inter-

essante Beiträge zu dem persönlichen Charakterbilde unserer Dichter, als vielmehr zur Erkenntnis ihrer künstlerischen Entwickelung, zum besseren Verständnis ihrer Werke zu erhalten.

— Natürlich!

— Und woraus ließe sich Belehrsameres schöpfen, als aus dem Studium ihres Verkehrs mit Frauen?

— Sehr schön gesagt. Und so lange man Pikanterieen und flunkernde Litteraturgeschichtsphrasen über die Dichter lesen kann, hält sich der Deutsche nicht für verbunden, auch deren Werke zu lesen.

— Der Einfluß, den die Frauen . . .

— Die eigenen und vornehmlich die der — anderen zu allen Zeiten auf die Litteraturprofessoren ausgeübt haben . . .

— Bitte: auf das Schaffen der Geistesheroen ausgeübt haben, ist so offenbar, daß man kaum zu Beispielen zu greifen braucht . . .

— Gewiß nicht, die sieht ja jeder vor den Füßen liegen, wo es sich um mitzeitige Geistesheroen handelt, als da sind unter den Dichtern Paul Heyse, Felix Dahn, Julius Grosse, bei den Malern Franz von Lenbach, Bruno Piglhein . . .

— Ach was, ich meine die wirklichen Geistesheroen, geschichtsfähige Leute, welche wenigstens die süße Gewohnheit des Lebens abgelegt haben.

— Die Toten also, von denen man nil nisi bene sagen soll und die man deshalb um so ungenierter zu behandeln pflegt, da man von ihnen keinen Strafantrag und kein Dementi zu befürchten hat.

— Unsere deutschen Klassiker gehören vorzugsweise zu denjenigen Dichtern, bei denen sich die künstlerische Entwickelung als eine Folge ihrer Liebschaften nachweisen läßt.

— Ja, die braven Klassiker! Wenn die eine Ahnung davon gehabt hätten, was ihnen von der Professoren-Forschung bevorsteht, ich glaube, sie hätten es sich gründlicher überlegt, ob sie sich überhaupt mit der gefährlichen Klassizität einlassen sollten . . . Es ist selbst für ein patentiertes Genie kein Spaß, im Grabe noch von litterarhistorischen Maulwürfen beschnüffelt und verarbeitet zu werden . . .

— Nun, so übermäßig schlimm ist die Geschichte doch nicht. Der gute Schiller z. B. ist bis jetzt glimpflich genug weggekommen, obschon der Ruf seiner Keuschheit und Herzensbeständigkeit arg Haare lassen mußte. Nein, war das ein Flatterherz! Und immer in Liebesbrunst! Und dabei immer ein schwäbischer Rechner!

— Einigen anderen hat die Liebschafts-Forschung nur Nutzen gebracht. So dem viel verschrieenen Wieland. Sein schroffer Übergang

von der seraphisch-platonischen zur anakreontisch-epikurischen Dichtung ist durch Enthüllung seines Verkehrs mit dem schönen Geschlecht sehr befriedigend erklärt worden. Gerade durch diesen Übergang, der durch zarte Beziehungen veranlaßt oder wenigstens sehr stark befördert wurde, hat ja Papa Wieland seinen Ruhm in unserer Litteratur begründet.

— Ja, ja, ein vielseitiger Verkehr mit edlen, übergangsbefördernden Frauen hat für Dichter immer seine Vorteile. Schon Nicht-Dichter, baare Prosaiker, Stockphilister und andere vollkommene Schöpse empfinden in der Reibung am Ewigweiblichen ein stärkeres Phosphoreszieren ihres faulen Gehirns.

— (Ein Regierungsrat a. D. als gespundeter Gast): Auch in meiner Jugend, ich bekenn' es ohne Scheu, sind die Damen das Hauptressort meines Geistes gewesen. Kekeke. Ich habe damals sehr fesch gelebt und großartiges Feuer auch im Berufe entwickelt. Kekeke. Schöne Frauen waren also doch auch, obwohl ich ein selbstgemachter Mann, kekeke, der Raschheit meiner Karrière sehr günstig gewesen. Habe neben Akten ganze Folianten, kekeke, Gedichte geschrieben. Mit den Jahren zieht man sich auf andere Witze zurück, zumal als ernster, vielgeplagter Staatsdiener. Kekeke.

— Ja, die Schwärmereien hol der Teufel. Ich hatte auch so einen kleinen stumpfnäsigen Dämon mit überaus geistreichen Beinchen. Mordselement, habe ich mit dieser krauslockigen Muse — sie hatte einen Stich ins Rote und ein Fleisch wie das gesündeste Milchschweinchen — geniale Sprünge gemacht. Zuletzt bin ich doch sitzen geblieben. Fazit: man kann mit den Weibern nicht vorsichtig genug sein.

— Auf Junggesellen-Ehre, ich hätte mich doch einmal fast verführen lassen, einer Evastochter mit annähernd einer halben Million einen veritablen Heiratsantrag zu machen. Ein anderer war so gütig, sie mir wegzuschnappen. Ich danke dem Kamel heute noch für den prompten Liebesdienst. Denken Sie sich, sie hatte einen Buckel und schwärmte für Heyse und hatte einen schiefen Kopf.

— Dafür wird die halbe Million um so besser gewachsen gewesen sein. Geld verschönt immer; je mehr, desto besser.

— Ideale Liebesschwärmerei und praktische Vernunft: zwischen beiden den rechten Schrittwechsel zu halten, das ist das Kunststück. Wenn der Schlot nimmer raucht und der Rauch nicht nach Braten duftet, rettet die idealste Lyrik nicht vom häuslichen Jammer. Wollt die Dichter ihr verstehen, müßt ihr nicht in ihre Alkoven, sondern in ihre Speisekammern und Weinkeller sehen. Da sitzen die Musikanten, da duftet die blaue

Blume der Romantik. Dachstuben-Idealismus, Hungerleider-Poesie — das ist greuliches Zeug. Kommt auch nicht in Goldschnitt auf den Weihnachtstisch. Die geschätzten Goldschnittpoeten sind fast immer wohlhabende Leute gewesen. Nehmt doch unsern berühmten Bildungs-Poeten idealistischer Richtung ihre Titel — Renten- und Amtstitel — weg und pflanzt sie in idealer Kahlheit in der erwerbenden Berufs-Litteratur auf: sofort ist's mit ihrer Vornehmheit vorbei und ihre Salonfähigkeit geht in die Brüche. Kein Mensch reißt sich mehr um sie. Denkt euch z. B. den Geheimrat Felix Dahn oder den Leipziger Nil-Professor Ebers als simple Litteraten, die mit ihren Dichtungen von Anfang an auf Broterwerb angewiesen gewesen wären Na, ich möchte den Nimbus sehen!

— Stimmt. Erst der reiche Dichter gilt heute dem deutschen Philister als der rechte Dichter.

— Bah, Reichtum ist auch Genialität. Man kann nicht hochachtungsvoll genug vom schnöden Mammon denken. Er ist der Gott des Pöbels, des gebildeten und des anderen, zu allen Zeiten gewesen. Nicht die Juden allein haben ein goldenes Rindvieh angebetet. Aber ihnen wird's aufgemutzt.

— Man sollte auch einmal die Wandlungen der Dichter verfolgen, die in der Liebe oder im Erwerb beharrlich Pech gehabt haben. Da wären vielleicht interessante Aufschlüsse über manche problematische Natur und noch problematischere Dichtung zu holen.

— Sind überhaupt fragwürdige Kerls, die Dichter. Kekeke. Können nie genug Reklame haben. Siehe Heyse-Schack-Rummel, kekeke.

— Es wurde vorhin Wieland erwähnt. Da wäre gleich noch eine wichtige Bemerkung zu machen. Als ihm nämlich eine seiner feurigsten Jugendflammen, eine Augsburger Patrizierstochter, untreu wurde, stürzte er sich flugs wieder in seine elegisch-fromme Stimmung und schriftstellerte ganz zahm in der asketischen Richtung. Er las wieder mit Inbrunst alte Schmöcker, Mystiker und Kirchenväter und schien völlig der sanfte Platoniker von ehemals zu werden. Unter dem Einflusse solcher Stimmung entstanden seine Schriften christlich-erbaulicher Art. Das hielt jedoch nur so lange vor, bis sein Liebesschmerz verraucht war. Sobald er wieder, ich glaube es war während seines Schweizer Aufenthalts, zu neuen Liebschaften kam, fand er auch die Sprache der Leidenschaft wieder und segelte im blühendsten Epikureismus herum. Neue Flammen machten die alten vergessen. An die Stelle seiner Doris (eben dieser Augsburgerin, später verehelichten Laroche) trat nunmehr eine Selima, Diotima, Melissa, Cyana — durchaus keine Idealgestalten, sondern leibhafte weibliche Wesen, die

merkwürdigerweise alle über vierzig Jahre alt waren und von denen keine einzige, wie Wieland selbst gestand, als eigentliche „Beauté" gelten konnte. Es ist die bekannte Geschichte que la femme de quarante ans est la meilleure pour l'amour. In der Züricher Damengesellschaft kam er sich, mit seinen eigenen Worten zu reden, wie ein „Großtürke in seinem Serail" vor.

— Bah, ich gönn' es ihm. Gesundes Blut und eine freie Lebensauffassung sind dem dichterischen Menschen zuträglicher, als alle Idealitätsfexerei und Empfindsamkeit. Das Gedeihen der schönen Künste setzt nicht Frivolität und Laster, wohl aber eine stark bewegte Lust geistigen Lebens und unbefangener Sinnlichkeit voraus. Das ist der sprudelnde Born, an dem sich die schöpferische Phantasie erfrischen und erlaben muß. Laßt die Mucker sagen, was sie wollen: der heiter scherzende, freisinnige Wieland hat erst durch den Umgang mit den Frauen jene prächtige Art des Empfindens und Darstellens gewonnen, welche heute noch einen großen Teil seiner Schriften zu einer wahren Musterprosa erheben. Wir haben in Deutschland überhaupt nur fünf bis sechs wahrhaft deutsche Musterprosaiker — Lessing und Schiller rechne ich entgegen der landläufigen Professoren-Meinung nicht dazu. Lessing war ein spitzfindiger Halbrabbiner, es steckt viel Talmudismus in all unseren deutschen protestantischen Reformatoren-Schädeln — seine quecksilberne Art, dialektisch von einem Ast zum andern zu hüpfen, ist zuweilen ganz amüsant, aber ganz und gar nicht deutsch. Man riskiert freilich, wie ein Ketzer und Teufels-Hurenkind betrachtet zu werden, wenn man solche Ansichten öffentlich ausspricht, weil sie den Gesalbten der Katheder-Kritik nicht in den Kram passen. Daß Lessing ein Musterschriftsteller, hat sich die deutsche Glaubensseligkeit von verschiedenen angesehenen Leuten aufreden lassen — unter andern von dem seligen David Strauß, der schließlich selbst für einen deutschen Musterschreiber gegolten, Beweis genug, wie schlecht der Geschmack und wie unzuverlässig das Urteil auch des heutigen Geschlechts in litterarischen Dingen noch ist. Der „Alte und neue Glaube" von Strauß ist eine ganz schauderhafte Stilübung, die von geschmacklosen Bildern, schiefen Beweisführungen und philisterhaften Aufschneidereien wimmelt

— Der Mangel an Damenbekanntschaften ist daran gewiß nicht schuld. Kekeke. Den Strauß hab ich noch persönlich gekannt von seiner Münchener Zeit her. Der war ein Duckmäuser; die Ehe ist ihm schlecht bekommen. Kekeke. Der Kasus mit der Sängerin hat für den theologischen Schöngeist fast so viel Reklame gemacht, wie sein „Leben Jesu". Kekeke.

— Die Reklame ist immer gut. Sie unterbricht mit ihren lächerlich grellen Tönen die Graumalerei der Kritiker ganz lustig. Und die Weiber verstehen sich darauf. Dichter, Maler, Musiker, welche Weiber von Rang und mit gutem Mundstück ordentlich zu fassen wissen, sind geborgen. Siehe Richard Wagner, Franz Lenbach, Hans Makart und tutti quanti. Die können sich für ihren stark sensationell überschraubten Ruhm bei dem schwachen Geschlecht bedanken.

— Nun, die Posaunen-Engel im Unterrock fühlen sich im allgemeinen belohnt genug durch den bekannten „Strahl", der auf sie „fiel", und dem die Gabe der Unsterblichmachung nachgerühmt wird.

— Wie könnte doch gleich unser klassischer Aphorist gesagt haben? Die Stelle, die ein Dichterfuß betaute, ist eingeweiht für alle Zeiten! Kekeke.

— Mit Unterschied, meine Herrschaften. Nicht aller Dichtertau wirkte so weihevoll. Zum Exempel: Goethes Liebe hat nicht allen Bestrahlten und Betauten Glück gebracht — seiner Christiana Vulpius nur Schmähungen und Verunglimpfungen bis auf den heutigen Tag. Was die deutsche Gefühls-Salbaderei an die geliebte Friederike von Sesenheim so übermäßig verschwendete, das hat sie der armen Christiana Vulpius wieder abgeknausert, wenn nicht durch Roheiten wett gemacht.

— Sehr begreiflich: die Friederike und einige Dutzende andere hat der Dichterfürst, der „Allumfasser", sitzen lassen, die Christiana aber hat er geheiratet. Nicht die Liebe, sondern die Heirat galt der neidigen schöngeistigen Damenwelt von Weimar als Skandal. Und diese Neidboldinnen fanden kein Mittel zu schlecht, sich dafür an der Frau Christiana von Goethe, geborne Vulpius, ausgiebigst zu rächen; sie haben das Charakterbild dieser Frau in einer Weise entstellt, die mit allen Äußerungen Goethes über sie und mit seinem thatsächlichen Verhalten zu ihr im schneidendsten Widerspruche steht. Aber zunächst behielten die Weimeraner Rachegöttinen Recht und die hosentragenden Litteraturbasen schwatzten ihren Klatsch nach, trugen ihn sorgfältig in Bücher und Zeitungen ein; wollte man aber in der schöngeistigen Presse recht gnädig sein, so ging man achselzuckend über die Goethesche „Mesalliance" zur Tages- und Nachtordnung seiner anderen, viel rührseligeren Liebschaften über. Das nennt sich deutsche Familienblätter-Keuschheit!

— Der guten, dicken Mathilde, der Frau des Monsieur Henri Heine in Paris, ging es bekanntlich um kein Haar besser. Wie Frau Goethe, so hat man auch Frau Heine zu einer Säuferin und was weiß ich alles umstempeln wollen, während man die geheimnisvolle „Mouche" mit den zärtlichsten Artikeln in den Zeitungen garnierte.

— Moral für die keuschen deutschen Jungfrauen, kekeke: Laßt euch von den Dichtern kreuz und quer lieben, so viel ihr wollt, kekeke, aber beileibe nicht heiraten, so euch euer zeitlicher und ewiger Ruhm lieb ist, kekeke.

— Ja, diese deutsche Moral hat sonderbare Launen: das Verhältnis Goethes zu der kindergesegneten Frau von Stein hat sie ganz ungeniert als ein veritables Liebesverhältnis angesehen und gelten lassen, ohne mit der Wimper zu zucken — erst spätere Goethe-Biographen, wie Hermann Grimm haben mit unendlicher Scharfsinnigkeit ein lächerlich unschuldvolles Freundschaftsverhältnis herauszudestillieren versucht — mehr noch: sie hat es geschehen lassen, daß die feinen Weimarer Damen den Cynismus so weittrieben, der Frau von Stein förmlich zu kondolieren, als sie durch den Eintritt der durchaus freien, nach keiner Seite hin gebundenen Christiana Vulpius in Goethes Häuslichkeit aus ihrem ehebrecherischen Liebesparadies verdrängt wurde.

— Muß ein ausgezeichnetes Frauenzimmer gewesen sein, diese Vulpius: frisch, drall, rotwangig, vollbusig, mit einem Wort: gesund, appetitlich wie eine Waldkirsche, also ganz anders als diese schöngeistigen, parfümierten, hysterischen Damen der Hofkreise, die den „großen Heiden“ für sich monopolisieren wollten. Und Goethe war aus Italien gekommen und hatte den unvergeßlichen Nachgeschmack der prachtvollen, strammen römischen Weiber im Leibe. Wie ich aus einigen Abbildungen schließe, muß Christiana Vulpius dem Typus dieser rassigen Römerinnen sehr geähnelt haben. Also nach Form und Inhalt eine klassische Prachtausgabe von einem Hausweib, wie man sich's in gesetzten Jahren wünscht, kein auflackiertes Luxusmöbel mit verheimlichten Wurm- und Mottenfraßspuren, sondern alles kernig und fest im Holz. Zum Henker! Wir wissen ja aus den venetianischen und römischen Gedichten, welche Sorte von Weibern der geniale Dichter und Naturforscher für den redlichen Hausgebrauch liebte. Wie alle unsere Ideale, so unterliegt auch unser Ideal vom Weib ganz natürlichen Wandlungen. Der Achtzehnjährige, der Dreißiger, der Fünfziger — sie alle lieben das Ewigweibliche in einer verschiedenen Musterausgabe. Als Goethe die Verbindung mit der Christiana Vulpius einging, war sie ganz sicher das Passendste, was er sich um jenen Zeitpunkt herum als erfahrener, tüchtiger Mann wünschen konnte. Und er nahm das wertvolle Geschenk aus den Händen der Natur und kümmerte sich den Kuckuck um das Geklätsch der Hofkreise und der posthumen Litteraturgeschichtsschmierer. Heil ihm! Ich finde es einfach blitzdumm, wenn sich heutzutage Gelehrte und Künstler noch etwas

darauf zu gute thun möchten, daß sie diese vortreffliche Frau Christiana Goethe ignorieren; sehe ich da neulich ein sogenanntes Prachtwerk fürs deutsche Haus, „Goethes Leben", gezeichnet von dem Weimarer Professor Woldemar Friedrich, worin in allerlei gefühlvollen Genrebildern die verschiedenen Goethe-Liebchen, die Friederike, die Maximiliane, die Lili u. s. w. gar schmachtend abkonterfeit waren, die Christiana aber fehlte! In „Goethes Leben" sein ehelich angetrautes Weib einfach unterschlagen, wegeskamotiert! Und das „fürs deutsche Haus", wo der legitime Strohsack sonst die bekannte, einzig und allein für moralisch geltende Rolle spielt! Ich glaube, kein anderes Volk könnte es mit dem Deutschen in der Virtuosität der moralischen Heuchelei aufnehmen.

— Außer das englische! Wie sind diese britischen Bibelhusaren und Moralfexen mit ihrem Byron umgesprungen, wie haben sie diesen herrlichen Dichterlord mit Schmach und Schande zugedeckt!

— Es ist nun freilich eine merkwürdige Ausnahme, in der germanischen Litteratur einem Dichter zu begegnen, der in puncto puncti so makellos dasteht, wie z. B. Scheffel. Auch in seinen Dichtungen keine Spur von Lüsternheit. Seine Frauengestalten sind in sinnlich-geschlechtlicher Beziehung fast vollkommen geruch- und duftlos.

— Ja, ja:

„Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Da schadet's auch gar nicht, die Margareth' in die Marie umzutaufen und den ganzen Trompeter nach Neßlerschen Noten blasen zu lassen. Die gemütlichen Liedertafler und andere Schützenbrüder in der deutschen Kunst und Dichtung — was gehen die den höheren Geist an? Lassen wir sie auf der breiten Feststraße ihrer trivalen Erfolge gemütlich dahinjohlen und von hausbackenen weißgekleideten Ehrenjungfrauen empfangen werden — mit Klingel und Klangel, Singel und Sangel, was liegt daran?

— Eine ganz kuriose Sorte von Deutschen, diese ledernen Kneip-Humoristen mit dem Tugendgürtel um die schwammigen Lenden und dem vollen Humpen in den Händen; über die erst der „Geist" kommt, wenn ihnen der Alkohol anfängt, das Hirn zu erweichen. Urlangweilige Sippe, in deren gesamter Erbschaft auch nicht die winzigste Idee, nicht der Schatten eines wirklichen Gedankens zu entdecken. Scheffel hat es richtig getroffen, wenn er dieses greisenhaft-jugendliche, aus Bier- und Weinräuschen zusammengeschwemmte Geniefratzenbild als den „ewigen Studenten" definierte und feierte. Und aus solchen Säuferkehlen sollte

der ewigen Göttin ein hehres Lied ertönen? Da möchte man wie Ritter Tannhäuser das Biterölfchen im Sängerkrieg auf der Wartburg fragen: „Was hast denn, Ärmster, du genossen?" Und er wickelt sich einen sauren Häring aus den Blättern des Kommersbuches — und rülpst sich einen vorsündflutlichen Katerwitz aus den neuesten „Fliegenden" dazu. Brrr!

— Geehrte Freunde, erlaubt, daß ich zum reinlichen und zarten Schlusse ein Genrebildchen aus der lieblichen Theetisch-Periode unserer romantischen Litteratur zeichne. Wir sind in Dresden im Hause des Hofrats Ludwig Tieck. Die Personalbeschreibung bitte ich, aus Heine sich gefälligst zu erinnern. Es ist gerade einer von den berühmten Vortragsabenden. Der elegante Salon-Schriftsteller A. von Sternberg, der bucklige Freiherr von Maltiz, wegen seiner scharfen Zunge und der Farbe seines Fracks das „grüne Pfefferkorn" genannt, die Herren von Bülau, von Rumohr, von Stackelberg und einige andere regelmäßige Besucher sind auf ihrem Posten. Die Gräfin von Finkenstein —

— Aha, jetzt kommt's! Wer war die Gräfin von Finkenstein?

— Eine schöngeistige Dame aus dem gräflichen Hause derer von Finkenstein, auf deren Gut Ziebingen bei Frankfurt an der Oder sich der Dichter Tieck in seiner Jugend oft längere Zeit aufgehalten —

— Die sich dann ihrem Jugendfreunde in freier Neigung angeschlossen, ihn auf seinen Reisen begleitet, seine ästhetischen Bedürfnisse geteilt, bis an ihr seliges Ende bei ihm gewohnt hat u. s. w.

— Ja, die Gräfin also, wie man sie im Tieckschen Umkreise einfach nannte, stellte an solchen Vorleseabenden die Hauspolizei dar. Die ankommenden Fremden mußten sich ihr vorstellen, von ihr ihre schöngeistigen Pässe revidieren und sich unterweisen lassen, wie man sich im Hause des berühmten Häuptlings der romantischen Schule würdig zu verhalten habe. War nun alles in Ordnung, so gab die Gräfin das Zeichen zum Anfang, der Olympier warf sich in Positur, schlug seinen Shakespeare feierlich auf — die Gräfin hustete, damit absolute Stille herrsche. Ihrer schwachen Augen wegen stülpte sie sich einen Lichtschirm auf das Haupt, setzte sich auf ihren Ehrenplatz auf dem Sofa — hustete noch einmal — und schlummerte ein. Aber so groß war die Gewalt, welche der Vortrag des geliebten Olympiers auf die Gräfin übte, daß man sie im Schlafe öfters nicken sah, ja sogar an den glänzendsten Stellen einige tiefgefühlte Worte des Beifalls murmeln hörte. Das Auditorium lächelte vor sich hin.

— Das war freilich Liebesromantik zum Einschlafen Da will ich

euch ein anderes Genrebildchen zeichnen, einen olympischen Thee bei unserem großen Münchener Goethe- und Shakespeareologen Michael Bernais . . .

— Um aller Dichter Liebe willen, ein anderes Mal! Sehen Sie denn nicht, daß unser geschätzter Gast, der Herr Oberregierungsrat, bereits eingeschlafen ist?

— (Erwachend:) Kekeke?!

— Da haben Sie die Moral von der Geschichte. Daran könnten selbst die olympischen Theeabende des Professors Bernais nichts mehr ändern.

— (Der Oberst:) Laßt mich aus! Ein gesunder Schlaf ist der letzte Zweck aller Litteratur — und aller Moral, auch der Moral in der Liebe, vom Dichter herab bis zum Kaiser von China.



Sie wünschen Biographisches?

Von Friedrich Friedrich.

Verehrter Freund und Verleger!

Sie wünschen, daß ich Ihnen eine Selbstbiographie schreibe — werden Sie nicht ungehalten, wenn ich Ihnen antworte: das kann ich nicht, oder auch — das mag ich nicht. Mich selbst loben will ich nicht und mich selbst tadeln noch weniger; was bliebe da noch viel übrig?

Die Selbstbiographieen sind immer die schlechtesten Biographieen. Sie machen das Ich zum Objekt und urteilen darüber sehr subjektiv. Führen Sie mir nicht als Gegenbeweis Goethe an. Wenn unser großer Dichter sein Leben schrieb und das selbst „Wahrheit und Dichtung“ nannte, so gestaltete sich bei ihm die Wahrheit zur Dichtung und die Dichtung zur Wahrheit. Wer dürfte ein Gleiches für sich beanspruchen?

Es hat immer einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß die Griechen dem Apollotempel in Delphi den Ausspruch des Weisen Thales

„Γνῶθι σεαυτόν“

als Inschrift gegeben haben. Wie schwer es ist, sich selbst zu erkennen, das lerne ich mit jedem Tage mehr. Es ist eine Krankheit unserer Zeit, daß die meisten Menschen sich selbst nicht kennen, das heißt, daß sie sich falsch beurteilen, womit ich indessen durchaus nicht behaupten will, daß sie sich etwa unterschätzen.

Mein letztes curriculum vitae schrieb ich in Jena als Student in das Hausbuch meines Wirt-Philisters, eines Buchbinders, der das Ziegenhainer Bier viel schmackhafter fand als die ganze Buchbinderei. Es war das lustige curriculum eines scheidenden Studio, voll kühner Hoffnungen und stolzer Pläne. Ich will nicht klagen. Das Leben hat mir manches gewährt, aber wie groß ist immer noch der Abstrich, den es an den hohen und stolzen Jugendplänen gemacht hat! Wer das in seinem Alter erreicht, was er in seiner Jugend erstrebt hat, der ist jedenfalls in seinem Ziele zu bescheiden gewesen, zumal der Jugend der Himmel viel höher erscheint, als er wirklich ist.

Bei dem Gedanken, daß ich mein Leben schildern soll, drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf: was ist das Leben? — Es ist ein Theaterstück. Für den Einen ist es ein Trauerspiel, für den Andern ein Schauspiel, für den Dritten ein Lustspiel und für viele Millionen eine Posse. Den Souffleur können sie alle nicht entbehren.

Es kommt nicht immer darauf an, wie der Held seine Rolle spielt, sondern der Erfolg hängt in den meisten Fällen davon ab, wie er seine Claque organisiert und bestellt hat. Wie mancher wird mit Lorberkränzen überschüttet — ob sie verdient oder bezahlt sind, was weiß das Publikum davon? Es staunt die Kränze an und klatscht mit, wenn im Parket sich eine Anzahl befreundeter Hände rühren. Was hinter den Kulissen vorgeht, davon hat es keine Ahnung. Mancher bezahlt freilich den bestellten Lorbeer nicht einmal und das ist nicht hübsch.

Eins haben all diese Lebensstücke gemeinsam — zum Schlusse schließt der Logenschließer hinter allen die Thür. Glücklich diejenigen, von denen das heimkehrende Publikum noch spricht und von denen es etwas in seiner Erinnerung bewahrt!

Und nun verlangen Sie von mir, ich soll Ihnen schildern, wie ich in meinem Lebensstücke gespielt habe! Das Stück ist ja noch nicht einmal beendet. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich die Versenkungen stets glücklich vermieden und die Schminke nicht geliebt habe. Die Stichworte habe ich vielleicht dann und wann vergessen. Für Claque habe ich nie Sorge getragen; es war vielleicht eine Thorheit, aber man kann auch Thorheiten lieben. Dem Regisseur — das ist das Geschick — habe ich mich stets gefügt, wenn auch oft mit geballter Faust, und mit meiner Gage bin ich leidlich ausgekommen. Die Theaterkritiker haben mich herausgestrichen und getadelt, ich habe freilich nie einen Besuch bei ihnen gemacht. Es war nicht klug, aber ich hatte den thörichten Wahn, daß ich eigentlich nicht für die Kritiker, sondern für das Publikum spiele. Eins

habe ich mir aus dem Lebensstücke errungen und gerettet: ein Stück Humor. Ich kann über die Thorheiten anderer und auch über die eigenen lachen.

Doch nun lassen Sie mich schließen. Sie wissen, daß ich stets — ohne nach rechts und links zu schielen, meinen Weg gegangen bin, mein Wahlspruch lautete seit langen Jahren:

Überlege, eh' du handelst,
Handle dann zur rechten Zeit,
Prüf' den Weg, auf dem du wandelst,
Steck das Ziel dir möglichst weit.
Frag' nicht ängstlich, ob auch andre
Billigen, was du gethan,
Frag dich selber und dann wandre
Festen Schrittes deine Bahn.

Damit hoffe ich auszukommen, bis der Vorhang schließlich fällt.

Mit freundlichstem Gruße

Ihr

Dresden-Plauen, 24. Oktober 1887.

Friedrich Friedrich.

Unser Dichter-Album.

Elegieen.

1.

Siehe, schön bist du, Traute, so schön! Es öffnet dein Auge
Ganz erst den wonnigen Blick, wenn es verlangend mich grüßt;
So wie die Blume der Nacht, die träumend den Strahlen des Mondes
Keusch ihr Innres erschließt. — Schön bist du, Traute, so schön!
Golden umfließet dein Haar die schneeig erglänzende Schulter,
Weich wie Gefieder des Schwans schmiegt sich dir Nacken und Hals.
Lieblich locket dein Mund; wie Purpurfaden die Lippen,
Wie des Granatbaumes Frucht rötet die Wange sich dir.
Rosen, vom Frühling geküßt, vom Nachttaue duftig genetzet,
Jugendlich eben erblüht, so deine Brüste mir sind.
Traute, das Herz nahmst du mir, da meine Augen dich fanden,
Da du mir reichtest den Kuß — kühler schon wehte der Tag.
Honigseim schlürfte ich süß von deinen schwellenden Lippen,
Unter der lechzenden Zunge trank ich dir Honig und Milch.
Wie so schön, wie so lieblich bist du, Geliebte, in Wonnen!
Wie so schön, wenn dein Kleid nur mehr die dämmernde Nacht!

Meine Rechte umschlang der Hüfte geschmeidige Wölbung,
Auf meine Linke gelehnt ruhte dein duftiges Haupt.
Wie der Tod gewaltig, du Traute, ist ja die Liebe,
Und die Sehnsucht ist hart, hart wie das einsame Grab.
Störet nicht Liebe! Denn Gottesflammen sind ihre Gluten,
Dampfend versiedet die Flut, zischend der wildeste Strom,
Wenn gegen Feuer der Liebe kühlende Wogen sie wälzen,
Und keine Macht der Welt hemmt ihr den siegreichen Lauf!
Lied der Lieder, so mächtig ergreifst du mir stets die Gedanken!
Jetzt aber, Traute, hast du erst seinen Sinn mich gelehrt.
Jetzt erst begreife ich ganz die Schönheit der Lilie von Scharon,
Jetzt erst der Rose des Thals himmlisch entzückenden Duft!
O, jene wonnige Nacht, die wonnigste, die ich mir denke,
War für die Wahrheit zu schön, war nur ein seliger Traum!

2.

Herbst zog ins Land. So trüb und träge lag droben der Himmel,
Trüb und träge die Welt, von keinem Lichtstrahl durchglüht!
Alle Blumen verblühten, nur kümmerlich wen'ge Cyanen,
Vor dem Nordwind geschützt, fristeten fröstelnd ihr Sein.
Fort schon waren die Schwalben, die Blätter, halb schon vermodert,
Feuchtmatt umrauschten den Fuß, Wehen des Grabes ihr Duft.
Kaum drei Monde dahin, und alles, alles gestorben,
Was einst mit uns geblüht, was einst mit uns gelebt!
Tief in Gedanken versunken stand ich traurig am Fenster,
Starrte hinaus in die Luft, lauschte dem Pfeifen des Nords.
„Bald, ja bald," so sagtest du einst; wie lang wird's noch dauern?
„Bald, ja bald!" — Ich schaut' um — sah dich erschrocken und schwieg.
Und du sahst diesen Blick; du fühltest, was er dir sagte,
Wußtest besser wie ich, was ich verschweigen gewollt.
O, wohin flohest du, Leben, du einziges, herrlichstes Leben,
Das ich so oft und so heiß mit diesen Armen umschloß?
Tot, wie die Blume, die welkte, da sie der Frühling verlassen!
Tot, wie die Blume, die starb, da sie der Nordwind geküßt!
Still standst du vor mir; die Hand, die ich drückte, war eisig und leblos,
Eisig und leblos dein Blick, eisig und leblos dein Gruß.
Schweigend standest du da, und was du schweigend mir sagtest,
Deutlich verstand ich es doch, ließ dich der Schwester und ging.
Zweimal hab' ich geweint, Geliebte, seitdem ich dich kannte;
Einmal, du weißt es wohl noch, in jener himmlischen Nacht,
Als das Glück, das wonnigste Glück, zum Weinen mich brachte;
Und das andre Mal war's, da ich dich wieder sah.
Damals, du Traute, da hast du die Thränen mir liebend getrunken,
Und das andre Mal schnell floh ich vor dir davon,
Stürmte hinaus in den Wind, und eisig, wie sterbende Liebe,
Fuhr mir der Nord ins Gesicht, küßte die Thränen mir fort.

O, und dann . . . Du mein Herz, wie bist du so anders geworden,
Hängst den Gedanken nur nach, die dir erneuen dein Weh'!
Komm, die Sonne ja scheint, o komm, laß vergangene Zeiten!
Laß sie der Ewigkeit Schatz! Ruf sie nicht immer zurück!
Auge, sieh doch hinauf, der Himmel weit sich dir wölbet,
Schaue hinauf in das Blau, Hoffnung lächelt es dir!
Auge, siehst du es nicht? — Erinnrung zieht mich ins Dunkel,
Und im Dunkel, o Gott, ward das Auge mir blind!
War es das Dunkel, das tückisch die Sehkraft dem Blicke genommen?
Oder sah ich zu lang, sah ich zu tief in das Licht?

München. Mathieu Schwann.

Das Geisterschiff.

(Aus „Wüstes Heer“, Manuskript).

Schon winkt in der Ferne das gastliche Land,
Wir kennen die Hütten am heimischen Strand,
Dort sitzt an dem Herd die Mutter und sinnt
Und schaukelt die Gattin das lächelnde Kind,
Vom ragenden Fels am Abend schaut
Nach Segeln am Land die liebliche Braut.
Leb wohl, du Fjord,
Es zwingt uns der Bord
Hinaus in die wogende See,
Hoio ho!

O selige Ruh' im Schoße der Erd',
Du bleibst dem Wunsch des Herzens verwehrt.
Wir schleudern aufs Deck den flammigen Theer,
Da löscht ihn von selber im Sturze das Meer,
Wir steuern den Kiel zum brandenden Riff,
Doch nimmer zerschellt das fliegende Schiff.
Es trägt uns geschwind
Entgegen dem Wind
Hinaus in die wogende See,
Hoio ho!

Wir suchen den Tod und finden ihn nicht,
Wir weben als Schatten im dämmrigen Licht
Und dulden des Seins unsägliche Last,
Von Sehnsucht nach Vernichtung erfaßt.
Wir fliegen dahin von Blitzen umflammt,
Vom Wetter gepeitscht, verflucht und verdammt,
Auf ewig hinaus
Ins Sturmgebraus,
Hinaus in die wogende See,
Hoio ho!

München. Heinrich von Reder.

Reinecke.

Gefallen war der erste Schnee
In stiller Nacht so leise,
Daß drin verzeichnet war die Schrift
Von jeder dunkeln Reise.

Sobald den nebelduft'gen Wald
Die Sonnenstrahlen klärten,
Da schlich dem Wild der Jäger nach
Auf beutesichren Fährten.

Ein Fuchs nur hatte hinter sich
Sie mit dem Schwanz verwedelt —
Fuchsschwänzer gibt es seit der Zeit,
Die ihr Geschlecht veredelt.

München. Heinrich von Reder.

Aus dem Cyklus: „Totentänze". 3.

Der Tod spricht:

Ich bin's, der wenn sich weinend schließt
In blauer Fern des Tags gerötet Auge,
Um Berg und Flur die kühlen Schatten gießt.
Dann laure unterm Steg ich, den dein Fuß
Voll Angst betritt, und lausch' aus jedem Strauche
Und aus dem Abgrund weht dich an mein Gruß.
Ich hauch' durchs Rohr, daß es dem Wandrer weh
Das Herz durchfröstelt, wenn am Saum der Föhren
Der Mond entsteigt verstörten Blicks dem See.
Dann lauschst du Armer, trunken dem Geläute
Der Unken, das den Sinn dir muß bethören,
Dir wird, als ob des Lebens Lust dich reute.
Dann tauch' ich leis in Nebelflor den Hügel,
Den Mond, deß Dulderblick voll graffer Trauer
Und lock' aus goldberauschtem Wellenspiegel.
Dann hörst du mich von kahlen Felsenwänden,
Die schroff des Himmels Bau in Schrecken setzen,
Den heisern Schrei ins Thal herniedersenden.
Du siehst als Aar in Wolken mich versinken,
Die Klauen mich an Felsenzinken wetzen,
Begierig nur dein rauchend Blut zu trinken.
An alter Burgen bröckelndem Getrümmer
Üb' ich im Epheuflor Zerstörungskraft,
Und wenn Vergangnes glüht im Abendschimmer
Dünkt deiner Sehnsucht hohl die Gegenwart,
Erinnrung schleicht sich scheu, hyänenhaft
Aus deiner Brust, was tot dort schlummert, scharrt

Sie schmerzhaft aus! Die Träume kehren wieder
Im Silberduft der Nacht, die dich gequält,
Erloschne Küsse und vergessne Lieder
Berauschen dich mit Weh und neu durchbohrt
Dein Herz ein letzt' Leb wahl vom Schmerz beseelt —
Nach mir die Sehnsucht trüb dein Sinn umflort.
Was je dich schmerzte, dreifach schmerzt dich's jetzt
Und wertlos faßt im abendlichen Schauer
Verblaßt, zerstört, was je dein Herz geletzt.
Und mir gehörst du — wenn auch nur im Geist —
In träger Schauenslust dein Herz erkrankt
Und fühlt im Nachthauch sich verwaist.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



E. von Wildenbruchs „Sedan" — ein modernes Epos?

Von G. Cristaller.
(München.)

„Neuer Most in alten Schläuchen."

In zweiter Auflage erschien 1886: „Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen von Ernst von Wildenbruch." Dieses Werk des berühmten Verfassers hat einen unbestreitbaren zweifachen Wert. Fürs erste ist es ein hervorragendes Kuriosum.

Nein, wie kann auch ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts eine der Großthaten dieses Jahrhunderts in einer Weise besingen, als wäre er ungefähr der uralte Vergil oder der Tasso! Aber das ist der Fluch jener ewigen Höchstpreisung der Alten, daß unsere Dichter bei jeder großen Aufgabe, die sie sich stellen, gar nicht den Mut haben, sie selbst zu sein, original zu sein, sondern meinen, da müsse durchaus nach der Pfeife eines berühmten alten Schmökers getanzt werden, ein Wahn, — der recht eigentlich das Verderben der höchstgeschätzten Dichtungsarten, der Tragödie und des Epos geworden ist.

Dieses ganze Epos Wildenbruchs ist von A bis Z unmodern und unoriginal, die bare Nachahmung der Nachahmer Vergil und Tasso, dazu in jeder Zeile durchtränkt von jenem furchtbaren theatralischen Pathos, auf das wir uns immer gefaßt machen müssen, wenn wir unsere berühmten Tragödinnen statuenhaft aus den Kulissen hervorsteigen sehen, die Nase hoch, die Haltung aufgeblasen, finstere Wichtigthuerei in ihrer

Miene, jeder Zoll ein Komödiant, — einem geraden Menschen dreht sich das Herz im Leibe um.

Man darf sich aber über solche gestelzte Mimik und die entsprechende Poesie nicht ärgern; wem es gelingt, allen Ärger schon im Entstehen in sich zu erwürgen, der hat einen köstlichen Genuß; auch von unserem Sedanlied. Um dem Leser eine Vorstellung zu geben, wie der Dichter seinen hochmodernen Gegenstand behandelt, wollen wir beispielsweise, unverfälscht nach Wildenbruch, die diplomatische Aktion zwischen Bismarck und dem französischen General Wimpffen in Donchery berichten.

Es ist um die Stunde der Gespenster, während gerade

„Allmutter Zeit, in Staunen tief verloren,
Sah an das große Kind, das sie geboren."

Verschiedene Diplomaten und Militärs waren, natürlich schweigend, versammelt „in dem Gemach, wo die sechs Kerzen glommen". Nach einigem Warten kam auch Bismarck

„. . . . . dröhnend die Treppe aufgestiegen,
Als stampfte auf den Stufen ein Koloß."

Kolossales Stampfen gehört eben mit zur Würde eines epischen Helden. Endlich kommt auch der französische Parlamentär General Wimpffen. Nach dem düsteren Schweigen der anderen legt er gleich kräftig los; er hat einen prachtvollen Auftritt.

„. . . . . Aus dem Kabylenlande
Rief meines Kaisers Herrscherwort mich her,
Mich trug von Algiers glutumhauchtem Strande,
Zu langsam meiner Ungeduld, das Meer.
Noch einmal von der stolzen Trikolore
Sah ich die Zinnen Afrikas umweht,
Noch einmal bis zu der Sahara Thore
Stolz hingelagert Frankreichs Majestät . . . . ."
u. s. w. u. s. w.

Zum Schluß dieser sehr situationsgemäßen Deklamierübung verflucht er noch verschiedenes:

„Verflucht das Schiff, das mich den Tag getragen,
Daß seiner Fährmannspflicht es nicht vergaß!
Fluch sei dem Sturme, der uns nicht zerschlagen,
Und Fluch dem Meer, das uns nicht niederfraß!"

Und so weiter! Wenn derartiges einem heißblütigen antiken Hebräer in den Mund gelegt wäre, einem aus jener Zeit, wo solches Verfluchen der Allerunschuldigsten Mode war, wo man seinen Feind samt allem, was

um und an ihm war, verfluchte, bis auf ſeinen Hund hinaus und bis auf die Mauern, die dieſer feindliche Hund noch anpiſſen werde, — dann ließe es ſich hören; aber was ſoll ein derartiges Gethue im Mund eines franzöſiſchen Diplomaten von 1870? Nach etlichen weiteren Präambeln kommt der Parlamentär endlich zur Sache und ſucht wie ein muskelgewaltiger Recke der naiven alten Zeit ſeinen Gegnern durch hochtönende Drohungen zu imponieren. Aber Bismarck kann das noch weit beſſer, ſo daß der Franzoſe in die Worte ausbricht:

„Wenn Drohung denn an dieſen Herzen ſplittert,
Dann .... nenne du mir, Gott, das Wort,
Das dieſer Männer Eiſenbruſt erſchüttert!
Zeig mir den tief geheim verborgnen Ort,
Wo das Erbarmen wohnt in dieſen Seelen!
Laß mich vor Felſen nicht mein Leid erzählen!“

Und jetzt macht er den ebenfalls mittelalterlich-naiven Vorſchlag:

„Daß Frankreich ihr, das herrliche, bezwungen,
Daß ihr es zwangt, iſt es euch nicht genug?! ...
Laßt unſern Kampf den Zweikampf ſein der Ritter,
Wo Sieg allein als Preis des Sieges gilt; ...“

Darauf hat denn nun Bismarck zu antworten. „Und er ſtand auf, ...“ Aber merkwürdig, was iſt doch dem Mann von Blut und Eiſen?! Plötzlich wird er ſomnambul und hat Viſionen! Die arme Exzellenz! freilich, es waren eben recht anſtrengende Tage dort um Sedan herum.

„Da trat vor ihn, unſichtbar dieſen allen,
Zum Himmel ragend, wundervoll ein Weib,
Er ſah die Flut der goldnen Locken wallen,
Erkannte Deutſchlands heilgen Mutterleib —
Ihm that ſie auf der Lippen Bogenpforte, (sic!)
Und lauſchend trank er ſeiner Mutter Worte:“

Folgen ſofort drei würdevolle Reden ihrer mythologiſchen Majeſtät Germania, deren jede mit den Worten ſchließt:

„„Soll es, o Sohn, ſoll's ewig alſo ſein?“
Und Bismarck that den Mund auf und ſprach: „nein!““

Das ſoll jedenfalls erhaben ſein, ſtolpert aber jenes bekannte eine Schrittchen weiter ... zum Lächerlichen.

Welch ſinnige zarte Aufmerkſamkeit könnte ein Theaterdirektor dem verehrten Dichter erweiſen, wenn er denſelben mit etlichen Mimen zu ſich einlüde und nach Tiſch den Ahnungsloſen mit einer Darſtellung der prachtvollen Szene überraſchte, wie der eiſerne Kanzler plötzlich gleich

einem indischen Nabelbeschauer starr auf einen Fleck stiert und zum Erstaunen seiner verdutzten Kollegen, je nach einer halbminütlichen Pause, dreimal seiner Lippen Bogenpforte aufthut und nein spricht!

Aber genug damit; ich denke, der Charakter als Kuriosum ist unserem erstaunlich unmodernen und unwahren Epos hinlänglich gesichert. Sprechen wir nun von dem oben angedeuteten zweiten Verdienst des Werkes: es ist das Verdienst, ein abschreckendes Beispiel zu bieten. An diesem „Sedan“ kann jedermann sehen, zu welch ungenießbarem Zwitterding von Kunstwerk es führt, wenn ein moderner Dichter bei einem modernen Stoff, statt frei aus dem eigenen vollen Herzen zu dichten, immer nach toten alten Mustern schielt, die nur in der modernen Konvention noch scheinleben. Es wäre ja gewiß sehr gefehlt, wollte man antike Formen unter allen Umständen verwerfen; Goethe hat in seinen antikisierenden Elegieen Herrliches geleistet, ebenso unter den Neueren Walloth. Allein diese haben nicht etwas spezifisch Modernes in die alten Formen gegossen, sondern nur Allgemein-menschliches, solches, von dem die Worte gelten: „Es sagens allerorten alle Menschen unter dem himmlischen Tag, Jedes in seiner Sprache . . .;“ und wir, in deren Geist ja doch die Geister der vergangenen Zeiten noch fortdauern, warum sollten wir nicht zur Abwechselung einmal unser Herzensleben auch in den Formen vergangener Völker darstellen dürfen, zumal in denen der alten Griechen und Römer? Hat es doch, seit die Welt steht, keine poetischere menschenwürdigere geistige Atmosphäre gegeben, als die althellenische, und eben darum ist es so überaus reizend für uns, unsere Seele gleichsam in die altklassische Poetenmaske zu stecken. Dagegen spezifisch moderne Begebenheiten von aktuellster Bedeutung in alten, wenn auch konventionell gewordenen Tönen zu besingen, — man sollte doch denken, daß das den Elementen des guten Geschmacks zuwiderlaufe.

Freilich, das Moderne modern zu besingen, dazu bedarf es eines originalen Genies, welches, unabhängig von Vorgängern, aus dem Gegenwärtigen selbst die in ihm enthaltene eigenartige und neue Poesie herausfühlt und herausschält. Wie diese Poesie beschaffen sei, kann der Kritiker natürlich nicht sagen, das kann er erst konstatieren, nachdem das entsprechende Genie dagewesen. In Wildenbruch ist es nicht dagewesen; Wildenbruch hat überhaupt aus seinem Stoff keine immanente Poesie herausgefühlt und zur Darstellung gebracht, sondern hat denselben nur äußerlich mit allerlei konventionellen Mitteln poetisiert, die sich meist schon in den poetischen Schminktöpfen des alten Vergil befanden. Ich will im folgenden alle diese Töpfchen aufdecken und die Sälbchen analysieren, um

jene konventionelle Schönfärberei, die ſich gerne „edlen Stil“ nennen möchte, verächtlich zu machen.

Grundiert wird regelmäßig bei allen Werken, die auf poetiſche Größe Anſpruch machen, mit jenem allgemeinen Pathos, mit welchem epiſche Dichter und Rezitatoren, ſowie tragiſche Dichter und Schauſpieler wahrhaft verſchwenderiſch umgehen, — es iſt eben auch äußerſt billig. Der pathetiſche Künſtler fehlt darinnen, daß er die Gefühle, welche er in ſeinem Publikum erregen möchte, alſo Bewunderung, Rührung, erhabene Schauer u. ſ. w., in ſich ſelbſt erregt und ſich abſichtsvoll förmlich damit aufbläht, wie man bei perſönlichen Darſtellern (Deklamatoren und Schauſpielern) klärlich ſieht an ihrer affektierten Haltung, ihren großhanſigen Geſten und dem Naſe-in-die-Luft-ſtrecken; ich zweifle auch nicht, daß ebenſo die Dichterpathetiker an ihrem Schreibtiſch dem heimlichen Beobachter einen ſehr lächerlichen Anblick gewähren würden. Der alte Leſſing hat längſt den Nagel auf den Kopf getroffen, aber natürlich vergeblich, wenn er tadelt (die Worte weiß ich nicht mehr): ſtatt das Großartige darzuſtellen, ſtellen ſie nur großartig dar u. ſ. w.; ſtatt zu erſchüttern, ſcheinen ſie gerührt. Sie begehen einen ähnlichen äſthetiſchen Fehler, wie ein Anekdotenerzähler, der alle ſeine Witze unter unendlichem Lachen vorbringt und dadurch die Lachluſt ſeiner Zuhörer mindeſtens ſchmälert, in vielen Fällen aber ſogar vollſtändig aufhebt. Stendhal pflegte, wenn er an ſeinen ganz eigentümlich großartigen Romanen diktieren wollte, erſt ein Kapitel im Code civil zu leſen; und wahrlich, für alle Theatraliker à la Wildenbruch gäbe es nichts heilſameres, als eine eben ſolche poetiſche Selbſtkaſteiung.

Neben der Haupt- und Generalſchminke, dem alles durchſeuchenden Pathos, ſind noch mehrere Spezialmittelchen zu erwähnen, welche beſonders beim Epos dazu dienen, ihm einen pſeudopoetiſchen Anſtrich zu verleihen. Da iſt zuerſt die Anwendung ungewöhnlicher Worte und Umſchreibungen. Zu dem ganzen wirklichkeitsentrückten Charakter des Epos wollen natürlich Worte von ausgeſprochen aktueller Atmoſphäre nicht recht paſſen; daher die Neigung, dieſe „unpoetiſchen“ Worte durch minder profane zu erſetzen; die Franzoſen heißen mit Vorliebe Franken, Soldaten ſind Helden oder Recken, das Gewehr iſt ein Feuerrohr, die Kanone ein eherner Schlund, ihre Kugel ein Eiſenball, die Turkos ſind „der Afrikaner finſtre Meute“ oder auch „ſchwarzhäutge afrikanſche Schergen“.

Demſelben Zweck, zu Gewöhnliches ungewöhnlich anzuſtreichen, dient die epiſche Vergleichungswut. Der Epiker konventionellen Stils iſt fortwährend im ganzen Weltall unterwegs, um alles, was irgend imponieren

kann, zur Verherrlichung seiner großartigen Sangesobjekte zu pressen; Sonne, Mond und Sterne, Sturm, Donner und Meereswogen, Erdbeben und wilde Tiere, alles muß ihm zur Vergleichung herhalten. Z. B. der Afrikaner finstre Meute „schnob an . . . gleich schwarzen Panthern, lechzend nach der Beute;" wenn Napoleon gefangen ist, so heißt's: „der fränkische Drache ist nun angebunden;" wenn der Gefangene dann unter Husarenbegleitung fortfährt, so fliegt „ein Rabenschwarm Husaren hinterdrein". Sonst sind die Preußen andere Vögel: „Das ist die Adlerbrut, die kühne, schöne, die aus des Preußenadlers Horst erstand." Oder der König Wilhelm liest Napoleons Brief — „wie Glut des Sonnenaufgangs auf Ruinen, so lag des Königs Auge auf dem Brief."

Einen merkwürdigen Gegensatz zu solcher Überschwänglichkeit bildet dann wieder eine gesuchte, besser gesagt gefälschte Einfachheit. Der deutsche Kronprinz, kaum zu glauben, schreit mit eigener Kehle das Militär im Biwak wach wie ein Nibelungenrecke — „Wer ist der nächtliche gewaltge Rufer? Der Hohenzoller ist's, der Held von Wörth! Er ruft die deutschen wegemüden Leute: Vom harten Erdenpfühl erwacht, erwacht!" Ebenso ins Mittelalterlich-reckenhafte gefälscht ist's, wenn der „Frankengeneral" Reille zu dem „im Glanzgewölk von Treuen und Vasallen hochragend" stehenden Preußenkönig sagt: „Ist hier ein König, Herr, so seid es Ihr!" War was Rechtes, den König von Preußen zu erkennen, dessen Bild der Herr General dutzendmal in den Schaufenstern von Paris, in illustrierten Zeitungen u. s. w. gesehen hatte. Aber natürlich, wenn der Dichter die dem Modernen immanente Poesie nicht fühlt noch findet, so muß er auf dem Weg der Fälschung eine mittelalterliche einschwärzen.

Fernerhin ist als poetischer Firnis sehr beliebt die hochtönende Phrase. Z. B. den Kampfesmut schildert Wildenbruch so: „Aufschäumt das kampfesfrohe deutsche Blut" oder „Da schwoll es gährend in den Männerseelen" u. s. w.; aber was thun wir mit so hohlen Phrasen? sie geben uns keine Vorstellung jener Gefühle. (Wer eine solche Vorstellung haben will, der lese z. B. Lilienkrons Skizze in Nr. 3 der „Gesellschaft," oder auch die in Nr. 7; überhaupt sind diese Skizzen trotz eines Anflugs nervöser Manieriertheit vorzügliche Studien für ein wahrhaft modernes — Epos, wenn wir den Namen behalten wollen.) Oft verirren sich die Phrasen, wie man sagt, ins aschgraue; z. B. wie der König weint, gerührt von der Begeisterung seiner Truppen, da geschieht das Fabelhafte: „Das Volk der Preußen spiegelte sich wider In seines Königs heißem Tränenlicht." Natürlich, ein König, und gar ein episch besungener, weint

nicht wie andere Sterbliche; der läßt Thränen-Kugeln fallen, in denen sich gleich ein paar Regimenter widerspiegeln können.

Aus dem staubigsten Winkel der antikpoetischen Rumpelkammer stammen die ewigen Personifizierungen. Alles wird lebendig beim Epiker. Wird einer erstochen, so „trinkt sich des Stahles gier'ge Zunge satt," „der fränkische Strom stöhnt in Ängsten" und bei Bazeilles singt die Maas den fränkischen Bauern mit Angst und Schauern: flieht, Landsgenossen u. s. w. Am Morgen des Siegs dagegen drückt der Tag „das Strahlenhaupt der Sonne in Bräutigamslust ans glühende Herz;" und gar die weiße Fahne auf Sedan, „das grause Ding, das bleiche, mit des Wahnsinns Auge, stier und fahl, dumpf staunend sah's hinab zum Frankenreiche." Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, warum und inwieweit die Personifikation für die Alten Sinn und Wirkungskraft hatte; so viel ist jedenfalls sicher, daß für unser modernes Empfinden die Personifikation nichts ist als leere Spielerei von Nachahmern.

Charakteristisch ist endlich noch die groteske Geisterszene am Schluß. Wilhelm reitet über das menschenbedeckte Schlachtfeld, die Lippen der Sterbenden „stammeln dumpf und heiser: ... sei der Deutschen Kaiser!" und Wilhelm schwört pathetisch, den Wunsch zu erfüllen. „Da wachte auf, tief drunten in den Klüften Der alte Kaiseradler ... und brausend flog er um zu all den Grüften" und erweckte sämtliche Hohenstaufen vom Tod, ebenso ein zweiter Adler sämtliche Hohenzollern; diese ganze Schaar unter Anführung der zwei Adler „im Geisterschwarme hallend kam gezogen" über das Schlachtfeld von Sedan, allwo Hohenstaufen dem Hohenzollern sozusagen sein Kompliment macht und die Kaiserkrone übergibt! — Man kann nur staunen und sagen: absolut unmodern, absolut unpassend in einem Epos aus dem Jahr 1870!

Wir haben uns vielleicht zu lang bei dem Werke aufgehalten, aber der berühmte Name des Verfassers mag uns zur Rechtfertigung dienen. Natürlich war es nicht etwa meine Absicht, den Verfasser zu verkleinern, der ja gewiß poetische Gaben hat, wenn auch unsereiner bedauern muß, ihn im Epos wie im Drama auf dem Wege des Konventionellen, Unrealistischen, Unwahren, Falschpathetischen zu sehen. Was ich beabsichtigte, war ganz allein: meinen starken Haß gegen die genannten Potenzen, wenn es möglich wäre, auf manchen Leser zu übertragen, beziehungsweise diesen Haß in ihm zu nähren.





Dr. Friedrich Friedrich.

Ein litterarisches Charakterbild von Rudolf Doehn.
(Dresden.)

Man hat vielfach den Roman als das Epos der Neuzeit bezeichnet, weil in ihm, wie dies im Volksepos der Fall ist, ein mehr oder minder umfassendes Kulturgemälde eines nicht zu kurzen Zeitraumes entrollt wird. Es liegt aber auf der Hand, daß der Roman sich nur in einzelnen und gerade den allgemeinsten Zügen den Regeln und Gesetzen eines Volksepos fügen kann. Die neuere und die neueste Zeit bieten so viele und so mannigfache geistige Richtungen auf politischem, religiösem und sozialem Gebiete dar, daß die Kunstform des Epos es nicht vermag, eine auch nur annähernd klare und erschöpfende Darstellung der Zeitverhältnisse zu geben. Durch großartige Erfindungen in der Industrie und deren Anwendung haben — vom Kriegswesen ganz abgesehen — die Beziehungen der Völker, hat der Pulsschlag des ganzen sozialen Lebens eine Frische und Kraft erhalten, wie sie früheren Zeiten fremd waren und sein mußten. Hier kann und soll, das Epos ergänzend, der Roman eingreifen. Ein hervorragender Dichter und Litterarhistoriker hat gemeint, daß ein Kulturgemälde der Vergangenheit mehr dem historischen Epos, als dem Romane angehöre. Wir können uns dieser Ansicht nicht durchweg anschließen, denn Ernst Wichert hat u. a. durch seine Romane „Heinrich von Plauen“ und „Der große Kurfürst“ schlagend dargethan, daß auch der Romandichter sehr wohl im stande ist, ein treues und anziehendes Bild von einer längst vergangenen Zeitperiode zu entwerfen. Es ist indes nicht unsere Absicht, diese Streitfrage hier näher zu erörtern, uns kommt es vielmehr nur darauf an, den Lesern dieser Zeitschrift das litterarische Charakterbild eines Mannes vorzuführen, dem es in hohem Maße gelungen ist, auf dem Gebiete des Romans und der Erzählung ein rechter und echter Volksdichter zu werden; wir meinen Friedrich Friedrich, in dessen dichterischen Werken die Würde des heroischen Epos, der Pulsschlag der lyrischen Poesie und das Pathos des Dramatikers nicht fehlen, soweit dies die Eigenart und die Gesetze des Romans oder der Erzählung zulassen. Allerdings handelt es sich hier wesentlich um Ereignisse in der Neuzeit, die ja eine Fülle von Gedanken, von Problemen, von geistigen und gesellschaftlichen Verwickelungen und Konflikten darbietet.

Dr. Friedrich Friedrich wurde am 2. Mai 1828 in dem braunschweigischen Dorfe Groß-Vahlberg als der Sohn des dortigen Predigers



geboren. Dieser würdige Geistliche leitete die erste geistige Bildung seines Sohnes und trug nicht wenig dazu bei, die in dem Knaben schlummernden Anlagen zu wecken; dazu kam die freundliche, Herz und Sinn stärkende Naturschönheit der Lage und Umgegend des genannten Dorfes, die den heranwachsenden jungen Burschen fast immer „frisch, fromm, fröhlich und frei" empfinden und denken ließ. Es soll hier übrigens nicht verschwiegen werden, daß der junge Friedrich schon in seinen Knabenjahren einen gewissen Freiheitsdrang fühlte, der sich nicht immer in der lobenswertesten Art offenbarte; er strich viel in der freien Natur umher, kletterte hoch auf die Bäume, welche in der Nähe des Pfarrhauses standen und war bemüht, in jeder Hinsicht seine körperlichen und geistigen Kräfte auszubilden, aber er tyrannisierte auch nicht selten seine Spielkameraden, wenn auch mehr in neckischer, als böswilliger Weise. Dem Wunsche des Vaters folgend besuchte er, nachdem er 1847 das nötige Examen bestanden, die Universitäten Göttingen, Halle und Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Wenn er auch die nötigen theologischen Vorlesungen besuchte, so trieb er doch nebenbei mit fast größerem Eifer Geschichte, Philosophie und Litteratur. Der Drang zu poetischem Schaffen regte sich früh in dem Jünglinge, der bereits auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel dramatische Versuche machte und romanartige Schilderungen entwarf. So konnte es nicht fehlen, daß er, wenn er auch einige Male die Kanzel als Redner betrat, sehr bald das theologische Fachstudium aufgab und im Jahr 1853 in die Redaktion der Leipziger „Illustrierten Zeitung" eintrat. Diesen Wechsel in seinem Berufe schilderte er teilweise in einem Aufsatze, der 1872 unter dem Titel „Polizei-Chikane" in der „Allgemeinen Familienzeitung" zum Abdruck kam.

In seiner Stellung bei der „Illustrierten Zeitung" blieb Friedrich etwa drei Jahre; er verheiratete sich in dieser Zeit mit einer liebenswürdigen Frau und gründete sich für lange Jahre ein eigenes Heimwesen, in welchem Glück und Zufriedenheit herrschten. Frei von jeder amtlichen Stellung widmete er sich mit ebenso viel Eifer als Erfolg dem selbständigen Schaffen auf dem Gebiete des Romans und der Erzählung. Im Jahre 1857 erschien der Roman „Die Orthodoxen", der in verschiedenen deutschen Staaten verboten wurde und deshalb erst dreizehn Jahre später die zweite Auflage nötig machte. Auf diese Schrift folgten, abgesehen von verschiedenen Aufsätzen und kleineren Erzählungen in den gelesensten Zeitschriften, der Roman „Des Zweiflers Umkehr", die Novellensammlungen „Aus dem Volksleben", „Deutsches Leben", als Festgabe zu dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena die „Studentenfahrten", „Kriegsbilder" &c.

Wenn sich schon in den letzten beiden Kompositionen ein köstlicher Humor zeigte, so war dies noch mehr der Fall in folgenden, vielfach auf Wahrheit gegründeten Schriften: „Leipziger Meßbilder", „Das Buch der Liebe", „Ehemänner und Ehefrauen" und „Hinter den Koulissen". Von den beiden letztgenannten Sammlungen ist die erstere in das Englische, Französische und Dänische, die letztere ins Italienische übertragen worden. Als Tendenzromane, in welchen der Verfasser scharf der heuchlerischen Frömmelei und dem im Finstern schleichenden Pietismus zu Leibe geht, dürfen „Die Frau des Ministers" und „Fromm und Frei" bezeichnet werden. Zu den in den beiden letzten Jahrzehnten erschienenen Romanen gehören: „Die Vorkämpfer der Freiheit", „Die Schloßfrau", „Am Horizont", „Des Hauses Ehre", „Das Pflegekind der Junggesellen", „Die Frau des Arbeiters" und „In der Hochflut".

Es ist uns nicht möglich, hier näher auf den Inhalt und den Wert aller hier genannten Romane einzugehen, so verführerisch es auch ist; es mag genügen, die vorletzt genannte Arbeit, „Die Frau des Arbeiters" etwas genauer zu beleuchten, weil sie es als ein Zeitgemälde der besten und wirksamsten Art ganz besonders verdient.

In der Entwickelung der Menschheit trägt jeder einzelne Zeitabschnitt gewisse Merkmale oder Eigentümlichkeiten, nach denen man denselben zu bezeichnen und von anderen Zeitperioden zu unterscheiden pflegt; auch die Neuzeit kann hiervon keine Ausnahme machen, obschon sich in ihr manches wiederholt, was schon dagewesen, wenn auch unter anders gearteten Umständen als früher. Es kreist eben alles in einem ewigen Wechsel, wie der Dichter sagt, aber eine vollständige Wiederholung derselben Ereignisse und Zustände ist eine Unmöglichkeit. Selbst der Erdball unterliegt einer steten Veränderung und mit ihm die ihn bewohnende Menschheit in ihrem Sein und Streben. Ähnlichkeiten oder Analogieen finden sich indes immer und müssen sich aus inneren und äußeren Gründen finden, wie in der politischen Geschichte, so in der Litteratur und der Geisteskultur überhaupt. Die Arbeiterfrage z. B. ist durchaus keine neue Frage; das lehrt, abgesehen von der Geschichte der alten Griechen und Römer, der Bauernkrieg in Deutschland und ähnliche Aufstände in Frankreich und England beweisen dasselbe. Auch die Jetztzeit ist nicht gerade arm an sozialen Bewegungen in Europa wie in Amerika, die sich vielleicht um so schneller folgen werden, als die Verkehrsmittel zu Land und zu Wasser in hohem Grade vervollkommnet sind. Was aber auf dem Felde der Politik und des wirtschaftlichen Lebens überhaupt vor sich geht, das spiegelt sich mehr oder weniger getreu in der Litteratur wieder. Der Kampf um das so-

genannte „Recht der Arbeit" ist ein uralter, der nicht selten viel Tragisches mit sich führt und schließlich dem Gottesurteil der Geschichte erliegt. „Alle großen Errungenschaften," sagt in dieser Beziehung Rudolf von Ihering in seiner trefflichen Schrift „Der Kampf ums Recht", „welche die Geschichte des Rechts zu registrieren hat: die Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, die Freiheit des Grundeigentums, der Gewerbe, die Glaubensfreiheit u. s. w., haben auf diesem Wege des heftigsten, oft Jahrhunderte lang fortgesetzten Kampfes gewonnen werden müssen; nicht selten bezeichneten Ströme Blutes, überall aber zertretene Rechte den Weg, den das Recht dabei zurückgelegt hat. Denn das Recht ist der Saturn, der seine eigenen Kinder verspeist; das Recht kann sich nur dadurch verjüngen, daß es mit seiner eigenen Vergangenheit aufräumt."

Eine in vieler Hinsicht gelungene Illustration zu diesem Ausspruche des geistreichen Rechtsgelehrten ist nun der dreibändige Roman von Friedrich Friedrich: „Die Frau des Arbeiters", welchen der Dichter selbst auf dem Titelblatte als einen „sozialen" bezeichnet hat. Der Verfasser führt uns eine ganze Reihe von Personen aus allen Ständen der menschlichen Gesellschaft vor, durch deren Thun und Treiben das soziale Leben der Gegenwart charakterisiert wird. Zu den Hauptpersonen der Erzählung gehören der verdienstvolle und umsichtige Fabrikbesitzer Fröbel, der im Grunde brave, jedoch der Verführung zugängliche Arbeiter Wenzel und dessen edle Frau Johanna, der sozialdemokratische Wühler und Unruhstifter Brand, Johannas Freundin Ina, der herzlose Wucherer Kronberg, der leichtsinnige Leutnant von Braukow, der Intrigant Hassel u. s. w. Die Handlung geht im ganzen ruhig und ohne große Verwickelung vor sich, obschon ergreifende Szenen aus den verschiedensten Lebenslagen der bürgerlichen Gesellschaft unser vollstes Interesse wachrufen. Nichts ist gekünstelt, und doch fesselt uns die Erzählung vom Anfang bis zum Ende, weil der Verfasser den Rat Goethes befolgt hat: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant." Fast tadellos und ohne allen Makel ist der Charakter und das Handeln Johannas, der Frau des Arbeiters Wenzel, und mit Recht ist der Roman nach ihr benannt, aber auch Wenzel ist ein ehrenhafter Mann, der zwar einmal vom rechten Wege abweichen konnte, jedoch auf denselben zurückkehrte, sobald er seinen Irrtum erkannte. Beachtenswert ist, daß Friedrich zwar die Lage der arbeitenden Klassen geistig und materiell gehoben wissen will, aber nur auf dem Wege des Gesetzes und dem Boden der Sittlichkeit; das wühlerische Treiben der Sozialdemokratie verdammt er ebenso

sehr, wie die Geist und Körper zerstörende Genußsucht jener in Vorurteilen aller Art befangenen Menschen, welche jede produktive Arbeit scheuen und sich trotzdem besser dünken, als die unter schweren Sorgen ums Dasein kämpfenden, aber staatserhaltenden Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft.

Für den Wert des in Rede stehenden Romans spricht u. a. der Umstand, daß Professor E. Keller zu Freiburg i. Br., der Anwalt des Verbandes süddeutscher Arbeiter-Bildungsvereine, Friedrich Friedrich unlängst brieflich aufgefordert hat, eine Volksausgabe in einem Bande von dem Romane „Die Frau des Arbeiters“ zu veranlassen. In dem betreffenden Briefe heißt es u. a.: „Es dürfte nicht leicht ein Erzeugnis unserer Litteratur in höherem Grade geeignet sein, unsere Arbeiter neben dem Genusse, den es bietet, über ihren wahren Nutzen zu belehren, als Ihre ‚Frau des Arbeiters‘. Ich bin überzeugt, jeder, der sich an der Hand Ihres Buches die Natur des sozialdemokratischen Staates und seiner Vertreter, sowie die Folgen der Agitation derselben vor Augen stellt, wird schwerlich je in die Netze dieser Volksbeglücker geraten.“

Auch in dem jüngsten Romane Fr. Friedrichs, der „In der Hochflut“ betitelt ist, wird die ehrenhafte Arbeit im Gegensatze zu dem genußsüchtigen Treiben mancher Stände in das rechte Licht gestellt.

Nach seinem ersten oben erwähnten Aufenthalte in Leipzig ging Fr. Friedrich nach Berlin und zwar im Jahre 1867, er war wiederholt Vorsitzender des Schriftstellervereins „Berliner Presse“ und wurde von der Regierung zur Ausarbeitung und Prüfung des Entwurfes zu dem Gesetze über das Urheberrecht an Schriftwerken 2c. beigezogen. Von 1872 an lebte er vier Jahre in Eisenach in einer von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Thätigkeit erkauften Villa am Fuße der Wartburg; in Eisenach stand er in dem freundschaftlichsten Verkehr mit dem gemütvollen Fritz Reuter. Nach vier Jahren verlegte er seinen Wohnsitz wiederum nach Leipzig, wo er mit einer großen Anzahl von Berufsgenossen und Freunden 1878 den „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverband“ gründete, den er zu einer hohen Blüte bringen half und dessen Vorsitzender er bis 1885 war, wo er nach Dresden zog. Gegenwärtig lebt er in Plauen bei Dresden in einem eigenen Heim. Friedrich Friedrich hat sich auch im Drama versucht, wie u. a. sein historisches Lustspiel „Den Kopf oben“ beweist. Sein eigentliches Feld ist jedoch der Roman. Er schildert das Volk, wie es ist und wie es sein sollte. Treue und Ehrgefühl im Herzen übt er praktischen Idealismus; er ist kein nebelhafter Schwärmer, aber auch kein roher Realist. Er bewahrt dem Freunde Treue und fürchtet den Gegner nicht.

Möge er noch lange im stande sein, dem deutschen Volke schriftstellerische Arbeiten zu liefern, die ihm selbst zur Ehre gereichen, das Volk aber im Kampfe ums Dasein sittlich heben und stärken!



Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

I.

Das Theaterleben Berlins befindet sich zur Zeit in einer Art Krise. Die alten Zustände haben sich nach und nach als unhaltbar erwiesen und von allen Seiten wird an der Aufbesserung derselben gearbeitet. Doch diese Versuche sind noch nicht soweit gediehen, daß man schon ein endgültiges Urteil über das Gelingen oder Zureichen derselben fällen könnte. Zwei große Unternehmungen — das „Lessing-Theater" des Herrn Blumenthal und das „Volkstheater" des Herrn Barnay haben die Grenze des Voranschlags kaum überschritten und werden vor dem nächsten Herbst nicht ins Leben treten. Werden sie die vollständige Umwälzung im Berliner Theaterleben herbeiführen, die man von ihnen erwartet, oder wird auch hier wie schon so oft nur eine vollständige Enttäuschung der Kunstfreunde das Ergebnis sein? Wer wollte heute schon diese Fragen beantworten, nachdem erst notdürftige Notizen über beide Pläne in die Öffentlichkeit gedrungen sind, und wo die Unternehmer selbst sich über ihre Absichten vielleicht noch nicht völlig im klaren sind. Wir müssen daher an dieser Stelle darauf verzichten, wirkliche und allgemein gültige Darstellungen des Berliner Theaterlebens zu geben, und unsere Mitteilungen können nur den Wert von Augenblicksphotographieen beanspruchen. Der große Umbildungsprozeß, in dessen Bahnen augenblicklich und wohl für die nächsten zehn Jahre hinaus Berlin noch vollständig liegt, der auf allen Gebieten des Lebens täglich eine Fülle alter langandauernder Erscheinungen beseitigt und fortwährend neue hervorruft, die sich selbst erst wieder entwickeln und umbilden, dieser seit 1870 unablässig wirkende Vorgang, er beherrscht auch das Theaterwesen Berlins vollständig.

Die Hauptteilnahme zieht noch immer das „Königliche Schauspielhaus" auf sich, wiewohl es sich von Tag zu Tag deutlicher herausstellt, daß das Hoftheater nicht die Pflegestätte der Kunst der Zukunft sein kann, sofern das Höfische nicht dem Künstlerischen völlig untergeordnet

wird. Wir haben nun, wie bekannt, einen neuen Intendanten, und dieser hat sich beeilt, den bisherigen ungeeigneten Direktor zu entlassen und durch Herrn Anno zu ersetzen, der während seiner mehrjährigen Leitung des „Residenz-Theaters" ein großes Geschick für Einstudierungen moderner französischer Salonstücke bewiesen hat und sich durch Fleiß, Energie und seinen Takt in Berlin große Beliebtheit erwarb. Ob diese Eigenschaften aber hinreichen werden zur vollendeten Einübung der klassischen Stücke, zur Bildung eines neuen, alles Gute und Tüchtige der modernen dramatischen Produktion umfassenden Repertoirs, das muß erst die Zukunft lehren. Die Wirksamkeit des Herrn Anno zählt erst seit Tagen, und er hat während derselben erst ein Lustspiel von H. Heinemann zur Darstellung bringen können, ein Stück noch aus der unglücklichen Erbschaft seines Vorgängers. Doch hat er auch hier schon in gewissem Sinne reformierend eingegriffen, indem er die ersten Schauspieler nötigte, auch kleine Rollen und Episoden zu spielen, ein Vorgang, der bisher an unserem Hoftheater sich kaum ereignet hat und der vielleicht von segensreichen Folgen sein dürfte.

Jedenfalls wird Herr Anno zuerst sein Augenmerk darauf richten müssen, einen einheitlichen Ton, eine Art Stil in der Darstellung durchzuführen, wie ihm dies am „Residenz-Theater" so vortrefflich gelungen, damit nicht wie bisher jeder Darsteller unbekümmert um das Zusammenspiel nur seine eigenen Wege geht — der eine einer völlig idealistischen, der andere einer mehr als realistischen Spielweise huldigt. Einheitlichkeit des Tons bei aller Wahrung der einzelnen schauspielerischen Individualität, das ist die erste Bedingung zu einem gesunden Zusammenspiel. Ferner wird bezüglich der Auswahl neu zu gebender Stücke der Grundsatz maßgebend werden müssen, daß es nicht auf den Stand des Verfassers, sondern auf den Wert des Werkes ankommt, daß das miserable Stück eines Barons unter allen Umständen abgelehnt werden muß, daß das brauchbare Stück eines Franzosen nicht bloß um der Nationalität des Verfassers willen zurückgesetzt werden darf, Grundsätze, deren Gegenteil am Berliner Hoftheater bisher Geltung hatte. Das letztere hat allerdings gewisse Rücksichten auf sein Publikum zu nehmen, welches sich zum größten Teil aus den Frauen und Töchtern der königlichen Beamten und Offiziere zusammensetzt; allein Herr Anno wird wohl bald mit richtigem Verständnis herausfühlen, daß die Grenze der Urteilsfähigkeit eines Backfisches aus den Offiziersständen nicht die Richtschnur sein kann für das Urteil des Leiters einer ersten Bühne, und daß es für einen solchen notwendig ist, auch einmal ein Stück zu geben, das jenseits jener Grenze liegt, sofern

es geeignet ist, das Interesse eines denkenden Mannes oder einer welterfahrenen Frau zu erregen. Er wird hoffentlich ferner bald **praktisch** beweisen, daß er den Hauptwert der Darstellung klassischer Stücke nicht im Prunk der Kostüme und der Dekoration sieht und nicht in der Verwendung möglichst vieler Treppen im Bühnenbilde, wie dies bei der neuen Einübung des Wallenstein geschehen ist, der hier beinahe zu einer Art Hintertreppenstück umgewandelt wurde, da man fast das ganze Drama auf Treppenstufen spielen ließ — sondern daß es in erster Linie auf die vollständige Erschöpfung des geistigen Gehalts eines solchen Werkes ankommt und auf die edelste und möglichst natürliche Durchführung der Rollen, auf die Wiedergabe der Stimmungsatmosphäre jedes Stücks durch den Gesamtton, in den die Darstellung getaucht ist. Wenn es Herrn Anno gelingt, diese Forderungen zur Durchführung zu bringen, so wird er sich in der That ein hohes Verdienst um die Bühne erworben haben, an der er angestellt ist, und um das gesamte Berliner Theaterwesen.

Ein regerer Geist hinsichtlich der Neuaufführungen herrscht im „Deutschen Theater“, doch kann man nicht sagen, daß damit ein besonderer Vorteil für die deutsche Bühne verbunden wäre. Wenn ich von dem unglücklichen Mißverständnis absehe, welches zu Beginn der Spielzeit ein sogenanntes Lustspiel „Wenn der Sommer kommt“ aus der Feder eines „wilden“, in Berlin gebürtigen Franzosen aufs Theater brachte, so hat das „Deutsche Theater“ seit seiner Wiedereröffnung zwei Neuaufführungen geboten — „Faust“ und „Galeoto“.

Die Einübung unseres dramatischen Nationalheiligtums war eine recht verfehlte; schon dadurch, daß man den Prolog im Himmel einfach fortließ, entzog man dem Werke gewissermaßen die Grundlage, ohne die der Gedanke des Stücks überhaupt unverständlich bleibt. Sodann wurde die Tragödie den Gewohnheiten dieser Bühne getreu zu einem reinen Ausstattungsstücke herabgewürdigt, indem lebende Bilder in Fausts Studierzimmer und im Kerker, Wasserdämpfe an allen Orten, Pracht der Kostüme u. s. w. die Hauptrolle spielten. Es ist nämlich Grundsatz am „Deutschen Theater“, auch das Einfachste mit einem ungeheuren Aufwande von Prunk und Farbe darzustellen, und ebenso in der Wiedergabe der Rollen jedes Wort, jeden Satz dick zu unterstreichen, jeden Scherz ins Publikum hineinzuschmettern. Von feiner, stimmungsvoller Abtönung keine Spur; von schlichten, weichen, natürlichen Tönen und Farben hat man hier kaum eine Vorstellung. Das „Deutsche Theater“ ist das Parvenü unter den Berliner Bühnen, ihm fehlt die echte Vornehmheit, die sich niemand erwerben kann, die angeboren und überliefert sein muß. Jedes bürger-

liche Zimmer sieht aus wie der Prunksaal eines Fürstenschlosses; jede harmlose humoristische Bemerkung im Lustspiel wird in den Theaterraum hineingedonnert, als handle es sich um Leben und Tod. Dazu mischte sich in den „Faust" ein gerade bei diesem Werke doppelt unangenehmer lüsterner Ton. Gretchen mußte sich infolge eines gänzlichen Mißverstehens der Andeutungen Goethes bei ihrem ersten Monologe entkleiden und den Schluß desselben in Hemd und Unterrock spielen, als sei sie die Zerline in „Fra Diavolo" oder Offenbachs „Schön-Röschen". Von einer einheitlichen Auffassung der Dichtung bei den Mitwirkenden war überhaupt keine Rede. Der Darsteller des „Faust" war ein pathetischer Polterer, der des Mephisto zerrte und dehnte die Worte und zog dabei die Gestalt so viel als möglich ins Gemeine herab. — Ein größeres Verdienst war die Aufführung von „Galeoto", insofern sie uns mit einem zwar sehr mangelhaften, aber doch kraftvollen und eigenartigen Stück bekannt machte. Aber ohne Zweifel gibt es in der modernen deutschen Litteratur einige Dutzend Stücke, welche diesem mindestens ebenbürtig sind. Der Hauptfehler des Stückes ist, daß der Dichter in demselben gar nicht beweist, was er beweisen will. Nicht wie der Klatsch und Tratsch der Welt unschuldige Menschen, die gar nicht an einander denken, auf dem Wege der Sünde zusammenführt, zeigt uns der Dichter, sondern er läßt den bloßen rohen Zufall dieses Geschäft vollbringen. „Galeoto" ist nicht die Welt, die Gesellschaft, sondern der unglückliche Zufall, das Pech. Die drei ersten Akte leisten das Möglichste an ausgeklügelter Unnatürlichkeit und Widerwärtigkeit, erst im letzten erhebt sich das Stück zu wirklich dramatischer Leidenschaft. Die Darstellung war auch hier wieder charakteristisch für die Weise des „Deutschen Theaters". Alles was durch eine leichte fließende Behandlung natürlich und wahrscheinlich hätte gemacht werden können, trat in seiner Unmöglichkeit um so deutlicher hervor in dem breiten, schwerfälligen Portamento, wie man es hier liebt. Jedes Wort dreimal unterstrichen, nach jedem Wort fünf Minuten Pause, dann wieder ein Hinweghuschen über die wichtigsten dramatischen Momente wie über den Schluß des ersten Aktes, wo die Eifersucht zum erstenmale in Don Manuel erwacht. Von seiner Ausmalung des Dialogs und der Situation keine Spur! Herr Kainz hatte wohl Momente, in denen er eine gewisse natürliche Kraft bewies, aber diesem Schauspieler fehlt bei allem Talent doch auch die Spur von künstlerischer Selbstzucht. Bei allen seinen Darstellungen hat man stets die Empfindung, daß er es absolut mit der Sache nicht erst meint, daß er nur beabsichtigt, die Rolle so schnell als möglich herunterzuspielen, um sich recht rasch in der Garderobe wieder auskleiden und nach Hause

fahren zu können. Er läßt ganze Szenen einfach in den Souffleurkasten fallen, schreit dann gewisse Stellen wieder ohne jeden Grund in das Publikum hinein, um gelegentlich einmal durch einen Ton von eigenartiger Natürlichkeit zu überraschen. — Geradezu skandalös ist es aber, wie an dieser Bühne die modernen deutschen Schriftsteller behandelt werden. Man führt sie entweder überhaupt nicht auf, ignoriert sie vollständig, wie Wildenbruch, oder wenn man ihre Stücke gibt, so verschimpfiert man sie in der gröblichsten Weise, wie es kürzlich der Fall war mit Gustav Freytags „Journalisten“, deren Text von den Darstellern in der unverfrorensten Weise durch läppische Zusätze aller Art entstellt wurde. Es ist unerhört, wie hier Regie und Darsteller mit dem Dichter umspringen. Aus dem Schmok macht der Komiker durchaus gegen den Willen des Dichters durch seine Spielweise und allerhand eigenmächtige kindische Extempores einen widerlichen, unverschämten, gefräßigen Judenjungen. Die geistreiche, allen Personen des Stücks durch Witz und gereiften Verstand überlegene Adelheid wird in der Hand der naiven Liebhaberin zu einem munteren schelmischen Backfisch! Es wäre in der That einmal Zeit, die Frage zu erwägen, wie weit das Recht des Dichters auf der Bühne geht und wie er sich gegen solche Mißhandlungen seiner Werke schützen kann, die geeignet sind, sein Ansehen im Publikum geradezu zu schädigen, indem sie demselben ein gänzlich falsches und unzutreffendes Bild von dem Werke des Dichters geben.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Büchertisch.

Humoristische Litteratur.

Man hat lange den Gemeinplatz durch alle kritischen Exkurse spazieren geführt: die weiblichen Autoren mögen alles erdenkliche Schöne zusammenschreiben, ein wirklich humoristisches Dichtwerk gelinge ihnen in alle Ewigkeit nicht. Ein Ausspruch, imposant wie ein Dogma — und ebenso anfechtbar. Zunächst ist ein wirklich humoristisches Dichtwerk überhaupt das seltenste Ereignis in der Litteratur — und die übergroße Mehrzahl unserer sogenannten humoristischen Schriftsteller hat sich diesen Titel einfach erschlichen, dank der Geschmacksverkümmerung und litterarischen Gleichgültigkeit des geehrten deutschen Publikums. Der erste beste Schulze und Müller, Strudelwitz, Wippchen und tutti quanti, sie alle halten sich für geborene Humoristen, weil sie als litterarische Spaßmacher und Possenreißer und feuilletonistische Clowns Erfolg hatten bei der Masse der Zeitungsleser. Nein, mit Späßen allein und guten und schlechten Witzen und Kalauern und Wortverdrehungen und Gedanken-Verballhornungen und troddelhaften Einfällen — und flössen sie noch so reichlich aus der

Feder — ist man noch lange kein humoristischer Schriftsteller. Das gesamte humoristische Deutschland von heute kann sich vielleicht, streng genommen, auf drei bis vier Namen ausweisen; was sonst dafür gelten möchte, verträgt keine gründliche Paßvisitation. Liegen die Dinge aber so, dann kann man auch sein sexuelles Vorurteil gegen die Schriftstellerinnen nicht mit dem Hinweis auf die Humorlosigkeit der dichtenden Damen stützen. Es ist nun ein schöner Zufall, daß in der modernen wirklich humoristischen Dichtung der Preis einer Dame zugesprochen werden muß. Die ausgezeichnete Leistung heißt: „Aus dem Kleinleben, Erzählungen" — und die Verfasserin H Villinger. Laut Litteraturkalender ist die Dame eine Süddeutsche, 1849 geboren, wohnt in Karlsruhe und hat sich, außer mit Erzählungen, auch mit dem Roman und dem Theaterstück befaßt. Das vorliegende Büchlein, 189 Seiten stark, enthält sechzehn Erzählungen und ist mit einigen hübschen Illustrationen und einer sehr interessanten Heliogravüre, die Dichterin darstellend, aufs einladendste ausgestattet. (Verlag Moritz Schauenburg in Lahr.) Die erste Ausgabe erschien bereits vor mehreren Jahren; es ist mir inzwischen von neuen Auflagen nichts bekannt geworden. Eine Bestätigung mehr, daß das Werkchen eine Perle ist, welche von dem blinden Litteraturhuhn, genannt deutsches Publikum, noch nicht entdeckt wurde — vielleicht, trotz aller kritischen Hinweise, nie entdeckt werden wird. Im Evangelium ermahnt der Heiland: „Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen." Du lieber Heiland: Säue oder blinde Hühner macht keinen Unterschied, wenn man das Unglück hat, sich mit seinen Geistesperlen an Viehvolk wenden zu müssen, statt an großen, reichen, freien, begeisterten Geistesadel. Wie's der guten, genialen Humoristin Hermine Villinger ergangen, auf ein ähnliches Schicksal darf sich der ihr nächstverwandte, gute, geniale Humorist Ernst von Wolzogen mit seinem Perlen-Büchlein „Heiteres und Weiteres" (Stuttgart bei Spemann) gefaßt machen: das Viehvolk wird's schwerlich entdecken. Bunte Glasscherben, meine Freunde, gleißende Kinkerlitzchen, schillernder Imitationsschund — das ist's, was ein solches Volk mit wildem Beifallsjauchzen zu entdecken und zu lohnen weiß! Sich darauf einzurichten, dazu gehört freilich auch Talent — und das neue deutsche Reich, in welchem Litteratur und Dichtung von staatswegen überhaupt keine Rolle spielen, hat an sothanen Talenten eine erdrückende Fülle. Und diese haben noch das ganze Orchester der Tagespresse, die Janitscharenmusik der Klique und Klaque und die frommen Posaunenengel der wohlgesinnten „Familienblätter" für sich. Dazu die Kritik-Hausknechte der Buchhändler- und Leihbibliotheksblättchen! Damit ist euer Schicksal besiegelt, ihr Guten und Genialen!

Kein besseres Los wird dem nachgelassenen Romane „Der Einsiedler" des seligen Münchener Humoristen Martin Schleich erblühen. Jahrelang schlummerte das Manuskript in den Redaktions-Katakomben der „Allgemeinen Zeitung", bis der Chefredakteur Dr. Otto Braun den guten Einfall hatte, die kostbaren Blätter dem Herausgeber der „Gesellschaft" anzuvertrauen. Das Meisterwerk erwies sich zwar als ein Torso, aber selbst in dieser Unvollendetheit noch als so prachtvoll und erquickend, daß die Herausgabe desselben sofort beschlossen wurde. Um eine gewisse Abrundung des Buches zu erzielen, schrieb der Herausgeber auf dringendes Anraten und Bitten des Verlegers (Franzsche Hofbuchhandlung in München) noch zweieinhalb Kapitel dazu — weiß Gott, nur dem Buchhändler und dem Leser zulieb, die bei belletristischen Unterhaltungen nun einmal auf einen richtigen Schluß bestehen, wo die berühmte poetische Gerechtigkeit sich in Positur wirft u. s. w. u. s. w. Der Schleichsche „Einsiedler" (der ursprüngliche Titel lautete „Der Jude von Cäsarea") gehört trotz all dieser be-

klagenswerten Menschlichkeiten zu den bedeutendsten, charakteristischsten und ergötzlichsten humoristisch-satirisch-historischen Romanen, die jemals geschrieben worden sind. Besonders die ganze Münchener Humoristen-Schule hätte Grund, auf diese Krone ihrer Leistungsfähigkeit stolz zu sein. Sie ist es aber wahrscheinlich nicht. Das kommt auch vom Viehvolk. Dawider ist nichts zu machen. Nichtwahr, Röhrle von Häfner-Neuhausen? Der Röhrle ist nämlich ein praktischer Humorist aus der großen Napoleonszeit im Anfange dieses undefinierbaren Jahrhunderts — und Friedrich Geßler in Lahr hat jetzt einen epischen Humoristen aus ihm gemacht in einem 188 Seiten starken Buch (Verlag Hinstorff in Rostock) und dem anderen schwäbischen Dichter J. G. Fischer zugeeignet. Röhrle war der „Herrgottsakerment" der Napoleonischen Heerscharen auf dem Wege nach Rußland und zurück — und seine Schwabenstreiche sind gewiß der Gunst der komischen Muse nicht unwürdig. Zum Beispiel das zwölfte Hauptstück: „Wie der Röhrle Napoleons Brautführer wird."

Jetzt hängt der Degen an der Wand,
Fast wird der Kaiser Dandy;
Er hält auf schöne Kleidung viel,
Studiert die ars amandi,
Bewegt sich aufrecht, leicht und stramm
Als vorgeschritt'ner Bräutigam.

„Was fehlt mir?" rief der Kaiser aus,
„Mein Thron ist wohl gefestet,
Die Völker ducken sich vor mir,
Nun heißt es: gut genestet!
Ich brauche für den schönsten Thron
Nur einen Erben, einen Sohn!"

Er schrieb dem Röhrle bald nach Wien:
„Geliebter Freund, komm' eiligst,
Daß du durch deine Gegenwart
Das Hochzeitsfest mir heiligst!
Sei du der Führer meiner Braut,
Mein Ehrgeselle wonnetraut.

So werden mit Grazie und Humor sämtliche Heldenthaten des biederen Hergottsakerment abgewandelt. Der Dichter würzt seinen episch-humoristischen Mummenschanz überdies mit einer Fülle bald feinerer, bald gröberer Anspielungen auf neuzeitige Zustände und Stimmungen und unterbricht damit aufs glücklichste die Monotonie, die sich notwendig aus dem Beibehalten des nämlichen Vers- und Strophenschemas durch 188 Seiten ergeben muß. Aber wäre „Der Röhrle von Häfner-Neuhausen", wie Geßler sein Buch nach dem Helden benamste, noch zehnmal bedeutender als humoristisches Dichtwerk: es nützt alles nichts — tant pis! So wie es ist, erscheint es gut und gediegen und litterarisch bedeutend genug, um von der Dumpfheit und Blindheit des obenbelobten Volkes dem Schicksale seiner Genossen überantwortet zu werden: keine Leser, keine Auflagen, keine Wirkung. Das ist der Humor unserer wirklich humoristischen Litteratur in Deutschland. Natürlich, ein echter Humorist pfeift darauf — oder so ähnlich. Viehvolk, bah! Nichtwahr, mein Oberst?

Die Amerikaner mit ihrem großartigen Yankee-Humor sind freilich ganz andere

Kerls: die bereiten ihren Humoristen feierlichen Empfang und ein köstlich angenehmes Nest. Wie tragen sie ihre Meister der „Short-Story" auf den Händen, ihren Mark Twain vor allen, dann ihren Stockton, ihren Bishop, Aldrich, Deming und tutti quanti — und bereiten ihnen Auflage über Auflage! Die Skizzen dieser Schriftsteller erfreuen sich einer Verbreitung, welche selbst unsere insipidesten und populärsten Auch-Humoristen wie der Buchholz-Stinde und seine Nachahmer, nicht einmal in ihren ausschweifendsten Träumen erreichen. Der lustige Verleger (und ehemalige Journalist) Robert Lutz in Stuttgart hat in seinen bis jetzt erschienenen drei Bändchen „Sternbanner-Serie" eine Reihe dieser vortrefflichen amerikanischen Humoristen in neuen Übersetzungen veröffentlicht. Wir sind unseren genialen Kollegen von jenseits des großen Wassers freundlich genug gesinnt, um ihren Schriften auch bei uns eine heilsame Verbreitung zu gönnen, obzwar wir nicht hoffen dürfen, daß die Yankees Reziprozität üben und unseren Humoristen drüben jenen Erfolg erringen lassen, den sie in der Heimat umsonst erstreben. Umsonst? Pro nihilo! Zuviel Viehvolk — nichtwahr, mein Oberst? M. G. Conrad.

Ein Held der Feder.

Eine Unzahl von Büchlein ist erschienen, uns „Lichtstrahlen" oder „Perlen" oder „Goldkörner" aus den Werken heimischer und fremder Dichter und Denker darzubieten, aber keines, das heute so zeitgemäß wäre, als dasjenige Prof. Dr. Eugen Oswalds, das dem großen Litteraturwerk des Engländers Carlyle entnommen ist (Verlag von W. Friedrich in Leipzig). Übergescheidte und überklare Nüchterlinge haben den großen Schriftsteller Carlyle der Überschwänglichkeit und Verworrenheit zu bezichtigen beliebt. Immer zu! Wer einen wogenden Ozean von Empfindungen und Ideen in sich trägt, hat das hohe Recht, sich anders zu geben, als die armseligen Schlucker, welche ihr Lebenlang mit anderthalb Gedanken wirtschaften und sich etwas auf Amt und Würden zugute thun müssen, um ihren trostlosen Empfindungsmangel zu maskieren — lackierte Tröpfe, denen man ein gewisses Mitleid nicht versagen kann. Carlyles „Geschichte der französischen Revolution", sein „Kultus der Heroen", seine Werke über Goethe, Schiller und den großen Preußenkönig — um nur das für uns Kerndeutsche Anziehendste zu nennen — sind unvergleichliche Denkmale großartiger Gesinnung und feinster Kenntnis weltbewegender Seelenzustände. Eugen Oswald, ein geborener Heidelberger und seit vielen Jahren energischer Dolmetsch deutschen Geisteslebens in London, hat sich durch seinen handlichen Auszug aus Carlyles Werken ein unbestreitbares Verdienst um die Litteratur der germanischen Welt erworben. Seien wir dessen stets eingedenk!

Selbstverständlich kann das Oswaldsche Büchlein nur als Anreizung, die Werke des Meisters im Zusammenhange zu studieren und zu den Quellen hinabzusteigen, seine eigentliche Wirkung üben. Auch gibt eine Zusammenstellung von Aussprüchen niemals ein volles und zutreffendes Charakterbild. Im Gegenteil: der Auswähler und Zusammensteller hat es in der Hand, uns seinen Helden in der verkehrtesten Beleuchtung zu zeigen, ihn durch sich selbst karikieren und die unglaublichsten Grimassen schneiden zu lassen. Zudem sieht jeder bedeutende Mensch in einen anderen bedeutenden Menschen, den er nur fragmentarisch von einzelnen Seiten und nur in gewissen Stimmungsverhältnissen und psychischen Spannungen kennt, eine Menge Fremdartiges hinein, verhängt die Gewichte und verrückt die Zeiger seiner Seele u. s. w. u. s. w.

Wie gefährlich ist da ein Mittelsmann! Er legt sich natürlich die außerordentliche Kompliziertheit eines genialen Menschen in seiner Weise zurecht, nach dem Maße seiner eigenen Fähigkeiten und Neigungen! Wenn wir nun in unserem Falle auch mit Freuden bestätigen, daß Oswald seinen Carlyle ehrlich und tüchtig genommen und nur die unbezweifelbarsten Goldkörner aus den tausend Schachten seines Geistes herausgefördert hat, so haben wir eben doch auch bei Oswald nur Bruchstücke, Trümmer, und nichts weniger als ein Ganzes. Je gewaltiger in einem Geiste der Wille zur That und zur Macht, je energischer seine Entwickelung und je andauernder sein Wachstum, desto reicher, vielseitiger und — widerspruchsvoller (scheinbar wenigstens!) gestaltet sich sein Lebensbild. Und gerade die Widersprüche sind das Interessanteste und Fruchtbarste an einem genialen Menschen, denn in ihnen erkennen wir die verborgenen Saftgänge jener geheimnisvollen Lebenskraft, welche vor Verknöcherung und Sterilisierung schützt, indem sie für das sich verjüngende Blut immer neue Kanäle und Gefäße ausfindig macht. Er widerspricht sich? Ergo entwickelt er sich, ergo steht er noch in frischem Saft! Und dann: wie wunderbar anziehend ist ein Schriftsteller, der sich womöglich auf jeder Seite in der originellsten Weise widerspricht — man denke nur an Schopenhauer! — und wie blödsinnig langweilig ist ein systematischer Original-Esel, der auf jeder Seite nur sein Ya wiederholt — selbst wenn er Maulkünstler genug wäre, sein Ya in neunundneunzig Variationen und mit allem Schnickschnack von Koloraturen und Fiorituren herauszubringen! Im Selbstwiderspruche liegt das Heldenhafte, die tapfere Natur, der unstillbare Thatendrang. Auch die Natur widerspricht sich — denn, wie Carlyle so schön sagt, „sie dürstet nach heldenhaftem Thun“! Und Carlyle widerspricht sich — und das ist sein Triumph! Dieser Widerspruch kommt aber bei Auslesen und Spruchsammlungen nicht kräftig heraus, weil der Veranstalter mehr oder weniger bewußt immer auf eine Gedankenharmonie ohne störende Dissonanz hinarbeitet. Besonders die antidemokratischen Stimmungslosbrüche kommen beim Oswaldschen Carlyle zu kurz. Und wie entzückend ist unser gewaltiger Schriftsteller gerade da, wo er sein Ohr an das Herz der Volksmassen legt und ausruft: Ein Wahn, zu behaupten, daß die Menschen nach Freiheit dürsten! Die wilden, schreienden Massen verstehen sich nicht auszudrücken, aber der Weise vernimmt den Sinn ihres unartikulierten Gebetes: Leitet uns, beherrscht uns, wir sind wahnsinnig und elend und können uns selbst nicht beherrschen! Das erste und höchste aller Menschenrechte ist, von dem Stärkeren beherrscht zu werden, und wenn Freiheit überhaupt einen Sinn hat, so ist es der, dieses Recht zu gewinnen ...

Amen. Man ergreife dankbar Oswalds Hand und lasse sich zu den Schriften des Meisters leiten! M. G. Conrad.

Deutscher Realismus.

„Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist.“ Dieses Wort gilt auch von den realistischen Schriftstellern. Darüber hinaus bedarf es nichts weiter, um dem deutschen Realismus zugezählt zu werden, als Ehrfurcht vor der Natur und Respekt vor der Technik, d. i. vor dem ehrlichen Handwerk. Der Roman von Hermann Conradi „Phrasen“ (Verlag von W. Friedrich in Leipzig) ist vom ehrlichen Handwerksstandpunkt, der sich mit der heiligen Kunst keine Scherze erlaubt, die denkbar schmerzlichste Enttäuschung, welche uns dieser hochbegabte Schriftsteller bereitet hat. Es ist ein greulich zerfahrenes und zersetztes Machwerk. Der Verfasser sagt selbst

S. 46: „Wenn ich diese Blätter mit losen und farbigen Bildern, allerhand Gedankennetzwerk und verworrenem Flechtwerk überdeckt habe —!“ Ja, so ist das ganze Buch gearbeitet. Dazwischen hinein stehen wie Tannen in einer niedrigen verkrüppelten Wildnis einige allerliebste Erzählungspartieen, welche die Jugendzeit, die Eltern, die Schule 2c. des Helden Heinrich behandeln. Aber dieser ewige Heinrich und wieder Heinrich und zum tausendstenmale Heinrich geht einem geradezu auf die Nerven. Der Verfasser hat auch gar nichts gethan, um den Leser zu der Erkenntnis zu zwingen, daß jeder Einfall, jeder Gedanke, jede Erinnerung dieses „Jünglings“, ja, jede seiner Bewegungen so fabelhaft interessant und wichtig sei, daß wir ohne deren allergenaueste Kenntnis uns zum Verständnis der folgenden „Werke“ nicht aufzuschwingen vermöchten. Dieser Heinrich ist einer der unangenehmsten und bei aller Gescheidtigkeit verschrobensten Jünglinge, die sich denken lassen: ein greisenhafter Vielwisser, der, kaum hinter den Ohren trocken, schon über alles hinaus ist, ein alles Besserwisser von grenzenlosem Dünkel, ein in sich selbst verliebter Affe, der ganz Gehirn und Reflexion, sich selbst wie eine Maschine in einem Glashause vorkommt, wo er fortwährend jede Regung beobachtet, zerfasert, kritisiert. Von Weibern kennt dieser Grünschnabel drei Abstufungen der nämlichen Gattung: die Zimmervermieterin, die Kellnerin und die Dirne schlechtweg. Sowohl die Austrittsszene mit der Zimmervermieterin am Anfange des Buches wie die Abgangsszenen im Wirtshaus und im Bordell am Schluß zeigen diesen edlen Jüngling in der schmierigsten Beleuchtung, in einem stinkigen Nebel — und wir werden vom Anfang bis zum Ende in dem Eindrucke bestärkt: dieser verrückte Homunkulus ist aus so schlechtem Menschenmaterial, daß es wirklich der Mühe nicht lohnte, ihn auch nur versuchsweise künstlerisch zu gestalten. Es ist dem Verfasser auch nicht gelungen, uns diesen Jüngling mit wirklichem, glaubhaftem Leben zu erfüllen: es ist eine jeder Wirklichkeit abgewandte, schemenhafte Gedankenzeugung geblieben. Das Buch ist also technisch durchaus verfehlt, weil dessen Held aus Dunst und Nebel niemals zu einem starken, sinnlichen Sein und Leben gelangt; denn eine Reihe von abstoßenden Ekelhaftigkeiten und uninteressanten Alltäglichkeiten bildet noch lange kein logisches Lebensgefüge von zwingender Notwendigkeit. Und wenn der Verfasser einen Eid schwüre, daß er mit seinem Heinrich Spalding eine thatsächliche Persönlichkeit vor Augen hatte und rücksichtslos im Guten und Schlechten und Schlechtesten treffen wollte, so antworten wir ihm: daß der Wille zum Wirklichen noch nicht die Bemeisterung des Wirklichen bedeutet und daß seine künstlerischen Mittel nicht ausgereicht haben, aus diesem visionären Romanfragment, das sich „Phrasen“ betitelt, ein realistisches Kunstgebilde von überzeugender Wahrheit zu gestalten. Da gilt keine Ausrede, auch die nicht, welche Conradi in den bis zum Grotesken ins Subjektiv-Unfehlbare getriebenen „Vorgedanken“ seines Buches auskramt: „Ich übergebe hiermit ein Werk der Öffentlichkeit, das auf dem Titelblatte die offizielle Marke ‚Roman‘ trägt, aber kein ‚Roman‘ ist. Was dann? Nun! Irgend etwas anderes — die ihm zu Grunde liegende Leitidee wird erst nach dem Erscheinen des Romans ‚Ein moderner Erlöser‘ ganz scharf und klar hervortreten.“ Und später: „Ich betrachte mein Buch in erster Linie als einen Heroldsruf an meine Generation u. s. w.“ Ich gestehe, daß mir von einem so begabten Schriftsteller wie Conradi ein ehrliches, schlichtes Kunstwerk sans phrase hundertmal lieber wäre, als diese „Phrasen“.

Neben diesem ungesunden hypergenialischen Gethue unseres Problematikers Heinrich Spalding nehmen sich die Gestalten, die uns Conrad Alberti in seiner neuen Novellensammlung „Plebs“ (Leipzig, W. Friedrich) vorführt, um so voller,

runder und tüchtiger aus nach ihrem ganzen Denken und Gehaben, Handel und Wandel. Da hängt nichts in der Luft oder Träumerei, sondern alles marschiert auf dem festen Boden der gegebenen Wirklichkeit; diese Menschen wissen, daß sie nicht zur Wollüstelei und Spintisiererei, sondern zum resoluten Denken und Thun auf der Welt sind. Der Dichter klügelt sich keine windigen Probleme zusammen, sondern er nimmt ein Stück derbes Alltagsleben und formt's mit sicherer Hand zum Kunstwerk. Die drei Novellen „Hammer und Nobel“ — „Eine Majestätsbeleidigung“ und „Im Rechtsstaat“ sind technisch gleich vortrefflich gemacht und als ehrliche Abschilderung unserer wirklichen reichshauptstädtischen Volkszustände von packendem Reiz. Wir können dem Verfasser nur aufrichtig danken für diese typische Bereicherung unserer deutschen realistischen Litteratur. Sein „Offener Brief an die Kölnische Zeitung“, womit er das Novellenbuch eröffnet, ist ein Musterstück schneidiger Polemik. Einige Schwefelblitze sind dem Feuerkopfe zu gut zu halten.

Mit eigentümlichen Gefühlen haben wir die Bücher „Mein Debut“ und „Monte Carlo“ von Ernst Ziegler (Dresden, H. Minden) aus der Hand gelegt. Das erstgenannte Werk, eine Sammlung flotter Novellenskizzen und frisch hingeworfener Charakterzeichnungen, wurde durch einen Geleitsbrief Emil Zolas, des Großmeisters des französischen Naturalismus eingeleitet. Zola wollte damit zunächst dem österreichischen Autor, der eben die Romane „Germinal“ und „L'oeavre“ so vorzüglich verdeutscht hatte und gleicherweise jetzt auch „La Terre“ verdeutscht, ein öffentliches Zeugnis seiner Dankbarkeit und Wertschätzung erteilen; sodann wollte er bei dieser guten Gelegenheit dem jüngeren Kollegen und Mitstreiter der neuen Richtung ritterlichen Gruß und Wunsch entbieten. Dieser Geleitsbrief wurde photolithographiert dem Zieglerschen Buche als Vorwort beigebunden. Dieses etwas geräuschvoll in Szene gesetzte Auftreten Zieglers als Zolaschüler und Nachfolger des französischen Naturalistenhäuptlings mußte natürlich die Erwartung erwecken, daß Zieglers erster Roman ganz im Sinne seines Pariser Musters eine Leistung von verwegenstem Naturalismus, womöglich noch eine Überbietung, eine Überzolaisierung Zolas sein werde. Nun erhalten wir das Buch: ein Spielroman „Monte Carlo“ — begierig machen wir uns ans Lesen und siehe da, keine einzige Seite mutet uns zolahaft an! Ernst Ziegler offenbart uns kein neues Geheimnis seiner Schriftsteller-Natur: wie im „Debut“, so tritt er auch in „Monte Carla“ als ein sehr gewandter, angenehmer Erzähler vor uns hin, der selbst blasierte Leser hinlänglich zu fesseln weiß, auch da, wo der stoffliche Reiz fast Null ist. Denn dieser grüne Tisch mit seinen Ziffern und dem ganzen bekannten Apparat — frappiert gewiß nicht durch Neuheit; und wie der Spielteufel alle diese Menschen blöd- und wahnsinnig macht, ist uns heute gewiß von äußerst mäßigem Interesse. Die Heldin, eine indolente, halb unbewußt durchs Leben ziehende Generalin, die mit vierzig Jahren ihren ersten Roman, ihre erste wirkliche Leidenschaft erleben möchte, wenn sich ihr die hierzu ausersehene Gelegenheit in Gestalt eines hübschen, jungen ꝛc. Franzosen nicht allzu rasch und allzu kühl entzöge, kann uns gleichfalls keine begeisterte Anteilnahme entlocken. Weit plastischer und reizvoller tritt ihr unglücklicher Anbeter und Verfolger, die komische Figur des Buches, aus dem Rahmen der Erzählung hervor. Er gibt Veranlassung zu vielen heiteren, wirklich humorvollen Zwischenszenen. Daß es Ziegler gelungen, uns ein deutliches, gut durchkomponiertes Bild von dem Leben und Treiben auf Monte Carlo zu geben, bedarf keiner ausdrücklichen Hervorhebung, denn das muß sich bei einem Schriftsteller von Talent ganz von selbst verstehen. Störend wirken nur die häufigen, viel zu wortreichen, nicht genügend konzentrierten Naturschilderungen: sie

treten zu äußerlich herein in das Ganze, sind nicht innig genug mit ihm verschmolzen und verfehlen daher auch ihren Kunstzweck, Stimmung und Atmosphäre zu machen. Schon diese einzige Ausstellung reicht hin, den Beweis zu führen, daß Zieglers „Monte Carlo“ nicht nach den strengen Gesetzen der Zola-Schule gearbeitet ist. Eine genaue Prüfung aller Elemente aber würde unwiderleglich darthun, daß in dem ganzen Werke keine Spur von dem Naturalismus Zolas zu finden ist, daß der Verfasser überhaupt eher der guten alten Erzählerschule angehörig zu betrachten, als den Stürmern und Drängern des realistischen Experimentalromans beizugesellen ist. Damit soll auch nicht der Schatten eines Tadels ausgesprochen sein: Zieglers Talent ist, wie es ist, bedeutend genug, um in jedem neuen Werke mit Freuden begrüßt zu werden. Er möge es nach bestem Wissen pflegen, aber gewaltsam weder nach links, noch nach rechts biegen. Und weil er leider in der Bevorwortung seines „Debut“ den trügerischen Schein erweckte, sich für einen Zolaisten de pur sang geben zu können, so haben wir die erste Lektüre seines wertvollen Buches nicht mit ungemischten Gefühlen beendet.

Zum Schlusse erfahren wir durch eine Privatmitteilung, daß „Monte Carlo“ ursprünglich als Feuilleton-Roman erschienen sei und keine höhere Qualität denn gute, lesbare Durchschnittslitteratur à la Heyse, Jensen u. a. beanspruche; daß aber das eigentlich für Zieglers litterarische Bestrebungen typisch entscheidende Werk ein zweibändiger Roman „Spinnengewebe“ sei, der seit zwei Jahren im Pulte des Autors schlummere, da es ihm bis jetzt unmöglich gewesen, einen Verleger dafür zu finden.

Ähnlich wie mit Ziegler ist es uns lange mit Hermann Heiberg gegangen. Eine geräuschvolle Kritik wollte uns seine ersten Werke als typische Erscheinungen des wahrhaftigen Realismus deutscher Art anpreisen. Wir wehrten uns dagegen, weil wir mit dem Begriff Realismus nicht bloß eine bestimmte Natur- und Kunstanschauung, sondern auch — und in künstlerischen Fragen in erster Linie — ein bestimmtes Stilprinzip und eine bestimmte Methode litterarischen Schaffens fordern, Dinge, die sich in Heibergs Erstlingswerken jeder bestimmteren Fassung entzogen; denn Heibergs Art war es, sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit gerade auf unbestimmbarem Grenzgebiete zu tummeln und die Frager nach seiner Zugehörigkeit zum Besten zu halten. Des Irregeführtwerdens müde, kamen die ehrenwerten Systematiker und Etikettenschreiber überein, in dem flotten Erzähler einen Realidealisten oder Idealrealisten oder sonst etwas imposant Gemischtes, was als Justemilieu-Humbug alle Parteien befriedigen soll, zu erkennen. Überflüssige Mühe! Bei guter Unterhaltungslektüre ist die Schulbestimmung gar nicht notwendig. Man unterhält und amüsiert sich mit seinem Autor, das genügt. Erst wenn die Linie der Unterhaltungslitteratur überschritten wird und der Fabulierer sich zum bewußt schaffenden litterarischen Künstler erhebt, dann ist eine scharfe Sonderung möglich und notwendig. Heibergs schriftstellerische Thätigkeit ließ in den letzten Jahren diese Entwickelung vom erzählenden Virtuosentum zur strengen Künstlerschaft, die höhere Ziele, als Eintagserfolge und Zeitungsruhm und Gelderwerb im Auge behält, immer deutlicher hervortreten. Heibergs neuester Roman „Ein Weib“ könnte nun fast schon als ein Musterwerk des deutschen Realismus angesprochen werden, hätte der Autor sich von gewissen virtuosen Willkürlichkeiten in der Charakterzeichnung und Überraschungseffekten in der Führung der Handlung ferngehalten. Jedoch wiegen diese Überbleibsel der alten Heiberg-Manier nicht schwer genug, um das Werk in die litterarisch bedeutungslose Unterhaltungsschriftstellerei herabzudrücken: „Ein Weib“ ist die vornehm-kraftvolle Leistung eines Dichters, dessen Wesenskräfte sich immer entschiedener nach der freien, hellen, von allen Schranken des Konventionalismus unbe-

helligten Seite der modernen realistischen Kunst neigen. Zu dem neuen Buche dürfen wir nicht nur dem Autor, sondern auch der deutschen Litteratur gratulieren.

M. G. Conrad.

Unterhaltungslitteratur.

„Irrwische." Roman von Robert Byr. 3 Bde. Jena 1887, Costenoble. Der Titel ist nicht gerade sonderlich charakteristisch für den Inhalt des Romans, denn abgesehen von dem allerdings reizenden Irrwischwesen Geraldine ist nichts besonders Irrlichtortiges da; die vorkommenden Ehe- und Liebesirrungen sind ja auch sonst ein regelmäßiger Gegenstand von Romanen. Immerhin läßt sich von dem vorliegenden sagen, daß er in jeder Beziehung gut ist, die Handlung korrekt und spannend, die Dialoge geistreich, die Charakteristik sowohl der Vornehmen, als der Leute aus dem Volk durchweg klar und interessant; dafür ist er aber auch in keiner Hinsicht groß oder begeisternd oder hervorragend originell. Zur leichten Erholung etwa an langen Winterabenden, wird das Werk niemand unwillkommen sein; es ist ein wirklich gutes Unterhaltungsbuch, wenn auch durchaus kein Ereignis für die Litteratur.

G. Cristoller.

„Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen." Herausgegeben von Arnold Dodel-Port. Zwei Bände. Leipzig 1886, B. Elischer. Mit diesem Werke hat der Züricher Professor Dodel-Port dem gebildeten deutschen Hause ein wunderschönes Geschenk gemacht, und damit sich nicht nur Geist und Gemüt, sondern auch das Auge daran erfreue, hat der Verleger für geschmackvolle Ausstattung gesorgt und Deublers Porträt und andere reizvolle Kunstbeilagen hinzugefügt. Wer dieses seltene und seltsame Buch einmal zur Hand genommen, wird oft zu ihm zurückkehren, sei es auch nur, um einen Blick hineinzuwerfen und im Fluge einige cequicksame Gedanken zu erhaschen; denn wo man auch hinsehen mag, es ist mit köstlichem Geiste übersäet — oder um ein Bild für Nascher zu gebrauchen, es ist wie ein echter Lebkuchen mit süßen Mandeln gespickt. Ein Bauernphilosoph, ein Schöngeist in Lodenjoppe und lederner Kniehose — und diese Helle und Weite des Geistes, diese Milde und Holdseligkeit der Empfindung, dieser Duft und Glanz des Gemüts, diese bezaubernde Schönheit des Reinmenschlichen, Schlichtnatürlichen — und als Grundlage der bravste, ehrenfesteste Charakter, der sich nur denken läßt! Nein, ich muß das zuckerige Bild für Nascher wieder zurücknehmen: es ist an dem Buche und seinem Helden nichts Konditorhaftes, nichts Süßliches und Zerflossenes und Zusammengerührtes! Aber was ist das nur für ein Mensch? Kam der irgendwo und irgendwann wirklich vor? Ist dieses unerhört schöne, edle, reiche Leben kein — Lebenstraum? Jawohl, es ist ein Lebenstraum, aber kein von einem Poeten zusammengelogener, sondern ein wahr und wahrhaft durchlebter: wir haben die Dokumente in Händen, wir können jedes Wort, jeden Schriftzug, das kleinste Zeichen prüfend unter die Lupe nehmen. Und in dieser Welt von Gemeinheit und Dummheit, von Schusterei und Schubjackerei, von Roheit und Niedertracht, bei so viel Viehvolk eine so auserlesene, reine, unbesudelte Menschenblüte in Gestalt eines oberösterreichischen Bauern! Ich bitte euch, Leser, nehmt das Buch mit seinen unglaublichen Dokumenten zur Hand — und wenn dann ein Lumpenhund, ein Preßbandit, ein Tropf, oder was es auch sei, euch die Minute verbittern will, dann rufet das Bild dieses Bauern Konrad vor eure Seele und ihr werdet ein Wunder erleben! Ich hab's erlebt. Experto credite.

„Ich führe ein Leben, das selbst ein Solon hätte preisen können." Und gleich darauf: „Nur wer so viele traurig verlebte Tage durchgelitten und jahrelang unter dem Auswurf der Menschheit" u. s. w. Ein Wundermensch!

M. G. Conrad.

Musik-Litteratur.

Sowohl für die Leute von Fach wie für das musikliebende und -übende Haus bildet das „Opern-Handbuch" von Dr. Hugo Riemann (Leipzig, Kochs Verlag) ein nie versagendes Repertorium der dramatisch-musikalischen Litteratur. Es ist das bis jetzt existierende zuverlässigste und bequemste Nachschlagebuch und ein notwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon. Der Musikversimpelung durch öde Klavierdrescherei und Liedertafelei kann sicher auch dadurch einigermaßen gesteuert werden, daß der Sinn für musikalisches Wissen geweckt und gepflegt wird. Auch von diesem Gesichtspunkte aus verdient das Riemannsche Buch die weiteste Verbreitung

Hans Frank.



Zuschriften aus dem Leserkreise.

Sehr geehrte Herren „Ungespundeten"! Wolfgang Kirchbach — sicher auch ein „Ungespundeter" — hat in seinem Lebensbuche den Ausspruch gethan: „Es ist das gemeinschaftliche Kennzeichen germanischen und griechischen Geistes, der höchsten Frivolität eines vollkommen freien Denkvermögens fähig zu sein; dem Griechen war es gegeben, über seine eigenen Götter zu lachen, und was im Mittelalter bis zum heutigen Tage in aller Unbefangenheit der ‚Herrgott' von deutschen Stämmen sich hat gefallen lassen müssen, das wäre einer eigenen Auseinandersetzung wert." Ein kluger Reichsbürger daraus ersehen kann, daß die Deutschen des Mittelalters also wirklich schon auf jener wundervollen freigeistigen Höhe wandelten, um welche die „Ungespundeten" im Theatergespräch (Oktoberheft) die — Chinesen beneiden. Wir sind eben inzwischen — nicht am wenigsten durch unsere vielgepriesene deutsche Wissenschaft, insonderheit durch unsere kritischen Theologen und Philosophen, von jener sonnenheiteren Höhe wieder herabgedrückt und zu einem steifleinenen, pedantischen, spaßlosen Drillvolk gemacht worden, dem die öde Ernsthaftigkeit, die Gehorsamlichkeit und Autoritätsfexerei des Schulsacks und Soldatentornisters jetzt über alles geht. Der moderne „gebildete" Deutsche darf überhaupt nicht mehr lachen! Sehen Sie einmal unsere verblödete studierende Jugend an — wie greisenhaft humorlos! Genug. Der Zapfen steckt im Spundloch, der Knebel im Maul, der dümmste Ernst in den Köpfen. Gott besser's! X. Y. Z.

Redaktions-Post.

K. B. in Krakau. Der Herausgeber und Verleger des Münchener Skandalblattes „Das deutsche Vaterland" ist wegen Beleidigung unseres Chefredakteurs Dr. M. G. Conrad (den er eine „litterarische Null" nannte, als „realistischen Logen-

kunstreiter“ abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätereí) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript“ weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten, Zürich-Fluntern, Pension Alpenblick. Geboren Weimar 31. 10. 64. Verfasser von Thüringer Waldblumen, Nov. 86. Eine Emanzipierte. Voila tout. — Von J. Herzfelder, der in den Münchener Neuesten Nachrichten ab und zu feuilletonistische Gastrollen gibt und daselbst einmal gar hochnäsig über Karl Bleibtreus Revolution und das junge Deutschland gefabelt hat, weiß der Litteratur-Kalender nichts zu verzeichnen als ein Bändchen Gedichte.

J.-L. in Berlin. Wir können Ihnen nur bestätigen, daß unsere Zeitschrift nicht in Geschäftsjournalismus macht — und daß keiner der hervorragenden Schriftsteller, die mit uns Schulter an Schulter kämpfen, auch nur eine Minute gezögert hat, sich mit uns in die Opfer des Kampfes zu teilen. Daß wir nichts mit Lohnschreibern und Erwerbsschmieranten zu thun haben, wird unseren Mitarbeitern gewiß nicht zur Unehre gereichen.

F. R. in Graz. Der Fall Schack-Heyse-Generalintendant hat mit Litteratur und Kunst gar nichts zu schaffen gehabt. Das Verhalten des Prinzregenten war ein Muster an Korrektheit, sein Handschreiben an Baron Perfall ein Meisterstück feiner Diplomatie. Daß sich die Stellung des General-Intendanten durch die plumpen Angriffe der Hetzer und ihrer Preßorgane nur befestigen konnte, ist selbstverständlich. Das Münchener Bühnenwesen wird wahrlich keinen Schaden davon haben. Gruß!

F. K. in Berlin. Paul Heyse und seine Kunstgenossen? — Wir stehen der Sache so kühl gegenüber, daß wir Sie gern zu der vorgeschlagenen Behandlung ermutigten, wenn wie uns davon nur irgend einen Nutzen für vaterländische Litteratur und Kunst versprechen könnten. — Können Sie sich Martin Greif aus der deutschen Lyrik fortdenken, ohne daß diese an charakteristischer Eigenart und Fülle einbüßte? Gewiß nicht; aber den Lyriker Heyse könnte man sich fortdenken, ohne daß eine wirkliche Lücke entstünde. In ähnlicher Weise verhält sich's mit den Novellisten Gottfried Keller und Theodor Storm — sie bereicherten die Gattung, sind also unersetzlich, der Novellist Heyse vermehrte sie bloß, tritt also hinter Keller und Storm zurück. Die Romanziers Gutzkow, Spielhagen u. a. sind in ihren ersten Hauptwerken schöpferisch und schrankenerweiternd vorgegangen, der Romanzier Heyse hat bloß einen guten Roman mehr beigesteuert zu den ungezählten guten, die unsere Litteratur bereits besitzt. Oder wüßten Sie aus den novellistischen Schriften Heyses wirklich den Beweis zu führen, daß ihr Verfasser der Kunst neue Wege gewiesen, daß er die Grenzen der Dichtung erweitert, kühne Gesichtspunkte vertreten habe? Sicher nicht. Bei dem Eklektiker-Salonpoeten findet sich von alledem keine Spur. Von dem Dramatiker Heyse gilt das Nämliche: er ist höchstens eine Kraft zweiten Rangs in seinen besten Stücken. Wir verweisen auf Kirchbachs geistvollen Aufsatz im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift „Münchener Parnaß“.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.



Die

VERZEICHNISS

Ausgewählter Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Friedrich in Leipzig.

K. R. Hofbuchhändler.

Mit Porträts beliebter Schriftsteller.

Nachstehend verzeichnete Werke sind durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen — in Ermangelung einer solchen liefert die Verlagsbuchhandlung bei directer Einsendung des Betrages franco.
Die Preise verstehen sich für brochirte Exemplare; gebundene kosten M. 1,— pro Band mehr.

WF

kunstreiter“ abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unfläterei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript“ weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-

*



Die



Gerhard von Amyntor.

kunstreiter" abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätcrei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript" weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-

*





Carl Bleibtreu.

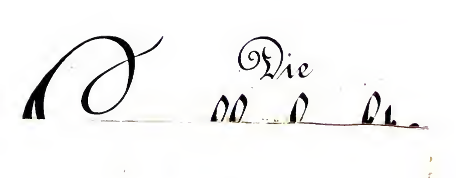
kunstreiter" abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätcrei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffenlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript" weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-





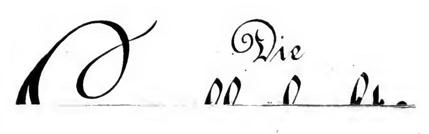
Eduard von Hartmann.

kunstreiter" abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätterei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript" weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-


Die



kunstreiter" abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätherei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript" weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-





Detlev Liliencron.

kunstreiter" abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unfläterei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript" weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-


B. v. Suttner

kunstreiter“ abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätereі) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript“ weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-


Die



kunstreiter" abbildete u. s. f. mit Dummheit, Gemeinheit und Unflätterei) vom königl. Amtsgerichte München I. zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Veröffentlichung des Urteils verurteilt worden. — Über Emil Ließ vom Weimarer „Manuskript" weiß der Litteratur-Kalender folgendes zu berichten: Kand. phil. Nov. Journalist. Redakt. d. deutschen Nachrichten. Zürich-Fluntern. Pension Alpenblick. Ge-



Litteratur und Kunst.



Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.



Heft 12. * 1887.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

(Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.)

III. Jahrgang. Heft 12.

1887 • Dezember • 1887

Inhalt:

Seite

Abel, Dr. Carl, Gegensinn 919
Hoff, Bernhard, Schnee 923
Unser Dichteralbum:
Biel, Ernst, Xenien aus der Zeit 927
Teniers, Alfred, Deutsche Lyriker 929
Osser, Heinz, Im Leid 931
Reder, Heinrich von, Ankenbrand 932
Reder, Heinrich von, Beim Bock 932
Lingg, Hermann, Gemeinheit 933
Steinbach, Emil, Über die Pflichten des Besitzes 934
Bierbaum, Otto Julius, Die Gemäldesammlung des Grafen Schack in München 948
Lincke, Arthur, Über Carl Abels sprachwissenschaftliches Wirken 961
Conrad, M. G., Münchener Novitäten-Abende 980
Vom Büchertisch 982
Redaktions-Post 993

Hierzu das Porträt von Dr. Carl Abel.

„Die Gesellschaft" erscheint Mitte jeden Monats und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, wie von der Verlagshandlung zu beziehen.

Preis pro Semester (6 Hefte) Mark 5.—.



Carl Abel.



Gegensinn.

Von Dr. Abel.
(Berlin.)

Wenn es auf sprachlichem Gebiet eine Erscheinung gibt, welche die Entwickelung der menschlichen Vernunft aus ringenden Anfängen erweist, so ist es das unter dem Namen des „Gegensinns“ neuerlich erkennbar gewordene Phänomen.

Die ägyptische Sprache ist die ältest erhaltene Rede der Menschheit. Bis auf 4000 Jahre vor Christus zurückgehend, übertrifft sie in der Altertümlichkeit ihrer Zeugnisse sowohl Sanskrit als Chinesisch, und wahrscheinlich auch Assyrisch, bei weitem. Nachdem sie eine fünftausendjährige Litteratur erzeugt, deren Anfang schon eine lange Vorgeschichte voraussetzt, ist sie allmählich vor der Sprache der arabischen Eroberer nach dem Süden des Landes zurückgewichen und auch dort seit einigen Jahrhunderten verschwunden. Gegenwärtig lebt sie nur noch ein Scheinleben im Gottesdienst der ägyptischen Christen, der Kopten, welche in ihr beten, ohne sie zu verstehen.

Diese ältest erhaltene Sprache nun reicht nicht allein am weitesten in die dunkle Vergangenheit zurück, sondern entfaltet auch während ihrer geschichtlichen Existenz eine konservative Kraft, welche zu einem günstigen Rückschluß auf eine verhältnismäßig geringe Veränderung in vorgeschichtlicher Zeit berechtigt. Das Studium derselben bestärkt diese Folgerung. Ein Idiom, welches Aktiv und Passiv häufig noch nicht unterscheidet, welches durch den Vokalwechsel der Wurzeln Synonymen bildet und eine so große Veränderlichkeit des Konsonantismus zuläßt, daß dasselbe Wort wie in verschiedenen phonetischen Toiletten zu erscheinen vermag — ein solches Idiom hat so viele Urzüge in die historische

Periode hinein gerettet, daß ihre Erhaltung in prähistorischer Zeit sich von selbst ergibt.

Unter den merkwürdigen Zügen der ägyptischen Sprache ist der merkwürdigste das Auftreten entgegengesetzter Bedeutungen in demselben Wort. Man denke sich, daß im Deutschen ein und dasselbe Wort hell und dunkel (Ägyptisch kek), oder faul und fleißig (Ägypt. srfe, tschnau), oder rein und schmutzig (Ägypt. sof, djohm), oder naß und trocken (Ägypt. schouo), oder nehmen und geben (Ägypt. dji, terp, tenp), oder binden und trennen (Ägypt. nosch, tscholdsch), oder kriechen und springen (Ägypt. oschti), oder hören und sprechen (Ägypt. sme) bedeutete, und man hat die Erscheinung, welche sich in einer großen Anzahl von altägyptischen Worten thatsächlich vorfindet, und sich teilweis bis in die neueste erst vor wenigen Jahrhunderten gänzlich erloschene Periode der Sprache erhalten hat. Die Sache scheint unglaublich und wird dennoch durch jedes ägyptische Wörterbuch belegt. Bei der ersten Entdeckung der Thatsache frägt man sich betroffen, wie die menschliche Vernunft eine solche Unvernunft zugelassen haben kann, und wie, wenn sie sie zuließ, die Worte verständlich geblieben sein können?

Die nächstliegende Erklärung, welche allerdings nur den ersten Teil dieser Doppelfrage beantwortet, ist die, daß in einer primitiven Periode der Sprachbildung die Homonymen d. h. die zufälligen Gleichklänge, die ja auch heute noch vorkommen, sehr viel zahlreicher gewesen sind, und daß lautlich identische Worte, die entgegengesetzte Bedeutungen zeigen, demnach begrifflich nichts mit einander zu thun zu haben brauchen. Es wäre also nur der Dürftigkeit der ursprünglichen Wurzelbildung zuzuschreiben, daß ein und derselbe Laut für die mannigfaltigsten Begriffe, und darunter dann auch häufig für geradezu entgegengesetzte, hätte verwendet werden können, oder vielmehr müssen. Plausibel, wie diese Erklärung aussieht, wird ihr indes, abgesehen von manchen anderen Umständen, der Boden schon dadurch entzogen, daß es in derselben ägyptischen Sprache eine Anzahl zusammengesetzter Worte gibt, welche aus zwei eindeutigen, aber begrifflich entgegengesetzten Worten komponiert sind, dennoch aber nur den Sinn eines derselben ausdrücken. So bedeutet z. B. e-bol ein Wort, welches der deutschen Nachbildung „hinzuhinweg" entsprechen würde, nur „hinweg"; ebol-khen ein Wort, welches der Nachbildung „außeninnen" entsprechen würde, bedeutet nur „außen"; khelscheri, ein Wort, welches der Nachbildung „altjung" entsprechen würde, bedeutet nur „jung" u. s. w. Hier haben wir also begriffliche Widersprüche absichtlich vereint, um den Begriff eines der beiden konstituierenden

Glieder zu bezeichnen. Wir vermögen uns mithin der Einsicht nicht zu verschließen, daß die Ägypter entgegengesetzte Bedeutungen in demselben Wort, und zwar sowohl in kontradiktorisch zusammengesetzten wie in unzusammengesetzten Worten, unterzubringen pflegten, um, wie der Zusammenhang der Sätze lehrt, nur einen der beiden gegensätzlichen Sinne auszudrücken. Die kontradiktorisch zusammengesetzten, die einer späteren, verhältnismäßig vorgeschrittenen Periode entstammen, hatten immer denselben Sinn; die unzusammengesetzten älteren Gegensinne zeigen einmal diese, einmal jene Seite ihres Doppelbegriffes.

Die durch die genannten Kompositen gesteigerte und scheinbar unübersteiglich gewordene Schwierigkeit löst sich bei näherer Betrachtung leicht genug in sich selbst. Es ist klar, daß unsere Begriffe nur durch Vergleichung entstehen. Wäre es immer hell, so würden wir hell und dunkel nicht unterscheiden und keins von beiden zu bezeichnen Veranlassung haben. Wäre es immer gleich warm, so gäbe es weder die Thatsachen, noch die Begriffe, noch die Worte warm und kalt. Wäre jeder und jedes gleich gut, so würden gut und schlecht keine Existenz und keine Nomenklatur in unserer Mitte besitzen. Ließen sich gewisse Gegenstände nicht trennen, so gäbe es kein Trennen, aber auch kein Vereinen u. s. w. Da jeder Begriff somit der Zwilling seines Gegensatzes ist, konnte er nur mit dem Begriff des Gegensatzes gleichzeitig geboren werden, und, an ihm gemessen und von ihm sich abhebend, entstehen. Die Philosophie hat dies relative Nebeneinander der Dinge und Gedanken lange erkannt; die Sprachwissenschaft lehrt nunmehr, daß die Vergleichung mit dem Gegensatz bei der ersten Begriffsentdeckung und Einübung unumgänglich genug gewesen ist, um diesen Gegensatz jedesmal mit-, und zwar in demselben Worte mitzuerwähnen.

Demgemäß zeigt sich im Ägyptischen der ganze primitive Begriffsvorrat der Sprache, welcher die wesentlichsten Eigenschaften und Thätigkeiten der Dinge bezeichnet, vom Gegensinn ergriffen. Alle die Gedanken, welche in den Wurzelwörterbüchern der verschiedenen Idiome aufgeführt zu werden pflegen, und dem gesamten abgeleiteten Wörterschatz zu Grunde liegen, nehmen an diesem Doppelsinn teil.

Aber wenn sich die Erscheinung auch rationell erklärt, wie war bei ihrem Obwalten eine Verständlichkeit, eine Verständigung möglich? Der Redende muß doch einmal den einen, das andere Mal den anderen Sinn des Wortes gemeint haben? Wie machte er es in jedem Falle begreiflich, welchen? Indem die Hieroglyphenschrift den alphabetisch oder syllabarisch geschriebenen Worten erklärende Bilder hinzufügt, zeigt sie, daß die Ver-

ständlichkeit im Schreiben durch erläuternde Vignetten, im Sprechen durch entsprechende Gesten erreicht worden ist — Gesten, wie sie von den Naturvölkern noch heute zur Verdeutlichung ihres primitiven und konkreten Gesprächsstoffes mit Leichtigkeit angewendet werden. Allmählich ist die erklärende Gestikulation immer weniger erforderlich gewesen. Durch eine Entwickelung, die sich an dem geschichtlich erhaltenen Material der Sprache verfolgen läßt, ist jede Seite der ursprünglichen Doppelbegriffe allmählich so geläufig geworden, daß die andere Seite nicht mehr miterwähnt zu werden hatte, um die Begriffsfassung zu ermöglichen. Auf dieser Stufe des geistigen Fortschritts hat sich denn auch lautliche Sonderung vollzogen, indem entweder das einem ursprünglichen Doppelbegriff dienende eine Wort sich durch den Übergang seiner Laute in verwandte Laute zu mehreren Worten spaltete, deren jedes nur eine Seite des Begriffs übernahm, oder von verschiedenen synonymen Wurzeln die eine für diese, die andere für die andere Seite des Begriffs allein eintrat. Damit wurde stufenweis der schließlich vorherrschende Zustand der Eindeutigkeit erklommen, obschon die alte Zweideutigkeit niemals so weit verschwand, um unerkennbar zu werden.

Die Bedeutung, welche der ägyptische Gegensinn für die Geschichte der menschlichen Vernunft besitzt, wird dadurch gesteigert, daß, in seinem Lichte, Spuren derselben Erscheinung in den höchstentwickelten Sprachen nachgewiesen werden konnten. Einige Beispiele mögen dies belegen:

Sanskrit: bhrgu, Fels, Abgrund.
— kuhara, Klang, Ohr.
Gotisch: motan, binah, müssen, dürfen.
Althochdeutsch; risan, steigen, sinken.
Mittelhochdeutsch: zogen, eilen, zögern.
Neuhochdeutsch: Sinn, das Auffassende, das Aufgefaßte.
— Boden, das Oberste, das Unterste.
— Wider, wieder, hin, zurück.
Angelsächsisch: blaec, schwarz, weiß.
Englisch: down, Hügel, unten.
— with, mit, in compositis, wegvon.
— to cleave, spalten, zusammenhängen.
— to bid, fordern, bieten.
— yet, schon, nach.
Angelsächsisch: aemetic, müssig; Althochdeutsch: emazic, fleißig.
Altnordisch: fa, gêta, velja, geben, nehmen.
Serbisch: kraj, äußerstes, nächstes.

Großrussisch: blagi, gut und schlecht.
Kleinrussisch: dobrischtsche, das Gute, das Übel.
Großrussisch: Slovo, Wort; Kleinrussisch: Slovo, Geheimnis.
Schwedisch: uti, ausin für in.
Komposita: Englisch: without, mitohne für ohne.
Ostpreußisch: mitohne für ohne.

Gegensinn darf somit nicht nur als das grundlegende Denk-, sondern auch als das Denk- und Sprechgesetz der Menschheit angesehen werden. Es liegt auf der Hand, daß die Vergleichungspunkte der Etymologie sich dadurch verdoppeln.

Betreffs weiterer Ausführungen sei gestattet, auf meine Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, Leipzig 1885, und Prof. F. A. Potts „Allgemeine Sprachwissenschaft und Abels Ägyptische Sprachstudien", Leipzig 1886, zu verweisen.



Schnee.

Von Bernhard Hoff.

Schnee und wieder Schnee, die Luft gleicht einem einzigen fallenden Weiß. Schnee während eines ganzen Tages und Schnee noch während der ganzen Nacht.

Die Pferdebahnwagen kommen nicht von der Stelle. Selbst die Droschken geben den Kampf auf. Sie, sowohl die Kutscher wie die Pferde, werden von dem ewigen Schnee geblendet.

Der ganze „Park" ist ein großes weißes Tuch — verschwunden sind sowohl die Gänge als auch die Beete. Alle Pans und Nymphen stehen bis zum Halse im Schnee. Das ist kalt für solche Pans und Nymphen.

Fährt es fort zu schneien, so kann man nicht durch den Boulevard waten. Fährt es auf solche Weise fort, so geht man bis an die Kniee im Schnee.

Fährt der Schnee noch einen Tag fort, so werden alle Läden barrikadiert.

Ob man je so viel Schnee hier gesehen haben mag! . . .

Und es fährt zu schneien fort, immer fort. Es schneite am Tage und während der ganzen Nacht nach diesem Tage.

Es war eine Sintflut von Schnee — wirkliche Berge von Schnee.

Alles war in Weiß gehüllt, Straßen, Brücken, Dächer und Bäume. Alle Statuen sahen aus wie ungeheure Pierrots; und die armen Schildwachen schneiten in ihren Schilderhäusern ein.

Nie hat man so viel Schnee gesehen. Der letzte Droschkenkutscher gibt den Kampf auf und leitet mühsam am Zaum sein armes Pferd durch die Straßen heim.

In dem japanesischen Gesandtschaftshotel sollte ein Ball stattfinden. Einsam trippelt der Japanese unter seinen Kronleuchtern umher. Im Theater gibt man „Romeo und Julie“. Vor leeren Bänken klagt Romeo seine Liebesnot.

Kein Geheimrat erreicht seinen L'Hombretisch; die Liebhaber müssen ihre Geliebten einsam seufzen lassen.

Niemand vermag gegen diese Berge von Schnee anzukämpfen.

Jeder Bürger guckt auf seine Fensterscheibe, auf deren ganzer Fläche Schneeflocke an Schneeflocke sich häuft. — Und welche Kosten für die Kommune!

Welche Kosten, um diesen Schnee fortzuschaffen . . . wenn es einmal zu schneien aufhört.

Ja — wenn es aufhört.

Aber am nächsten Morgen hatte es wirklich aufgehört.

Weiß lag die ganze Stadt. Vor den Thüren der Armen fegten die Leute sich einen Weg; und galonierte Portiers hatten Mühe, die Pforten ihrer Herrschaft freizumachen.

Auf den Straßendamm damit! —

Welche Haufen auf der Straße. Mitten auf dem Trottoir schmale Thäler von Stegen — dort, wo der erste Morgenmann gegangen war; auf beiden Seiten wahre Schanzen.

Und draußen im Park — Alpen — Alpen von Schnee. — Diese vermochte man nicht hinwegzuschaffen, sie mußten bleiben, bis es Tauwetter wurde.

Aber der Magistrat einer großen Stadt, ein „europäischer“ Magistrat liebt nicht den Schmutz. „Reinlichkeit in den Straßen!“ sagt ein guter Magistrat.

Ein guter Magistrat will, daß die Bürger seiner Stadt sich vorwärts bewegen können und daß die Passage frei ist, besonders für die, welche Steuern bezahlen. Ein guter Magistrat ist wie ein Vater — besonders für diejenigen, die Steuern bezahlen.

Und der Oberbürgermeister — oder hat er einen anderen Titel? Sie haben so viele Titel und es sind der guten Leute so viele, die über

das Wohl der Bürger wachen — der Oberbürgermeister wollte versuchen, den Schnee fortzuschaffen. Nicht gerade allen Schnee — das wäre zu viel verlangt — rein unmöglich — aber das schlimmste wollte er versuchen fortzuschaffen.

Er ließ Plakate an den Ecken anschlagen.

Vor Mittag könnten alle Arbeitslosen auf seinem Rathause erscheinen, alle, so viele es auch seien, aber schnell. Es sei Schnee zu schippen — Massen von Schnee.

So schrieb der Bürgermeister an allen Ecken.

Wie schnell die Nachricht sich verbreitet, wenn Brotlose Brot erlangen können!

Wie schnell sie sich am Rathause des Oberbürgermeisters einfanden! Es kamen Männer und Frauen, Burschen, Knaben und Greise — alle wollten sie schippen. Hunderte kamen und neue Hunderte; es gab nicht genug Schaufeln und Hacken und Besen . . . Und immer mehr erschienen und noch gar viele. Stolz war der Bürgermeister.

Das war ein Einfall: Reinlichkeit in der Straße und Brot für die Hungrigen.

Alle Magistratsherren beglückwünschten sich zu dem Einfall — dem prächtigen Einfall.

Aber es waren viele, entsetzlich viele, welche schippen wollten . . . Woher kamen sie doch? Man war verwundert, woher sie kamen.

Aus allen Gassen — aus allen Winkeln — aus allen Bodenkammern — aus allen Ecken. — Sie liefen nach Arbeit — sie liefen nach Brot.

Es herrschte ein Gewimmel vor dem Rathause . . . Aber alle diese Kinder, diese Frauen — was wollen sie? Es sind ja doch die Männer, die zum Schneeschippen aufgefordert worden sind!

Aber auch die *Frauen* haben gehört, daß es hier Brot gebe.

Der Oberbürgermeister spricht schon von einer größeren Polizeimacht, um Ordnung zu halten. Das ist ja ein öffentlicher Zusammenlauf — fast unerlaubt . . .

Es sind viele Tausende, es ist absolut notwendig — daß man mehr Polizei requiriert.

Der Magistrat flüstert in den Ecken — der eine und der andere der Magistratsherren findet es unvorsichtig . . . eine *schöne* Idee, aber *unvorsichtig* — den Pöbel zu *sammeln*.

Sie sehen nur, wie viele Menschen da sind . . . Gefährlich.

Sehr gefährlich.

In allen Ecken schütteln die Stadtväter die Köpfe. „Als ob man scheinbar auf einem Vulkan stände," sagt einer der Väter.

Wie viele da beisammen stehen? O — einige Tausende. Und fortwährend kommen immer mehr und immer mehr ... Und sie schreien nach Schaufeln ... nein, sie rufen nach Brod ...

„Was meinen Sie?"

„Unverzeihlich vom Oberbürgermeister — wirklich unverzeihlich!"

Dort unten schreien sie nach dem Bürgermeister ... „Der Bürgermeister raus! Der Bürgermeister muß kommen!"

Er öffnet ein Fenster und die Menge sieht ihn, und sie hören mit ihrem Schreien auf. Tausende von Gesichtern sehen zum Oberbürgermeister hinauf, als werde Brot aus seinem Munde fallen.

* * *

„Was hat er gesagt? Was sagte er?" Da schloß er schnell das Fenster.

Daß der Schnee auf dem besten Wege sei zu verschwinden ... glücklich, daß man eine Menge von Arbeitskräften zur Verfügung habe ... bereitwillige Hilfe ...

Glücklich ... bereitwillig ...

Zunächst hört man ein Gemurmel wie eine kochende Brandung, dann folgt ein einziger Aufschrei. — Was rufen sie? — „Brot — Brot!" rufen sie.

Die berittene Polizei muß vorrücken.

Es entsteht eine Lichtung in dem Haufen ... und dennoch hört man das Schreien und sieht emporgestreckte Hände gegen das Haus der Räte der Stadt ... ohnmächtige Hände.

Und der Platz ist gesäubert, er gehört wieder dem Magistrat. Glücklich ist er der bürgerlichen Ordnung wiedergegeben.

„Das war ja ein Heer!" sagt der Oberbürgermeister. „Gibt der Magistrat Brot einem Heer?"



Unser Dichter-Album.

Xenien aus der Zeit.

Anarchisten und Sozialisten
Haben der Freiheit das Spiel verdorben,
Aber an „Christen" und Pietisten
Ist euer bischen Vernunft gestorben.

*

Keine Geister, keine Selbstnaturen —
Von der Schreiberstube bis zum Throne
Nur Schablone
Und der Vorschrift ausgetretne Spuren!
Flacher Ungeist zetert: „Hoch die Norm!
Schlagt sie tot, die durch die Wolken fuhren,
Macht die Welt korrekt und uniform!"

*

Ihr grämt euch sehr des Stolzes wegen,
Mit dem sich Ämterhochmut trägt?
Es wird der Ämter Stolz sich legen,
Sobald sich eure Demut legt.

*

Ihr schreibt euch schier die Finger krumm:
„Wie lösen wir die soziale Frage?"
Nun das Remedium
Liegt wahrlich klar zu Tage:
Fangt die Reform doch Mann für Mann
Beim eigenen Egoismus an!

*

Wohl! Ihr tragt der Stoffe Band
Stark geknüpft in eurer Hand,
Sprecht um beide Hemisphären
Mit des Drahts beschwingter Kraft,
Meßt die unermess'nen Leeren
Lichtberauscht, titanenhaft.
Aber soll euer Szepter währen —
O, dies Eine nehmt in Acht:
Tauchen würd' euer Glanz in Nacht,
So euch nicht dies Höchste bliebe:
Freiheit, Recht, Gesittung, Liebe.

*

Wir waren heiß im Hassen und Lieben —
Ihr seid in beidem kalt:
Die Alten fürwahr! sind jung geblieben —
Die Jungen sind leider alt.

*

Nichts kann euch entflammen mehr und entzünden —
Ihr habt zu schäumen verlernt und zu schwärmen;
Denn alle habt ihr im Leibe den Knecht.
Ihr ringt mit hungrigen Gedärmen
Nach fetten Weiden und üppigen Pfründen,
Von Strebern und Schranzen ein ganzes Geschlecht.

*

Sekt trinkt die Größe,
Die nichts als Copie —
Es darbt in Blöße
Das wahre Genie.
Die Clique, die Dirne,
Sitzt breit auf dem Thron —
Die flachste Stirne
Deckt Protektion.
Und bist du ein Nepos,
Gehört dir die Welt —
Man fei'rt dich im Epos,
Als wärst du ein Held.
So stehen die Sachen
In unserem Staat —
Die Dummheit kann lachen:
Ihr Ohm ist Prälat.

*

Alle nicht streuen sie Geistessamen,
Welche heute zu Namen kamen;
Immer frecher, immer dreister
Nennt ihr flache Geister Meister;
Zelter laßt ihr und Büffelnasen
Ruhig auf einem Rasen grasen —
Aber die Zukunft wird diese beiden
Strenge auf ihren Weiden scheiden.

*

Car tel est notre plaisir:
Wir treten euch weidlich wie Klotz und Tier.
Wir sind die Herren; ihr seid die Knechte;
Car tel est notre plaisir.

Wir haben die Rechte auf dem Papier,
Ihr aber, ihr habt nur papierne Rechte.
Wir treten euch weidlich wie Klotz und Tier;
Car tel est notre plaisir.

Cannstatt. Ernst Ziel.

Deutsche Lyriker.

Karl Bleibtreu.

Zwar hängt des Widerspruches Zopf
Ihm gar zu stark nach hinten,
Doch malt er als genialer Kopf
Mit originellen Tinten.

Ludwig Ganghofer.

Manchmal voll Schwüle, die erstickend,
Manchmal voll Kühle, die erquickend,
Ist seiner Dichtung letzter Preis
Der Kranz aus echtem Edelweiß.

Johannes Trojan.

Die Welt seiner Dichtung ist sehr klein,
Doch glänzt sie im heitersten Sonnenschein
Und zwingt durch kleine Mittel und Sachen
Uns bald zum Weinen, bald zum Lachen!

Günther Walling.

Der Glanz der Mauren war längst verweht
Und mit ihm ihrer Helden Staub —
Da kam des Wegs ein deutscher Poet
Und kränzte die Stätten mit Eichenlaub.

Max Kalbeck.

Gedankengold und Flitter
In Versen voll seltner Pracht,
Blendend wie ein Gewitter
In schwüler Sommernacht.

Wilhelm Walloth.

Ob man ihn mit den Besten nennt
Und ihn verglichen hat mit Goethe;
Eins fehlt dem Dichter: sein Talent
Entbehret der Gesundheit Röte.

Dranmor.

Wie Meeresrauschen dein Gesang,
Gewaltig, wie des Schicksals Gang;
Von trop'scher Flur wirfst Früchte du
Den Lechzenden als Labung zu!

Heinrich von Reder.

Kein Faselhans, kein lyrischer Thor,
Kein sternehaschender Wicht —
Der echtlebend'ge Kriegshumor
Aus Reders Liedern spricht! . .

Eduard Grisebach.

Halb Spott, halb Trauer! . . .
Heine und Schopenhauer
Nach durchschwärmten Stunden
Im Liede eng verbunden . . .

Ernst Wechsler.

Seine Muse trat bei Sternenschein
Ins Haus der Orgie lärmend ein,
Um reu'voll, wenn die Sanne schien,
Im Dom der Andacht still zu knien.

Otto Franz Gensichen.

Auf Erden jede Kreatur
Ein wenig Süße braucht —
Doch seine Lieder sind getaucht
In lauter Hanig nur! . . .

Otto Roquette.

Nach trägt der wackere Geselle
Viel Rasen am verstaubten Hut,
Noch preist sein Lied, das immer helle,
Was schön und frisch, was stark und gut.

Richard Schmidt-Cabanis.

Sein Humar
Quillt aft hervor
Wie Düstereste
Von Blumen, die man preßte.

Hermann Lingg.

Der Dichter der Größe, die flüchtig wie Rauch,
Der Sänger entschwundner Herrlichkeit,
Pflückt Rosen, die er den Toten weiht,
Vom duftigsten, üppig blühnden Strauch.

Hieronymus Lorm.

Er leugnet Schönheit, Glück und Glanz
Und nennt den Lorbeer ein schal' Gewind;
Ach, übersieht der Arme ganz,
Wie schön seine eig'nen Lieder sind?

Heinrich Seidel.

Sein Lied verwandelte mein Wesen,
Der Sorge trüber Nebel schwand;
Ich fand, als ich das Buch gelesen,
Mich in der Jugend Zauberland!

Adolf Pichler.

Rauh klingt der Sang, den er erhebt,
Und dennoch thut er wohl:
Durch seine kräft'gen Verse bebt
Der Schmerz ums Land Tyrol.

Oskar Linke.

Altgriechisch die Gedankenwelt,
Der Rhythmus voll und frei —
Wo Gott Amor die Fackel hält,
Ist der Poet dabei.

P. K. Rosegger.

Sein innig Lied
Klingt unbewußt
Wie Ruf der Trauer,
Wie Schrei der Lust.

Wien. Alfred Tenier.

Im Leid.

Durch die grüne Eb'ne zieht
Sich ein Pfadgewinde,
Blühend steht im Weizenfeld
Eine alte Linde.

Gott nur weiß es, wessen Hand,
Einst vor langen Tagen
An den Stamm ein Gnadenbild
Heimlich angeschlagen.

* * *

Wenn der Scheiter helle Flamme
Knisternd flackert im Kamin,
Sitzt am Rocken nachts Susanne,
Traurig singt sie vor sich hin:

Liebe ist das schlimmste Feuer,
Brennt im Herzen, brennt im Blut,
Nur die Flut im Erlenweiher
Kann mir löschen ihre Glut.

München. Heinz Offer.

Ankenbrand.

Im Moose hinter'm Latschenbusch
Hockt Ankenbrand und lauert.
Vor Elend ist er ganz vergrämt,
Ingrimmig und versauert.

Nicht eine Seele, die als Stern
In seine Trübsal schimmert.
Er hat nur einen treuen Hund,
Aus dem der Hunger wimmert.

Die Hasen laufen aus dem Wald
Und bockeln auf der Wiese,
Da kommt am Pfad ein altes Weib,
Die taube Kräuterliese.

Drahtschlingen hält er in der Hand,
Nicht traut er sie zu stellen.
Vom Dorfe hört er ferne her
Des Försters Dächsel bellen.

Den Förster samt der alten Frau,
Die soll der Teufel holen!
So dachte sich der Ankenbrand
Und macht' sich auf die Sohlen.

Er ging zum nächsten Birkenbaum,
Verhaßt war ihm das Leben.
Er hing zuerst den Schnauzl auf
Und dann sich selbst daneben.

München. Heinrich von Rede.

Beim Bock.

Der Teufel kam als Philosoph
Mit mir zu disputieren.
Da dacht' ich mir, den werd' ich wohl
Von seiner Sucht kurieren.

Ich lud ihn ein zum Hofbräubad,
Der hat ihm sehr gemundet.
Er trank ein Glas ums and're leer
Am Stammtisch: „Ungespundet".

Ich führt' ihn dann am Arme sacht
Ins Freie auf die Straße,
An jeder Ecke stieß er an
Mit der gerümpften Nase.

Der Teufel sprach: Mein Herz ist schwer,
Als wär' es Steingerölle.
Es stößt mich dein verfluchter Bad
Vam Himmel in die Hölle.

Da sagt' ich ihm: Ein Philosoph,
Der wird sich nie bebacken.
Ich seh', daß du ein Stümper bist,
Nun mach' dich auf die Socken.

Der Teufel fuhr mit Stank davon,
Ich hört' ihn raisonnieren:
Mit so 'nem Bajern jeht's man nich,
Beim Back zu disputieren.

München. Heinrich van Reber.

Gemeinheit.

Unter der Gemeinheit litten
Edle Seelen jahrelang,
Gegen die Gemeinheit stritten
Stalzer Herzen Mut und Drang;
Aber die Gemeinheit siegte
Und der hohe Mut erblich,
Und an die Gemeinheit schmiegte
Schönheit selbst und Liebe sich.

Immer die Schmarotzerpflanze,
Immer auch der grade Knecht,
Prangt Gemeinheit stets im Glanze
Und ist immer auch im Recht,
Strebst du tapfer ihr entgegen,
O, sie schlägt dich zehnmal tot,
Die Gemeinheit, nie verlegen,
Wird var keiner Schande rat.

Die Gemeinheit steht in Ehren,
Wirft sich mächtig in die Brust.
Die Gemeinheit gibt dir Lehren,
Während du verstummen mußt;
Während du vor Wut ersticken,
Oder stumm verbluten kannst,
Mißt sie dich mit kalten Blicken
Und thut gütlich ihrem Wanst.

Hältst du ihr, daß sie's empfinde,
Ihre schlechten Streiche vor,
Klatscht sie lachend in die Hände
Oder sie blickt fromm empor.
Die Gemeinheit streckt dich nieder,
Denn sie zielt so gut gedeckt,
Und sie siegt, siegt immer wieder,
Bis sie an sich selbst — verreckt!

München. Hermann Lingg.

Über die Pflichten des Besitzes.

Von Emil Steinbach.
(Wien.)

In der Regel wird nur von den Rechten des Besitzes gesprochen. Man thäte wohl gut, öfter darnach zu fragen, ob nicht auch Pflichten des Besitzes bestehen. Diese Frage will ich hier untersuchen. Mein Standpunkt ist dabei ein ganz objektiver; ich will nach dem Beispiel der Naturwissenschafter die Erscheinungen beobachten und die Schlüsse zu ziehen versuchen. Bei den zahlreichen Citaten, die ich zu diesem Zwecke vorzutragen haben werde, beabsichtige ich, Sozialisten und Kommunisten gänzlich außer Acht zu lassen, Sie könnten meine Schriftsteller für befangen halten. Mein Hauptzweck ist, Ihre Aufmerksamkeit insoweit in Anspruch zu nehmen, um das Material zu liefern, aus welchem Sie selbst urteilen können. Ich beginne damit, die Behauptung aufzustellen, daß Pflichten des Besitzes seit jeher anerkannt worden sind, und zwar von den besten Geistern aller Zeiten. Schon die Griechen legen einen großen Wert auf das Reichsein; eine Ausnahme in der Richtung, daß sie den Besitz für etwas Gleichgültiges halten, machen nur die cynischen und stoischen Schulen. Bei Xenophon tadelt Kyros das Verhalten derer, welche mühsam Schätze aufspeichern, ohne sie richtig benützen zu können, preist aber diejenigen glücklich, die das meiste in gerechter Weise

zu erwerben und das meiste edel anzuwenden wissen. Auch Aristoteles bemerkt, daß der Reichtum, insofern er zu den Bestandteilen der Glückseligkeit gehört, mehr in der Anwendung, als in dem Besitze liege. Und in den Phönissen sagt Euripides, das Vermögen sei nicht ein Eigentum der Menschen, sondern nur ein ihnen von den Göttern zur Verwaltung übergebenes Gut, über welches diese immer wieder anders verfügen können. Weiters soll Diogenes gesagt haben, daß diejenigen, welche ihr Eigentum nicht für edle Zwecke, sondern für ihren persönlichen Genuß verwenden, mit Obstbäumen und Weinstöcken zu vergleichen seien, die sich an unzugänglichen Orten befinden, und deren Früchte deshalb nur Raben und ähnlichen Tieren zu gute kommen. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß den Griechen die Erwerbsthätigkeiten im allgemeinen als herabwürdigend galten, und nach ihrer Ansicht war eigentlich die Möglichkeit eines wahrhaft menschenwürdigen Verhaltens erst für den vorhanden, der ein hinreichendes Vermögen ererbte, aber noch nicht für den, der es selbst gewann. Besonders charakteristisch hierfür ist folgender Ausspruch Platos: „Wer Gesetze gebe, könne wohl wünschen, daß seine Bürger zugleich sehr tugendhaft und sehr glücklich seien, denn das sei eine Notwendigkeit; nicht aber, daß sie sehr reich und dabei tugendhaft seien, denn das sei unmöglich. Ein hervorragend guter Mensch könne nie hervorragend reich sein, denn, wenn man sowohl auf redlichem, als auf unredlichem Wege zu erwerben bereit ist, so erwirbt man stets mehr, als wenn man dies nur auf unredlichem Wege thun wolle, und wenn jemand keine Ausgaben machen wolle, so gebe er natürlich weniger aus als ein guter Mensch, der gern zu edlen Zwecken sein Geld verwendet.“ Nach griechischen Begriffen soll der anständige Mann, wie uns Aristoteles in der nikomachischen Ethik mitteilt, zwischen Verschwendung und Geiz die Mitte halten und aus Interesse an der edlen Handlung geben, und zwar denen, welchen man geben muß, in rechtem Maße und zur rechten Zeit. Von beiden Fehlern sei die Verschwendung der viel ungefährlichere, weil sie nicht in Schlechtigkeit des Charakters, sondern nur im Mangel an Einsicht wurzelt. Namentlich bei Ausgaben für Zwecke des Staates und des Gottesdienstes verlangt der Stagirit großartiges Auftreten. Die rechte Anwendung des Besitzes ist eine der ernstesten Lebenspflichten, und der versäumt sie vollständig, der aus Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit die Würdigkeit des Zweckes, für welchen, und die Person, an welche er gibt, zu prüfen unterläßt. Diesen Grundsätzen entspricht auch das Gebahren der Edlen unter den Griechen. Der Wohlhabende, der von seinem Besitz den rechten Gebrauch zu machen weiß und dem Dürftigen

von seinem Überfluß mitteilt, erwirbt alle Anerkennung. So setzten ferner athenische Bürger ihren Stolz darein, Staatsausgaben freiwillig zu bestreiten, die Töchter und Schwestern ärmerer Mitbürger auszustatten, solche, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, loszukaufen, zu dem Begräbnis Ärmerer beizutragen, beim Ausmarsch die Ärmeren mit Reisegeld zu unterstützen, für Dürftige Geldbeträge zu sammeln. Lange Zeit entsprach es sogar nicht der Sitte, daß der reichere Athener auffälligen Privatluxus trieb; seine Wohnung war schmucklos, die Zahl der Haussklaven gering, namentlich in der Stadt selbst, nnd diese Grundsätze befolgte er, um nicht den Reichtum dicht neben der Armut zur Schau zu stellen. Die höchste Befriedigung findet man nach Aristoteles in einem Leben, das man nicht bloß für sich selbst, sondern auch für die Eltern, Kinder, Weiber, überhaupt für seine Lieben und für die Mitbürger führt. Viel weiter in der Anerkennung der Pflichten des Besitzes, als das Altertum, geht bekanntlich die christliche Lehre. Gestatten Sie die Anführung einiger Stellen. So heißt es z. B. im Evangelium Marci: „Da hob Jesus abermals an und sagte zu ihnen: Kindlein, wie schwer ist es, daß die, welche auf Geld ihr Vertrauen setzen, in das Reich Gottes eingehen. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes eingehe." Hierher gehören ferner die ersten Worte der Bergpredigt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich." Das heißt nach der Interpretation großer Kirchenväter: Selig sind diejenigen, deren Herz nicht an den Gütern dieser Welt hängt, die den Mangel derselben geduldig ertragen und beim Besitz jener Güter so nach dem Himmlischen trachten, als ob sie dieselben nicht besäßen. Will also der Reiche am Gottesreiche Anteil haben, so muß er inmitten des Reichtums entsagen und als Armer im Geiste leben. Er muß auf den übermäßigen Genuß des Reichtums verzichten und denselben nicht einseitig für sich, sondern für alle Bedürftigen verwenden. Daher schreibt auch der gelehrte Presbyter Salvian, daß nicht der Reichtum schuld sei, wenn der Besitzer der ewigen Seligkeit verlustig gehe, sondern der schlechte Gebrauch des Reichtums: wer guten Gebrauch davon macht, der kann sich doppelten Gewinn erwerben, indem er sich damit auch einen Schatz im Himmel erwirbt und sichert. Das Reich Christi ist ja ein Reich der Liebe, denn bei Johannes heißt es: „Dies ist mein Gebot, daß ihr euch liebet, wie ich euch geliebt habe." Und im Evangelium Matthäi wird gesagt: „Einer ist euer Vater, der im Himmel ist, ihr aber seid nur Brüder." Alle sollen nur eine große Familie zu gegenseitiger Unterstützung bilden, wie der heilige Paulus an die Korinther

schreibt: „Der Überfluß des einen soll dem Mangel des andern abhelfen, auf daß Gleichheit sei, wie geschrieben steht: „Wer viel besaß, hatte nicht Überfluß, und wer wenig, hatte nicht Mangel." Ja, noch mehr: „Wenn ihr die liebt, welche euch lieben, was sollt ihr da für einen Lohn haben? Thut das nicht auch der Zöllner?" So heißt es bei Matthäus, und an einer anderen Stelle desselben Evangeliums: „Hütet euch, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht übet vor den Menschen, damit ihr von ihnen gesehen werdet, sonst werdet ihr keine Belohnung haben bei eurem Vater, der im Himmel ist. Wenn du daher Almosen gibst, so sollst du nicht mit der Posaune vor dir herblasen, wie die Heuchler in den Synagogen und auf der Gasse thun, damit sie von den Menschen gepriesen werden: wahrlich, sage ich euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen. Wenn du aber Almosen gibst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut, damit dein Almosen im Verborgenen bleibe, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten." Und endlich der berühmte Ausspruch des heiligen Paulus: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Dem entsprechend war auch die Lehre der Kirchenväter, welche Ratzinger in folgender Weise zusammenfaßt: „Die Güter der Welt sind für alle in gleicher Weise bestimmt. Allein nach einem weisen Gesetze des Schöpfers, wonach die Menschen gegenseitig aufeinander angewiesen sein sollen, können nicht alle zugleich und in gleicher Weise besitzen. Die menschliche Gesellschaft ist in der wirtschaftlichen Entwickelung an das Gesetz des Eigentums gebunden, womit die Ungleichheit im Besitze von selbst gegeben ist; es wird und muß stets Reiche und Arme geben. Aber wenn auch der Besitz nach Gottes Willen und nach den Gesetzen des Eigentums ungleich verteilt ist, so ist es doch Aufgabe des Besitzers, im Gebrauche allen zu dienen. Jeder Besitz ist von Gott, und der jeweilige Eigentümer ist vor Gott nur Nutznießer und verantwortlicher Verwalter, welcher die Pflicht hat, für sich nur das Nötige zu gebrauchen, das Überflüssige aber dem Bedürftigen zu geben. Der Besitzer kann sich dieser Pflicht entschlagen, dann aber begeht er einen Diebstahl am Armen, er wird zum Mörder des Armen, indem er ihm, soviel an ihm liegt, die nötigen Subsistenzmittel entzieht. Solchen Besitzern werden ihre Reichtümer zum Verderben, zur Verdammnis, ihnen gilt das ‚Wehe', welches Christus den Reichen zugerufen hat. Diejenigen Reichen dagegen, welche ihren Besitz nach Gottes Anordnung gebrauchen, erwerben sich Freude und Segen in diesem Leben, Gnade, Verzeihung und ewige Belohnung im Jenseits." Als besonders charakteristisch führe ich Ihnen noch eine Stelle aus dem heiligen Augustinus an: „Sieh' dir an, was Gott dir gegeben hat, und

gebrauche davon, was deine Bedürfnisse erheischen. Das, was übrig bleibt, ist für die Bedürfnisse anderer notwendig. Der Überfluß der Reichen bildet die nötige Ergänzung für die Armen. Fremdes Eigentum behältst du zurück, wenn du Überflüssiges zurückbehältst." Dieselbe Lehre findet sich auch bei den neueren Kirchenlehrern. So sagt beispielsweise Bossuet in einer seiner berühmten Predigten: „Les pauvres s'élèveront contre vous, pour vous demander compte de leur revenu dissipé: vous avez aliéné le fonds sur lequel la Providence divine leur avait assigné leur vie; ce fonds, c'était votre superflu." Aber auch in den Tischreden Luthers finden wir folgende Stelle: „Die Welt ist schuldig, dem Nächsten zu helfen auf dreierlei Weise: mit Geben, Leihen und Verkaufen. Aber jetzt gibt niemand. Alle rauben, kratzen und ziehen an sich; nehmen wohl und stehlen gerne, geben aber nichts; so leihet niemand, sondern wuchern nur, schinden und schaben; niemand verkauft mehr, sondern er vervorteilt und betrügt jedermann. Darum... will auch unser Gott nicht mehr so reichlich segnen. Lieber, wer etwas haben will, der muß auch geben." Nicht bloß das Christentum hat diese Pflichten des Besitzes anerkannt, auch die neuere Moralphilosophie steht auf demselben Standpunkt. Wie bereits eingangs erwähnt, vermeide ich hierbei absichtlich die Citierung von Sozialisten; ich will bloß auf individualistische Philosophen mich berufen. Einer der größten Naturrechtslehrer, Wolf, sagt in dieser Hinsicht: „Da das Recht zur notwendigen Benützung der natürlichen Dinge allen Menschen von Natur aus zusteht, und das Naturrecht auch die Befugnis zum notwendigen Gebrauch der durch Fleiß und Geschicklichkeit erzeugten Gegenstände gewährt, so kann dieses Recht niemandem entzogen werden. Also auch durch die Entstehung des Eigentums konnte der notwendige Gebrauch der Gegenstände niemandem gänzlich verwehrt werden, und folgerichtig konnte daher auch das Eigentum nur mit der stillschweigenden Beschränkung eingeführt werden, daß, wenn im einzelnen Falle es sich ereignet, daß jemandem der notwendige Gebrauch der Dinge gänzlich entzogen würde, ihm ein Recht auf die in fremdem Eigentum stehenden Dinge zukomme. Das Eigentum ist ja nicht deshalb eingeführt worden, damit einzelne des notwendigen Gebrauches der Dinge gänzlich entbehren, sondern damit dieser Gebrauch der Gesamtheit besser gesichert werde." Und an anderer Stelle: „Der Wohlthäter ist nach dem Naturrecht zu Wohlthaten, soweit er es im stande ist, verpflichtet; eine Wohlthat gebührt aber denen, welche dessen entbehren und es selbst nicht erwerben können, was der Wohlthäter gibt, noch auch verrichten können, was der Wohlthäter verrichtet." Es ist

das die nämliche Anschauung, die sich sehr erfreulicherweise auch in einem bekannten Gedichte unsres ganz modernen Dichters Hermann Lingg findet:

„Gedenke, daß du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben,
Und deren Recht gleich deinem ist
An allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu dir des Lebens
Gesegnet gold'ne Ströme gehen,
Laß' nicht auf deinen Tisch vergebens
Den Hung'rigen durchs Fenster sehen;
Verscheuche nicht die wilde Taube,
Laß' hinter dir noch Ähren stehen
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube."

Ähnliche Ausführungen finden sich auch bei unseren größten deutschen Philosophen. So sagt Kant in seiner „Tugendlehre": „Wohlthun ist im Falle, daß jemand reich (mit Mitteln zur Glückseligkeit anderer überflüssig, d. i. über sein eigenes Bedürfnis versehen) ist, von dem Wohlthäter selbst fast nicht einmal für eine verdienstliche Pflicht zu halten, ob er zwar dadurch zugleich einen anderen verbindet ... Größer ist diese Tugend, wenn das Vermögen zum Wohlthun beschränkt und der Wohlthäter stark genug ist, die Übel, welche er andern erspart, stillschweigend über sich zu nehmen, wo er alsdann wirklich für moralisch reich anzusehen ist." Der größte Ethiker Deutschlands aber, Fichte, führt in seiner Sittenlehre aus: „Jeder zum Vernunftgebrauch emporgewachsene Mensch soll ein Eigentum haben ... Diese Sorge nun, daß jedermann ein Eigentum habe, kommt zuvörderst dem Staate zu. — Es ist Pflicht eines jeden, der sich von dieser Wahrheit überzeugen kann, so viel in seinen Kräften steht, dahin zu arbeiten, daß dieselbe in den Staaten anerkannt und befolgt wird. Bis dies aber geschehen — und warum sollte es nicht endlich einmal geschehen? — ist es Pflicht für jeden, den ihm bekannten Eigentumslosen ein Eigentum zu verschaffen, oder Wohlthätigkeit ist Pflicht. Sie ist, wie jeder sieht, eine bedingte Pflicht; sie würde nicht stattfinden, wenn der Staat seine Schuldigkeit thäte." „Man bemerke wohl: Die Wohlthätigkeit besteht darin, daß man dem Eigentumslosen ein Eigentum, einen festen Stand, eine zugesicherte und fortdauernde Existenz verschaffe. Man soll irgend einem oder mehreren, wenn man es kann, aus dem Grunde und für immer zu helfen suchen: dem Amtlosen Anstellung, dem Arbeitslosen Arbeit verschaffen, dem in seiner Nahrung Herabgekommenen leihen oder schenken, daß er sie wieder treiben könne, Waisen auferziehen oder auf-

erziehen helfen u. dgl., kurz so viele Werke der Wohlthätigkeit, als man kann, ganz thun und nicht bloß hier und da stümpern und flicken. Erst dann ist unsere Wohlthätigkeit vernünftig, besonnen und zweckmäßig. Der Beweis liegt im Begriff der Wohlthätigkeit: Jeder soll ein Eigentum haben, dies ist ihr Zweck ... Wie weit erstreckt sich die Pflicht der Wohlthätigkeit? Ist es genug, sie zu üben, inwiefern sie uns selbst nicht im Geringsten lästig fällt, und nur das wegzugeben, was wir selbst nicht brauchen können? Keineswegs; man ist schuldig, sich selbst abzubrechen, seinen eigenen Aufwand einzuschränken, sparsamer, haushälterischer und arbeitsamer zu sein, um wohlthun zu können; denn der Eigentumslose hat ein Recht auf unser Eigentum." Gestatten Sie mir nun noch die Anführung einiger Aussprüche berühmter englischer Liberaler, zunächst von Jeremias Bentham: „Es ist als ein allgemeiner Grundsatz der Gesetzgebung aufzustellen, daß eine regelmäßige Abgabe für die Bedürfnisse der Armut eingeführt werden müsse, wobei wohl zu verstehen ist, das nur diejenigen als Arme anzusehen sind, welche am Notwendigen Mangel leiden. Aus dieser Definition ergibt sich, daß der Anspruch des Armen als solchen stärker ist, als der Titel des Eigentümers von etwas Überflüssigem, weil der Schmerz des Todes, welcher schließlich den vernachlässigten Armen treffen müßte, immer ein größeres Übel sein wird, als der Schmerz getäuschter Erwartung, welchen der Reiche empfindet, wenn ihm ein beschränkter Teil seines Überflüssigen entzogen wird." Ferner John Stuart Mill, in seiner „Politischen Ökonomie": „Wenn man wählen müßte zwischen dem Kommunismus mit allen seinen Chancen und dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande mit allen seinen Leiden und Ungerechtigkeiten, wenn die Institution des Privateigentums es als notwendige Folge mit sich brächte, daß das Ergebnis der Arbeit sich so verteile, wie wir es jetzt sehen, fast im umgekehrten Verhältnis zur Arbeit — daß die größten Anteile denjenigen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist und so weiter hinunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältnis zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste körperliche Arbeit nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, selbst nur den notwendigsten Lebensbedarf zu erwerben: wenn, sagen wir, die Alternative wäre, dies oder Kommunismus, so würden alle Bedenklichkeiten des Kommunismus, große wie kleine, nur wie Spreu in der Wagschale sein." Und endlich Macaulay in seinen Reden: „... Wir sollten nicht erstaunt sein, wenn nach dem schottischen Sprichwort: ‚Ein

satter und ein hungriger Mann können schlecht mit einander sprechen,' da die Logik des reichen Mannes, der die Rechte des Eigentums verteidigt, dem armen Mann, der seine Kinder nach Brot schreien hört, durchaus nicht schlüssig erscheint." — So stellt sich die Sache vom Standpunkt der Moralisten dar. Freilich könnte man sagen, die Moralisten seien nicht berechtigt, in Geldfragen ein entscheidendes Urteil abzugeben. Vielleicht fände sich sogar jemand, der den berühmten Ausspruch wiederholen wollte, daß in Geldfragen die Moral nicht auf der Tagesordnung stehe. Fassen wir aber die Sache nicht allzu leicht. Was jene Männer gesagt haben, die man als die Träger des sittlichen Bewußtseins der verschiedenen Zeiten bezeichnen muß, das kann niemand ignorieren, und wer gegen diese Vorschriften handelt, den straft die öffentliche Meinung, wenn wir auch heutzutage kein Organ der öffentlichen Meinung mehr besitzen, wie im alten Rom die Zensur. Beachten Sie aber die Volksmeinung, und Sie werden sofort den wachsenden Widerwillen gegen gewisse Arten des Reichtums gewahren. Der gesunde Sinn des Volkes stellt, wie bei den alten Griechen, an jeden Besitz die Forderung, daß er gerecht erworben wird und edle Verwendung finde. Daher der Vorzug, welcher schon heute dem ererbten und wirklich erarbeiteten Vermögen vor dem Vermögen geheimnisvoller Provenienz eingeräumt wird; daher die Abneigung gegen Knauserei und Geiz. Nur unter den genannten Voraussetzungen verleiht der Reichtum dem Besitzer in den Augen des Volkes Wertschätzung, welche dem Wucher, dem Spiel, der Verschwendung, dem Geize stets versagt wird. Aber auch ein zweites ist nicht außer Betracht zu lassen: auf dem Boden der Sittlichkeit bildet sich das Recht, und durch staatliche Anerkennung werden Grundsätze der Sittlichkeit zum Recht und mit Zwangsgewalt ausgerüstet. Schon lange sind wir auf dem Wege, Pflichten des Besitzes auch im Rechte anzuerkennen, nur gewahrt dies nicht jeder sofort, weil die betreffenden Bestimmungen in vielen einzelnen Gesetzen zerstreut sind. Lassen Sie mich versuchen, solche Bestimmungen Ihnen kurz zusammenzustellen. Bereits in der Definition des Eigentums, wie sie sich in den verschiedenen Gesetzbüchern vorfindet, zeigt sich die Anerkennung dieser Pflichten. Freilich gefallen sich die Gesetzbücher darin, das Eigentum zuerst als ein ganz unbeschränktes zu charakterisieren; aber der Pferdefuß hinkt nach. So sagt beispielsweise § 362 unseres bürgerlichen Gesetzbuches: „Kraft des Rechtes, frei über sein Eigentum zu verfügen, kann der vollständige Eigentümer in der Regel seine Sache nach Willkür benützt oder unbenützt lassen, er kann sie vertilgen, ganz oder zum Teil auf andere

übertragen oder unbedingt sich derselben begeben, d. i. sie verlassen." Was will man mehr? Aber schon zwei Paragraphe später bestimmt § 364: „Überhaupt findet die Ausübung des Eigentumsrechtes nur insoferne statt, als . . . die in den Gesetzen zur Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Wohles vorgeschriebenen Einschränkungen nicht übertreten werden." Der Code Civil definiert das Eigentum als „le droit de jouir et de disposer des choses de la manière la plus absolue, pourvu qu'on ne fasse pas un usage prohibé par les lois et les règlements". Das preußische Landrecht endlich sagt, daß jeder Gebrauch des Eigentums erlaubt und rechtmäßig ist, durch welchen die in den Gesetzen des Staates vorgeschriebenen Schranken nicht überschritten werden, und fügt noch bei, daß, soweit die Benützung einer Sache zur Erhaltung des Gemeinwohles erforderlich ist, der Staat diese Benützung befehlen und die Unterlassung derselben durch Strafgesetze ahnden kann. Finden Sie schon in diesen allgemeinen Definitionen das von mir Gesagte bestätigt, so ist dies noch viel mehr in den speziellen gesetzlichen Vorschriften der Fall. Zunächst enthalten die Gesetze eine wahre Unzahl von Beschränkungen des Besitzes in der Richtung, daß der Eigentümer gewisse Handlungen unterlassen oder Handlungen dritter Personen dulden müsse. Dies ist der Fall zur Erhaltung des Zweckes gewisser Güter, z. B. durch das Verbot allzuweit gehender Ausbeutung der Wälder oder der Bergwerke. Durch das Nachbarrecht wird die Vornahme gewisser dem Nachbar schädlicher Handlungen untersagt. Im Notfalle ist man genötigt, anderen Personen einen Weg über die eigene Besitzung einzuräumen. Auch in anderer Weise wird man in der Verfügung über seine Güter vielfach beschränkt, so z. B. durch Veräußerungs- und Belastungsverbote, durch Teilungsbeschränkungen. Selbst bei den letztwilligen Verfügungen wird nicht volle Freiheit gewährt: denken Sie nur an das Anerben-, an das Pflichtteilsrecht. Die Beschränkungen im Vertragsrechte sind gleichfalls fast unzählig, und es genügt in dieser Hinsicht die Anführung der Titel: Wuchergesetz, Normalarbeitstag, Pfandleihgesetz, Anfechtungsgesetz, um den nötigen Beweis zu erbringen. Aber nicht nur zu Duldungen und Unterlassungen, auch zu positiven Handlungen wird der Besitzer durch das Gesetz gezwungen und zwar ebensowohl gegen Entschädigung, als auch in vielen Fällen ohne Entschädigung. Zahlreich sind die Fälle solchen Zwanges gegen Entschädigung. Ich erinnere an die Expropriationen, an das Staatsnotrecht, an die Einquartierung, den Vorspann u. s. w. Noch zahlreicher sind aber die Fälle des Zwanges ohne

Entschädigung. Solche Vorschriften streben die Erhaltung des Zweckes bestimmter Güter an, wie z. B. durch den Zwang zur Bauhafthaltung der Bergwerke, zur Bewirtschaftung der Wälder nach einem bestimmt vorgeschriebenen Plane, in manchen Gesetzgebungen durch die Pflicht zum Anbau von Äckern bei sonstigem Verluste des Eigentums, durch Bestimmungen mancher Bauordnungen über die Erhaltung eines guten Bauzustandes der Häuser bei sonstigem Zwangsverkauf u. s. w. Ein ähnlicher Zwang wird ausgeübt, um im engeren Kreise Gefahren abzuwenden, eingetretene Schäden gleichmäßig zu verteilen oder gewisse im gemeinsamen Interesse liegende positive Zwecke zu erreichen. Solche Zwangsbestimmungen finden sich beispielsweise für die Ausführung von Schutzbauten, von Wasserregulierungen, für die Vornahme von Commassierungen. Besondere Bedeutung hat in dieser Hinsicht in letzter Zeit die Zwangsversicherung erlangt, welche heute bereits für die Gebiete der Feuerversicherung, der Hagel- und Viehversicherung und namentlich der Arbeiterversicherung vielfach angestrebt wird. Bei der Arbeiterversicherung, welche sich auf Krankheit und auf Invalidität der betreffenden Personen mit Einschluß der Unfälle, welche dieselben betreffen, beziehen soll, werden nicht bloß die Gefährdeten zur Beitragsleistung herangezogen, sondern auch jene Personen, welche die gefährdete Arbeitskraft benützen und daher aus derselben Gewinn ziehen. Selbstverständlich tritt gerade in dieser Hinsicht der Zwangscharakter der betreffenden Bestimmung am klarsten in die Erscheinung. Endlich aber kann ich nicht unterlassen, Sie noch auf die weitestgehende positive Verpflichtung des Besitzes dadurch aufmerksam zu machen, daß ich Sie daran erinnere, daß von den Besitzenden auch zur Bestreitung der Ausgaben des Staates, der Länder, der Gemeinden Beiträge zu leisten sind, mit einem Worte, daß der Besitzende steuerpflichtig ist. Und unter die Auslagen, welche in dieser Hinsicht zu bestreiten sind, fällt ja in germanischen Ländern namentlich auch die Armenversorgung, so daß also Steuerleistungen speziell auch zu diesem Zwecke erhoben werden müssen. Gerade aber in Betreff der Steuerleistung tritt in allerletzter Zeit eine Theorie auf, welche besondere Aufmerksamkeit in unserer Frage auf sich zu lenken geeignet ist. Man hat als den Zweck der Steuer bisher nur stets die Befriedigung der allgemeinen öffentlichen Bedürfnisse hingestellt und damit der betreffenden Pflicht schon eine weite Ausdehnung gegeben, da das öffentliche Bedürfnis bekanntlich fortwährend wächst. Aber in allerletzter Zeit hat Adolf Wagner — ich bitte hier ausnahmsweise um die Bewilligung, einen sogenannten Kathedersozialisten citieren zu dürfen — neben dem

erwähnten finanziellen noch einen sozialpolitischen Zweck der Besteuerung angeführt, und zwar, um eine veränderte Verteilung des Volkseinkommens herbeizuführen. Hierüber hat sich selbstverständlich großer Streit erhoben. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, die Aufstellung dieses neuen Steuerzweckes in unserer Zeit ist an und für sich charakteristisch. Und wenn berücksichtigt wird, daß heutzutage die Veranlagung einer progressiven Einkommensteuer, die Erhöhung der Sätze der Erbsteuer und die Umlegung einer hohen Börsensteuer von vielen Seiten begehrt wird, so wird man die Aufstellung des erwähnten neuen Grundsatzes erklärlich finden. Fast dieselbe Tendenz findet sich in einer äußerst geistreichen Äußerung Iherings in seinem „Zweck im Recht", die ich Ihnen noch mitteilen will. Er sagt: „Das Privateigentum und das Erbrecht werden stets bestehen bleiben, und die auf Beseitigung desselben gerichteten sozialistischen und kommunistischen Ideen halte ich für eitle Thorheit; aber man müßte zur Geschicklichkeit unserer Finanzkünstler ein sehr geringes Vertrauen haben, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, in Form gesteigerter Einkommen-, Erbschafts-, Luxus- und anderer Steuern auf das Privateigentum einen Druck auszuüben, welcher dem Übermaß seiner Anhäufung auf einzelnen Punkten vorbeugt und, indem er den Überschuß in die Staatskasse abführt, damit die Möglichkeit gewährt, den Druck auf andere Teile des gesellschaftlichen Körpers zu verringern und eine den Interessen der Gesellschaft mehr entsprechende, d. i. gerechtere Verteilung der Güter dieser Welt herbeizuführen, als sie unter dem Einfluß einer Eigentumstheorie bewirkt worden ist und werden mußte, welche, wenn man sie beim rechten Namen benennen will, die Unsittlichkeit, Gefräßigkeit des Egoismus ist. Der Name, den sie selber sich beilegt, ist: ‚Heiligkeit des Eigentums', und gerade diejenigen, denen im übrigen nichts heilig ist; der elende Egoist, dessen Leben keinen Akt der Selbstverleugnung aufzuweisen hat; der krasse Materialist, der nur achtet, was er mit Händen greifen kann; der Pessimist, der in dem Gefühle seines eigenen Nichts sein Nichts auf die Welt überträgt — über die Heiligkeit des Eigentums sind sie alle einverstanden, für das Eigentum rufen sie eine Idee an, die sie sonst nicht kennen, die sie verspotten und thatsächlich mit Füßen treten." Aus dem Angeführten werden Sie ersehen, welches der Weg der modernen Rechtsbildung ist. Muß das zugegeben werden, so wäre es doch gewiß ratsam, wenn die Besitzenden ihre Pflichten erfüllen würden, so lange dies noch moralische Pflichten sind. Denn nur dadurch kann der Reichtum seine Stellung erhalten; wird die Leistung einmal erzwungen, dann dankt niemand für sie. Durch Steuer-

zahlung beweist man keinen Edelmut. Und doch kann man nicht behaupten, daß eine Wendung zum besseren vielfach bemerkbar wäre. Nur in den Vereinigten Staaten von Amerika scheinen die Besitzenden einen Begriff davon zu haben, was auf dem Spiele steht, denn die Widmungen zu gemeinnützigen Zwecken in diesem großen Staatswesen erreichen enorme Summen. Anderswo ist das durchaus nicht in demselben Maße der Fall. Höchstens hört man, wie auch dieser Tage aus Paris, davon, daß zu wohlthätigen Zwecken ungeheure Feste veranstaltet werden sollen. Ich möchte mich nicht dagegen aussprechen, denn gewiß ist die Veranstaltung von Festen zu wohlthätigen Zwecken besser als nichts. Sie werden mir aber zugeben, daß in dem Gedanken, durch Feste dem Elend abzuhelfen, ein tiefer Widerspruch, eine schneidende Ironie liegt. Jeder Unbefangene wird fragen: „Und warum nicht ohne Fest?“ Es läßt sich leider nicht leugnen: unsere Zeit liegt tief in den Banden des Egoismus. Sie arbeitet zwar eifrig und emsig, aber der Idealismus der Arbeit ist stark in den Hintergrund getreten. Kaum irgend jemand arbeitet heute in dem Bewußtsein, daß er dadurch seinem Menschenberuf nachkommt, seine soziale Pflicht erfüllt, weil er zur Arbeit geboren ist, und daß deshalb seine Arbeit ihm zur Ehre gereicht. Leider wird auch in unseren besten Klassen die eigentliche Arbeit vielfach für keine Ehre gehalten. Darin waren uns die Zünfte des Mittelalters voraus, denn sie erkannten die Ehre der Berufsarbeit. Aber schon im vorigen Jahrhundert klagte Justus Moeser darüber, daß die reichen Leute ihre Kinder kein Handwerk lernen lassen wollen. Nach unseren heutigen Anschauungen ist der Zweck der Arbeit — die Nationalökonomen versichern es wenigstens — einzig das eigene Interesse des Arbeiters, und selbstverständlich hält daher jeder jene Thätigkeit für die beste, welche für ihn die produktivste ist, die also zum raschesten Gelderwerb führt. Bei der gewöhnlichen Arbeit aber erwirbt man sich bekanntlich kein großes Vermögen, weder beim Ackerbau, noch beim Handwerk, noch bei der geistigen Thätigkeit; Vermögen kann man in der Regel nur erwerben durch die praktische Ausbeutung einer Erfindung, welche möglicherweise auch ein anderer gemacht hat, durch geschickte Benützung geschäftlicher Konjunkturen, durch gelungene Spekulation. Das hat zur Folge, daß heute große wirtschaftliche Erfolge namentlich von dem Großindustriellen, dem Kaufmanne, dem Spekulanten aufgewiesen werden, und daß daher die Anforderungen wegen Erfüllung der Pflichten des Besitzes seitens des Volkes in erster Reihe an diese Thätigkeitszweige sich richten. Hierin liegt meines Erachtens das Geheimniß des sogenannten Haßes gegen das mobile Kapital. Gerade

diese Stände sollten nun, wie es ja in Amerika in der That geschieht, mit dem guten Beispiel größter Opferwilligkeit vorangehen. Sie haben durch ihren Reichtum eine hervorragende soziale Stellung errungen, und eine solche läßt sich nur durch große freiwillige Opfer erhalten. Die Stellung dieser Stände war ja nicht immer eine so angesehene. Ich erinnere Sie an die Kasteneinteilung der Inder und Ägypter, in welcher speziell die mit raschen Gewinn bringender Thätigkeit sich beschäftigenden Personen eine sehr niedrige Position einnahmen. Ich erinnere Sie an die Stellung der Juden im Mittelalter, und in dem interessanten Buch des Obersten Tscheng-Ki-Tong über China und die Chinesen habe ich vor kurzem nachfolgende Stelle gelesen: „Die Gelehrten als Repräsentanten der Klasse, welche denkt, nehmen die erste Stelle ein, die Ackerbauer als nährende Klasse die zweite, die Handwerker genießen ebenfalls vermöge ihrer Kunstfertigkeit eine ziemlich große Achtung. Die Klasse der Kaufleute ist die niedrigste. Im Grunde genommen sind die beiden ersten Klassen die geachteten und geehrten, sie bilden die Aristokratie des Geistes und der Arbeit.“ Freilich sind das — Chinesen. Sagen Sie nicht: „So war es einst“ oder „So verhält es sich anderswo“. Fassen Sie die Bewegung, welche heutzutage die sogenannten kleinen Leute, die sonst so schwer beweglichen Bauern, die Handwerker, die Arbeiter, überall, nicht bloß bei uns, erfaßt, ins Auge, berücksichtigen Sie ferner den Antisemitismus und betrachten Sie die Dinge ja nicht vereinzelt, sondern nachdem Sie vorher die färbige Brille, welche man Parteistandpunkt nennt, und welche die Dinge selbstverständlich in der Farbe der Brillengläser zeigt, abgenommen haben, und Sie bedürfen wahrlich keines Kommentators, um sich aus diesen Erscheinungen die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Ich gelange zum Schlusse. Überall werden heutzutage die Pflichten des Besitzes mehr und mehr anerkannt, sowohl in der Sittlichkeit, als im Rechte. Die Besitzenden würden gut daran thun, sich dieser Anerkennung freiwillig anzuschließen; denn ihre soziale Stellung steht auf dem Spiel, wenn sie es zum Zwange kommen lassen. Diese Pflichten entsprechen dem Standpunkt, den das Christentum längst zum Ausdruck gebracht hat, daß nämlich die Güter dem Besitzer anvertraut sind zum Besten der Gesamtheit. Die Verwendung der Güter zu diesem Zweck, die Leistung unentgeltlicher Arbeit im öffentlichen Interesse bei angesehenster Stellung, bei der Möglichkeit der Befriedigung aller vernünftigen Bedürfnisse: das ist der soziale Beruf des Reichtums. Kennen Sie einen herrlicheren Beruf? — Erfüllen die Reichen diesen ihren Beruf, dann werden die nebelhaften Ideen des

Kommunismus sofort verschwinden, und man wird begreifen, daß die Verwendung der Güter dieser Welt zum Besten der Gesamtheit in den Händen einzelner dazu Berufener weit besser besorgt wird, als durch eine ungreifbare und unkontrollierbare Gemeinschaft. Seine soziale Pflicht aber muß jeder vorher erfüllen, wenn er seine Rechte gewahrt sehen will; das ist eine Wahrheit, welche seit jeher begriffen wurde, und schon Menenius Agrippa hat die murrende Plebs darauf aufmerksam gemacht, daß es ja Aufgabe des vielbeneideten Magens sei, das von ihm Empfangene den Gliedern wieder zuzuführen. Und so ist es in jedem Organismus. Ein solcher ist aber auch die menschliche Gesellschaft. Auch in ihr hat jedes Organ seine bestimmte Aufgabe und an ihrer Erfüllung hängt das Wohl des Ganzen. Funktioniert ein Teil nicht mehr, so stirbt das Ganze. Der Theorie vom Kampf ums Dasein gegenüber muß stets daran erinnert werden, daß wir in einem Organismus leben, und der Bestand des Organismus erfordert vor allem einträchtige Wirksamkeit zum gemeinsamen Zweck, nicht aber Kampf. Deshalb ist der zu weit getriebene wirtschaftliche Individualismus eine wirkliche Gefahr für den Bestand der Gesellschaft. Denn was ist er anders, als die Aufforderung an die einzelne Zelle, von der gemeinsamen Nahrung für sich zu nehmen, was sie nur erreichen kann, selbst zum Schaden der übrigen! Und daraus soll eine Harmonie entstehen! Man hat es vielfach behauptet und, was noch merkwürdiger ist, durch Jahrzehnte geglaubt. Das Resultat dieses Individualismus ist der reine „Kampf ums Dasein“ mit allen Mitteln, und den verträgt ein Organismus nicht. — Erinnern Sie sich an das Wort Grillparzers:

„Ich sage dir: nicht Skythen und Chazaren,
Die einst den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen uns're Zeit, nicht fremde Völker.
Aus eig'nem Schoß ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig.“

Möge unser Pflichtbewußtsein stark genug sein, um uns davor zu bewahren!



Die Gemäldesammlung des Grafen Schack in München.

Von Otto Julius Bierbaum.

Außer der Legion der Bierbrauer, Gastwirte und Schenkkellner macht zur Fremdenzeit in München kein Mensch bessere Geschäfte, als der Portier des Grafen Friedrich August von Schack. Mehr als fünfzigmal muß er in den Stunden von zwei bis fünf Uhr das Eisengitter öffnen, um einzelne Trupps der großen Fremdenkarawane einzulassen, welche von Jahr zu Jahr mehr Kunstenthusiasten stellt, die nach all den Glyptotheken, Pinakotheken, Museen und Maximilianeen auch noch die Schacksche Galerie zu „genießen" die beneidenswürdige Kraft haben. Aus allen Gegenden der Welt kommen sie, Gerechte und Ungerechte, ehrfurchtsvolle Verehrer der ewigen Kunst und banausische Bädekermenschen, Männlein und Weiblein, alt und jung — nur der in München Heimische zieht sich ärgerlich zurück und wartet auf die fremdenlose, die glückliche Zeit da er, ohne das Summen des Wanderheuschreckenschwarmes um sich herum hören zu müssen, in einsamer, weihevoller Stille wieder seine Andacht vor den Offenbarungen der Schönheit wird halten können. Jetzt flieht er und überläßt die heiligen Räume dem Parademarsch der Zwangs-Enthusiasten, die unter lautem Ah! und Oh! durch die Säle trampeln und sich schließlich befriedigt ins Fremdenbuch schreiben, um dem Grafen zu beweisen, daß der Ruf seiner Sammlung selbst bis zu den Ohren des Herrn Rentier Meyer in Kyritz und des Herrn Privatiers Lehmann in Pyritz gedrungen sei. Wie wird der sich freuen! — Und in der That: ich glaube wirklich, daß er sich darüber freut. Seine wahre Künstlerseele schwebt zu hoch über der indifferenten Alltäglichkeit, als daß er sie in ihrer ganzen Indolenz ahnen könnte. — Welch ein Mann, welch ein Aristokrat im schönsten Wortsinne! Und welch ein Leben! Wenn Glück auf Erden überhaupt geglaubt werden darf — über dieses nun mehr als siebzigjährige Haupt hat es seine himmlischsten Strahlen ergossen. In seinem Charakter edelste, liberalste Menschlichkeit, glühendste Schönheitsbegeisterung, thätigster Wille potenziert — in seinen Glücksumständen die Gewährung weitester Ausübung alles dessen, was ihm dieser Charakter und was ihm sein Genie wollen ließen. Eine Genußfreudigkeit seltenster Art verband sich in seinem Leben nicht allein mit eigener Produktivität, sondern auch mit der äußerlichen und innerlichen Fähigkeit, auf das Schaffen kongenialer Geister zu wirken. Ein leuchtender Beweis dieser

mäcenatischen Einwirkung und dieser Feinheit des Geistes ist seine Galerie in der Briennerstraße zu München. Hier hat sich ein wahrhafter Edelmann ein Denkmal aufgerichtet, vor dem noch in ferner Zukunft die Nachwelt mit Ehrfurcht stehen wird, wenn von dem ganzen Adeltum all jener nichts mehr übrig ist, für die es nur zwei Dinge gibt, die einer „schneidigen" aristokratischen Neigung würdig sind — Rennpferde und Balletmädchen. Ja, der Barockpalazzo auf der Briennerstraße zu München, von dem herab bedeutungsvoll die steingemeißelten Köpfe der Helden winken, die im Zeichen der Schönheit gesiegt haben, wird noch in späten Zeiten die Wallfahrtstätte aller derer bilden, in deren Herzen die keusche Liebe zur wahren Kunst, zur ewigen Schönheit blüht, und die vielleicht noch intensiver die milde Gewalt dieses großen, gütigen und glücklichen Geistes fühlen werden, als wir. Vielleicht wird man in jenen Zukunftstagen auch den Dichter Schack ganz zu würdigen vermögen, der neuerdings zwar unter die vielgerühmten, aber doch noch immer unter die wenig gelesenen gehört. — Unter seinen Werken hat der Dichter auch einen Band seiner Gemäldesammlung, dem zweiten Hauptwerke seines Lebens, gewidmet. Er legt darin die Grundsätze dar, nach welchen er bei ihrer Zusammenstellung verfuhr und sagt manch feinsinniges Wort über die Künstler und ihre Werke seiner Galerie. Ganz einfach, ohne das Lexikon der Kennerphrasen zu wälzen, die in so manchen Bilderbesprechungen sich anmaßend spreizen und im Grunde zu nichts da sind, als zur Bemäntelung einer sterilen Impotenz der Kritiker, die weder mit hellen Augen freudig zu sehen, noch mit warmem Herzen innig zu fühlen vermögen — ganz schlicht gibt uns der geistreiche Besitzer der herrlichen Sammlung nur sein frisches, ungeschminktes Empfinden, seine eigene Freude an den Bildern zu erkennen, die er zu allgemeiner freier Betrachtung den Augen seiner Mitmenschen erschließt. Das Buch hat nur den einen Fehler, daß es sich vor allzu lauter Anerkennung scheut, weil der Verfasser fürchtet, man möchte in einem rückhaltslosen Kundgeben seiner Bewunderung eine eitle Reklame für seinen Geschmack und für seine Galerie finden — als ob dieser Gedanke nur aufkommen könnte in der Seele dessen, der mit gesundem Geist und ungetrübtem Blick nur einmal durch diese Ruhmeshalle alter und neuer Malerei geschritten ist.

Die alte Malerei ist zwar nicht durch mehr oder weniger echte und halb- oder vollwertige „Originale" vertreten, sondern in einer Reihe wohl ausgewählter, genialer Kopieen, aus denen uns die Wunderschöpfungen der alten Florentiner und Venezianer in verjüngtem Glanze entgegenleuchten — Kopieen zwar nur, aber von Meisterhand nachempfunden,

herrliche Abbilder der herrlichen Urgemälde, zu denen sie sich etwa verhalten, wie die deutschen Shakespeare-Übersetzungen zum englischen Dichterworte. Aber der Hauptwert der Sammlung liegt doch nicht in ihnen: der spricht sich aus in den vier Namen Schwind, Genelli, Feuerbach, Böcklin. Eine eigentümliche Zusammenstellung, welche nur einem Manne vom weitesten künstlerischen Horizonte möglich war. Und, können wir hinzufügen, eine Protektion, die in jenen Zeiten, als sie den Künstlern zu Hilfe kam, nicht wenig Mut der künstlerischen Überzeugung bewies, da weder von der Höhe fürstlicher Kunstbeeinflussung, noch aus der breiten Schicht der kritisierenden Kunstverständigen jenes anregende Verständnis den Meistern entgegengebracht wurde, ohne welches geistige Vereinsamung, nicht selten Verzweiflung an der eigenen Kraft ihre brachlegende Wirkung beginnen. Ja, Schwind und Genelli lebten zu König Ludwig des Ersten Zeiten und schufen in seiner zu einer großen Kunstwerkstätte umgewandelten Residenz — aber soviel Wände dieser Hauptstadt unter den Auspizien dieses Herrschers auch mit Bildereien bedeckt wurden, ihrem Pinsel war es nicht vergönnt, auf dem Goldgrunde königlicher Gnade zu malen —; und als Feuerbach und Böcklin begannen, die Macht ihres malerischen Geistes zu offenbaren, da ging man teils mit schneller Gleichgültigkeit, teils mit erhabenem Achselzucken an den gewaltigen Gebilden einer Kunst vorüber, die es wagte, mit mächtigen Schritten einen neuen Weg zu wandeln. Für diese Künstler, speziell für Genelli und Feuerbach, war im Anfang Graf Schack der einzige, der durch freudig-thatkräftige Anerkennung verhinderte, daß Lebensmut und Schaffenslust in der Sorge um äußere und innere Existenz untergingen. Genelli wäre vielleicht gestorben, ohne etwas anderes als Mappen großartiger Entwürfe zu hinterlassen, hätte ihm nicht Schack Gelegenheit gegeben, seinen wahrhaft hellenischen Geist in klassischer Heiterkeit farbenprächtig zu entfalten. — Am zahlreichsten von den vier Großen ist Schwind vertreten, den man hier in zweiunddreißig Gemälden kennen und lieben lernen kann.

Es sind zwar, mit einer einzigen Ausnahme, Bilder von geringem Umfange, die im ganzen nur zwei kleine Kabinette füllen — aber welch ein Hauch der duftigsten Poesie webt in diesen Räumen! Kaum eines dieser kleinen Bilder ist zu nennen, vor dem einem das Herz nicht aufginge im beseligenden Gefühle einer unsagbar geheimnisvollen Wonne. Wenigstens uns Deutschen.

Ich glaube nicht, daß ein Franzose ähnliches in gleich hohem Grade bei Schwind empfinden wird, diesem tiefdeutschen Gemüte, das



sich in Farbenliedern ausgetönt hat, die ganz so sind, wie die Lieder unseres Volkes: bald zart-lauschig, innig und herzenstief, bald übermütig keck und verwegen, bald balladenhaft schaurig und dunkel. Und das ist es, weshalb man ihn den Maler der romantischen Schule nennen kann — nur daß bei ihm stets lauterste Natur ist, was sich bei jenen Poeten oft genug verlogen und verworren ausnimmt. Jedenfalls hat er mit ihnen die Vorliebe für mittelalterliche Ritterlichkeit, für das Sagenhafte und für das Volkstümlich-Naive gemein. Was das deutsche Volk in den Liedern seiner Vergangenheit am liebsten besingt, das malt auch Schwind mit Vorliebe und mit besonderer Fähigkeit: den deutschen Wald mit all seiner traulichen Poesie, die im Herzen des modernen Malers eine wunderbar heimliche Nachblüte erfahren haben muß. Er ähnelt darin den alten deutschen Meistern, die im Gegensatz zu der großzügigen Totalauffassung der italienischen Landschaftsbehandlung, mit rührender Liebe bis ins kleinste dringen und dem unscheinbaren Käfer, dem stillen Gänseblümchen einen Platz gönnen zu Füßen jener zwar ungelenken, aber doch glaubensinnig und lieblich aufgefaßten Muttergottesgestalten, wie sie uns wirklich gnadenvoll entgegenschauen aus den Gemälden der Mennlings, Wohlgemut und Altdorfer — nur daß bei ihm diese Liebe noch im verklärten Lichte künstlerischster Bemeisterung glänzt. Ja aus jedem Blatt, aus jedem Grashalm lacht die Freude am Schaffen, die Liebe zum Gesehenen, die Lust am rein Empfundenen hervor und zwingt uns zu gleichem beschaulichen Genießen, wie es der Maler empfand, als er die Urbilder seiner Gemälde erschaute und als er sie in seiner Seele wiedergebar und dann im Bilde niederlegte. Denn in der Seele wiedergeboren ist bei Schwind die Natur, nicht bloß ängstlich genau abgemalt. Daher bevölkert er sie denn auch mit jenen duftigen Fabelwesen, welche in seinem Geiste lebten und dem modernen Menschen nichts sind als blauer Dunst der Phantasie. Und doch — man mag noch so modern realistisch sein, noch so sehr angeweht vom Hauche der treibenden Gegenwart und man mag meilenweit von romantischen Anwandlungen fern sein: wenn die blaue Blume so zart und so herzenswarm leuchtet und duftet, wie in den Gemälden dieses Farbenromantikers, dann wird all unsere Verstandesberufung über den Haufen geworfen und wir finden ein inniges Gefallen und Genügen an diesen märchenhaften Waldszenen, darinnen reizende, blauäugig-blondlockige deutsche Waldweibchen den halb zagenden halb zutraulichen weißen Hirsch aus klarer Quelle unter dem riesigen, knorrigen Eichbaum tränken, oder wo wir eine andere schönhaarige Tochter des deutschen Waldes belauschen, wie sie sich in freundlicher Unterhaltung von ihrem luftigen Sitze auf

dem stämmigen Eichenknorren zum König Krokus herabneigt, der aus seinen blauen Augen so innig-bieder zu der Holden aufschaut. Wie wunderbar leuchten in diesen Gemälden des tagdämmernden Waldes die scheuen Lichtblicke, die durch die Zweige fallen und mit den Blumen des Bodens buntschimmernde Spiele treiben — und wie schaurig bleich liegen die Strahlen des Mondes über dem nächtigen Walde, in dem das tagscheue Gesindel der deutschen Mythologie seinen gespenstischen Reigen schlingt. Wer nur ein einziges Mal nachts durch einen Wald gegangen, in dem die kalten, weißen Strahlen des Mondes eigentümlich eisig glänzten, und wer das Gefühl noch im Gedächtnis hat, welches beim erstmaligen Hören des Erlkönigs durch die kindliche Seele schauerte — der wird mit Bewunderung die Gemälde Schwinds ansehen, in denen zugleich das Charakteristische des nächtigen Waldes realistisch treu und das verschwommen-beklommene Empfinden des einsamen Wanderers in zwar phantastischen, aber glaubhaft unserem ganzen Gefühle angepaßten Gestalten dargestellt ist. Welch eine gespenstige Hast im „Erlkönig". Das angstgepackte atemlos jagende Pferd; der zusammengeduckte Vater, der das fieberschauernde Kind im Mantel birgt; der wilde Spuk der tanzenden Elfen und des Erlkönigs, der schon fast den Fuß auf den Rücken des Pferdes setzt — und dabei die wie von schwerfeuchtem Wind gezausten Bäume, das Wogen und Heulen der aufgeregten Natur — nur Böcklin hat ähnliches geschaffen. Bei diesem wird auch der Ort sein, über diese Art der phantastischen Malerei ein paar Worte zu sagen. — Das Romantische zeigt sich bei Schwind, wie bereits erwähnt, ferner in der Vorliebe für das Rittertum des Mittelalters, welches er mit einem historisch-poetischen Blicke geschaut hat, den man manchem Autor kulturhistorischer Romane wünschen möchte. Vorzüglich sind es Kreuzfahrer, welche wir in seinen Bildern häufig antreffen, wie denn auch eine Geschichte aus der Kreuzfahrerzeit den Vorwurf seines größten Ölgemäldes bildet. Und das ist die halb rührende, halb komische Geschichte des Herrn von Gleichen, der Bigamist werden mußte, wollte er seine liebe Heimat und sein treu harrendes Weib wiedersehen. Denn nur unter der Vorbedingung eines Ehebundes rettete die verliebte Sarazenenprinzessin den blonden Franken. In einem herrlichen Waldthale, in welches die ragende Burg der Herren von Gleichen herunterblinkt, trifft der Zug des heimkehrenden Ritters mit der fröhlich entgegengekommenen lieblich-erfreuten blonden Gattin zusammen. Die frauliche Zärtlichkeit der treuen Gemahlin, die in Züchten ihres lieben Herrn gewartet; die nicht ganz ungemischte Freude des nun bald doppelt beweibten Ritters; der seltsam betrachtende Blick der schönen Orientalin

sind wunderbar fein charakterisiert und lassen fast ohne Kommentar den Inhalt des Bildes erkennen. Auch das Komische fehlt nicht. Denn wie im Lustspiel neben der Liebschaft des Helden und der Heldin häufig eine Liebschaft des Kammermädchens mit dem Kutscher einhergeht, so hat hier der Maler neben der Verlegenheit des Grafen noch die Betroffenheit der Frau seines Knappen gezeichnet, die mit nicht minder zweifelhaften Gefühlen ihren von der Sonne des Morgenlandes gebräunten aber noch so schwäbisch-gemütlich lachenden Mann auftauchen sieht, während sie an ihrer Seite in Person einer frischen fröhlichen Dirne den Beweis führt, daß sie für den Totgeglaubten schon lange einen Ersatz gefunden hat. Aber es wird nicht schlimm enden, das sagt uns dieses ganze in heiterer Gemütlichkeit lachende Bild. — Dieses Wort Gemütlichkeit in seinem höheren wie in seinem gewöhnlichen Sinne ist überhaupt zuerst geeignet, Schwind zu kennzeichnen. Kerndeutsches, gemütliches Empfinden im heiteren, wie im ernsten ohne ein Zerfließen in schwammige Sentimentalität, stets in den Grenzen der schönen Kunst — der kleinste Pinselstrich vom Geiste der Liebe geleitet und vom Lichte der Schönheit beleuchtet: das ist unser Meister Moritz von Schwind.

Der Unterschied zwischen diesem Maler und dem zweiten Großen der Schackschen Galerie, Bonaventura Genelli (trotz seines Namens ein Deutscher) ist nicht geringer, als der zwischen Romantik und Klassizität, zwischen deutschem Wesen und hellenischem. An ihnen sieht man in Vergleichung deutlich, daß das Vaterland der Kunst zwar die weite Welt ist, die überall und jederzeit Gestaltungen gebiert, die würdig sind, im Kunstwerke festgehalten zu werden, daß aber der einzelne Künstler erst durch Zugabe seines individuellen Betrachtens zu dem Naturgegebenen rechte, wahre, lebendige, charakteristische, d. h. künstlerische Gebilde schafft. Wer aus allen Weltteilen die Stücke zu einer „idealen" Schönheit zusammenschaufeln wollte, wer es versuchen wollte, sich mit Verachtung des Schatzes an Volkstypen und Zonenunterschieden das Bild einer abstrakten Schönheit, die die Vorzüge aller Schönheiten vereinigt, zusammenzupinseln, der würde als Maler nur wesenlose Zerrbilder nach Art geistloser Litteraturphantasten hervorbringen ohne innere Kraft und Herzenswärme. Deshalb ist es aber nicht immer nötig, daß ein jeder Künstler nur nach den Modellen seiner Nation, aus dem engeren Schönheitsbegriffe seines Volkes herausmalen muß. Bei Schwind war dies der Fall. Sein Auge sah die Welt mit den Augen des deutschen Gefühles an und was er malte, waren deutsche Gebilde — Genellis Blicke erschauten sich aus dem Gewirre der Gegenwart heraus wunderbare Gebilde hellenischer Farben-

und Formenfreudigkeit. Vor seinem Auge sanken alle Hüllen, mit denen ein nordisches Klima und eine kältere Moral die Majestät der nackten Form umklebt, und mit all den Röcken, Unterröcken, Hosen, Jacken und Kapuzen sank für ihn hinweg der ganze Wust moderner Starrheit und Ungelenkigkeit und es stieg in ewig-junger Schönheit jauchzend wieder empor die enthusiastische Ungeniertheit des klassischen Hellenentums. Wieder ein wunderbares Dokument der geheimnisvoll-innerlichen Schöpfungsgewalt des Genius. Ja, inmitten unserer schnaufend-hastigen Erwerbszeit, mitten in dem Räder- und Kolbengerassel unserer rußigen Maschinenepoche, in der nicht allein der eingesperrte Dampf der Riesenöfen nach gewaltiger Befreiung drängt, sondern in der noch weit fürchterlichere Elementarmächte gähren und zischen — in dieser Zeit des Rußes und der Kasernen jubelte in diesem Künstlerherzen noch einmal das durch den Lärm von Jahrtausenden übertönte lachende Griechenland. Denn dieses und dessen fröhlicher Gott Bakchos sind Genellis Lieblingsstoffe. Eine kolossale Heiterkeit bricht uns aus seinen Bildern entgegen, eine Heiterkeit in den feingefühlten Grenzen klassischer Schönheit, aber so urwüchsig und natürlich, daß selbst wir in ihren orgiastischen Taumel gezogen werden, die wir so uns nicht mehr freuen können. Wem braust nicht in der Seele ein Orkan jubelnder Freude auf, wer fühlt sich nicht angerührt von einem Hauche jenes seligen Lebens der unsterblichen Olympier, vor diesem „Bacchus unter den Musen“ oder „Herkules bei Omphale“? Ja, diese Bilder wehen uns dithyrambischen Schwung in die von modernem Weltschmerz umkrustete Seele und wir fühlen mit vollem Herzen die ganze Schönheitsreligion des gottbegnadeten Griechenvolkes, gegen dessen freien Herzensjubel wir mit all unserem Apparat von Raffiniertheit armselige Stümper sind. Wahrlich, diesem Maler war tausendfach tieferes, mächtigeres Empfinden jener herrlichen, sonnigen Vergangenheit ins Herz gesenkt, als einer ganzen Legion von altklassischen Philologen, die von der Höhe ihrer Schulmeistertribüne herab ganze Bäche dünnen Phrasengewässers auf die Köpfe einer jämmerlich in Formenschlamm vergrabenen Gymnasialjugend herunterrieseln lassen, und die so geistesarm und gefühlsöde sind, daß ein Partikelchen im rollenden homerischen Vers zur Klippe ihres lendenlahmen Versuchs wird, sich aus den Banden der Grammatik in die Höhe der Schönheit zu schwingen — wenn sie es überhaupt einmal versuchen . . .! Wie wunderbar hat er die humorvolle Mythe des verliebten Zeus erfaßt, der als weißer Stier die Jungfrau Europa auf seinem feisten Rücken mitten durch lachendes Meergesindel über die Salzflut dahinträgt! Wie ist hier das Heitere mit dem Sinnig-Schönen herr-

lich-harmonisch verbunden! Vorzüglich die Gruppe des Neptun ist bei aller erhabenen, griechischen Ruhe doch so belustigend, daß man fast an die Stelle der übermütigen Travestie Bürgers erinnert wird:

Manch Nixchen wurde rot,
Manch Nixchen wurde lüstern,
Jen's neigte sich zum Flüstern,
Das lachte sich halb tot —,
Neptun, gelehnt ans Ruder,
Rief: Prosit, lieber Bruder!

Die Schönheiten dieses Bildes, auch vom Standpunkt des Koloristischen aus, in einem Zuge ganz zu genießen, ist fast unmöglich — wie bei einem genialen Musikstück im Rausche erhebender Akkorde manche verborgene Schönheit unempfunden vorüberklingt, so entziehen sich hier dem allerwärts angezogenen Auge nicht wenig versteckte Reize, die erst bei wiederholtem Anschauen uns zum Bewußtsein gelangen. — Daß Genelli aber nicht bloß das Göttlich-Heitere des griechischen Altertums zu verkörpern verstand, sondern daß sein Pinsel auch das Ernst-Bedeutsame auf die Leinwand zu bannen wußte, das zeigt sein herrlicher „Theatervorhang", seine „Schlacht zwischen Lykurg und Bacchus" und sein „Abraham mit den drei Engeln". Die Aufgabe, einen Theatervorhang zu malen, kann nicht würdiger gelöst werden, als hier: — trennte dieses Bild, zum wirklichen Vorhang vergrößert, irgend eine Bühne von den Bänken, auf denen die vielköpfige, tagüber abgehastete Menge auf die Offenbarungen der Scheinwelt harrt, er müßte in demselben Maße weihevolle Stimmung durch den Saal hauchen, wie eine Ouverture von Beethoven. Der „Kampf zwischen Bacchus und Lykurg" mutet uns in seiner ergreifend dramatischen Formenwucht wie eine großartige Allegorie jenes wütenden Kampfes an, den Materialismus und Brutalität unseres Exerzier- und Fabrikjahrhunderts gegen frei-fröhliche Lebensanschauung, Schönheit und Ideal führen. Auf ehernem Kriegswagen rasselt der speerschwingende Lykurg heran, gefolgt von rauhen Kriegern, die unter den entflammten Mänaden blutig wüten, während Bakchos nur mit einem Ölzweige bewehrt auf seinem Centaur davonflieht, Sterbetraurigkeit in den edel-schönen Zügen. Bakchos ist tot . . . . In „Abraham mit den drei Engeln" hat Genelli sein eigenstes Gebiet verlassen, auch ist es sein einziges Gemälde mit lebensgroßen Figuren. Das Bild ist ganz im patriarchalischen Ernste des alten Testaments gehalten, schon was die eigentümlich abgedämpfte Beleuchtung anlangt — aber die drei Engel sind nicht geboren im Geiste der hebräischen Dichtung, sondern ihre Schönheit blühte auf unter der Sonne

Homers. — Von Genelli zu Feuerbach ist der Schritt nur anscheinend näher, als von Schwind zu ersterem. Wie sich dieser im Gegensatz zu der spezifisch deutschen Malerei Schwinds als ein Maler im altgriechischen Geiste zeigte, so kann man von Feuerbach sagen, daß er ein Maler des modernen Italien ist. Nicht bloß die Szenerie seiner Bilder, sondern ihr ganzes Leben gehört dem Lande der deutschen Sehnsucht an, in welchem Feuerbach ja seinen ständigen Aufenthalt hatte. Ohne ein bloßer Nachtreter der alten Italiener zu sein, ist er doch entschieden derjenige Moderne, in dem die alte italienische Farbenwonne ihre glänzendste Wiedererstehung feiert. Er hat das Italien seiner Zeit mit demselben feinen Blick betrachtet, mit demselben warmen Herzen in sich aufgenommen und mit fast derselben Meisterschaft im Bilde festgehalten, wie die alten Venezianer und Florentiner das ihre. — Man hat Feuerbach einen Idealisten genannt, ich weiß nicht ob zu seinem Lob oder Tadel — jedenfalls mit Unrecht. Er ist, wie jeder große Künstler, gleichviel ob Poet oder Maler, weder einseitiger Idealist noch bloßer Realist, sondern beides zugleich in harmonisch unbewußter Abwägung. Er gehört zu jenen „Kernmenschen", von denen Heinse in seinem „Ardinghello" sagt, daß sie „die Schönheiten, welche in ihrem Jahrhundert aufblühten, mit lebendigem Herzen in sich erbeutet haben". Das ist es — das lebendige Herz, welches dem realistisch Erschauten erst die höhere Weihe des innerlichen Lebens gibt und das keine blöden Abbilder der Wirklichkeit gebiert, nach Art des stumpfsinnigen modernen Genres voll Langeweile und Regelrichtigkeit, das aber auch keine abstrakten Idealmonstren zusammenleimt, die niemals waren und nie sein werden. Freilich, Feuerbach malt ausschließlich nur die schöne Wirklichkeit und scheint dem Charakteristisch-Häßlichen keinen Platz in der Kunst zuzugestehen, und das ist gewiß eine Einseitigkeit — aber sie ist wohl eher hinzunehmen, als die gegenseitige Anschauung, welche mit rüpelhaften Schmutzszenen gegen die wie es scheint langweilig gewordene Schönheit reagiert und sich mit Wollust in allerdings virtuos gemaltem Kote wälzt. Ja, es ist fast eine Überfülle von Formen- und Farbenpracht, die uns aus den Feuerbachschen Bildern anleuchtet — aber es ist nirgends eine geistlose, fade Schönheit, sondern immer nur die, welche in demselben Ardinghello als das „Schwerste der Kunst" bezeichnet wird: „Schönheit mit lebendigem Charakter". Welch ein wunderbarer Hauch wahrhaftiger Schönheit ist über seinen „Hafis am Brunnen" ausgebreitet! Und wie sprüht dabei aus jedem dieser dunklen leuchtenden Augen eine tief geheimnisvolle aber doch innerlich zu ahnende Kundgebung von Gemüt und Geist! Das Bild ist wie eine Offenbarung der Schön-

heit selbst — auch birgt es alle Vorzüge des ganzen Feuerbach überhaupt. Nächst ihm zieht am meisten, fast magisch, das „Porträt einer Römerin“ an, welches die Züge eines zu Feuerbachs Zeiten vielgesuchten Modells Namens Nanna und zugleich das Urbild jenes weiblichen Schönheitstypus darstellt, den wir auf vielen Bildern des Malers wiederfinden. Ein ernster wunderbar-geheimnisvoller Kopf von spröder Schönheit, südlich gebräunt, schwarzhaarig und aus nur halb geöffneten Augen rätselhaft, halb träg halb in verhaltener Glut uns anblickend — ganz wie eine Allegorie des Rätsels weiblicher Schönheit selbst. Diese Augen vergißt man nie, auch nicht die strenge Linie um den Mund — halb träumend steht man vor diesem Bilde und fühlt mit seltsamem inneren Schauer- und Wärmegefühl diese wundersamen rätselhaften Blicke uns umfluten. Aber es ist nicht, wie bei den göttlichen Blicken unserer lieben Frau zu Dresden, welche reine Seligkeit ausströmen, Ruhe und innerer Frieden, gemischt mit freudiger Hoffnung, sondern es ist etwa die Wirkung, welche gewisse Turgenjeffsche Frauengestalten auf uns äußern. — Ein anderes Gebiet, in welchem der Schönheitsgenius Feuerbachs sich aufs liebenswürdigste dokumentiert, ist die Behandlung der kindlichen Form. Diese nackten Kindergestalten, welche kein Moderner so wie Feuerbach in ihrer reizenden 'strampelnden Beweglichkeit gemalt hat, sind von köstlicher, neckischer Lieblichkeit, und nicht mit Unrecht sieht man vorzüglich Frauen vor Gemälden wie „Römische Familienszene“, „Badende Kinder“ stehen bleiben. Aber auch auf diesen Kindergesichtern liegt, wie auf jedem Menschenantlitz, das Feuerbach gemalt hat, ein eigener, sinnender Zug. Diese Kinderaugen blicken mit einer seltsam ahnenden Ruhe in die Welt, wie wenn sie dieselbe schon in leuchtenden Träumen gesehen hätten, und sie erinnern uns an die seltenen Augenblicke, wo wir plötzlich in einem kindlichen Blicke einen geheimnisvollen Schimmer aufblitzen sahen, oder wo wir in einem ins Leere starrenden Kinderauge etwas wie dunkles tiefes Allempfinden zu sehen glaubten. Ja, in diesen Feuerbachschen Augen liegt eine Art geheimnisvollen Zaubers verborgen: Süßigkeit, Wärme, Milde, sinnende Warnung — es läßt sich nur mit dem Allerwohligsten vergleichen, das dem Menschen beschieden ist. Hier und da ähneln diese Blicke, die aus einer andern Welt zu kommen scheinen, denen, welche der Maler des Spiritismus Gabriel Max seinen ekstatischen Frauen zu verleihen pflegt — nur daß bei Max krampfhafte Überspannung ist, was sich bei Feuerbach in göttlicher Gesundheit auslebt.

In noch weit höherem Grade als bei Schwind, Genelli und Feuerbach tritt bei dem vierten Großmeister der Schackschen Galerie das Ge-

heimnisvoll-Undefinierbare in die Erscheinung — bei Arnold Böcklin. Ja, ich möchte diesen mächtigen Genius direkt als den Maler der Trauerrealistik bezeichnen, denn es scheint mir, daß die große Mehrzahl seiner Gemälde nicht anders verstanden werden kann, als unter diesem Gesichtspunkte. Und die Neuheit dieses Gesichtspunktes ist es auch, welche an der noch jetzt ziemlich weitverbreiteten Verkennung und Mißachtung dieses eminenten Meisters Schuld. „Was für unmögliche Farben!“ rufen die Einen, — „was für unsinnige Motive!“ jammern die Andern, — „wie traurig, ein solches Talent beharrlich auf Abwegen zu sehen!“ klagen beide Parteien im Chor. In der That — wie richtig! Diese seltsam-violetten Töne in der „Herbstlandschaft, durch die der Tod reitet“, oder der lachende, fast übermütig blaue Himmel auf dem sonnigen Phantasiebilde, das Musik und Heiterkeit darstellt, ohne daß man einen Namen dafür finden könnte, und schließlich die Seeschlange in der „Meeresidylle“ oder das Alpenungetüm in der „Felsenschlucht“ — das sind freilich alles Dinge, die noch kein Mensch des Tags erschaute, aber mich dünkt, daß ich in nächtlichen Träumen schon oft Bilder sah, in denselben extravaganten Farben, mit denselben bald schauerlichen, bald glückselig heiteren Figuren, wie sie uns in den Gemälden Böcklins aufstoßen. Und so gewiß diese Traumgesichte existieren, so gewiß besteht die Existenzberechtigung einer künstlerischen Wiedergabe derselben. Berührt uns diese mit der überzeugenden Macht der Realistik und mit lebendigem Inhalt zugleich, so ist sie ebensowohl ein Meisterwerk der Kunst, wie die Bilder der Maler, welche uns die Welt des Tages schildern. Und dann, wo hört beim großen Kunstwerk überhaupt (ich nehme natürlich „Dienstmädchen, die ihrer Herrschaft den Kaffee präsentieren, bayerische Gebirgsbauern, an denen die nackten Kniee das Interessanteste sind“, wie Schack einmal die Fadheit unseres Genres charakterisiert, aus), wo hört beim wahren Kunstgebilde die abgemalte Tageswirklichkeit auf, und wo beginnt die seelische Beigabe des mit dem inneren Auge Konzipierten? Nein, so gewiß die Hexen im Macbeth künstlerisch zulässig sind und die Traumbilder in Richard dem Dritten, so gewiß ist es dem Maler gestattet, das Nachtleben der Seele zum Vorwurf eines Bildes zu nehmen — ja vielleicht noch mit größerem Rechte, da ihm mächtigere Mittel zu diesem Zwecke zu Gebote stehen, als dem Künstler des Wortes. Nur auf die Kraft kommt es an, wie etwas dargestellt wird, nur darauf, ob wir das Dargestellte glauben — selbst, wenn es gar nicht ist. Und, wenn uns selbst im letztangedeuteten Falle die Gewalt des künstlerisch Geschaffenen zum Glauben zwingt — dann ist sogar das Höchste der Kunst erreicht. Bei

Böcklin glauben wir. Wir glauben an seinen zottigen Triton, an seine dämonischen Furienkarrikaturen, an seinen himmlisch schönen, Liebe klagenden Hirten und an seine wunderbaren Blumen und Früchte, obwohl wir dergleichen höchstens im gesteigerten Empfinden des Traums gesehen haben. Ob er uns in einen düsteren, nur von einigen Rhododendren erleuchteten heiligen Hain führt, vor dem ein Einhorn sagenhafte Wacht hält, ob er uns eine düstere Herbstlandschaft vorzaubert, in der ein nasser Wind die Bäume beugt und durch welche die schauerliche Majestät des Todes zerstörend auf phantastischem Höllenrappen reitet — oder ob er uns einen Blick gewährt in einen Paradieseswinkel der Erde, wo sich Gruppen von Amoretten im Grase balgen, wo ein überherrlich-blauer Himmel auf selige Gruppen schöner Menschenkinder lacht: wir glauben an diese Phantasiewesen, denn sie sind ja aus unserer Seele herausgemalt, die mit Schauer oder Freude sich erinnert, daß auch ihr Blicke vergönnt waren in dieses zerflatternde, unfaßbare aber mit so machtvollen Farben und Formen ausgestattete Reich des Traumes. Was uns in seltenen Nächten ein schnell vorrüberrauschendes Wolkenbild war, das leuchtet hier in düsterer oder glühender Pracht vor uns als Gemälde. Wir können davor sitzen und lange schauen, was uns meist am Morgen nur als wüst-verschwommene Empfindung beherrschte — und wir meinen doch, genau so gesehen zu haben. — Selbst die Bilder Böcklins, welche durchaus kein absonderliches Motiv haben, wie seine beiden Behandlungen der „Villa am Meeresufer" und die „Italienische Villa im Frühling" — selbst diese sind in eine Sphäre gerückt, die nicht ganz mit der der Tagesanschauung übereinstimmt. All diese so verblüffenden und so wohlthuenden und bald begriffenen Farben, diese Sonnenblicke und Luftschimmer, diese aus saftigem Grün fast stürmisch herausleuchtenden Blüten, das ganze unsagbar Seelische, sich ins Herz Schmeichelnde und nur mit dem Gefühl zu Erfassende dieser Bilder — mir scheint, es hat seinen Ursprung auch in einer Art Traumerinnerung.

Wenn man ein Analogon für Böcklin suchen wollte, so würde man, glaub' ich, in der ganzen Malerei keines finden — in der Litteratur findet sich meines Erachtens in dem Russen Gogol ein Geist, welcher mit dem großen Schweizer manches Gemeinschaftliche hat, nur daß bei ihm, wobei hauptsächlich an seine „Phantasieen" zu denken ist, manches verschwimmt und in Verzerrung überschnappt — was bei Böcklin nirgend behauptet werden kann. Auch insofern ähneln sich beide, daß ihre verblüffende Originalität anfangs fast peinlich wirkt. Das erste Gemälde, was ich von Böcklin sah, ist ein Bild, welches die Einfahrt eines Toten-

kahnes in die von düsteren Pinien ernst umrahmte Hafenpforte einer geheimnisvollen Insel darstellt. Der Ferge hat ein grell-rotes Gewand, die Leiche ist in ein weißes Linnen gehüllt, das mit bunten Blumen überstreut ist. Diese Buntheit gegenüber der schauerlichen Szenerie stieß mich geradezu ab und doch zog es mich immer wieder zu dem Bilde hin. Es war ein direkt unangenehmes Gefühl, welches ich anfangs bei seiner Betrachtung hatte — Empfindungen eines peinlichen Zweifels trieben mich fort und zogen mich wieder zu ihm. Ganz langsam aber geschah es, daß meine Zweifel zerrissen, und, seltsam, als ob es gar nicht vom Bilde direkt angeregt worden wäre, hob sich in mir von selbst das Bewußtsein, nun das Bild zu begreifen. Nachdem sich aber an diesem einen Gemälde Böcklins (welches sich im Museum der Stadt Leipzig befindet) der Prozeß des erwachenden Verständnisses vollzogen hatte, war mir jede Schöpfung dieses wunderbaren Meisters eine Quelle des höchsten Genusses. Ich muß gestehen, daß ich anfangs in der Schackschen Galerie weder Schwind noch Feuerbach noch Genelli nur eines Blickes würdigte und daß mich Böcklin fast verleitete, die diskreten Schönheiten z. B. Schwinds ganz zu übersehen. Dieser Fehler ist verzeihlich, wenn man bedenkt, daß hier doch eigentlich das Allerbedeutendste dieses Giganten unter unseren Malern sich befindet.

Es ist genug da, um zu monatelangem Sichversenken anzuziehen und bei aller Ähnlichkeit, welche die Schöpfungen Böcklins untereinander haben, überrascht ein jedes Bild durch eine besondere Neuheit. Obwohl man an ihm eine gewisse Manier immer wieder findet, gehört er doch nicht zu den Malern, die auf Kosten einer neuartig-blendenden Malweise oder eines einmal mit Erfolg betretenen Stoffgebietes, den notwendigen Gedankeninhalt eines Kunstwerkes opfern und nun Zeit ihres Lebens zum Überdruß eigentlich immer und immer wieder das Bild malen, was ihnen die ersten Lorbern einbrachte. — Es ist unmöglich, Böcklinsche Bilder in wörtlicher Besprechung zu zergliedern — es wäre das ein Versuch, der nichts einbrächte als die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der Sprache, die Poesie der Farben und Formen wiederzugeben. Nur wirkliche Gedichte eines kongenialen Geistes vermöchten den Eindruck Böcklinscher Werke in die Sprache zu kristallisieren . . . . Aber noch eins sei erwähnt. Man hat, um die Grenzen Böcklinschen Schaffens festzusetzen, gesagt, daß er im Grunde nur „Landschafter im höheren Sinne" sei und selbst Graf Schack hat, wenn auch modifiziert, diese Meinung. Aber sie ist unmöglich richtig gegenüber einem Manne, der den göttlichen Körper des Liebe klagenden Hirten und die Komposition der für die Berliner

National-Galerie erworbenen Pietà geschaffen hat. Schöner und dabei herzinnig wahrer kann der Reiz des jugendlichen Körpers nicht gemalt werden, als es in diesem Hirten mit den seelenvollen träumerischen Augen geschehen ist, der die Wallungen einer ersten Liebe auf seiner Schilfflöte ausströmt. In der Hauptsache liegt ja der Schwerpunkt seines Genies auf dem Gebiete der „höheren" Landschaft — aber trotzdem widersetzt sich die Macht seiner künstlerischen Individualität einer Einregistrierung in irgend eines der viel auf- und zugeschobenen Klassifikationsschubfächer. Wohin gehört die urweltkräftige „Meeresidylle"? Wohin der „Mörder mit den Furien"? Und wohin die „altrömische Weinschenke", eines seiner genialsten Bilder, welches uns die Szenerie der porta del popolo aber in der lebhaftesten Bewegung eines antiken Trinkgelages gibt . . .?

Wie der andere große Schweizer unserer Zeit, wie Gottfried Keller, so wandelt auch Böcklin die eigenen Wege des Genies; gleichgültig gegen die Mode und das Geschrei des Kunstmarktes, stark in seinem genialen Empfinden, Wollen und Können.



Über Carl Abels sprachwissenschaftliches Wirken.

Eine Studie von Arthur Lincke.
(Dresden.)

Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen. Dieses Dichterwort sehen wir auch bei dem großen deutschen Sprachforscher bestätigt, dessen Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht und dessen Werke uns jetzt beschäftigen sollen. In der Thast, Herr Dr. Abel, welcher seinen gewöhnlichen Wohnsitz Berlin dann und wann mit Dresden vertauscht und sich auch hier durch seine Vorträge Anhänger und Verehrer erworben hat, bringt Vielen, nicht bloß Manchen, Vieles und Schönes; im Besitze eines an geistvollen Ideen und anregenden Beobachtungen unerschöpflich reichen Füllhorns, teilt er nach allen Seiten hin fesselnde und belehrende Gaben aus. Seine auch in Hinsicht der Form hoch zu rühmenden Schriften sind nicht ausschließlich für den allgemeinen Sprachforscher, die Ägyptologen, Semitisten, Indogermanisten und Sprachphilosophen geschrieben, nein, sie wenden sich — wenigstens großenteils — an die Verehrer der Geisteswissenschaften in allen Kreisen der gebildeten Welt.

Einem Versuch nun, die Bedeutung der Abelschen Werke kurz zu charakterisieren, sind die folgenden Zeilen gewidmet; die Aufgabe ist interessant, aber, auch in Hinsicht auf den knappen Raum, schwierig. Zunächst seien die Hauptschriften unseres Gelehrten genannt.

In den Jahren 1876 und 1877 erschienen seine „Koptischen Untersuchungen“ und im Jahre 1885 seine von R. Dielitz aus dem englischen Original übersetzten, in Oxford gehaltenen Vorlesungen über „Groß- und Kleinrussisch“ (Leipzig, W. Friedrich) und der stattliche, eine Reihe von teilweise schon in früheren Jahren der Öffentlichkeit übergebenen Aufsätzen verschiedenen Inhalts umfassende Band „Sprachwissenschaftliche Abhandlungen“ (W. Friedrich). Das nächste Jahr brachte der gelehrten Welt Abels „Einleitung in ein Ägyptisch-Semitisch-Indoeuropäisches Wurzelwörterbuch“ (W. Fr.). In Verbindung mit diesen größeren Büchern stehen eine ansehnliche Menge bedeutender und geistvoller Aufsätze Abels in verschiedenen Zeitschriften, so z. B. in „Die Nation“, „Berliner Philologische Wochenschrift“ und den „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft“. Bücher sprachwissenschaftlicher Natur werden in weiteren Kreisen nur schwer populär; in Bezug auf das Kaufen von Büchern lassen wir Deutschen bekanntlich viel zu wünschen übrig. Abels Ideen und Bestrebungen aber haben sich doch schon Bahn gebrochen; gewichtige Stimmen haben dieselben gebilligt und Abels Verdienste warm anerkannt. So hat K. Bruchmann die „Koptischen Untersuchungen“ in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ (Band 11, S. 323 ff.) sehr günstig besprochen, der Indogermanist H. Ziemer die Thesen Abels in gründlicher Weise erörtert und vor allem der leider im Juli dieses Jahres verschiedene Altmeister der Sprachwissenschaft, A. F. Pott, sich veranlaßt gesehen, denselben eine eigene Abhandlung zu weihen.*) In diesem Jahre endlich hat auch der große französische Ägyptolog Maspéro die hohen Verdienste Abels (namentlich in Bezug auf dessen „Einleitung“) hervorgehoben und seine Zustimmung zu dem Verfahren desselben geäußert.**) Aber auch in die politische Welt ist der Ruf von der hohen

*) Pott, „Allgemeine Sprachwissenschaft und C. Abels ägyptische Sprachstudien“ (1886, W. Friedrich).

**) Gegenüber solchen sachlichen Besprechungen kommen sogenannte Anzeigen, wie die von Prof. Adolf Erman in der „Deutschen Litteraturzeitung“ vom 11. Juni und 27. August 1887, nicht in Betracht. Der Verfasser solcher Angriffe schädigt nur sich selbst; wenn Erman in Nr. 24 dieser Zeitung die Bücher Abels kurzweg, ohne allen Beweis, verwirft und Brugschs „Hieroglyphisches und demotisches Wörterbuch“, ein



Bedeutung unseres Forschers gedrungen; im Jahre 1884 gedachte Professor Virchow im Preußischen Abgeordnetenhause der Schrift „Über den Gegensinn" „des großen Linguisten Carl Abel"! Ich wünsche dazu demselben von ganzem Herzen Glück!

Die Arbeiten Abels erstrecken sich auf

I. Bedeutungslehre in einigen alten und neuen Sprachen,

II. Ägyptische Bedeutungslehre, Etymologie und Grammatik,

III. Ursprachliches und Vergleichendes auf ägyptischer Grundlage.

Die Besprechung dieser drei Teile gedenke ich mit einer kurzen Beleuchtung der allgemeinen Eigenschaften und Vorzüge der Arbeiten Abels zu beschließen.

1. Die Bedeutungslehre oder Semasiologie ist, wie Pott es ausspricht (Techmers „Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft" I. S. 30), verhältnismäßig noch wenig angebaut. Das Bestreben nun, dieselbe nach Kräften zu fördern, zu erweitern und zu vertiefen, bildet einen Hauptteil der Thätigkeit Abels. Indem er für die gleichzeitige Untersuchung einzelner Begriffe und ganzer Begriffsklassen bei verschiedenen Völkern eintritt, bewegt er sich auf dem Boden der Völkerpsychologie. Dahin gehören die meisten seiner „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen" und das Buch „Groß- und Kleinrussisch". Äußerst interessant ist namentlich der vierte Aufsatz jener ersten Sammlung: „Über die Unterscheidung sinnverwandter Wörter und das Werden des Sinnes." Vor allem sei die wichtige Beobachtung hervorgehoben, daß die weniger begabten Völker zwar „fruchtbar in der Lautschöpfung" sind, über konkrete Sinnesausdrücke aber nicht hinausgelangen, an Abstraktionen nicht herankommen, bei geistig begabteren Nationen dagegen das Gegenteil stattfindet, besonders in Bezug auf die seelischen Empfindungen und geistigen Thätigkeiten. Sehr richtig ist auch der Hinblick auf die Thatsache, daß „der Sprachunterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer größer geworden", „ein jeder nur denjenigen Teil seiner Sprache spricht, mit dem er vertraut ist" („Sprachw. Abhandl." S. 199, 208), und dankenswert der Hinweis auf die hohen sprachlichen Verdienste Luthers, Lessings und Goethes.*) Eine feine Bemerkung ist ferner die Mitteilung des Ver-

unübertreffliches Meisterwerk — „eine überaus trübe Quelle" nennt, so muß man eine solche Handlungsweise als eine glücklicherweise seltene Undankbarkeit und einen Mangel an Ethos scharf rügen. A. selbst hat diesen Angriff siegreich in seiner Schrift „Gegen H. Prof. E. Zwei ägyptologische Antikritiken" zurückgewiesen.

*) Abel hebt lobend den I. Teil des „Faust" hervor; gehört der II. Teil nicht ebenso zu „den höchsten Schöpfungen der menschlichen Rede"?

fassers, daß die Engländer zehn regelmäßig gebrauchte Wörter für den Begriff „Werfen“, wir Deutschen dagegen nur zwei oder drei besitzen; jene wiederum haben für den deutschen Ausdruck „Gemüt“ kein denselben genau wiedergebendes Wort (l. l. S. 220 f.). Dem Ausspruche Abels, der Glaube, daß jeder von uns Begriffe selber bilde, sei „eine gigantische Täuschung über die eigene jugendliche Geistesthätigkeit“, kann ich mich nicht unbedingt anschließen.

Meines Erachtens nach hat H. Lindner („Wissenschaftliche Rundschau“ 1885, S. 72) Recht, wenn er meint, auch das Kind schaffe neue Begriffe; manche Kinder wenigstens kann man gewiß zu den „begabten Selbstdenkern, welche neue Begriffe durch eigentümliche Zusammenstellung oder Abänderung alter schaffen“, rechnen. Der erste Abschnitt der „Sprachwissenschaftl. Abhandl.“ (als besondere Schrift schon 1869 erschienen), „Über Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise“ beweist uns in geradezu klassischer Form die überraschende Thatsache, daß es nur wenige Wörter gibt, die sich in zwei Sprachen völlig decken; der Deutsche versteht unter „Freund“ etwas anderes als der Franzose unter „ami“. Aus diesem Grunde, sagt Abel, ist die Übersetzung aus einer Sprache in eine andere nicht allein schwer, sondern, wenn man das Original in ganz genau entsprechender Wiedergabe übertragen will, geradezu unmöglich (l. l. S. 27). Eine sehr beherzigenswerte Wahrheit spricht der geschätzte Verfasser aus, wenn er das Studium fremder Sprachen empfiehlt; denn dasselbe erweitert in Wirklichkeit die Gedankenwelt des Einzelnen, lehrt das Wesen und die Vorzüge anderer Nationen kennen und bewirkt so das allmähliche Schwinden gegenseitiger Vorurteile. Ein bekanntes Wort sagt: „So viel Sprachen Einer beherrscht, so viel Seelen hat derselbe.“ Ebenso können wir den trefflichen Ausführungen Abels im zehnten Aufsatze: „Über Philologische Methoden“ vollständig beistimmen; er hat nur zu Recht, wenn er die Art und Weise, in welcher wir meistens das Sprachstudium betreiben, nicht für richtig hält. Wir haben leider nur zu oft lediglich praktische Zwecke im Auge und demgemäß sind die meisten unserer Grammatiken eingerichtet. Bedeutsam ist das Zugeständnis Abels, daß erst in der Zukunft die psychologische Methode auf die ganze Grammatik angewandt werden kann (l. l. S. 241). Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß man in der Gegenwart einerseits das Sprachstudium vom wissenschaftlichen Standpunkte aus so sorgfältig pflegt und hochschätzt, andererseits in den Pflegstätten der Bildung das Studium der alten Sprachen und Litteraturen immer mehr und mehr beschneidet. Hoffen wir, daß bald in diesen Dingen eine heilsame Reaktion eintrete, die maß-

lose Begünstigung der Mathematik, welche den jugendlichen Geist vollständig unbefriedigt läßt und für die Entwickelung des menschlichen Ingenium auch nicht im Entferntesten so viel, als ein gesundes Sprachstudium leistet, aufhören und die Pflege der herrlichen hellenischen Sprache, der Geschichte und der ästhetischen Wissenschaften mehr zu ihrem Rechte gelangen möge!

Sehr wichtig ist der sechste Aufsatz „Über die Verbindung von Lexikon und Grammatik". Die Grammatik regelt die Gedankenverbindungen; das Wörterbuch hat die höhere Aufgabe, die Gedanken zu schaffen, es ist „die Gestalt, in der wir die dauernden Wesen, Eigenschaften und Vorkommnisse des Universums erkennen". Um nun den Gedankeninhalt einer Sprache richtig und vollkommen kennen zu lernen, ist eine Verbindung von Wörterbuch und Grammatik erforderlich, welche eine nach Begriffsklassen geordnete Sammlung der Wortbedeutungen und zugleich eine nach demselben Prinzip hergestellte Aneinanderreihung der Bestandteile der Grammatik vereinigt. Eine Ausdehnung dieses Systems auf mehrere Sprachen zugleich bildet dann die Aufgabe der vergleichenden Lexikographie.*)

Die dritte Skizze, wirklich ein sprachliches Charaktergemälde, wie sie ein Kritiker**) nennt, behandelt ein neuphilologisches Thema und beweist durch die Entwickelung der Bedeutungsschattierungen der elf wichtigsten englischen Wörter des Befehls den Satz des Verfassers von der besonderen Befähigung des englischen Idioms für synonymische Untersuchungen. Der elfte Abschnitt „Über einige Grundzüge der lateinischen Wortstellung" zeigt uns, daß der Verfasser auch der römischen Sprache und Litteratur seine Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Eine der fesselndsten und genußreichsten Arbeiten Abels ist die zweite Abhandlung: „Über den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen". Er untersucht in derselben, welche von einer reichen Beispielssammlung erläutert wird, das innerste Wesen der Liebesworte bei den Israeliten, den Römern, den Engländern und den Russen und knüpft daran eine Zusammenstellung der abweichenden, aus der Vergleichung

*) Es muß hier angelegentlich auf einige höchst wichtige Aufsätze ähnlichen Inhalts im ersten Bande der „Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" hingewiesen werden; vor allem auf die „Einleitenden Gedanken über Völkerpsychologie" (S. 1—78) von Lazarus und Steinthal; „Versuch eines Systems der Etymologie" rc. von L. Tobler, l. l. S. 349—384; Steinthal, „Über den Wandel der Laute und des Begriffs" S. 416 ff. rc.

**) H. Lindner.

der verschiedenen Begriffe hervorgehenden Gefühlsauffassungen bei den betreffenden Völkern. Abel charakterisiert („Sprachw. Abhandl.“ S. 77) die Liebe des Römers „als ernst auf die Nächsten gerichtet“, die des Juden „weich auf den Nächsten“, die des Engländers „gefühlvoll gewählt auf beide, je nach ihrer Art“, die des Russen „als kosig und begünstigend“. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser nicht auch die gedankentiefen und phantasievollen Hellenen, die feurigen Araber und die gemütsreichen Inder in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. Wir wollen hoffen, daß er uns später einmal mit einer solchen Darstellung, deren Rahmen vielleicht auch die Ägypter umfaßt, erfreut und belehrt.

Betreffs eines Punktes von prinzipieller Bedeutung habe ich eine von der Ansicht Abels völlig abweichende Meinung. Seine Erklärung des Ideals der geschlechtlichen Liebe ist klassisch. Er äußert sich in seinem Aufsatze wie folgt: „Es dürfte schwer sein, eine Belegstelle dafür aufzufinden, daß die Liebe zum andern Geschlechte diesen alten Völkern jene innere Erhöhung und Läuterung bedeutet habe, als die sie in ihrer höchsten Potenzierung heute gekannt ist.“ Den Alten war noch nicht zum Bewußtsein gekommen, „daß der Mensch durch dieses völlige Aufgehen in einem andern besser werden, die Schönheit einer liebenden Annäherung an alle Nebenmenschen begreifen und die ganze Welt im verklärten Lichte eines inneren Gefühlszusammenhanges schauen und schätzen lerne.“ Ähnlich spricht sich auch Franz Delitzsch — allerdings im Hinblick auf die Frauen Hiobs und des Tobias — in seinem Hiobkommentar (S. 63) aus. Indessen diese Belegstellen sind gar nicht so schwer und in gar nicht so geringer Anzahl zu finden. Vielleicht habe ich später einmal Zeit und Gelegenheit, diese höchst interessante Streitfrage ausführlicher zu erörtern. Hier muß ich mich kurz fassen. Orestes sagt in dem gleichnamigen Stück des Euripides (ich gebe die betreffenden Stellen in Donners Übersetzung) Vers 590 ff.:

„Ein selig Leben lebt der Mann, dem schön erblüht
Das Glück der Ehe“ 2c.

Klytämnestra bezeugt von sich (Iphigenie in Aulis Vers 1145 ff.):

„Ich war immer eine tadellose Frau
In Liebe treu und züchtig, und des Hauses Glanz,
Dir mehrend, daß dich Wonne, wenn du trat'st herein,
Und Seligkeit durchzuckte, wenn du weiter gingst.“

Tekmessa sagt (Sophokles Aias Vers 497 ff.):

„Wo fänd' ich anders, als in dir, mein Vaterland?
Wo fänd' ich Reichtum? Nur in dir ruht all' mein Glück! .

So denke denn auch meiner! Ziemt's dem Manne doch,
Erinnerung zu pflegen, wenn ihm Liebe ward,
Und Liebe zeuget allezeit auch Liebe ja!"

Ich erinnere ferner an Alkestis, an Turia, die Gemahlin des Q. Lucretius Vespillo, deren selbstlose Hingebung an ihren Gemahl (mitgeteilt in L. Friedländers „Röm. Sittengeschichte" I. 469) man bewundern muß. Auch die ergreifenden Verse Ovids in seiner Schilderung des Abschieds von Rom und seiner Gattin widerlegen die These Abels; sie bezeugen, daß zwischen dem römischen Poeten und seiner Frau eine wirklich ideale, die Grenzen der pietas (d. h. der Ergebenheit an Vaterland und Familie) zweifellos weit überschreitende Liebe geherrscht hat. (Tristia I 2, 35 ff., 3, 80 ff. „At nunc ut peream quoniam caret illa periclo.") Es sei auch daran erinnert, daß Psyche in dem reizenden Märchen des Apulejus durch Prüfungen „innerlich erhöht und geläutert" sich die Wiedervereinigung mit ihrem Geliebten erringt. Ebenso sind im arabischen Altertum die Beispiele echter, reiner, der größten Entsagung und Aufopferung fähiger Liebe durchaus nicht vereinzelt. — Haben die heutigen Liebespoeten wirklich so viel zu berichten, was ihre Kollegen im abend- oder morgenländischen Altertume nicht auch schon empfunden und erzählt hätten? Ich glaube es nicht.

Abels Büchlein „Groß- und Kleinrussisch", das ganz den Stempel seines in das innerste Wesen der Sprache dringenden und die geheimsten Regungen und Empfindungen der Volksseele belauschenden Geistes trägt, führt uns in die wohl nur Wenigen bekannte slavische Welt. Er unterrichtet uns über die wichtige Thatsache, daß die Gesamtzahl der ganz oder teilweise slavisierten finno-tatarischen Bewohner des europäischen Rußland vierzig Millionen, die der Russen rein slavischer Abkunft nur fünfzehn Millionen beträgt, und knüpft daran eine Charakteristik der Klein-Russen (slavischen Ursprungs) und der Groß-Russen (slavisierte Finno-Tataren) selbst und ihrer beiden Mundarten. Im Anschluß daran folgen noch zwei, wie alle Abelschen Arbeiten ungemein reichhaltige und anziehende Vorlesungen „über den russischen Sprachbegriff von Gentleman und Nobleman" und „der Sprachbegriff der Freiheit im Russischen, Polnischen und Lateinischen", ebenso gehört dahin der zehnte Aufsatz der „Sprachw. Abhandl.", in welchem die Möglichkeit, daß das russische Idiom einmal die gemeinsame Litteratursprache für die slavischen Völker werden kann, erörtert wird.

2. Den Mittelpunkt der Studien Abels nimmt die ägyptische Sprache ein. Die „Koptischen Untersuchungen" und die „Einleitung in

ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch" ergänzen sich gegenseitig und sind erst in langer Zeit auszubeutende und zu erschöpfende Fundgruben für die ägyptische Sprachforschung. Bruchmann hat vollkommen Recht, wenn er („Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachwissensch." Bd. 11 S. 327 ff.) am Schluß seiner Beurteilung der „Koptischen Untersuchungen" dieses Buch „interessant und wichtig für jeden Sprachforscher" nennt. Ebenso muß man diesem Gelehrten an und für sich beistimmen, wenn er noch eine eingehende grammatische Detailkritik der Ägyptologen vermißt, eine solche kann aber nur derjenige, welcher sich ganz speciell der ägyptischen Laut- und Wortlehre und Grammatik widmet, unternehmen. Die Zahl der Ägyptologen ist nicht sehr groß und die Arbeitskraft derselben durch andere ebenso wichtige Aufgaben ihres umfangreichen Gebietes vollauf in Anspruch genommen, sei es durch Publikation und Übersetzung von Texten, sei es durch Bearbeitung der Geschichte, Geographie oder Kunstgeschichte, der Religion, Mythologie oder Litteratur. Hoffentlich aber wächst der Kreis der Jünger dieser Wissenschaft in Zukunft immer mehr und bilden dann auch die Abelschen ägyptischen Arbeiten den Ausgangs- und Mittelpunkt einer philologischen Schule. Die „Koptischen Untersuchungen" enthalten Forschungen zweifacher Art; sie erstrecken sich einerseits auf die Lautlehre, Etymologie und Grammatik, andererseits auf eine zusammenhängende Behandlung ganzer Begriffsgruppen; hier werden alle Lautgesetze von der Doppelung, vom Nebenlaut und Nebensinn, von Gegenlaut und Gegensinn (l. l. S. 695), welche die Grundlage des vom Verfasser in der „Einleitung zum Wurzelwörterbuch" errichteten Gebäudes bilden, unter Heranziehung der hieroglyphischen und demotischen Formen, sowie der semitischen Dialekte entwickelt. Er zeigt uns als kundiger Gärtner wie gewaltig der Baum der ägyptischen Sprache gewesen und wie sich seine Zweige und Blätter nach allen Seiten hin in üppiger Fülle ausgebreitet und wieder erneut haben. Das Koptische und Demotische sind nicht als „Kinder oder verkommene Enkel" sondern als „blühende Schwestern" des Hieroglyphischen zu betrachten.*) In den „Untersuchungen" in wie im neunten Aufsatze der „Sprachwissenschaftl. Abhandlungen"**) hebt Abel den hohen Bedeutungswert der Vokale im Ägyptischen hervor, so z. B. bei Bildung der sieben Arten des Passivum (l. l. S. 388 ff.).***) Interessant ist die Mitteilung, daß sich im Ägyptischen die Wurzeln und

*) Abel in „Berl. Philolog. Wochenschrift" 1887, Nr. 23.

**) „Über koptische Intensivierung."

***) o und ê im Koptischen die äußersten Antipoden. „K. U." S. 347.

Stämme des Hauens, Stoßens und Vernichtens in größerer Anzahl als die freundlicherer Bedeutung vorfinden. Sollten sich nicht auch andere und selbst moderne Sprachen durch Bevorzugung dieses Begriffs auszeichnen? In Bezug auf unsere neuhochdeutsche Sprache erinnere ich mich einer Zusammenstellung von neunzig deutschen Wörtern für „Prügeln" in einer kleinen Schrift von H. Dunger „Dialekt und Volkslied", welcher die Varianten dieses Begriffs noch nicht einmal sämtlich aufzählt. — Die semasiologischen Ergebnisse Abels beruhen auf dem tiefen Studium einer reichen Anzahl koptischer Texte; in drei Büchern werden die Begriffe des Wahren und Rechten, des Guten und Gütigen und des Reinen und Heiligen in der gründlichsten Weise und in allen ihren Schattierungen behandelt. Auf einige scharfsinnige Beobachtungen möchte ich aufmerksam machen. Da man, im Gegensatz zu Unterägypten, in Oberägypten noch nicht klar und allgemein zwischen „wahr" und „gerecht" unterschied, das Christentum aber dort die Vereinigung beider Begriffe unter ein Glaubenswort, hier die Trennung derselben veranlaßte, so muß — meint Abel — der Kulturunterschied beider Landesteile bis in die christliche Zeit hinein ein bedeutender gewesen sein (S. 446). Mitteilenswert ist auch folgende Beobachtung: Der beseligende Gedanke der vollständigen Läuterung war im Altertum vorhanden, die Frömmigkeit lief aber Gefahr äußerlich zu werden, und allmählich versank die Moral der alten Welt, der ägyptischen und der jüdischen ins Zeremoniell und in den Ritus (S. 720). Von allgemeinerem Interesse ist der Abschnitt über die in der koptischen Litteratur vorkommenden griechischen Wörter. Dieselben sind weltlicher und geistlicher Natur; die ersteren, in größerer Anzahl in die ägyptische Volkssprache übergegangen, als die letzteren, dienen nur zur „Zier und Verbrämung", die religiösen Ausdrücke dagegen sind durch den neuen Glauben unentbehrlich gewordene Ergänzungen des einheimischen Wörterschatzes. Indessen darf man nicht glauben, daß die Kopten für die große Anzahl der in ihren Texten sich findenden biblisch-griechischen Wörter keine entsprechenden Bezeichnungen in ihrem eigenen Idiom gehabt hätten; die Ursache dieser Erscheinung war nicht Spracharmut, sondern die auch im modernen Deutschen auftretende — durch die verdienstlichen Anstrengungen des deutschen Sprachvereins immer mehr verschwindende — Unsitte der Ausländerei (l. l. S. 549 ff.). Abel befürwortet mit vollem Recht die Ausarbeitung eines das Verhältniß zu den rein koptischen Synonymen behandelnden Begriffs-Wörterbuches dieser koptisch-griechischen Wörter, sowie eines solchen des hellenistisch-ägyptischen und des aus der Septuaginta und dem Neuen Testamente zu erschließenden hellenistisch-hebräischen Sprach-

gebrauches zum Zwecke der Erkenntnis der innersten gegenseitigen Beziehungen dieser drei Völker. Ein Werk großartigen Fleißes ist auch Abels „Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch"; wenn das noch zu schreibende Wörterbuch selbst für den vergleichenden Sprachforscher bestimmt ist, so wendet sich diese Einleitung speciell an den Ägyptologen und muß von diesem mit und nach dem vorzüglichen Brugschschen Werke („Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch", 7 Bde. 1867—1881) befragt und studiert werden. Denn diese neue Schrift unseres Gelehrten enthält, um die Worte Maspéros zu gebrauchen, „das fast vollständige Gerüst eines Lexikons der ägyptischen Wurzeln und ihrer Umgestaltungen". Nach zwei einleitenden Kapiteln („Vergleichende Lexikographie und vergleichende Grammatik" und „Über Wurzeldeterminativa und Pluriliteren"), in denen auch auf die Notwendigkeit der Beachtung nicht bloß der Lautgesetze, sondern auch der Bedeutungsgesetze jeder Sprache beim Etymologisieren aufmerksam gemacht und die Hoffnung, man werde bald in jeder Sprache, wie eine Lautlehre, so auch eine Begriffslehre aufstellen können, ausgesprochen wird, handelt der Verfasser im Hauptteile (S. 29—365) über „Ägyptischen Laut- und Wurzelwandel." Die drei ersten Kapitel — in zahlreiche Unterabteilungen und Paragraphen geteilt — erläutern an Tausenden*) von hieroglyphisch-koptischen Beispielen den Lautwandel in selbständigen Wörtern, den Lautwuchs ohne und mit Lautwandel und die Umstellung der beiden letzten Konsonanten dreikonsonantiger Wurzeln oder Stämme. Abel hebt den außerordentlichen Reichtum an Wurzeln und Stämmen, den üppigen Sprachformenwuchs, den reichen Laut- und Bedeutungswechsel im Ägyptischen hervor und gibt in der „Einleitung", wie in den „Koptischen Untersuchungen", eine Fülle von Beispielen vier anderer Variationen der ägyptischen Stammbildungsmittel. Er charakterisiert nämlich ausführlich die volle Metathese, oder den Gegenlaut, die teilweise Metathese, oder den Nebenlaut (drei- und mehrbuchstabiger Wörter), die scheinbare Sinnverkehrung, oder den Gegensinn, und die Begriffsschattierung durch Vokalwechsel, oder den Nebensinn.**) In Bezug auf Lautwechsel allerdings ist Abel, wie Pott mit Recht sagt, nicht immer sehr streng; wenn er z. B. glaubt, das ägyptische arep „Rebe" werde umgekehrt sowohl ägyptisch als deutsch „ber-a Beere" und das lateinische „carpere" sei die lautliche und geistige Umkehrung von „pre-

*) A. behandelt etwa 9000 Wörter an ca. 25000 Stellen, siehe den angeführten Aufsatz von ihm in der „Berliner Philolog. Wochenschr."

**) „Einleitung" S. 11, 381.

cari" („Nation" 1886, Nr. 45, „Groß- und Kleinrussisch" S. 95, Pott „Allgem. Sprachwissensch. und C. Abel" S. 89, 92), so kann man ihm darin nicht beistimmen.

Sehr wichtige und interessante Abschnitte sind die Kapitel „Hieroglyphisch und Koptisch in der Etymologie" und „Das historische Moment in der Ägyptischen Etymologie" (S. 330 u. 229 ff.). Abel ist der entschiedenen Ansicht, daß das Fortschreiten der Hieroglyphenkunde uns zwar wohl im Einzelnen schätzbare Bereicherungen, im Ganzen aber keine wesentlich neuen Resultate bringen werde, man auch die Bedeutung sämtlicher Texte (die neuentdeckten Pyramideninschriften eingeschlossen) des ältesten Reiches am Nil nicht überschätzen solle. Wenn er uns versichert, daß alle wesentlichen ägyptischen Lautwechselstufen sowohl im Hieroglyphischen als im Koptischen sich finden, die Pyramidentexte uns nur wenig neue Wurzeln haben kennen lernen und so „die Fülle und die wohl erhaltenen Züge" der jüngsten Sprachperiode durch die Kenntnis der ältesten Epoche wohl vervollkommnet, aber nicht verändert werden können (S. 331 u. 335), so fallen diese Worte eines so gründlichen und gewissenhaften Forschers schwer ins Gewicht. Indes erhebt sich doch ein ernstes Bedenken gegen diese Annahme. Die Pyramidentexte, desgleichen die anderen Inschriften des alten Reiches sind in kulturgeschichtlicher und sprachlicher Beziehung von der höchsten Bedeutung; es ist aber nicht zu leugnen, daß sie teils noch lange nicht genügend auch in Hinsicht auf die sprachliche Seite untersucht worden, teils ziemlich lakonisch abgefaßt sind, sich öfters wiederholen und sich in bestimmten, streng abgegrenzten Vorstellungskreisen bewegen. Sie überliefern uns daher nur einen relativ sehr geringen Teil des in jenen frühen Zeiten gebrauchten Wörterschatzes. Daher halte ich es für durchaus möglich, daß, sei es eine noch genauere Kenntnis des ältesten Ägyptisch der bis jetzt entdeckten Texte, wie es auch Maspéro am Schlusse seines schon mehrfach angezogenen Artikels in der „Deutschen Rundschau" hervorhebt, sei es das nicht unwahrscheinliche und sehr wünschenswerte Bekanntwerden weiterer längerer, nicht religiöser Litteraturdenkmäler aus der Zeit der ersten Königsgeschlechter Herrn Abel doch noch zur Abänderung und Umgestaltung einiger von ihm auch „auf Grund späterer und spätester Schriftdokumente" aufgestellten Gesetze veranlassen wird. Noch betreffs eines anderen Punktes bin ich anderer Meinung, als Abel. Im sechsten Kapitel „Die Dialekte in der Etymologie" (S. 363) sagt er, obgleich er wegen „des schwankenden Gewirrs der Varianten" die einstige Existenz von Dialekten im Hieroglyphischen als möglich voraussetzt, daß sich im Hieroglyphischen Dialekte nicht unterscheiden lassen. In einem

1882 in Stockholm erschienenen Schriftchen aber hat der schwedische Ägyptolog Piehl das Vorhandensein zweier Dialekte im großen Papyrus Harris (des thebäischen und des nordischen) nachgewiesen.*) Gegenwärtig nimmt übrigens auch das Studium des Demotischen einen immer höheren Aufschwung. Heinrich Brugsch, der erste und wohl größte Demotiker (neben Révillout), betont den grammatischen Formenreichtum, den soliden Charakter von Grammatik und Syntax dieser ägyptischen Sprachperiode,**) ja, er begrüßt sogar das Demotische als Erlösung vom hieroglyphischen und hieratischen Übel! Der ägyptische Sprachforscher wird sich also in Zukunft eines gründlichen Studium des Demotischen ebensowenig, wie der ältesten hieroglyphischen Texte, entschlagen können; er wird freilich noch viel mehr Arbeitsstoff zu bezwingen haben, dafür aber auch eine neue sichere Grundlage gewinnen.

3. So tief nun Abel sich in das Studium des Wesens, des Werdens und der Entwickelung des ägyptischen Idioms versenkt, die Erforschung dieser Sprache ist ihm doch nicht Endziel, sondern bloß Hilfsmittel zur Aufhellung und Erklärung der schwierigsten Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. Solche Vorwürfe von allseitigem Interesse sind die Erscheinung des Gegensinns, die Fragen nach dem Ursprung der Sprache und der Verwandschaft der drei großen Sprachfamilien, des Indogermanischen, Semitischen und Hamitischen. Namentlich die beiden letzten Themata nehmen die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch; die Frage nach dem Ursprung der Sprache ist bekanntlich seit Platon von einer langen Reihe von Sprachforschern behandelt worden, von denen außer Herder, W. von Humboldt und J. Grimm besonders Steinthal, Geiger Max Müller, Renan, Pott, G. Curtius, Noiré genannt sein mögen. Das große, kaum zu überschätzende Verdienst Abels besteht nun darin, daß er, auch sonst mit einem reichen, stattlichen Rüstzeug versehen und selbständige Ideen mit rastloser Ausdauer verfolgend, dem Ägyptischen auch in den Kreisen der Nichtägyptologen Eingang und angesehene Stellung erkämpft und verschafft hat. Nicht bloß Indogermanisten, sondern auch Anthropologen und Sprachphilosophen haben sich in den letzten Jahren, durch Abel angeregt, mit dieser Sprache beschäftigt und ihre hohe Bedeutung für die allgemeine Sprachwissenschaft zugegeben. Manche Aufstellungen und Ansichten Abels mögen anfechtbar sein und später wieder aufgegeben,

*) Derselbe Gelehrte teilt eine interessante Metathese mit in „Zeitschr. für ägypt. Sprache“ 1885, S. 85 f.

**) Ebendaselbst 1884, S. 12.

gegen gar manche seiner Etymologieen mögen überzeugende Gründe angeführt werden, seine Hauptlehre „von der durchgreifenden Identität des ursprünglichen Sprachstoffes und seiner ersten Wörterbildungsgesetze in den drei Familien" („Einleitung" S. 378) als unhaltbar hart bekämpft werden — namentlich die Indogermanisten scheinen vieles gegen ihn auf dem Herzen zu haben — die Thatsache kann doch gewiß niemand leugnen, daß unser Gelehrter im einzelnen, wie im ganzen in hohem Grade fördernd und anregend für die Sprachwissenschaft und somit auch für die Völkerpsychologie gewirkt hat. Diese Erkenntnis wird sich jedenfalls in kürzerer, oder längerer Zeit auch in den Kreisen Bahn brechen, welche bis jetzt Abels Arbeiten gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen.

Der Hauptsatz unseres Gelehrten: „Das Ägyptische enthält das grundlegende Denkgesetz der Urzeit und sein Studium wird ein Mittel zur Erkenntnis der Geschichte der menschlichen Vernunft" wird von Pott („Allgem. Sprachwissensch. u. C. Abel" S. 79) allerdings mit der Beschränkung angenommen, daß „mehr oder minder das Nämliche mit jeder ernstlichen, in die gedanklichen Tiefen irgend welcher Sprache dringenden Forschung der Fall sei." Soviel Richtiges diese Beschränkung nun auch hat — dies versteht sich bei dem Altmeister von selbst — so verdient das Ägyptische denn doch wohl wegen seines hohen Alters, der langen Dauer seiner Entwickelung (etwa vom Jahre 4000 vor Chr. bis 1000 nach Chr. können wir dieselbe verfolgen) und seiner eigentümlichen Beschaffenheit den entschiedenen Vorzug vor anderen Zungen.

Die ältesten indischen Hymnen reichen höchstens bis zum Jahre 2000 hinauf*) und auch die chinesische Litteratur ist wohl in ihren Anfängen nicht jenseits von 2500 anzusetzen. Nur eine Reihe babylonischer Denkmäler sind aus ebenso uralter Zeit, wie die ältesten ägyptischen Texte.

In diese frühe Periode führt uns nun auch die mit Recht viel besprochene These Abels von der Entstehung und der Bedeutung des „Gegensinns"; diese Erörterungen stehen im engsten Zusammenhange mit seinen Forschungen über den Ursprung der Sprache. Diese merkwürdige sprachliche Erscheinung war allerdings schon bekannt; Ludwig Tobler hat hinsichtlich der indogermanischen Sprachen bereits im Jahre 1860 dieselbe in seinem schon erwähnten Aufsatze „Versuch eines Systems der Etymologie" (l. l. I. S. 360 f.) nachgewiesen. Abel hat aber das große Verdienst, nicht bloß eine reiche Fülle von Beispielen für das Ägyptische gesammelt, sondern auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf das zahlreiche Vorkommen des

*) Schröder, „Litteratur und Kultur Indiens" (Leipzig 1887) S. 28.

Gegensinns auch in anderen Sprachen mit besonderem Nachdruck gelenkt und denselben in vielen Fällen als wirklich vorhanden gezeigt zu haben. Dies erkennt auch Pott bereitwilligst an (l. l. S. 83), dessen Zustimmung um so wertvoller ist, als er in gar manchen Dingen eine andere Ansicht, als Abel, hat.

Der Gegensinn ist „eine scheinbare Sinnverkehrung, welche in Wirklichkeit ein einem Gesamtgedanken entsprechendes Verhältnismaß der ersten und nötigsten Begriffe ist“; schon vor zehn Jahren hat er diese Erscheinung am Ägyptischen beobachtet. „Viele ägyptische Stämme drücken gleichzeitig ein Etwas und sein Gegenteil aus und beide Formen werden gewöhnlich, aber nicht immer durch eine leise phonetische Änderung geschieden.“*) Später hat er diesem Gegenstande eine eigene Abhandlung („Der Gegensinn der Urworte“, wieder abgedruckt in „Sprachwissenschaftliche Abhandlungen“) und zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften geweiht. Abel gibt in denselben eine große Sammlung von interessanten Beispielen aus den schon genannten drei Sprachfamilien;**) z. B. bedeutet das ägyptische qen „stark“ und „schwach“, kek „Nacht, dunkel“ und (demotisch) „Feuer, Licht“; chen „stillstehen“ und „gehen“; das arabische abbana „tadeln, loben“, ragâ „hoffen, fürchten“, das lateinische sacer „heilig“ und „verflucht“, das russische „blagi“ „gut“ und „schlecht“; berlinisch heißt es „janein“, ostpreußisch „mitohne“. Abel verlegt nun diese Erscheinung, die also dadurch zu erklären ist, daß die menschlichen Begriffe durch Vergleichung entstehen und jeder derselben nur durch seinen Gegensatz verständlich wird, gewissermaßen „der Zwilling seines Gegensatzes“ ist, in die Periode der Sem, Ham und Japhet verknüpfenden Spracheinheit; sie bildet nach ihm die Grundlage der ägyptischen und aller menschlichen Begriffsbildung.***) Weil sich aus einer ägyptischen Wurzel — aus der Wurzel tem z. B. leiten sich „zerschmettern, zerhauen, töten, teilen, mindern, nichts, Schwert, Axt, Faust, scharf, Soldat“, andererseits „verbinden, herstellen, schaffen, heil, ganz, Gürtel, Sehne, Buch, mischen“ her — oft eine ganze Reihe verschiedener und entgegengesetzter Gedanken entwickelt, so ist uns, wie Abel mit Recht sagt, die ägyptische Etymologie eine überaus wertvolle und kostbare Quelle des Einblickes in das Entstehen der ersten menschlichen Gedanken.†) Die

*) „Koptische Untersuchungen“ S. 459 f. „Einleitung“ S. 381 ff.

**) „Sprachw. Abhandlungen“ S. 344—367; „100 Beispiele“ in der Festschrift f. Leemans.

***) Abel in der Sitzung der Berl. Anthropol. Gesellschaft von 16. Oktob. 1886.

†) Ebendaselbst vom 26. Februar 1887. „Urgedanken.“

sich nun allerdings sofort mit Macht aufdrängende Frage, wie denn bei diesem Bestehen des Gegensinns die ältesten Menschengeschlechter sich in vielen Fällen gegenseitig verständlich gemacht haben, wird von Abel — meiner Ansicht nach — zur vollsten Befriedigung mit dem Hinweis auf die noch heute von manchen Völkern gebrauchte Gesten- und Gebärdensprache gelöst. In einzelnen Fällen allerdings müssen wir auf eine endgültige, allgemein einleuchtende Lösung des Knotens wol verzichten. Als sehr interessant und wichtig, weil sie die Lehre Abels unterstützt, teile ich eine Beobachtung G. Lindners („Wissenschaftliche Rundschau" 1885, S. 77) mit: Das im Dialekte der Gegend von Limbach bei Chemnitz gebrauchte „dorthier" wird „gewöhnlich mit einer deutenden Geste gesprochen."*) Auch an eine Beobachtung Wundts in seinen „Essays" (1885) möchte ich erinnern; er bemerkt nämlich, daß die Gebärdensprache ursprünglich den Verkehr des Kindes mit der Außenwelt vermittelt und diesen durch sie die Lautsprache allmählich beigebracht wird. Die Heranziehung der verschiedenen Entwickelungsperioden der Kindheitssprache zur Erklärung der Entstehung der Ursprache erscheint mir recht nützlich und vorteilhaft. In seiner Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache" („Sprachw. Abhandl." S. 295) gibt uns Abel ein sehr überzeugendes Bild, wie er sich den Gang der ägyptischen Sprachentwickelung, der höchst wahrscheinlich, wenn wir es verfolgen könnten, ähnliche Vorgänge in anderen Sprachen entsprächen, vorstellt: „Anfänglich Homonymie und Synonymie in erkenntnisarmer vieldeutiger Wirre. Danach bei wachsender Vernunft Scheidung der Begriffe und Lautgestalten und entsprechendes Zurücktreten der Gesten. Untergang der meisten Homonyme oder Ersatz durch phonetische Differenzirung; Untergang tausender von losen Synonymen und Verengung und Schärfung des Begriffs der überlebenden."

Nun noch einige Worte über die Frage nach der Verwandtschaft des Semitischen, Indogermanischen und Hamitischen (Ägyptischen). Abel hält die Verwandtschaft der Ägypter mit den Semiten und Ariern für höchst wahrscheinlich. Die Herkunft des ersterwähnten Volkes aus Asien wird — mit Ausnahme von Robert Hartmann — gegenwärtig wohl von allen Forschern, auch von Ed. Meyer (in seiner „Geschichte des alten Ägypten" S. 18 ff. im Anschluß an die Untersuchung Schmidts „Über alt- und neuägyptische Schädel" Leipzig 1885) angenommen. Aber über die Verbindung und den Grad der Verwandtschaft der Ägypter mit

*) Man lese auch Goldzihers Aufsatz über Gebärdensprache bei den Arabern in „Zeitschr. für Völkerpsychologie" Band 16.

anderen Nationen Asiens vor ihrer Einwanderung in Afrika sind bis jetzt bloß mehr oder weniger annehmbare Vermutungen aufgestellt worden. Ein engerer Zusammenhang der Ägyptischen Zunge, der semitischen und indogermanischen Sprachen ist oft behauptet, noch öfter und entschiedener aber verneint worden, namentlich in Bezug auf die arischen Dialekte, so z. B. von Pott und Hommel. Whitney*) hält eine Untersuchung über die semitisch-indogermanische Sprachverwandtschaft für verfrüht; ebenso äußert sich J. Grill gegen die Annahme einer semitischen und arischen Wurzelgemeinschaft.**) Nur Ascoli nimmt eine gemeinsame Quelle an und Friedrich Delitzsch schrieb 1873 seine Schrift „Über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft“ im Glauben an die Möglichkeit einer solchen Verwandtschaft. Soweit ich mir nun über diesen hochwichtigen Punkt ein Urteil erlauben darf — ich bin nicht speziell Linguist — erscheint mir die Sache denn doch nicht nicht als so völlig abgeschlossen, daß ein ausführliches Gutachten, eine gründliche, besonnene und vorsichtige Bearbeitung dieses Problems von Seiten der Minorität, zu welcher Abel jetzt gehört, völlig aussichtslos wäre. Der Einwand, im günstigsten Falle sei die Zeit zur Abfassung eines solchen vergleichenden Wurzelwörterbuches noch nicht gekommen, ist an und für sich nicht unbegründet, da auf allen drei Sprachgebieten noch sehr notwendige Vorarbeiten teils noch ganz zu schreiben, teils erst im Erscheinen begriffen sind, wie z. B. Friedrich Delitzschs „Assyrisches Wörterbuch“; blickt man aber auf die frische, energische, jugendliche Tätigkeit hin, die gegenwärtig in der Sprachwissenschaft sich entfaltet und die großartigsten Werke***) hervorgebracht hat, und vergegenwärtigt man sich die unleugbare Thatsache, daß schon heute den riesigen Stoff in seiner ganzen Ausdehnung kaum jemand mehr bezwingen kann und es also in einigen Jahrzehnten geradezu unmöglich sein wird ein so weites Thema wie die besprochene Sprachverwandtschaft als Einzelner zu bearbeiten, so wird man es nur mit warmem Danke begrüßen können, wenn ein Forscher, wie Carl Abel, der den Umfang und die Bedeutung seiner Aufgabe genau kennt, trotz aller Schwierigkeiten, Hindernisse und Einwürfe dieselbe zu lösen unternimmt. Wünschenswert wäre es freilich, daß er den zahlreichen hieroglyphischen Beispielen auch die

*) Ich entnehme diese Angabe dem Buche O. Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ S. 146.

**) cf. „Pott“ in Techmers Zeitschr. f. Sprachw. III. S. 251, 270.

***) Seien neben Friedrich Müllers „Grundriß der Sprachwissenschaft“ die Arbeiten Reinischs über die Sprachen von Nordostafrika besonders genannt.

Angabe der Texte, denen er sie entnommen, beigefügt hätte! Wenn man aber auch im einzelnen manches anfechten kann, die hohe und bleibende Bedeutung der „Einleitung“ wird man nicht in Abrede stellen können. „Nicht mit nüchterner Skepsis, sondern mit frischem, männlichem Wagen hat Alexander die Welt erobert!“ Die Hauptsätze der „Einleitung“ sind folgende:

a) „Wendet man die ägyptischen Laut- und Sinngesetze (dargelegt in den „Koptischen Untersuchungen“ und in der dritten Abteilung der „Einleitung“) auf die semitischen und indoeuropäischen Sprachen an, so ergibt sich, daß die Stämme derselben den gleichen Gesetzen unterliegen und auf Wurzeln zurückführen, welche mit den ägyptischen größtenteils identisch sind.“

b) „Was das Ägyptische so wertvoll macht, ist der Umstand, daß es mannigfache zwei und dreibuchstabige Laut-, Stamm- und Sinnbildungsvarianten seiner Wurzeln untereinander und gesetzlich ineinander übergehend erhalten hat und somit Zusammenhang zeigt, wo die entwickelteren Schwestersprachen bereits gesonderte Laute, Bedeutungen und Stämme rc. besitzen.“

c) „Alle in den angestellten Vergleichungen enthaltenen nicht ägyptischen Worte entsprechen demnach entweder angeführten ägyptischen, oder sind auf dieselben durch im Ägyptischen nachgewiesene und in allen noachidischen Sprachen gemeinsam erhaltene Gesetze zurückzuführen.“

d) „Ägyptisch tritt damit, als der ursprünglichste erkennbare Nachkomme einer Muttersprache hervor, die gleichzeitig in ganzen Reihen anderer, entwickelterer Sprachen erhalten ist rc. Ob diese Muttersprache nun an einem Orte, oder an verschiedenen gleichartig entstanden, Gleichartigkeit ist jedenfalls vorhanden.“ (Einleitung S. 8 u. 9.)

Diese Sätze haben in ihrer klaren, bündigen, energischen Fassung, welche die feste Überzeugung des Verfassers von der Wahrheit seiner Sache deutlich erkennen läßt, ungemein viel Bestechendes. Jedenfalls kann nur böser Wille und hochmütige Beschränktheit es wagen, ein so konsequent und mutig vorgehendes Werk mit einigen Worten von oben herab abfertigen zu wollen, wie es leider erst neulich in der „Deutschen Litteraturzeitung“ geschehen ist. Es ist dringend zu wünschen, daß es Abel vergönnt sein wird, nach nicht zu langer Pause das Wurzelwörterbuch selbst zu veröffentlichen, da er in der „Einleitung“ nur in einem besonderen Abschnitte, der vierten Abteilung, — von den ersten zwei Kapiteln abgesehen — die ägyptisch-semitisch-indoeuropäische Sprachverwandtschaft besprochen, die eigentliche systematische Vergleichung dieser drei Sprach-

stämme für das Wörterbuch selbst sich vorbehalten hat. Nur ein interessantes Beispiel will ich hervorheben. Abel gesellt das ägyptische (koptische) Wort „libe" („begehren, verlangen, lieben") zu dem deutschen „Liebe" und dem englischen „love" („Sprachwissenschaftl. Abhandlungen" S. 15 Anmerk.); leider kann ich nicht auf Einzelnes eingehen, obgleich jede Seite der Schriften Abels zu längerem Verweilen, zur Äußerung der Beistimmung oder zur Gegenrede verlockt. Nur einen wichtigen Punkt möchte ich noch kurz berühren. Warme Anerkennung nämlich verdient die feine Beurteilung, welche der Verfasser der „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen" an mehreren Stellen dieses Buches (295 f. 319) dem ägyptischen Volke angedeihen läßt; in neuerer Zeit macht sich leider eine gewisse, bei Manchen sogar ziemlich stark ausgeprägte Geringschätzung dieser Nation bemerklich. Steinthal z. B. nennt in der Zeitschrift „Die Nation" (1886, Nr. 7, S. 119) die Ägypter „frühreife, greisenhafte, phantasielose Kinder" und „statarisch", „ein Volk der Mumifierung"; diesem Urteil ist die richtige Beobachtung Abels gegenüber zu stellen, daß die Ägypter sich vom Niveau der Naturvölker mit der Schwungkraft der Kulturnationen zu der Höhe einer der begabtesten Nationen emporgeschwungen haben. Es ist ja nicht zu leugnen, daß, wenn wir von der stolzen Warte der modernen, nur allzu leicht und allzu gern verdammenden Kritik herabschauen uns Manches in der so überaus originellen ägyptischen Kultur befremdend und nicht anmutend berührt. Beschäftigt man sich eingehender und als möglichst vorurteilsfreier Beobachter mit derselben, so wird man bald erkennen, daß — die Denkmäler und die intelligenten Gesichter vieler Kopten zeigen es — diesem Volke neben seiner Hinneigung zur Religion und zum Althergebrachten, neben seinem Sinn zum Ernsten, Feierlichen auch eine kindliche Heiterkeit, eine nach allen Richtungen hin ihre mächtigen Flügel entfaltende, viel Interessantes und Schönes schaffende Phantasie, eine unverwüstliche, unter günstigen Verhältnissen Großes wirkende Lebenskraft innewohnt. Das ägyptische Volk gehört zu den sympathischsten Mitgliedern der großen Völkerfamilie, noch jetzt in seinen Epigonen, mindestens eben so sehr, als die Polen und die Griechen! Der Hang zur Abgeschlossenheit und zum Partikularismus, die Neigung, sich selbst über die andern Völker zu stellen und dieselben gewissermaßen als Barbaren zu betrachten, ist in stärkerem oder geringerem Grade doch allen Nationen des Altertums und auch der neueren und neuesten Zeiten eigen!

Nachdem nun im Vorhergehenden versucht worden ist, die Zielpunkte der sprachwissenschaftlichen Bestrebungen Abels zu kennzeichnen, mögen jetzt noch einige Worte über die allgemeinen Eigenschaften und die Methode unseres Gelehrten folgen. Wir bewundern nicht bloß die Großartigkeit seiner Ideen und Pläne, sondern auch die Meisterschaft, mit der er seinen spröden, gegen eine glatte und übersichtliche Darstellung oft sich sträubenden Stoff zu beherrschen und in fest bestimmte Grenzen zu zwingen weiß. Jede seiner Abhandlungen ist ein wirkliches Kunstwerk; wie verschiedene Vorwürfe dieselben auch behandeln mögen, sie stehen doch sämtlich im engsten geistigen Zusammenhange. Ihr Verfasser hat stets seinen Blick auf das große Ganze gerichtet, verliert aber auch das Einzelne nie aus den Augen. Mit einer gründlichen philosophischen Schulung verbindet Abel eine vielseitige philologische Gelehrsamkeit; er vereinigt eine tiefe Kenntnis aller Sprachperioden des Ägyptischen mit der der wichtigsten semitischen und indogermanischen Zungen. Er beherrscht nicht bloß das Englische und Russische vollständig — es gehört sehr viel dazu, eine Sprache wirklich gründlich zu kennen — sondern hat sich auch mit dem Dänischen, Ungarischen und Chinesischen beschäftigt. Hoffentlich findet er noch die Zeit, sich dem Babylonisch-Assyrischen, dessen Bedeutung von Tag zu Tag größer wird, zuzuwenden. Außerdem aber ist Abel mit dem weitaus größten Teil der außerordentlich umfangreichen neueren Fachlitteratur vertraut und kennt so alle Einwürfe, die gegen ihn erhoben werden können, vollkommen. Sehr bedeutsam ist in dieser Beziehung das Zugeständnis Steinthals („Zeitschrift für Völkerpsychologie" Bd. 17. S. 438): „Abel hat das klarste Bewußtsein über sein Unternehmen, die genaueste Kenntnis etymologischer Methodik." Abel ist in der Tat ein vorzüglicher Feldherr auf dem Gebiete der Wissenschaft, ein wissenschaftlicher Schachspieler ersten Ranges. Er stellt sich große Aufgaben und verfolgt deren Lösung mit großer Ausdauer; er übersieht das Schlachtfeld in seiner gewaltigen Ausdehnung, durchschaut die Gedanken seiner Gegner und durchkreuzt ihre schon im Voraus erkannten und berücksichtigten Pläne. Manchmal zwar glaubt man eine Blöße zu erkennen, sieht aber bald, daß dieselbe nur eine scheinbare ist. Er versteht es vortrefflich, seine Truppen — die Wurzeln, Stämme und Laute — geschickt zu gruppieren und durch die gewandte Anwendung derselben den Gegner zu überraschen. Daher ist das von Abel unternommene Spiel schon wegen der großen Kühnheit und Feinheit der in demselben entwickelten Operationen ein ungemein fesselndes und der allgemeinsten Teilnahme, wie wenige, würdiges; freilich wird, da auch unter den Gegnern starke, gewiegte und

entschlossene Spieler sich befinden, es jedenfalls eine geraume Zeit dauern, ehe er sein Spiel als gewonnen betrachten kann, d. h. eine allgemeine Überzeugung von einer der indoeuropäischen vorhergehenden Sem, Ham und Japhet verbindenden Spracheinheit herbeigeführt hat.

Möchte Abel neben der Ausarbeitung seines Hauptwerkes auch noch die Zeit finden, uns noch recht oft mit „Spänen" aus seiner „Werkstatt", d. h. solchen Kabinetsstücken feinster Beobachtung und klassischer Darstellungsform, wie es die meisten seiner Abhandlungen sind, zu erfreuen!

Abel gehört zu den Auserwählten, welche bei ihrem Wirken nicht dem Hauptgötzen der Gegenwart, dem äußeren Erfolg, fröhnen, sondern mit unbeugsamer Ausdauer das Banner des Idealismus hochhalten. Solchen Männern, die, wie Carl Abel, Heinrich Brugsch, Georg Ebers, unbekümmert um schwere Krankheit, Sorgen, nichtswürdige Angriffe neidischer Streber, rastlos im Dienste der Wissenschaft fortarbeiten und in dieser Arbeit einen kostbaren Talisman erkannt haben und so der jüngeren Generation ein erleuchtetes Vorbild geben, gebührt nicht allein der herzliche Dank und die aufrichtige Verehrung der Mitwelt, sondern auch die warme Anerkennung der kommenden Zeiten!



Münchener Novitäten-Abende.

Von M. G. Conrad.

Die neue Spielzeit wurde mit den „ausgewählten Vorstellungen" eröffnet, welche den ganzen Monat August in Anspruch nahmen. Zweck derselben war, in Oper und Drama eine Übersicht der historischen Entwickelung deutscher Bühnenkunst von Gluck und Lessing bis auf die neueste Zeit zu geben. Das technische Problem bestand darin, ein halbes Hundert charakteristischer Werke Schlag auf Schlag vorzuführen, ohne Zuhilfenahme fremder Kräfte, ohne Pause für die Überwindung besonderer Schwierigkeiten der Inszenierung und Besetzung. Es galt eine Kraftprobe, zu der sich nicht leicht eine andere deutsche Bühne entschließen dürfte. Die Münchener Hofbühne hat das Problem glänzend gelöst; der Erfolg war künstlerisch wie finanziell ein hoch befriedigender.

An die „ausgewählten Vorstellungen" schlossen sich mit kurzen Unterbrechungen folgende Novitäten: „Pandora", „Stella", „Die Philosophin", „Gismunda", „Meteor" und „Bregenzer Klause" im Schauspiel, „Faust" von Heinrich Zöllner in der Oper, „Walzer-Divertissement" im Ballet. Nimmt man hierzu noch ein Dutzend Neueinstudierungen und den „Mozart-Cyklus", so wird man der Theaterleitung das Zeugnis nicht versagen können, daß sie in der kurzen Zeitspanne von vier Monaten einen Eifer und eine Leistungsfähigkeit entwickelt hat, wie sie von keiner anderen Hofbühne des Deutschen Reiches erreicht werden. Wenn gewisse Berliner Zeitungs-

schreiber und Dramatiker neuerdings ihr kritisches Mütchen mit Vorliebe an der königlichen General-Intendanz des bayerischen Hof- und Nationaltheaters kühlen, so möchte man doch die Herren einladen, nicht so in die Ferne zu schweifen, sondern gefälligst ihren Spektakel daheim zu machen Oder sollten die königlich preußischen Hoftheater in Berlin, Hannover u. s. w., welche immer als die ersten Bühnen des Reiches ausgerufen werden, geringere Verbindlichkeiten gegen die vaterländische Dichtung und Musik haben, als das königlich bayerische Hoftheater in München? Warum drängt es die Berliner so gewaltig, über München zu Gericht zu sitzen, statt Ordnung im eigenen Hause zu schaffen? Die Münchener Theaterleitung hindert doch die jungen, fleißigen Berliner Dramenschreiber nicht, auf den „ersten Bühnen des Reichs" zur Aufführung und Anerkennung zu gelangen? — Aus diesem ganzen Gebahren kann nur das Eine mit Sicherheit abgeleitet werden, daß auch heute noch die Jungberliner von der „neuen Ära" ihres Hoftheaterwesens sich blutwenig versprechen und daß sie trotz alles Reichshauptstadt-Gepränges der Münchener Hofbühne die Führerrolle in Deutschland zuerkennen. Und damit kann München ja wohl bis auf Weiteres zufrieden sein.

Betrachten wir uns nun die Münchener Novitäten etwas genauer.

Goethes „Pandora" ist ein klassizistisches Festspiel-Fragment mit Lassenschen Musikverzierungen; als solches kann es im modernen Reportoire keine Stelle beanspruchen. Die Aufführung dieses Fragments ist mithin ein für die heutige Kunst belangloses Experiment, dessen bestes Gelingen kaum mehr als ein rein äußerliches historisches Interesse zu erringen vermag. Das Gleiche gilt von dem wortreichen Drama „Stella". Man sieht sich diese Sachen aus Veneration für ihren berühmten Verfasser einmal an und damit ist ihr Reiz erschöpft. Die Münchener Hofbühne konnte sich den Luxus gestatten, beide Werke wahrhaft klassisch auszustatten und damit vielen braven Leuten eine Augenweide zu bereiten.

Spielhagens „Philosophin", das in der Hauptsache verfehlte Schauspiel unseres verehrten vaterländischen Romandichters, war in der vorzüglichen Münchener Darstellung fast nur durch seine unglaublichen Schwächen in Aufbau und Sprache interessant. Man muß so etwas mit eigenen Augen gesehen und eigenen Ohren gehört haben, um eine solche Verirrung eines geistvollen Schriftstellers für möglich zu halten. Wie der Schuster bei seinem Leisten, so soll Herr Spielhagen bei seinem Romanschema bleiben, wenn ihm auf der Bühne nichts mehr gelingt als dieser öde Konventionalismus seiner „Philosophin", die von Naturwahrheit auch nicht ein Atom hat und von der herkömmlichen Kunstschönheit nichts als den Schwulst der Sprache. Es gibt aber wiederum brave Leute, denen auch so etwas Genuß bereitet. Herr Dr. Swoboda z. B. hat diese Première entzückend gefunden und sich in begeisterten Berichten über diese Spielhagensche Theaterthat ausgeschwelgt. In der That war das Ergebnis der ersten Aufführung ein Achtungserfolg.

Über Pöhnls lustiges Volksbühnenspiel, die urtraurige „Gismunda", hat sich die Tagespresse bereits so verschwenderisch in kritische Unkosten gestürzt, daß man füglich keine Veranlassung mehr haben kann, die Rede aufs neue darauf zu lenken. Mit dieser beispiellosen Münchener Niederlage und ihrem Drum und Dran sind Pöhnls Theaterreform-Bestrebungen wenigstens für eine lange Reihe von Jahren abgethan. Herr Pöhnl hatte an dem Regisseur Savits leider einen zu feurigen und blind drauflos stürmenden Parteimann gefunden; mit einigen kräftigen Strichen wären die schlimmsten Verse auszumerzen und durch szenische Umgestaltung des dritten Aktes die gefährlichsten Klippen zu umschiffen gewesen. Hätte die Regie sodann Fräulein Bland und die Herren

Sturm und Bann anzuleiten vermocht, die gereimten Knittelverse etwas glücklicher zu sprechen, wer weiß, ob das Schicksal der Première nicht eine bessere Wendung genommen hätte. Pöhnl und Savits haben va banque gespielt und die Partie verloren.

Fuldas „Meteor“ ist ein Stück in Stückchen; Sauce mit pikanten Zwiebelchen, ohne Fleisch. Man lacht über eine Anzahl guter Bemerkungen, satirischer Ausfälle; allein schließlich ist man über diese ewige Paintenhaicherei und gewaltsame Spaßmacherei doch verstimmt. Von logischer Handlung, geschlossener Charakterentwickelung keine Spur. Zu motivieren aber nur ausreichend wahrscheinlich zu machen, das gibt's nicht. Sämtliche Voraussetzungen der szenischen Vorgänge beruhen auf lächerlich unglaubhaften Dingen. Diese Menschen (Hofräthe, Advokaten u. s. w.) geberden sich wie Idioten. Fuldas bestes Bühnenprodukt, die einaktige Plauderei „Unter vier Augen“, leidet an dem nämlichen Grundfehler. Die Pointe der Handlung liegt dort darin, daß der alte Diener die Einladungskarten abzugeben vergessen hat — als ob's in der gesitteten Gesellschaft nicht Regel wäre, Einladungen sofort mit Zu- oder Absage zu beantworten. Das „Meteor“ ist das denkbar oberflächlichste Bühnenwerk. Wäre das Ding nicht so eminent gespielt worden (wir nehmen Fräulein Maier und Herrn Bonn aus), es wäre unerträglich gewesen. Es ist das Musterstück einer Feuilleton-Posse.

Bezüglich Herrmann Linggs „Bregenzer Klause“ wird sich unser Mitarbeiter Willfried nächstens gelegentlich der Besprechung des Buches auch mit dem etwas mageren Ergebnis der Aufführung beschäftigen. Die Besetzung war nicht die glücklichste.

In dem Musikdrama „Faust“ nach Goethes Worten, Dichtung I. Teil, hat sich der junge Komponist Heinrich Zöllner als eine hervorragende Kraft der neudeutschen Richtung bewährt. Eins der vornehmsten und relativ selbständigsten Werke aus der Wagnerschen Schule, wird ihm überall, wo es eine annähernd so vollkommene Darstellung wie in München findet, die beifälligste Aufnahme sicher sein.

Auch im Theater am Gärtnerplatz hat eine Reihe von Novitäten-Abenden die Freunde der Operette, des Schwankes und des bayerischen Volksstückes aufs angenehmste unterhalten. Unter den bemerkenswertesten Neuigkeiten nimmt „Am Wetterstein“, das jüngste Volksstück der Schauspielerin und Dichterin Frau Hartl-Mitius, unstreitig den ersten Platz ein. Die Hofpauersche Gastspieltruppe der „Münchener“ hat es in ihr diesjähriges Wander-Repertoire aufgenommen und somit einem großen Teile des deutschen Theaterpublikums die Überraschung einer in jeder Beziehung wertvollen Première urbajuvarischer Bühnenkunst bereitet.

Über charakteristische Neueinstudierungen und Neubesetzungen hervorragender Repertaire-Werke des königlichen Hof- und Residenztheaters werden wir in einem besonderen Münchener Theaterbrief im Januarhefte freimütigst unsere Meinung zu äußern Gelegenheit finden.



Vom Büchertisch.

Allerhand Lyrisches.

Wappne dich mit Geduld, mein christlich-germanischer Leser, ich gedenke lang zu zu werden und frisch von der Leber zu reden!

Martin Greifs „Gedichte“. Dritte, durchgesehene und stark vermehrte

Auflage. Stuttgart 1883, Cottasche Buchhandlung. Von dem Münchener Dichter Martin Greif sind mir während meines vierzehnjährigen Aufenthaltes in der Schweiz, in Italien und Frankreich zwar einzelne lyrische Stücke und dramatische Fragmente durch Tages- und Litteraturblätter bekannt geworden; allein erst in der Heimat kam mir der stattliche Sammelband seiner „Gedichte" und eine umfangreichere, hauptsächlich die technische Seite hervorkehrende Besprechung aus der Feder Paul Schönfelds zu Gesicht. Die Schönfeldsche Kritik ist nicht ohne Beachtung geblieben; sie hat nicht bloß in den produzierenden litterarischen Kreisen Staub aufgewirbelt, sondern auch bei dem größeren Publikum die vorhandene Teilnahme an Greifs poetischem Schaffen gesteigert und verschärft. Der kurze Zeitraum zwischen der zweiten und dritten Auflage der „Gedichte" ist gewiß nicht ohne Bedeutung. Dem Dichter Greif gegenüber hat sich Paul Schönfeld als einer jener unerbittlichen und unerschrockenen Kritiker aufzuspielen beliebt, die den guten Homerus gerade an jenen Stellen am besprechenswertesten erachten, wo er unbezweifelbar ein wenig eingeschlafen. Bei solchem Brauch kann man sich das kritische Richtamt ungeheuer bequem machen und sich der nichtfachmännischen Menge gegenüber doch ein recht tüchtiges und würdevolles Ansehen geben. Natürlich einzig und allein zur Ehre des großen Gottes und seiner jungfräulichen Musen! Wer zweifelt daran? —

Die Schönfeldsche Greif-Kritik ist in ihrer gewollten Negation eine unschöne und ungerechte. Aus einem über vierhundert Seiten starken Gedicht-Bande nur das Schwächere, gedanklich oder technisch Anfechtbare auszuziehen und mit überlegener Kennergrimasse spottsüchtig zu bekritteln oder den Autor wie einen Schuljungen anzufahren, dafür aber das viele Gute, Beste, Meisterhafte und Vollendete sorglich zu verschweigen, das ist gewiß eine verwerfliche Art kritischer Rechtspflege.

Bevor man mit formalistischen Silbenstechereien in hochpedantischem Tone die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums in Anspruch nimmt, hat man meines Erachtens die Verpflichtung, die Vorentscheidung zu treffen, ob das kritische Schlachtopfer überhaupt ein Künstler oder nur ein Versmacher ist, d. h. man hat eine scharfe Grenzlinie zwischen angelernter litterarischer Geschicklichkeit und angeborenem wahrhaftigen Kunsttalent zu ziehen. Ist dieser Punkt erledigt, dann ist die Regel des rechten kritischen Verhaltens von selbst gegeben. Einem poesieverlassenen Wortkünstler gegenüber ist die kritische Aufbietung des gesamten technischen Formelwissens überflüssig, einem wirklichen dichterischen Talent gegenüber unzulänglich.

Ist Martin Greif ein Dichter, ja oder nein? das ist die entscheidende Frage. Da dieselbe im bejahenden Sinne längst gelöst ist, da die Greifschen Schauspiele in den Hoftheatern von Wien und München mit Erfolg gegeben, die Greifschen Gedichte in immer weitren Kreisen gebildeter Kunstfreunde mit Genuß gelesen werden, so ist mit technischen Silbenstechereien und Reminiszenzenjägereien allein nichts mehr auszurichten; dann heißt es vielmehr, die Eigenart des Dichters ergründen, die Elemente seiner Kunst analysieren und schließlich den Platz ermitteln, der dem Schriftsteller als Glied in der Kette unserer lebendigen poetischen Nationallitteratur anzuweisen ist. Wer unternimmt diese ersprießliche Arbeit? Ein Kritikaster à la Schönfeld?!

Führt man die weitschweifige Schönfeldsche Kritik auf den dominierenden Gedanken zurück, so erhält man etwa folgende anmaßende Formel: ich, der technisch-kritische Titane, er, der lyrische Zwerg — ich ziehe vom Leder und schlag' ihn tot!

Das ist so einfach und heldenhaft, daß es selbst Wippchen, wenn er vom Kriegsberichterstatter unter die Kritiker ginge, nicht besser treffen könnte.

Zum Glück hat dieser kritische Wippchen-Heroismus gewollter und einseitiger Absprecherei den wirklich schöpferischen und eigenartigen Kräften unserer nationalen Dichtkunst gegenüber auf die Dauer sich niemals eines ernsten Erfolges zu erfreuen gehabt. Auch Martin Greifs Muse hat durch die Schönfeldsche Verunglimpfung keine Einbuße in der Gunst vorurteilsfreier Kunstfreunde erlitten. Greifs Dichtungen atmen eben jenen gesunden lyrischen Geist, der weder durch kritische Negation noch durch modischen Ungeschmack um seine wachsende Wirkung auf das schlichte Volksgemüt gebracht werden kann. Gewiß, Greif ist kein Virtuos mit einer Riesenharfe, der alle Hexereien kann und durch Vielseitigkeit seiner Kraftstücklein verblüfft. Aber das fühlt die dichtungsfähige Seele bei seinen Werken sofort heraus, daß sie hier den Offenbarungen eines edlen Lyrikers von seltener volkstümlicher Kraft und Innigkeit lauschen darf. Es würde uns nicht schwer fallen, aus der vorliegenden dritten Auflage eine ganze Reihe von Stücken, namentlich aus den Abteilungen „Lieder", „Naturbilder" und „Sinngedichte", anzuführen, die wahre Perlen feinster Stimmungs- und Empfindungsmalerei sind und sich dem Allerbesten würdig anreihen, was unsere nationale Dichtung auf diesem Felde überhaupt aufzuweisen hat. Dagegen kommt kein Protest kritischer Nörgler auf.

Wer uns solche wunderbar schöne Gaben zu bieten vermag, wie Greif in seinem Buche, der hat nicht nur ein Recht darauf, im Zenith einer langen, ehrenhaften, an Arbeiten und Enttäuschungen reichen Schriftstellerlaufbahn von der vaterländischen Kritik nicht mehr mutwillig mißhandelt, sondern auch in immer weiteren Kreisen des gebildeten Volkes nach Gebühr geschätzt und gepriesen zu werden. Möge der verdienstvolle Martin Greif recht bald durch zahlreiche neue Auflagen seiner Gedichte in dem fröhlichen Bewußtsein gestärkt werden, daß er den rechten Ton getroffen hat und im besten Zuge ist, sich immer tiefer in das treue Herz seines Volkes einzusingen!

München, 1883. M. G. Conrad.

Nachschrift 1887. Vorstehenden Artikel habe ich seinerzeit drei hervorragenden Zeitschriften zum Abdruck angeboten und als — unverwendbar zurückerhalten. Die Herren Redakteure entschuldigten sich damit, daß sie zwar der Ausbreitung des Greifschen Dichterrufs jeden Vorschub leisten, aber zugleich auch einem angesehenen Vertreter der Kritikasterei nicht wehe thun wollten. Als ob wir dem Herrn Schönfeld persönlich ein Leids hätten zufügen mögen! Wir wollten ganz einfach unser bescheiden Teil zum Siege der Wahrheit über Befangenheit und anmaßliche Schulfuchserei beitragen. Daher unsere Abfertigung Schönfelds. Inzwischen sind zwei neue Auflagen der Greifschen Gedichtsammlung erschienen — und auch Herr Schönfeld hat einen Band Satiren und Epigramme herausgebracht. Das Publikum hat also aufs neue seinen Spruch zu Gunsten Greifs abgegeben und wird nicht ermangeln, der Schönfeldschen Publikation gegenüber ein Gleiches zu thun, wenn sich das Schönfeldsche Talent nach der Seite der dichterischen Zeugung so stark erweist, wie sich's nach der kritischen Seite hochfahrend und absprecherisch erwiesen hat. Zu einer der schwierigsten Aufgaben wird es ja immer gehören, den reinen Wert eines Künstlers abzuschätzen. Wenn aber die Wirkung des Dichters auf seine Volksgenossen so unzweifelhaft hervortritt wie bei Martin Greif und ebenso die hervorragenden menschlichen Eigenschaften dieser hochbegnadeten Dichterindividualität — Milde und Lauterkeit der Gesinnung, Herzensgüte, Vaterlandsliebe, Opfermut — von allen persönlich Nachstehenden einstimmig anerkannt werden, dann ist der Beurteiler in der angenehmen Lage, ohne Scheu seine hohe Mei-

nung öffentlich aussprechen und vertreten zu können. So treibt uns denn nicht bloß der kritische Verstand, sondern auch das Herz dazu, unserem großen Lyriker Martin Greif den vollen Lorbeer zu reichen. Mag auch zeitlebens kein Maximilians-Ordenskreuzlein die Brust des bescheidenen Mannes schmücken, kein Strahl fürstlicher Gunst auf sein in Sorgen früh ergrautes Haupt fallen: Martin Greif bleibt doch einer der größten Lyriker deutscher Nation und sein Name ein Ruhmestitel der bayerischen Kunststadt. Zum Schlusse wollen wir nicht versäumen, auf die interessante und ausführliche Analyse zu verweisen, welche Wolfgang Kirchbach in seinem „Lebensbuch" von Martin Greifs Eigenart gegeben hat — eine Musterleistung feiner, geistvoller Kritik. Und nun weiter im Text:

„Frisch vom Herzen!" Lieder und Dichtungen von Theodor Souchay. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Eher sollte sich ein Kritiker die Hand abhacken lassen, als daß er einem Sänger im heimatlichen Dichterwalde verböte, zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen! Und unserem deutschen Nordlandsrecken mit dem französischen Namen, unserem Theodor Souchay, der sich durch langjährigen Aufenthalt in der schwäbischen Residenz so innig in süddeutsches Wesen, Wirken und Träumen eingelebt, ist fürwahr — um ein Wagnersches Wort zu nehmen — der Schnabel hold gewachsen! Wie lieb und ehrlich uns das Bekenntnis anmutet, das er über sein Poesiebuch als Titel gesetzt: Frisch vom Herzen! Da mögen nun die kritischen Schulfuchser mit ihren Maß- und Wäge-Instrumenten herbeitrampeln und Seite für Seite abwerten und ab und zu mit triumphierender Miene sich anblicken: Gewogen und zu leicht erfunden! — der unbefangene, natürliche Sinn wird diesen Liedern doch mit Genuß lauschen. Gewiß ist nicht jedes einzelne Stück des über dreihundert Seiten starken Bandes durchaus vollwichtig; aber keines ist auch so leicht und unbedeutend, daß es den Wert der Sammlung beeinträchtigen könnte. Besonders die musikalische Kraft dieser Lieder wird beim lauten Lesen niemals versagen, ohne daß gegen den Dichter der Vorwurf erhoben werden könnte, er habe sich durch seine sprachliche Meisterschaft zu leeren Klangspielereien verführen lassen. Wo wir auch hinhören mögen, überall tönt uns aus dem Wohllaut des Verses ein tiefangelegtes Gemüt, ein vielseitig gebildeter Geist warm und edel entgegen. Ganz reizend ist ein kleiner Cyklus mundartlich-niederdeutscher Poesieen am Schlusse des Bandes; es sind dies zum Teil Originalgedichte in plattdeutscher Mundart, zum Teil Übertragungen nach süddeutschen Vorlagen von Gerok, Mörike, Weitbrecht, Hebel u. a. — Summa: Theodor Souchay hat mit seinem reichen Liederschatze aus Nord und Süd sich das volle Recht erworben, neben unseren anerkanntesten Lyrikern mit Ehren genannt und auch von der Kritik „frisch vom Herzen" weg als das bezeichnet zu werden, was er in der That und Wahrheit ist: ein deutscher Sänger von Gottes Gnaden!

„In der Dämmerung." Gedichte von Georg Papperitz. München, F. Bassermann. Der Verfasser, seines Zeichens Maler, hat sein zierlich ausgestattetes Büchlein „seinen Freunden" gewidmet. Ob er sich damit auch bei der steifleinenen Pedantenkritik Freunde erwerben wird aber nicht, wird den flotten Künstler, der neben dem Pinsel so geschickt die Feder zu führen versteht, gewiß nicht anfechten. Uns auch nicht. Es ist so viel Köstliches, Frisches und Anmutiges in diesen Liedern und Bildern, daß wir gern auch die leichteren Gaben mit in den Kauf nehmen. Überhaupt müßte man ein patentierter Griesgram sein, wollte man sich diesen poetischen Träumereien in den Dämmerstunden des Ateliers anders nähern, denn als freundlicher Mitgenießer

schöner, stimmungsvoller Künstler-Augenblicke, wo — wie Papperitz so hübsch ausführt in seinem Einleitungsgedicht —

— grüßen wie mit Geisterhänden
Die Statuen und Bilder bald,
Die Gobelins rings von den Wänden
Herab mit heimlicher Gewalt.

Erinnerung an frühe Reisen,
An manches schöne, kurze Glück
Klingt durch die Seele noch mit leisen
Akkorden, denken wir zurück.

Es nahen sich aus frühen Tagen
Gedanken voller Leid und Lust,
Was selbst erlebt und was mit Sagen
Verwebte sich in unsrer Brust.

Vom Traum erwachen junge Lieder,
Die einstens sang der zage Mund,
Und leise hallt das Echo wieder
Die Töne aus des Herzens Grund.

In solchen Augenblicken mag die Kritik ihre nüchterne Weisheit für sich behalten, wenn sie nicht vorziehen sollte, sich lieber vom Teufel holen zu lassen, statt als Stimmungs- und Spielverderberin selbst in anmutigen Künstlerkreisen die Verblödung und Verödung prosaischer Alltäglichkeit vermehren zu helfen. Wir senden dem Maler-Dichter Georg Papperitz unsere heitersten Grüße und geben seinem schönen Büchlein die kräftigsten Wünsche zum Geleite durch die Schrecknisse des deutschen Büchermarktes. Möge seine poetische Gabe recht viele künstlerisch gestimmte Empfänger finden! Und jetzt einen Abstecher über die Grenze:

„Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio." Neueste italienische Lyrik. Übersetzt von Julius Litten. Leipzig. C. Reißner.

Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio,
Was wollen die Herren? Ich schreie Mordio,
Ich allarmiere die Polizei:
Das ist ja die helle Swinegelei!

O Deutsche, wie seid ihr verdorben sehr,
Wollt ihr der Naturalisten noch mehr?
Habt nicht genug Sünder im eigenen Haus?
Herbei Polizeispieß, vernichte den Graus!

Herbei — — herbei — — —

Da verschlägt unserem kritischen Kapuziner der Atem. Und wer weiß, vielleicht überraschen wir den frommen Mann nach Tisch mit dem verfehmten Büchlein in der Hand, Seite für Seite behaglich lesend zu besserer Verdauung der Mahlzeit. Die brave Seele! Wir wünschen dem nett ausgestatteten, dichterisch und litterarhistorisch gleich interessanten

Büchlein nicht bloß unter den Heuchlern, sondern auch unter den ehrlichen Leuten zahlreiche Leser. Die Verdeutschung läßt nichts zu wünschen übrig.

Und nun — pour la bonne bouche — noch eine herzliche Empfehlung der von Alfred Teniers in Wien besorgten Ausgabe der Gedichte von Alexander Petöfi in deutschen Nachdichtungen, wovon fast die Hälfte Original-Übersetzungen, die seither noch nirgends veröffentlicht wurden. Die Mehrzahl der Original-Übersetzungen rührt von dem Herausgeber selbst her. Sollen wir seinen künstlerischen Geschmack als Übersetzer und Auswähler von Übersetzungen noch besonders rühmen? Teniers gilt den Litteraturkundigen längst als einer der gediegensten Kenner des ungarischen Dichters und der gesamten Petöfi-Litteratur; auch hat er durch eigene Dichtungen („Lieder eines Gefangenen", „Prager Elegieen" u. a.) sich hinlänglich ausgewiesen, als der Berufenste Einer das Recht in Anspruch nehmen zu dürfen, den größten ungarischen Lyriker des Jahrhunderts in musterhafter Weise dem deutschen Volke zu verdolmetschen. Teniers Petöfi-Ausgabe ist in der Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes (Halle, Verlag von O. Hendel) in vier Ausstattungen erschienen: zu 25, 50, 75 und 130 Pfennigen. Bei allen neun Musen, bequemer kann man es dem lieben, gebildeten, idealen Publikum nimmer machen, sich um den Preis einer Maß Bier oder eines Kalbsbratens oder eines Rostbratens oder eines Beefsteakes mit Ei (inklusive Trinkgeld — Münchener Preislage) eine gute Portion gute Göttersspeise zu erwerben! Was meinen Sie, Herr Nachbar? Nektar und Ambrosia — reizt Sie das nicht? Frische Ware, direkt vom Olymp, prima Qualität, zu wahren Schleuderpreisen — läuft Ihnen das Wasser nicht im Munde zusammen? Wissen Sie, verehrter Nachbar und Reichsmitbürger, es ist quasi Ehrensache, es ist . . . Wohlgeboren, Durchlaucht, Hoheit, oder was Sie sonst für einen Titulaturrang einnehmen mögen im Reiche der besten aller möglichen Gesellschaftsordnungen, bedenken Sie doch: die herrlichsten Lieder von Lenz und Liebe, die entzückendsten Hymnen an das Vaterland, an die Freiheit . . .

Ich habe in den Wind gesprochen — der verehrte Mitmensch mit dem neumodischen Gesicht und Gewand, mit den gebildeten und wohlhabenden Manieren ist ausgekniffen — — ist durchgebrannt wie der erste beste Zalewski — — — er hat angesichts der Musen und ihrer Verführung zu den höchsten poetischen Idealen Reißaus genommen. Hab' ihn für was Rechtes gehalten, für einen ganzen, braven Menschen — und nun war er doch nur ein feiger, dummer Lump, ein Stück Heerdenvieh, eine Nummer des modernen, gebildeten Gesindeltums. Fahr' hin in deiner Pracht!

Aber meine liebenswürdigen Herren Dr. Sarrazin, Dr. Georg Hassenstein und Emil Mauerhof, das eben erlebte Abenteuer hat mich aus allen kritischen Himmeln gerissen und mich mitten in die gemeine Wirklichkeit unserer reichsdeutschen Poesiezustände geschleudert. Ich bin ganz mutlos und finde kein Wort der Ermunterung für Ihr edles Streben, dem deutschen Bildungspöbel (und der allein ist kauffähig und diebs- und einbruchssicher mit Geldschränken und ungelesenen Klassikerbibliotheken möbliert) die Geheimnisse des poetischen Schaffens erschließen zu wollen. Sie, Herr Dr. Sarrazin, haben bei Emil Sommermeyer in Baden-Baden einen „kritischen Versuch": Viktor Hugos Lyrik und ihr Entwickelungsgang erscheinen lassen. Was Sie da auf 40 Großquart sagen, ist sehr gut gedacht, sehr fein geschrieben, Ihr scharfer Verstand hindert Sie nicht, den Werken der Dichter ein begeistertes Herz, die vollblütigste Empfindung entgegenzubringen. Ich und vielleicht noch ein halbes Dutzend sonderbare Litteratur-Schwärmer, wir haben Ihre Schrift mit großem Vergnügen gelesen — aber ich bitte Sie: lassen Sie diesen „kritischen Versuch" den letzten Wahn und

und die letzte Enttäuschung Ihres schriftstellerischen Wirkens sein — schreiben Sie einen Folianten über das Schnapsmonopol, stellen Sie Ihre eminente kritische Begabung in den Dienst der Kornzöllner und ähnlicher hochmögender Sünder u. s. w. und Sie werden am Abend Ihres Lebens auf die schönsten Erfolge zurückblicken.

Und Sie, Herr Dr. Georg Hassenstein, thuen Sie ein Gleiches und lassen Sie die Poeten laufen! Ihr „Ludwig Uhland" (seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten) ist eine ebenso gründlich gelehrte, wie frisch und anmutig dargebotene Arbeit, und der Verleger (mein alter neapolitanischer Freund Reißner in Leipzig) hat das Buch, in Anbetracht des mehr als wahrscheinlichen geringen Absatzes, geradezu verschwenderisch ausstatten lassen. Auch an Ihnen wird die zahlungsfähige deutsche Bildung ein Exempel statuieren!

Das nämliche Schicksal wird unseren lieben, geistvollen Emil Mauerhof, den Verfasser so pikanter analytischer Schriften wie „Über Hamlet", „Zur Idee des Faust" und „Vom Wahren in die Kunst" (Leipzig, H. Hässel), ereilen. Jammerschade um so viel Wissen, Talent und Darstellungskunst! Ja, wenn er sich entschlösse, solche Prachtsachen für die Japaner und Chinesen zu schreiben, dann Glück zu!

M. G. Conrad.

Dramatische Litteratur.

„Das Loos der Armen." Lebensbild in fünf Aufzügen von F. v. Stenglin.

Die Motive für solche Lebensbilder fliegen heute nur so in den Zeitungen herum. Die Zeitungen sind ja die großen Kloaken, wo aller Lebens- und Gesinnungsschmutz zusammenfließt. Es gibt auch sogenannte Journalisten, die an eigenem und fremdem Unrat gar nicht genug haben, die daher noch welchen in ihrem ekelhaften Gehirn erfinden und ihn dann öffentlich den Leuten nachwerfen und sich dafür bezahlen lassen. Das sind die journalistischen Kloaken-Ratten, die nur in Unflätigkeiten atmen und sich ernähren können. Durch solches schmutziges Ungeziefer erscheint die Menschheit noch viel häßlicher, als sie leider schon ist.

Für den Dramatiker ist es sehr mißlich, wenn er glaubt, seine wirksamsten Motive am ersten bei den Zeitungsschreibern und Lokalreportern haben zu können, sobald er den Drang in sich fühlt, ein soziales Lebensbild zu verfassen. Er kommt da selten an den rechten Stoff. Nehmen wir einen verhältnißmäßig günstigen Fall: da liest einer im Blatt folgende Notiz: „Eine junge Person, dem Arbeitsstande angehörig, erhielt von einem niederträchtigen, reichen Mann schamlose Anträge. Im Hinblick auf ihre Armut schenkte sie dem reichen Wüstling Gehör; sie ließ sich verführen. Als ihr Geliebter davon erfuhr, erstach er sie mit einem Dolche." Die Thatsache ist nicht nur unzweifelhaft, sie ist in dieser Mitteilung auch anständig ausgedrückt, so daß sie selbst in einer Familienzeitung in irgend einer passenden Rubrik ganz gut stehen kann. Sie ist sogar mit einem Anflug von Romantik ausgestattet — der rächende „Dolch" macht sich sehr gut. Man kann zwar nicht sagen, daß sie übermäßig sensationell oder charakteristisch sei, aber genug: sie ergreift unseren Dramatiker so, daß er beschließt, ein fünfaktiges soziales Lebensbild daraus zu machen. Als Titel wählt er wie Herr v. Stenglin „Das Loos der Armen". Das ist sehr vielsagend und erfüllt gute Menschen mit Rührung. Rührung ist auch Genuß. Die Anderen, deren Elend diesen Genuß hervorruft, haben freilich nichts davon. Bei einem theatralischen Lebensbild ist es auch gar nicht nötig, wenn nur zunächst der Dichter etwas davon hat. Also der Dichter nimmt den

oben bezeichneten Stoff, verteilt ihn in fünf Akte — auch die Dichter haben gelernt, sich und ihre Stoffe nach der Decke zu strecken — thut noch ein bischen Extra-Rührseligkeit hinein und einige anheimelnde, die sozialen Zeitverhältnisse beleuchtende Arbeiter-Diskurse drum herum und schickt die Geschichte ins Theater. Ist die „Mache" bühnengerecht und hat der Macher genügend Protektion, so wird das Ding aufgeführt. Für ein paar Abende finden sich immer Zuschauer, denen so etwas Freude macht. Aber ich glaube nicht, daß wir damit zur rechten sozialen Dramatik gelangen. Auch Herr v. Stenglin hat mich mit seinem Buche nicht überzeugen können, daß er der soziale Dramatiker sei, der in gleichem Maße den Wirklichkeiten des Lebens wie den Forderungen der Kunst dichterisch gerecht wird. Das Buch ist eine Beisteuer zur Lokalchronik-Dramatik der Vorstadtbühnen. Damit streite ich ihm weder Nutzen noch Verdienst ab, ich bezeichne nur seine Stellung in der modernen Theater-Litteratur.

Marie Conrad-Ramlo.

Unterhaltungslitteratur.

Unsere gute Meinung von dem schönen humoristischen Talente der Frau H. Villinger wird durch den neuesten Sammelband der Verfasserin: „Sommerfrischen" (Stuttgart, Spemann) bestätigt. Von den fünf Erzählungen Onkel Sigmund, Strandsee, Goldnes Zeitalter der Büggebacher, Randglossen und Gegen den Grundsatz ist das Gleiche zu sagen: allerliebst. Wenn die Erzählerin, von der Furia der Fabulierlust erfaßt, zuweilen gegen die Technik realistischer Vortragskunst sündigt und Unwahrscheinliches auch unwahrscheinlich darstellt, so wird der noch in romantischen Liebhabereien befangene deutsche Leser ihr darob gewiß nicht zürnen. Auch die Kritik wird keinen casus belli daraus machen, sondern sich durch das sonstige reizende und ehrlich gute Verhalten dieser jugendlich aufstrebenden belletristischen Großmacht zur Pflege friedfertiger Beziehungen bereit finden lassen. — Von unserer genialen Mitarbeiterin Baronin Bertha von Suttner sind zwei neue Bücher erschienen, für welche der gebildete Leser seine Karte p. r. auf Schloß Harmannsdorf abzugeben, gewiß als eine der angenehmsten Verpflichtungen betrachten wird. Die Kritik, soweit sie nicht im Handwerk verknöchert ist und die feinen Umgangsformen der Geistesaristokratie vergessen hat, wird ebenfalls nicht zögern, die neuen Werke der aristokratischsten unter den deutschen Prosa-Dichterinnen mit einer Karte p. f. zu erwidern. Das eine Buch, ein novellistischer Sammelband „Verkettungen" (Leipzig, W. Friedrich), ist ein Champagnerkorb, der nur feine Marken des süß-berauschenden Wundertrankes bietet; das andere, „Schriftsteller-Roman" (Dresden, Pierson), ist eine verblüffend geistreich konstruierte — Attrape. Der unvorsichtig sich nähernde Leser von antiblaustrümpfiger Gesinnung wird natürlich in der listig gelegten Schlinge gefangen; aber auch der gewitzigte Kopf wird dieser Falle, die ihm schriftstellernde Leidenschaft stellt, nur mit dem Eindrucke entrinnen, daß er von einer Meisterin vornehmer Erzählkunst niemals überlegener gefoppt worden ist. „Herr, dunkel ist der Rede Sinn." Lesen Sie erst — und dann sprechen wir uns wieder, wenn's beliebt. — Ein rätselhaftes Buch für den Durchschnittsleser wird der dreibändige Wiener Roman „Ziel und Ende" (Zürich, Schabelitz) von Frau Franziska von Kapff-Essenther bleiben. Zuerst in der „Täglichen Rundschau" in Berlin mit vielen Strichen und Zusammenziehungen veröffentlicht, erregte er damals schon das Kopfschütteln vieler Leser, und zwar nicht allein der Kühnheiten des Sujets wegen; jetzt, nachdem die Dichtung in ihrer ursprünglichen

Fassung vorliegt, wird das Staunen des unvorbereiteten Lesers nicht geringer sein. Dieses Buch ist wie eine Alpenszenerie mit verschleierten Hintergründen in dem trügerischen Lichte wechselnder Beleuchtung: nur ein geduldiger, kühner Tourist wird dem wahren Naturbilde so nahe kommen, daß er es in seiner grandiosen Einfachheit und Wahrhaftigkeit fast erschauen und in der Seele festhalten kann. Wie das umfangreichste, so zugleich das interessanteste und bedeutendste Werk, das wir der Feder der fruchtbaren, tiefsinnigen Dichterin bis jetzt zu verdanken haben! Haben wir dem Leser mit diesem Werke einige ungewohnte Kopf- und Herzensarbeit zugemutet, so wollen wir nicht säumen, ihm Ernst von Wolzogens thüringischen Roman „Basilla" (Stuttgart, Spemann) zur Erholung vorzuschlagen. Ernst von Wolzogen versteht wie kaum ein mitzeitiger Romanzier die edle Kunst, durch eine Reihe der entzückendsten realistischen Momentphotographieen aus dem Natur- und Menschenleben die psychologisch feinstgrundierte Fabel ohne Risse und Knötchen fortzuspinnen. Es ist eine wahre Lust für den Kenner, diesen frischen, flotten Vollblut-Erzähler bei der Arbeit zu beobachten. Bei Ernst von Wolzogen hat man das ungetrübte Frohgefühl, das man nur bei den Produktionen eines vollendeten Künstlers haben kann: er ist unerschöpflich in überraschenden Wendungen und Feinheiten und unfehlbar in der spielenden Überwindung von Schwierigkeiten. Und dabei kein leeres Virtuosentum, das eingelernte Paradestückchen ableiert, Gott bewahre! Quellende Kraft ursprünglicher Erfindung und reichster, aus unmittelbarer Lebenserfahrung geschöpfter Lebensgehalt auf Schritt und Tritt! Wer kein Mißverständnis fürchtet, darf Wolzogen mit einem Doppel-Wort charakterisieren: der sinnvoll-sinnlichste Schriftsteller. Wer sich an einem solchen Dichter nicht erfreuen und erholen kann, der ist ein Narr, dem nimmer zu helfen.

M. G. Conrad.

Zwei verschiedene Geschichten von Erich Hartleben (Verlag von W. Friedrich, Leipzig). Besonders die eine: „Um den Glauben," welche den voriges Jahr viel Aufsehen erregenden Selbstmord einer Berliner Operettensängerin schildert, ist in ihrer naiven, tief empfundnen Einfachheit der skizzenhaften Tagebuch-Form mit den grellen Lichtern und Schatten ein kleines Meisterwerk. Das Feuer der Wahrheit durchglüht jedes Wort, dramatisches Leben pulsirt in der straffen Erzählweise. — Die zweite Geschichte ist eine Allegorie, die in gelungener satyrischer Weise das Dichterwort illustriert: „Es soll der Dichter mit dem König geh'n".

Hochlandsgeschichten aus Kärntens Paradies von Aug. Gugl. Flotte, frische, keck hingeworfene Skizzen, dem Leben entnommen. In derbem, mit scharfer Ironie gewürztem Humor und origineller Behandlung liefert der Dichter äußerst Ergötzliches im „Liebesverein" und dem „verliebten Kapuziner". Das ist unser poetischer „Grützner" in der Malerei allerliebster Genrebilder aus dem „geistlichen" und doch oft so weltlichen Leben. (Verlag von Baumert & Ronge in Großenhain.)

Kirchenraub. Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Reclam) Schön gehalten im Stil, ein pikantes Gemisch von scharf ausgeprägtem Realismus und schwungvollem Romantismus in den reichen Naturschilderungen, die sich durch aparte Anschauungsweise doch wirkungsvoll vom Althergebrachten unterscheiden, bieten diese Novellen einen echt sittlichen Kern. Voll aus der Gegenwart und dem Arbeiterleben gegriffen, das sie vortrefflich charakterisieren, sind sie dem sogenannten eleganten Lesepublikum, das nach pikanten Farcen und Ragouts doch auch hier und da wieder Hausmannskost verlangt, und dem Mann aus dem Volke gleichmäßig zu empfehlen.

Die Pantoffeln des Hofmeisters von Oskar Welten, mit einem Vorwort: Die Prüderie in der Litteratur. (Berlin, Ißleib.) Das Vorwort ist ein ästhetischer Aufsatz, schneidig und scharf, mit einem Geschmack ins Beißende, wie man's von Weltens Feder gewohnt ist. Aber um Gotteswillen, wie kommt dieses Vorwort und diese Erzählung zusammen? Man ist nach dem Vorwort auf etwas äußerst Pikantes oder Gewagtes, wenigstens auf etwas ausgeprägt Naturalistisches gefaßt, das „nicht für Kinder" ist. Dieses Buch aber ist für Kinder, deren Phantasie allein es zu reizen vermag und die obendrein eine „Nutzanwendung" daraus entnehmen können; drum würde ich's ohne Bedenken der halbwüchsigen Jugend in die Hand geben als die schönste „Familiengeschichte" der Welt. Also darum Räuber und Mörder? Darum der Kampf mit dem Riesen Prüderie — wegen dieser Lilliputanerpantoffeln! Darum dieses grimmige Gesicht, Herr Hofmeister?

Eine Pfingstfahrt von K. R. W. Uschner. (Zürich, Verlags-Magazin.) Es wird immer trüber auf dem deutschen Parnaß. Das scheint auch der verehrte Verfasser zu spüren und weil wir für seinen Dichterweltschmerz biographisch nicht genug Interesse und Mitleid fühlen möchten, gibt er uns denselben novellistisch zu verdauen. Inhalt der Novelle: „Ich, unter dem Pseudonym Willibald, bin ein großer, aber bis jetzt noch verkannter Poet, ich bin Idealist, das zieht aber nicht mehr, deshalb will ich mich dem ordinären Geschmack der Gegenwart anbequemen und Realist werden; ich habe bis jetzt eine Anzahl versifizierter Dramen geschrieben, die besten: „Jukka" und „Vaters Liebling" folgen in ihrem Inhalt. Die Hauptfiguren der andern führen als Traumgebilde einen Geistertanz auf, sich mit den Zopfintendanten herumbalgend. Ferner bin ich noch Lyriker, ein annehmbarer Lyriker, wie das Dutzend Probepoeme, welche die Versnovelle durchziehen wie Rosen den Kranz, beweisen. Daß ich nebenbei auch eine Pfingsttour durch das Etschthal gemacht, ist nur deshalb bemerkenswert, weil ich Dichter bin und in diesem gesegneten Erdstrich überall blasierte Zugvögel fand, die aus Langerweile ein bischen mit meiner Muse kokettierten und sich für dieselbe „gütigst verwenden" wollen; also die Zukunft der Muse ist gerettet! Es lebe „Jukla", es lebe „Vaters Liebling", es lebe der Manuskriptenkoffer, Dichters treuer Begleiter! Daß sämtliche Damen sich in mich verliebten und ich zur Revanche doch auch eine derselben mit meinem Herzen und einem Gedicht beglücken mußte, ist selbstverständlich — ich bin ja Dichter! — —"

Doch ist an dem Büchlein ein hübscher, eleganter Stil und graziöser Versbau rühmend hervorzuheben; die Eindrücke sind meist poetisch empfunden, manchmal labt eine Würze Selbstironie und prickelnden Humors in der Hitze der dichterischen Selbstapotheose, die leider mehr und mehr in Mode kommt, sehr zum bon plaisir des Verfassers und Mißvergnügen des Publikums, aber „thut's kein andrer, thun wir's selbst!" Also liebes Publikum, verehrte Kritik, richte dich darnach!

Schlimme Geschichten von Gustav Adolf. (Zürich, Verlags-Magazin.) Das sind allerdings schlimme Geschichten; sie berühren uns manchmal so schmerzlich, daß man fast laut aufschreien möchte. Schlimm heißen sie, weil Held oder Heldin jeder Novelle zu Grunde gehen müssen, nicht müssen, weil es die Handlung oder irgend eine ästhetische Nemesis bedingt, sondern weil der Pessimismus jetzt Mode ist und es pikant und aufrüttelnd wirkt auf die schlaffen Nerven unserer morphiumsüchtigen Zeit, wenn die unsere Sympathieen endlich erweckende Person — der Dichter hat uns ja die ganze Zeit mit dem Strohhalm unter der Nase gekitzelt! — effektvoll stirbt; manchmal hat so etwas sogar die Kühnheit sich Realismus zu nennen, wohl nur im friedlichen Gegen-

satz zu den Familienblattromanen, in denen die beiden Hauptmatadoren unbedingt im ehelichen Hafen landen müssen zur Festigung der allgemeinen Moral und als Aufmunterung für heiratsscheue Junggesellen. — Der Verfasser wird vom Kritiker nicht verlangen, daß er ihm eine Anleitung zur Erlernung des Dichterhandwerks beilegt, aber daß diese „schlimmen Geschichten" wirklich schlimm sind, mag er ruhig glauben. Es macht alles zu sehr den Eindruck des novellisierenden Anfängertums, das ein Dutzend Novellen bekannter Autoren gelesen und nach deren Schablone die Dutzendwaare „verfaßt". Es ist doch gar zu schön etwas „Selbstverfaßtes" zu lesen, wenn auch dessen Handlungen, Wandlungen und Bilder hundertmal schon vorher „verfaßt" worden sind, nur Gott sei Dank nicht so trocken und doch larmoyant, so gesucht und doch banal — es ist eben nirgends der Hauch echter Poesie, gottbegnadeten Dichtertums zu spüren, der auf den Höhen weht und auch die Tiefen reinigend durchbraust. O Herr Gustav Adolf, nonum prematur ist ein tiefsinniger Rat! Muß denn heute Alles gleich in die Druckerei? L. Willfried.

Litterarische Reliefs.

Unter diesem Titel hat unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Ernst Ziel in Canstatt der ersten Reihe seiner Dichterporträts eine zweite folgen lassen (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag), welche die Dichter Freiligrath, Scheffel, Graf v. Schack, Freytag und Stieler vorführt. Ein Dichter-Bild, das die Meister-Signatur Ernst Ziel trägt, ist schon künstlerisch so wertvoll, daß man es mit innigster Herzensfreude betrachtet, auch wenn man über manchen Zug eine abweichende Ähnlichkeitsmeinung vertritt. Es gibt nichts Interessanteres, als einem Meister zu folgen, wie er Strich für Strich das Bild eines anderen Meisters entwirft und zum lebendigen, sprechenden Kunstwerk formt. Es ist immer fesselnd, bedeutend und groß, was ein Großer von der Größe, ein Bedeutender von der Bedeutung eines anderen schöpferischen Geistes aussagt. Da gibt es seltene Offenbarungsblitze, die eine ganze Welt der Seele beleuchten, die für den gewöhnlichen Blick ohne diesen berufenen Vermittler ewig im Dunkel geblieben wäre; da gibt es überwältigende Beleuchtungseffekte, vor denen dem verschlafenen Beschauer das Herz weit und wonnig aufgeht . . . Mein litterarisch-bescheidener Mitdeutscher, dulde die Freiheit, daß ich den Deutschen Ernst Ziel als Dichterporträtisten wenigstens neben den gefeierten Dänen Georg Brandes stelle. Erlaubt mir aber dein Mannesbusen gar eine teutonische Ketzerei, so stelle ich mit Wonne den Deutschen über den Dänen. Nimm das Buch und prüfe selbst, ob meine Begeisterung über die Schnur gehauen! M. G. Conrad.

Zur Kunstschreiberei der Gegenwart: ein Pranger.

Gewiß erinnert sich der Leser eines Zeitungsartikels „Eine gefälschte Gemäldegalerie", der vor einigen Monaten das größte Aufsehen in der kunstfreundlichen Welt machte. Es handelte sich um die von Professor Levin ausgesprochene Behauptung, daß von den 141 niederländischen Bildern, die sich im Städelschen Institut zu Frankfurt befinden, 61 gefälschte Signaturen tragen u. s. w. Natürlich war die „Frankfurter Zeitung" das zunächst berufene Organ, Sturm zu läuten und alle guten Geister zu beschwören, den Levinschen Angriff auf die Städelsche Galerie mit vereinten Kräften abzuschlagen. Wie dieses besorgt wurde, schildert Professor Levin im ersten Teil seiner Schrift „Zur Frage der Bilderfälschung" (Düsseldorf, Felix Bagel,

Mark 1,20): Meine Gegner. Im zweiten Teil: Meine Person — gibt der Verfasser an der Hand seiner eigenen Entwickelungsgeschichte ein überaus interessantes Bild von den künstlerischen Zuständen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, die nicht immer schöne Gegenden sind; im dritten Teil beantwortet er in sehr klarer, überzeugender Weise die Frage: Wie fälscht man alte Bilder? Seit Herr Karl Hoff in Karlsruhe mit seiner Broschüre „Künstler und Kunstschreiber" vor bald fünf Jahren auf den Plan rückte, ist keine Schrift erschienen, die mehr die allgemeine Aufmerksamkeit herausforderte, als die vorliegende von Professor Theodor Levin, Konservator und Bibliothekar der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf. Diese Schrift ist ein Dokument und ein Pranger. Man sehe genau hin! Es ist der Mühe wert. M. G. Conrad.



Redaktions-Post.

Redaktion der „Post" in Berlin. Sie haben in Ihrer Beilage vom 2. November gelegentlich der Besprechung des Suttner-Heftes unserer „Gesellschaft" so liebenswürdige Proben ihres Verständnisses der modernen vaterländischen Litteratur und Ihrer kritischen Logik zum Besten gegeben, daß wir nicht umhin können, davon öffentlich Notiz zu nehmen. Wie sehr müssen Sie auf die edle Gedankenlosigkeit Ihrer Leser rechnen, wenn Sie in einem Atemzuge behaupten dürfen, daß in unserer „seltsamen" Zeitschrift die Vertreter des Naturalismus „sich gegenseitig in maßlosester Weise verherrlichen" und — daß einer der „vorgeschrittensten Vertreter" zum Erbarmen „schlecht gemacht" wird. Eine wunderbare Erscheinung in der That, die wir Ihrem „seltsam" erleuchteten Geiste bieten: wir verherrlichen uns gegenseitig in der maßlosesten Weise, indem wir einen der Unseren — und dazu noch einen der „Vorgeschrittensten" — zum Erbarmen schlecht machen! Eine so raffinierte Fähigkeit haben wir uns wahrlich nicht zugetraut. Ein neuer Beweis für das Entdeckergenie und die Findigkeit der — „Post"! Wir fühlen uns so geschmeichelt, daß wir Ihnen von nun an Alles aufs Wort glauben werden. —

Redaktion der „Gegenwart" in Berlin. Wir setzen von Ihrer Klugheit und Liebenswürdigkeit voraus, daß Sie es nicht als unberufene Einmischung in Ihr Redaktionsgeschäft, sondern als einen guten Dienst ehrlicher Kollegialität betrachten, wenn wir Ihnen Mitteilung von folgender Zuschrift machen: „Der Spir-Artikel (‚Ein scholastisches Gespenst') in der ‚Gegenwart' vom 17. September hat nur das einzige Gute, daß sein Verfasser sich schämte, seinen Namen zu nennen. Denn es ist in der That eine Schande, daß so etwas gedruckt wird über einen ernsten Denker, von jemand, der den Kernpunkt der ganzen Frage gar nicht begriffen hat und aus Mangel besserer Gedanken seinen Gespenster-Witz zu Tode reitet — und das in einem Blatt, welches sich Jahre lang zum Organ der trübsten Ausflüsse Du Prel'scher Mystik gemacht hat." Vielleicht veranlassen diese Zeilen Ihren anonymen Mitarbeiter, seinen Spir-Artikel nochmal zu überprüfen und seine gewonnene bessere Einsicht mit seinem vollen Namen zu vertreten. Und zum Schlusse noch dies: Ihr anonymer Mitarbeiter schreibt:

„Wir behaupten, Spirs Philosophie ist in unseren Tagen eine Gespenster-Er-

scheinung, und wenn auch Spir selbst hundertmal das Gegenteil sagt und mit Kantischen „Terminis operiert und hundert Seiten aus Mill und Spencer abschreibt ...“

In dieser Fassung wird jeder unbefangene Leser einen Vorwurf des Plagiats erkennen müssen. Ein solcher Vorwurf muß aber sofort begründet und bewiesen und darf nicht bloß mit einem „Wir behaupten“ vorgebracht werden. Da wir keinen Grund zu der Annahme haben, daß sich die „Gegenwart“ unter Ihrer Leitung zu anonymen litterarischen Ehrabschneidereien hergibt, so werden Sie wohl Ihren namenlosen Kritiker zur notwendigen Richtigstellung seiner Aussage oder zur Beweiserbringung veranlassen.

H. S. in Haidhausen. Daß der freigeistige Ton, der am Stammtische der „Ungespundeten“ herrscht, gewissen Isar-Athenern nicht behagt, wundert uns nicht. Er will mitunter uns selbst nicht ganz behagen, aber aus Ursachen ganz anderer Natur als jene, welche von unsern Benörgleen vorgeschoben werden. Wir müssen unterscheiden: es gibt Leute, deren Feinhäutigkeit sich wohl gegen die „Ungespundeten“ überempfindlich zeigt, aber z. B. die geist- und witzlose Unflätigkeit gewisser Preßbanditen-Schmieralien mit Wonne einsaugt. Über die Münchener Preßbanditen-Litteratur werden wir uns einmal ausführlich äußern in einem besonderen Kapitel. Das eilt nicht. Auch über das Publikum jener Strolchen-Presse. Wir können warten. Inzwischen:

„Wiehere, lustiger Plebs! es pißt der Hund an den Sockel,
„Der den Jupiter trägt, aber der Hund ist ein Hund.“

D. v. L. in Kiel. Brief gern besorgt. Das Gedicht von Fräulein Anna Klie im Oktoberheft wurde allgemein bewundert. Dr. Kurt Mook in Laufach bei Aschaffenburg schrieb, daß er seit Jahren nichts so Originelles gelesen. Unser Oberst Heinrich von Reder, der Dichter der „Federzeichnungen“, selbst ein Meister und von meisterlicher Strenge gegen sich und andere, sprach der „Karyatide“ seine höchste Anerkennung aus: „Ein gutes Gedicht“! Und so von allen Seiten. Die junge Dichterin hat außer einigen Beiträgen in Zeitschriften noch kein litterarisches Werk veröffentlicht. Als ihr eigentliches Fach nennt sie kunstgewerbliches Zeichnen und Malerei; sie wirkt seit einigen Jahren als Lehrerin an einer angesehenen Töchterschule in Braunschweig.

R. T. in Berlin. Heyse und kein Ende! Soll wirklich die Pariser Komödiantin Sarah Bernhardt, die Reklameheldin zweier Welten, noch von unsern deutschen Salonpoeten übertrumpft werden? Und das prahlt dem deutschen Publikum seit Jahrzehnten litterarische „Vornehmheit“ vor, während es Privatbriefe in den Redaktionen der Tagesblätter hausieren trägt und die Reporter mit sensationellen Notizchen versorgt?! Womit nicht geleugnet sein soll, daß uns die Beobachtung Spaß macht, wie die „Modeberühmtheiten“ allmählich ganz von selbst auf den Weg der „Modethorheiten“ geraten und als Litteraturgreise die kindischen Abgeschmacktheiten der publizistischen Kleingeister und betriebsamen Litteraturfabrikanten voll feierlicher Grandezza mitmachen.

L. G. in Nürnberg. Das „Fensterln“ ist sehr hübsch, aber als Feuilleton in einer Tageszeitung wirksamer. Zudem müßte sich Ihre Geduld eine harte Probe gefallen lassen, bis sich Raum zum Abdruck fände. Material-Überfülle!

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von Emil Herrmann sen. in Leipzig.



Verlag der K. R. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

Herausgegeben von

Karl Bleibtreu.

Wöchentlich eine Nummer in gr. 4. 2 Bogen. Preis pro Quartal 4 Mark.

„**Das Magazin**“, begründet 1832 von Joseph Lehmann, ist die einzige litterarische Wochenschrift größeren Stiles. Es orientiert den Leser auf allen litterarischen Gebieten und ist ihm ein bewährter Führer durch die Weltlitteratur.

„**Das Magazin**“ ist das billigste Litteraturblatt und sollte in keiner Familie **fehlen**, **in** der Sinn und Verständnis für Litteratur vorhanden ist.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Abonnements entgegen. Auf Wunsch versendet die Verlagshandlung Probenummern gratis und franko.

Nach vielen Bemühungen ist es mir gelungen, einige Exemplare des „Magazin“ zu komplettieren und stelle ich, soweit der Vorrat reicht, ein vollständiges Exemplar des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“, Jahrgang 1832—1882 ☛ 102 Semesterbände ☚ komplett für 150 Mark zur Verfügung.

Zeitschrift

für

Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von

Prof. Dr. M. Lazarus und **Prof. Dr. H. Steinthal.**

Die „Zeitschrift“, begründet 1860, wird von denselben Redakteuren mit Unterstützung ihrer alten Mitarbeiter und in demselben Geiste wie bisher fortgeführt; sie wendet sich nicht ausschließlich an gelehrte Kreise, sondern ist bemüht, auch dem gebildeten, verständnisvollen Laien Anregung zu geben. Der soeben komplett gewordene XVII. Band 1887 hat folgenden Inhalt:

Heft I: Ueber die Bedeutung der völkerpsychologischen Arbeiten Ad. Bastians von Julius Happel. Der wissenschaftliche Charakter der Ethnologie von Th. Achelis. Zur Geschichte des Induktionsbegriffes von Dr Guggenheim. Buchbesprechungen, Anzeigen 2c. — Heft II: Mythos, Sage, Märchen, Legende, Erzählung, Fabel von H. Steinthal. Die Farbenbezeichnungen im Chanson de Roland und der Nibelunge Not von Edmund Veckenstedt. Ueber die ursprüngliche Bedeutung der griechischen Daimones von Dr. Franz Krejci. Die Formenverhältnisse des Wortschatzes und die sprachlichen Baustile, ein Beitrag zur Aesthetik der Sprache von Dr. Otto Kares. Malayische Studien von Benoard Brandstetter. Ueber das phonetische Element in der Poesie von Lutoslawski. O. Schroders Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Waarenkunde von O. Weise. — Heft III: Begriff der Völkerpsychologie von H. Steinthal. Der Schlangen-Cultus von Prof. A. Nagele. Die Zerstörung des Tempels und des Prophetenhauses zu Silo von Dr. Siegm. Maybaum. Die Formenverhältnisse des Wortschatzes und die sprachlichen Baustile, ein Beitrag zur Aesthetik der Sprache von Dr Otto Kares. (Fortsetzung.) Buchbesprechungen, Anzeigen 2c — Heft IV: Ueber Gebräuche und Aberglauben beim Essen. Von Carl Haberland. Die Formenverhältnisse des Wortschatzes und die sprachlichen Baustile, ein Beitrag zur Aesthetik der Sprache. Von Dr Otto Kares. (Schluß.) Beurteilungen, Anzeigen 2c.

Die Zeitschrift erscheint in Bänden, aus 4 Heften bestehend. Jedes Jahr **ein Band von über 30 Bogen in gr. 8 zum Preise von 12 Mark.**

☛ Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen. ☚

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.





